

11-C-282

WELT- GESCHICHTE

VÖLKER · MÄNNER · IDEEN

VON

VEIT VALENTIN



ALLERT DE LANGE · AMSTERDAM

MCMXXXIX

MIT 32 GANZSEITIGEN ABBILDUNGEN,
DATEN, NAMENSREGISTER UND
LITERATURVERZEICHNIS

BIS ZU DEN RELIGIONSKRIEGEN

Koupi od	<i>Dr. Zipes</i>
Darem od	
v <i>Pravě</i>	za Kčs <i>130-</i>
Inv čis:	<i>37.039</i>
Sign:	

ÚSTŘEDNÍ KNIHOVNA
PRÁVNICKÉ FAKULTY UJEP
STARÝ FOND
Č. inv.: *0701*

Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung, vorbehalten.
Copyright 1939 by Allert de Lange, Amsterdam. Printed in Holland.
Druck der N.V. G. J. van Amerongen & Co., Amersfoort.
Ausstattung: H. Friedlaender

INHALT

Die Aufgabe	7
Was ist Weltgeschichte? 9; Kampf um die vier grossen Lebensgüter 11; Sinnggebung durch Weltanschauung 15; Der Grosse Einzelne, Epochenbildung 15; Gesetze, Wandlungen. Das Lebendige 17.	
1. Vorgeschichte	21
Rasse, Sprache, Volk 21; Rassemischung, Quellen der Urzeit 23; Clans, Wanderungen. Die drei Kulturstadien 25; Anfänge der Staatsbildung 27.	
2. Die Primitiven	31
Zauberwesen, Götter- und Totenkult 35; Das Ritual, Vater- und Mutterrecht 35; Das Kindlich-Künstlerische 37.	
3. Das alte Indien	41
Das Indoeuropäische Urvolk. Die Indoarier 43; Kastenwesen. Die Brahmanen, Buddha 43.	
4. Das alte China	49
Beginn der Dynastien, Kung-Tse 51; Lao-Tse. Die erste Glanzzeit 53.	
5. Ägypten	57
Nord- und Südreich, Gott-Tiere, Gräber 59; Das Alte und das Mittlere Reich 61; Die Hyksos, Karnak und Amarna, Echnaton 65; Die Reaktion, Tutanchamun 65; Epigonentum und Fremdherrschaft 67.	
6. Staaten und Kulturen Vorderasiens	71
Sumerer und Akkader, Babylonien 73; Assyrien 74; Neubabylonisches Reich. Das Volk Israel 77; Judentum und Prophetie 79; Die Phönikier 80; Karthago 81; Die Meder und Perser, Kyros 83.	
7. Das Griechentum	87
Hellenische Anfänge 88; Kreta, Mykene 89; Die Welt Homers, Tyrannis und Bünde - Die Perserkriege 91; Der Freiheitsgedanke, Athen und Sparta 93; Verfassungsprobleme 95; Die Philosophen und Künstler 96; Staatsreligion, Tempelbau 97; Soziale Zustände. Die Tragödie 99; Naturwissenschaft. Die Historie 101; Die Sophisten, Sokrates 103; Die Sokratischer, Platon 103; Aristoteles - Theben und Syrakus - Makedonien 107; Philipp und Alexander 109; Der Alexanderzug 109; Idee der Weltherrschaft 111; Der Hellenismus 112; Asiatische Mischkulturen 113; Der Autoritätsstaat 115.	

8. Rom 119
 Etrusker und Latiner 120; Roms Anfänge 121; Patrizier und Plebejer 121; Der Keltensturm, Klassenkämpfe 123; Epochen der Eroberungspolitik 125; Rom und Karthago 125; Kampf um Sizilien, Hannibal 127; Karthagos Ende, Eroberung des Ostens 129; Roms Herrschaftsstil 130; Religion, Sprache, Sitte 131; Soziale Entwicklung, Klassenkampf 133; Die Revolutionsepoche 133; Die beiden Gracchen 133; Marius und Sulla 137; Die konservative Reform, Spartakus 139; Cäsar 141; Untergang des Pompejus 143; Der Cäsarismus. Letzter Bürgerkrieg 143; Octavian wird Augustus 147.
9. Römische Reichsentwicklung. Christentum. Germanentum 151
 Kultur der Kaiserzeit 153; Die Provinzen, Verfallssymptome 155; Religiöse Bewegung, Weltbürgertum 157; Dionysos, Orpheus, Attis. Der Isiskult 159; Das Christentum 160; Das Judentum, Jesus. Der Messias 161; Urchristentum und römische Obrigkeit 163; Massenchristentum. Die Theologie 165; Die Germanen 165; Wanderungen, Sitten, Ethnische Merkmale 167; Religion, Sippe, Volksversammlung 169; Die römische Militärmonarchie 170; Der Limes, Germanisierung des Heeres 171; Trajan und Hadrian. Der Kaisergott 173; Die Soldatenkaiser, Diokletian 175; Christenverfolgungen; Plotin 177; Dogmenstreit, Konstantin der Grosse 179.
10. Germanische Herrschaftsgründungen. Byzanz 183
 Toleranz? Augustinus. Die Hunnen 185; Die Goten, Ostrom und Westrom 187; Staatsformen der Völkerwanderung 189; Byzanz 191; Justinians Staats- und Rechtsideologie 193.
11. Indien und China. Der Islam 197
 Sanskritliteratur. - Han- und Tangzeit 199; Der Islam 200; Arabien, Mohammed 201; Prophetie, Koran, Glaubenskrieg 203; Kalifatsherrschaft. Die Schia 205; Das Maurentum. Der persische Einfluss 207.
12. Karl der Grosse 211
 Hausmeiertum, Missionierung 213; Das Papsttum, Gregor der Grosse 215; Langobarden, Sachsen, Bayern 217; Slawentum, Byzanz, Kaiserkrönung 219; Königsboten, Ständewesen, Klerus 221; Karolingische Kultur 223.
13. Die Entstehung europäischer Sonderherrschaften und die deutsche Vormachtstellung 227
 Slawen, Angelsachsen, Skandinavien. Die Normannen 229; Russland. Der Balkan 230; Das Grossfürstentum Kiew 231; Deutschland 232; Germanisierung von West- und Südslawen 233; Die Sachsenkaiser, Otto der Grosse 235; Die Kaiseridee, Kultur der Sachsenzeit 237; Ende der Ottonen 239; Cluny. Die Salier 241; Aufstieg des Papsttums, Gregor VII. 243; Kaiser Heinrich IV. 245; Canossa. Das Wormser Konkordat 247.

14. Das Zeitalter der Kreuzzüge 251
 Das Byzantinische Kaisertum. Spanien 253; Krieg mit den Mauren. Die Reconquista. - England 255; Normannen und Angelsachsen 257; Das Parlament, Hochadel und Gentry 259; West-östliche Handelswege 260; Der wirtschaftliche Bedarf, Venedig 261; Der Kreuzzugsgedanke 261; Wesen und Bedeutung der Kreuzzüge - Die ersten Hohenstaufen 263; Neue Orden, Bernhard von Clairveaux 265; Friedrich Barbarossa 267; Die lombardischen Städte - Heinrich der Löwe 269; Deutsche Kolonisation im Osten 271; Kaiser Heinrich VI. 273; Kaiser Friedrich II. 274; Papst Innocenz III. 275; Vierter Kreuzzug und lateinisches Kaisertum 277; Charakter und Kultur Friedrich II. 279; Sizilien. Das Reich. - Jerusalem 281; Territorialgeist, Kampf um Italien 283; Deutschlands Abstieg, Frankreichs Aufstieg 284; Untergang der Hohenstaufen 285.
15. Die Kultur der europäischen Feudalzeit 289
 Misstände der Kirche. Das Ketzerwesen 291; Der heilige Franz, Geistliche Ritterorden, Wesen des Rittertums 293; Vasallenwesen, Lehnsherrschaft 295; Volks- und Kunstpos, Die Gotik 297; Kathedralen und Burgen - Wissenschaft und Recht 299; Universitätswesen, Römisches Recht 201; Königsgewalt und Städtewesen 302; Souveränität, Geldwirtschaft 303; Bürgertum. Städtische Freiheit 305; Reife und Problematik des Mittelalters 307.
16. Der Beginn der Italienischen Renaissance 311
 Italienisches Menschentum, Florenz 313; Wettkampf der Kommunen. Die Signorie 315; Der Neue Geist 317; Lebensgefühl, Diesseitigkeit - Christentum, Altertum, Humanismus 319; Avignon. Der Romgedanke 321; Fortleben und Entdeckung der Antike. - Petrarca 323; Humanismus und Volkstum 325; Dante 326; Die Göttliche Komödie 327; Das Quattrocento 328; Boccaccio, Künstler und Handwerker 329; Die Kunst des Alltages 331; Florenz 332; Die Medici 333; Lorenzo il Magnifico 335.
17. West- und Mitteleuropa vor der Reformation 339
 Spanien und Portugal 339; Frankreich und England. Der hundertjährige Krieg 341; Wiclif - Die Jungfrau von Orleans 343; Bürgerkrieg der roten und weissen Rose 345; Burgund 347; Deutsche, Skandinavien und Slawen 348; Mitteleuropäische Nachbarschaft 349; Rudolf von Habsburg 350; Ottokar von Böhmen. Der Landfrieden 351; Heinrich VII. - Ludwig der Bayer 353; Marsilius von Padua - Kaiser Karl IV. - Die Prager Mischkultur 353; Die Goldene Bulle 357; Krise des Geistes und der Wirtschaft 359; Die Kirchenreform 359; Johann Hus. Das Hussitentum 361; Polen, Ungarn, Böhmen - Weltmacht der Habsburger 363; Kaiser Maximilian I. 365; Fürsten, Ritter, Städte - Recht und Wirtschaft 367; Die Hanse 269; Patrizier und Zünfte. Das Bauerntum 371; Geistige Kultur 372; Nikolaus von Kues, Erasmus, Parazelsus 373; Literatur und bildende Kunst; Dürer 375.

18. Asiatische Expansion. Alt-Amerika. Europäische Entdeckungen 379

Mongolen und Türken 379; Das Serbische Reich 381; Das Osmanische Reich 383; Russland 384; Kiew, Nowgorod, Moskau 385; Der Zarismus. Die Moguln in Indien 387; China 388; Die Mongolenkaiser 389; Die Mingzeit - Japan 391; Kaisertum und Shogunat 393; Bushido, Feudalismus, Romantik 395; Altamerika 396; Die Indianische Kultur 397; Azteken, Maya, Inka 399; Europäische Entdeckungen 400; Die Portugiesen 401; Die Spanier in Amerika 402; Columbus, Cortez, Pizarro 403; Das Schicksal der Indianer 405.

19. Die Zeit Karls V.: Hochrenaissance und Reformation 409

Die Hochrenaissance 410; Der Cortegiano 411; Urbino, Ferrara. Das Ritterepos 413; Venedig 415; Die Kurie - Die Familie Borgia 417; Das Französische Königtum 419; Savonarola, Der Kampf um Italien 421; Michelangelo, Leo X. 423; Die deutsche Reformation 421; Martin Luther 425; Der Ablassstreit. Die Volksbewegung 427; Das Wormser Konzil 429; Bibelübersetzung, Schwarmgeisteri 431; Ritterfehde und Bauernkrieg 431; Soziale Revolution, Thomas Münzer 433; Die Spätrenaissance 434; Guiccardini, Machiavelli 435; Der Principe, Pietro Aretino 437; Luthertum und Calvinismus 437; Täuferwesen, Abendmahlsstreit 439; Luthers Ende. - Johann Calvin 441; Protestantisches Kirchenwesen 443; Das Ende Karls V. 444; Trientiner Konzil, Passauer Vertrag 445; Augsburgere Religionsfrieden 447.

20. Die Gegenreformation 451

Jesuitenorden und Barock 451; Loyola und das Papsttum 453; Der Geist des Barock 455; Römische Lebensform - Deutschland 457; Der Konfessionalismus, Kaiser Rudolf II. 459; Kulturstillstand 461; Handwerk - Universitäten, Schulen 463; Philipp II. 464; Der Escorial, Don Carlos 465; Spanischer Stil und Herrschaftsanspruch - Der Freiheitskampf der Niederlande 467; Gründe und Wesen der Volksbewegung 469; Trennung von Norden und Süden - Die Hugenottenkriege 471; Politischer Charakter der protestantischen Opposition 473; Der Mord als Kampfprinzip 475; König Heinrich IV. 477; Ziele der französischen Aussenpolitik - Königin Elisabeth von England 479; Der Tudorgeist 481; Maria Stuart. Spanische Bedrohung 483; Der Anglikanismus, Shakespeare 485.

Daten und Bücher 487

Namensregister 525

DIE AUFGABE

Weltgeschichte — Völker, Männer, Ideen — in zwei Bänden? Also Weltgeschichte als Weltanschauung? — Weltgeschichte! Es mag leichter sein, eine Weltgeschichte in hundert Bänden zu schreiben. Denn die Tatsachenwelt ist nach unten unbegrenzt. Es gibt die historische Schwelle; nur die Ereignisse oberhalb dieser Schwelle sind geschichtlich belangvoll. Aber diese historische Schwelle liegt verschieden hoch, je nachdem Familien- oder Lokalgeschichte, Stadt- oder Territorial- oder Staatengeschichte, Kirchengeschichte, Kriegsgeschichte, Wirtschafts- oder Kulturgeschichte, europäische oder amerikanische Geschichte oder eben — Weltgeschichte geschrieben wird. Für jede Weltgeschichte verbleiben unterhalb jener Schwelle sehr viele Geschehnisse als unwesentlich, die für eine Sonderbetrachtung den Sonderwert des historisch Gewichtigen bekommen. Das Bedürfnis der heutigen Zeit nach Weltgeschichte ist ein Rückschlag gegen die Fachhuberei des Spezialistentums, dessen Exaktheit innerlich verwandt war mit dem Industrialismus und der naturwissenschaftlichen Einzelforschung. Die neue Wendung zum Wesentlichen, Allgemeinen, psychologisch und grundsätzlich Gültigen gibt auch der Weltgeschichte neuen Antrieb.

Weltgeschichte bleibt doch ein gutes Wort. Welt bedeutet natürlich nicht jenen naturwissenschaftlichen Kosmos, innerhalb dessen die Erde nur ein kleiner Stern ist, innerhalb dessen die uns bekannten Menschengeschicke auf diesem Stern nur einen winzigen Teil gewaltigen, gänzlich überpersönlichen Geschehens darstellen. Es gibt den inneren Kosmos. Welt ist etwas Geistiges — die Gesamtheit alles dessen, was sich im Bewusstsein der heutigen Menschheit vollzogen hat, die Gesamtheit der lebendigen Erbschaft, über die sie verfügt, mit der sie arbeitet, von der ihr weiteres Schicksal wahrscheinlich abhängt. Weltgeschichte kann, wenn überhaupt, nur von einem ent-

schlossenen Gegenwartsstandpunkt aus geschrieben werden. Das war früher schon so: je kräftiger das Gefühl des Neubeginns, desto stärker das Bedürfnis nach Weltgeschichte. Jede Generation wird sich ihre Weltgeschichte formen; heute sind wir daran. Für uns ist Weltgeschichte deshalb ein Bekenntnis, eine Rechenschaft und ein Programm. Wir wagen uns an Weltgeschichte, weil sie uns zur Weltanschauung werden soll.

Weder Philosophie noch Nationalökonomie noch Prähistorie, noch Anthropologie, Archäologie oder Biologie, weder Soziologie noch Geopolitik noch Kulturpsychologie noch Kulturmorphologie wird hier getrieben. Der Verfasser ist ein Historiker und nichts anderes. Er hat von den befreundeten und benachbarten Wissenschaften gelernt, soweit es ihm möglich war; er ist ihnen dankbar vor allem für die Erkenntnis, dass es neben diesen vielen Disziplinen immer weiter eine Geschichtswissenschaft geben muss, deren vornehmste Aufgabe die Weltgeschichtsschreibung bleibt.

Viele Fragen erheben sich noch bei dem Begriff Weltgeschichte. Ist die Menschheit einheitlich? Kann also die Welt, die sie sich schafft, etwas wie eine Einheit darstellen? Wenn es früher religiös und philosophisch, als Heilswahrheit, als Offenbarung und Postulat, eine Einheit gegeben hat, so hat sich neuerdings die Tendenz zur Vereinheitlichung im Staatlichen und Wirtschaftlichen, im Technischen und Gesellschaftlichen entwickelt. Das Weltkapital z.B. baut eine rationelle Erdbewohnung auf. Dieses allmähliche Zusammenwachsen zum Menschheitlichen, zur geistigen und praktischen Universalität zu zeigen, wird besonders wichtig sein. Eine in sich wahrhaft zusammenhängende Erdenwelt steht wahrscheinlich als praktisches Ziel am Ende der Weltgeschichte.

Die Weltgeschichte ist *kein* Weltgericht. Wehe einem Richter, der den Triumph uralten Unrechtes so immer von neuem zulassen wollte! Nicht umsonst hat der christliche Glaube das jüngste Gericht an das Ende aller Erdentage verlegt und die Gottheit selbst, also die jenseitige Macht, als Weltenrichter in Anspruch genommen. Die Weltgeschichte ist auch nicht die Verwirklichung eines ständigen Fortschreitens vom Niedrigen zum Höheren, vom Schlechteren zum Besseren, von der Knechtschaft zur Freiheit. Sie stellt vielmehr eine Wellenlinie von grausamer Gewundenheit dar; sie lässt auf die Vollendung unmittelbar den Absturz folgen, sie lässt das Edle zu Grunde gehen an der unsterblicheren Gemeinheit, sie lässt Propheten und Tribunen vom Volke verbrennen, sie lässt die Vernunft durch Leidenschaften schänden und opfert die Blüte und die Hoffnung des Lebens dem Ehrgeiz, der Eifersucht und der Eitelkeit. Sollte sich der Mensch nicht lieber abwenden? Wie viele haben das getan! Aber sehr viel

mehr werden trotz allem vom weltgeschichtlichen Geschehen unwiderstehlich gebannt. Die Weltgeschichte ist das menschliche Leben selbst, sie ist genau so unberechenbar, sie ist genau so spontan, sie ist ein Augenblicksgebilde, der Lage und dem Charakter der Handelnden entsprungen. Jeder Lebende ist selbst nur ein gewordenes Stück des Geschehens und kann nicht heraus aus dem Banne. Wir fühlen es: auch bei den entferntesten Dingen handelt es sich in der Weltgeschichte immer um uns selbst. Wir sind ein vorläufig letztes Glied dieser klirrenden Kette ungeheurer Wirklichkeit. Wir schleppen die Kette mit uns, sie ist unsere Fessel, aber auch unser Schmuck, die meisten Glieder sind aus Eisen, einige aber aus Gold. Die Kette wird wahrscheinlich noch sehr lange weiterlaufen. Denn der Weltuntergang ist eine Phantasie, die aus religiöser Lebensangst geboren wurde.

* * *

Weltgeschichte ist nur möglich durch eine in sich einheitliche Deutung und Wertung. Unsere Deutung lautet so: Die Weltgeschichte ist der Kampf um die vier grossen Lebensgüter Religion, Kunst, Wissenschaft und Staatsform. Ziel und Sinn der Weltgeschichte ist, einem möglichst grossen und immer grösser werdenden Teil der Menschheit, unter tragbaren sittlichen und wirtschaftlichen Bedingungen, selbständigen Anteil an den vier grossen Lebensgütern zu gewähren. Bis jetzt hat es nur Teillösungen beim Kampf um dieses Ziel gegeben; die letzte gültige Lösung für alle Menschen liegt wohl da, wo sich die Parallelen schneiden. Jahrtausendlang hat alle Kultur auf Sklaverei und Leibeigenschaft beruht. Von jeher war es strittig, was „sittlich und wirtschaftlich tragbare Bedingungen“ sind. Der Streit darum ist grade ein Hauptstoff historischer Bildungen. Die Religion ist verweltlicht und zum diesseitigen Machtfaktor erniedrigt worden; die Kunst war abhängig von den Mächtigen und musste ihren Interessen dienen. Noch ärger wurde die Wissenschaft von staatlichen und kirchlichen Mächten geknechtet und missbraucht; die Staatsform selbst hat sich aller anderen Lebensgüter bedient, um sich als Träger der Macht gegenüber Recht und Sitte, gegenüber der Freiheitssphäre des Einzelmenschen, gegenüber wetteifernden politischen Ideen durchzusetzen, immer geneigt, sich zur Allmacht auszudehnen, getragen und gehandhabt von überragenden Willensmenschen.

Gerade die Überspannung der Staatsmacht hatte zur Folge, dass immer mehr vom Staate und seiner Form verlangt wurde. Viele Menschenalter haben um eine absolut beste Staatsverfassung gerungen, die es doch nicht geben kann. Der Staat sollte dem Staatsbürger

die Lebenssicherheit, die unantastbare Rechtssphäre, die Arbeits- und Entwicklungsmöglichkeiten, kurz ein sittliches und wirtschaftliches Existenzminimum garantieren. das immer höher angesetzt wurde. Wenn die patriarchalische Vorstellung vom Staate ihre falsche Analogie von der vaterrechtlich geordneten Familie genommen hatte, so wurde nun der Staat mehr und mehr zum Allretter, zum diesseitigen Heiland. Oft genug beantwortete er diesen Anspruch mit der Brutalisierung und Ausbeutung der Staatsbürger. Der Staat musste aber einsehen, dass er, wie er auch immer seine Verfassung formte, mit den anderen Staaten zusammen zu leben hatte. Seine Macht war nicht um der Macht willen da, sondern als Trägerin des Selbstschutzes, als Garantie der unabhängigen Lebensbetätigung der Staatsbürger. Der Staat ist unsterblich nur als Gefäß der Gesetzmäßigkeit. Die Rechtsidee ist mehr als der Staatsgedanke. Die Staatsmacht findet ihre Kritik, ihre Schranke und ihre Veredlung im Völkerrecht. Der Weg zu einem allumfassenden und wirklich geachteten Völkerrecht könnte der Weltgeschichte einen diesseitigen Sinn geben. Nicht Gott hat sich in der Weltgeschichte geoffenbart. Kein Gedanke konnte mehr den Sinn des Gottesbegriffes wie den des universalhistorischen Prinzips vernichten. Geoffenbart hat sich in der Weltgeschichte der Mensch, in seiner ganzen Beladenheit und Zerrissenheit, ringend mit der eigenen Niedertracht, gepeinigt von den Dämonen der Angst, vom Glückstrieb aufwärts gepeitscht, vom Zerstörungs- und Vernichtungstrieb besessen, von der Streitlust gekitzelt und geschüttelt, doch stets verlockt und überwältigt von Sehnsucht nach Frieden und Freiheit, nach Brüderlichkeit und Unsterblichkeit, von der Magie des Herrenmenschen aber immer wieder bezwungen. Das Wesen der Weltgeschichte ist Kampf. Tiefsinnig setzt die Sage an den Anfang der Geschichte der Beziehungen von Mensch zu Mensch den Brudermord. Formen, Ziele und Sinn des Kampfes haben sich gewandelt. Stamm stritt gegen Stamm, Dorf gegen Stadt, der Ritter gegen den Bürger, der Fürst gegen Kirche und Adel, der Gläubige gegen den Ungläubigen, das Kulturvolk gegen das Naturvolk, die Nation gegen den Unterdrücker, der Kontinent gegen die Seemächte, Staatenbündnisse gegen den Überstaat, Weltstaatsysteme gegen den Weltherrschaftsanspruch, aber auch der Bauer gegen den Grundherrn, der Bürger gegen die Privilegierten, der Liberale gegen die Bürokratie, der Parlamentarier gegen die Krone, der Pazifist gegen den Militarismus, der Arbeiter gegen das Kapital, der Terrorist gegen die massive Mehrheit, der Anarchist gegen Staatsvergottung. Der Krieg als Vernichter von Leben und Besitz ist in demselben Masse seltener geworden, wie er an Umfang und Durchschlagskraft zunahm. Dem Kriege sind andere Kampfformen zur

Seite getreten, er ist zum Teil durch sie ersetzt: der Kampf um die stärkere Waffe, das diplomatische Schachspiel um Gleichgewicht, das heisst um Verminderung des möglichen Risikos und die Erhöhung des möglichen Gewinnes, der Wettbewerb in Industrieprodukten, der Kampf um Rohstoffe und Absatzmärkte, der Rechtsstreit als Ersatz der Selbsthilfe im bürgerlichen und im zwischenstaatlichen Leben, der Streit der politischen Parteien und sozialen Klassen, die Diskussion aller wichtigen Fragen in der öffentlichen Meinung, ja im gewissen Sinne der Sport: das sind die neueren Arten des Kampfes, durch die eine rohe Zerstörung benachbarter Lebens- und Arbeitsformen ausgeschaltet wird; dafür entsteht aber ein verfeinerter und verwickelter Prozess, der an die Klugheit, die Geduld, die Erfindungs- und Organisationsgabe, die Widerstandskraft der Mitlebenden höchste Anforderungen stellt.

Nicht in den Klassenkämpfen erschöpft sich der Inhalt der Weltgeschichte; die Sorge um das materielle Wohlergehen der anschwelenden Massen in Europa ist von den Sozialphilosophen des 19. Jahrhunderts als drängendstes Zeitproblem erlebt und deshalb als heuristisches Prinzip für die früheren Zeiten rückwärts verwertet worden, in denen die Wirtschaft bereits einer der fühlbarsten Daseinsfaktoren war, aber sowohl der Selbständigkeit gegenüber den anderen Mächten der Gesellschaft wie der auf spezialisierter Rollenverteilung beruhenden inneren Spannung entbehrte; erst durch diese beiden Momente bekam sie in der neuesten Zeit ihre erschütternde Wucht und Wirkung. Die vier grossen Lebensgüter Religion, Kunst, Wissenschaft und Staatsform können, wie gezeigt, nur dann von der Mehrzahl der Menschen ergriffen und gewertet werden, wenn die notwendigen wirtschaftlichen Voraussetzungen erfüllt sind. Diese Voraussetzungen als Hauptziel der Entwicklung annehmen zu wollen, hiesse das menschliche Leben eudämonistisch verflachen.

Ist die Weltgeschichte eine Lehrmeisterin? Weil sie das vergangene Leben ist, wird sich alles gegenwärtig Lebendige immer um ihre Lehre pragmatisch bemühen. Imperatoren haben sich auf Imperatoren, Tribunen auf Tribunen, Reformatoren und Revolutionäre auf Reformatoren und Revolutionäre berufen — zumeist in Form von verwegenen Missverständnissen. Im Namen Jesu Christi sind unsagbare Greuel begangen worden; der umgefälschte Spruch manches toten Weisen musste eigene Gedankenlosigkeit ersetzen; je vergangener etwas ist, desto geheimnisvoller, erhabener und ausdeutbarer wird es sein. Familien wollen als alt und vornehm gelten, Völker wollen ihre Urtümlichkeit, Reinheit und Überlegenheit aus angeblich historischen Tatsachen dartun. Die Mehrzahl der Menschen kann ohne eine Tradition irgendwelcher Art nicht leben. Wer sich auf Vorläufer

oder Vorfahren beziehen kann, überzeugt schneller als der, der sich auf die Vernunft beruft. Von der wahren Weltgeschichte kann der Kenner freilich nur lernen, dass niemand etwas wirklich aus ihr gelernt hat. Diese Weisheit Hegels wird aber nicht helfen. Wer einen entschlossenen Willen hat und nur leidlich geschickt ist, der wird immer wieder mit der Weltgeschichte arbeiten. Alles ist schon aus ihr bewiesen worden, alles ist aus ihr beweisbar. Nicht als ob irgend eine Erscheinung je schon einmal dagewesen wäre. Dies ist ein Irrtum, der um billiger Weisheit willen die Feinheit und Fülle des geschichtlichen Lebens entwertet. Nichts war schon da; alles, was kommt, ist neu; jede Gegenwart wandelt sich unabsehbar ab; die Wirklichkeit ist verschwenderischer als jede Phantasie; es gibt keine historischen Gesetze. Die ganze Weltgeschichte ist ein Einzelfall, der aus Einzelfällen besteht; sie ist die Offenbarung des Individuellen. Sie ist von Menschen gemacht; im Menschlichen liegt ihr einziger und wahrer Zusammenhang. Die Weltgeschichte lehrt weder, was Gottes Wille ist — der Gedanke selbst schon ist eine Blasphemie, die sich aufhebt; noch lehrt sie den Triumph der Tugend über das Laster, noch lehrt sie den Sieg der Vernunft, noch gibt sie irgendeine Vorschrift, wie man sich für die Zukunft in bestimmten Lagen verhalten soll. Das Einzige, was es geben kann, sind ein paar bescheidene praktische Erfahrungssätze, die für unsere Gegenwart gelten, etwas rein Empirisches also, das durch neue Ereignisse völlig überholt werden wird. Auch unsere Weltgeschichtsdeutung endet mit einer Prognose, die wie jede echte Prognose aus Prophezeiung, Warnung und Resignation besteht. Die Prophezeiung geschieht im Bewusstsein der Absurdität, die Resignation entspringt dem Bewusstsein der Vergeblichkeit. Weltgeschichte als Weltanschauung ist also eine praktische Maxime und kein sittliches Postulat.

Das rein Ethische ist in der wirklichen Weltgeschichte ein seltener Grenzfall, der sich abseits vom eigentlichen Geschehen, nur nebenbei, und gleichsam unterhalb formt, als eine Provinz des Kontemplativen, des freiwilligen und weisen Verzichtes auf Handlung; es ist ein Verzicht, der dann freilich oft genug leidenschaftlich in das Gegenteil umschlägt und dadurch ganze Epochen in Bewegung gebracht hat — um aber schliesslich bei dem Heiligsten, auf das es eigentlich ankam, zu scheitern.

Einen Sinn in die Weltgeschichte zu legen, ist also unausweichlich für den, der sich bemüht, sie zu schreiben. Im Schreiben selbst liegt schon die Sinngebung. Weltgeschichte wird von Weltanschauung geformt und muss in Weltanschauung enden. Ohne einen Masstab des Potentiellen kann es keine logisch und ästhetisch erträgliche Darstellung geben. Wenn etwas weltgeschichtlich gelten soll, so verlan-

gen wir ein Mass von wertvoller Leistung, als Söhne unserer Zeit, mit dem deutlichen Gefühl ihrer Bedingtheit und Begrenztheit, aber getragen auch von dem Bewusstsein unseres Rechts auf Antwort. Doch es wäre anmassend und kindlich, wenn dieser „Sinn“ nun als etwas Absolutes, als geoffenbarter Weltgeist, als Logos oder als sonst ein romantisch-phantastisches Gespenst vorgestellt werden sollte. Wir glauben nicht mehr daran; wir wollen Realitäten begreifen als das, was sie sind, nicht besser, aber auch nicht schlechter, als sie es verdienen. Wir wollen die Wahrheit erkennen, die in den Dingen selbst liegt — das ist schon Mühe genug. Der Handelnde mag sich immer wieder finden in denen, die vor ihm waren, und sich an einer so erhabenen Genossenschaft stärken, die über die Jahrhunderte hinweggeht; wir Erkennenden sehen vielmehr das Bedingte, das zeitlich Gebundene, die unerschöpfliche Besonderheit, das Singuläre, das jeder Formel spottet. Wir wenden uns ab vom Typisieren und bekennen uns zur Persönlichkeit.

Könige, die von den Göttern stammten, Priester, die die Geheimnisse dieser Götter kannten und hüteten, Volksfürsten, die der kleine Adel emportrug, Tribunen, die das Evangelium der niederen Leute verkündigten, Feldherren, die sich ein Reich schmiedeten, Staatsmänner, die durch neue Gesetze allen Emporstrebenden bürgerliche Freiheit sicherten, Propheten und Meister des Wortes, die zum Sturz der Unterdrücker, zur Überwindung der Lüge aufriefen — das waren die Heroen, die die Wendungen der Weltgeschichte hervorbrachten: jeder anders, jeder getaucht in die besondere Farbe seiner Zeit, seiner Kultur, seines Glaubens. In diesen Menschen vermischte sich das Göttliche mit dem Teuflischen, sie handelten für sich und für alle, sie wollten Macht und Dienst zugleich, sie waren auserwählt und gebrandmarkt, erlesene Gepeinigte, beladen mit dem dreifachen Fluche der Einsamkeit, der Arbeit und des Ruhmes. Sie trieben vorwärts mit dem Szepter, der Peitsche und dem Schwert, sie schenkten Glück, ohne es selbst zu besitzen, und meist an solche, die nach etwas ganz anderem verlangten, sie zwangen die Widerwilligsten zur Gefolgschaft, selbst zur Anbetung, sie überwältigten ihre Zeit, ihr Jahrhundert, ja sogar ein Stück der Zukunft, sie bezwangen alles, manchmal sogar sich selbst. Kasten, Klassen, Stände, Sekten, Stämme, Gruppen, Dynastien, Kliken, Parteien — das sind die vielen Neutra, hinter denen die führenden Menschen stehen. Die menschliche Gemeinschaft hat oft Männer an die Spitze gebracht, die schlechter waren, als sie es verdient hätte; die wenigen besseren sind wahrhaft unsterblich.

Weltgeschichte ist aber keineswegs eine Sammlung von Lebensläufen heroischer Menschen, wie es die Biographen gerne erscheinen

lassen. Lebensbeschreibungen pflegen das Allgemeine zu verzerren. Die anonymen Einrichtungen der Verfassung, der Gesellschaft, der Wirtschaft zeigen ein ungemein zähes überindividuelles Leben. Erst die Spannung zwischen dem Ringen des Genies um ein Werk und dem Bedürfnis der Beherrschten, das sich in die anonymen Gesetzes-einrichtungen zu flüchten pflegt, lässt die ganze Fülle der Entwicklungsmöglichkeiten erstehen. Der Einzelne wird immer alles wagen müssen, Mut ist seine grösste Eigenschaft; wenn er nicht Leben und Namen auf das Spiel setzt, kann er nicht wirken. Die Masse will ergriffen, begeistert, aber auch misshandelt werden, sie erschauert und bewundert gerne zugleich. Sie liebt den Verwegensten und Härtesten, sie folgt deshalb auch eine Zeitlang dem Abenteurer. Reife Völker freilich glauben auf die Dauer nur der nachhaltigen Kraft, deren Herrschaft Hingabe ist. Das Staatsvolk ist gewohnt zu opfern und liebt sich selbst um des Opfers willen, aber es verlangt den Erfolg, der schliesslich materielles Glück, noch mehr aber Selbstachtung und Stolz auf Vollbrachtes bedeutet. Dem Erfolgreichen wird in der Weltgeschichte viel verziehen; über Pechvögel geht sie schnell hinweg; wer Grosses getan und geheimnisvoll untergegangen ist, bleibt ihr Liebling. Die Wissenschaft hat da allerhand auszugleichen, es gelingt ihr aber nicht immer, damit durchzudringen.

Es ist wahrscheinlich die stärkste Paradoxie der Geschichtsschreibung, dass Ereignisse um so genauer und einwandfreier festgestellt werden können, je unwichtiger sie sind. Die entscheidendsten Geschehnisse, die bedeutendsten Personen sind von Anfang an vom Mythos und der Legende ergriffen worden. Hier sind gerade die Quellen am uneinigsten, und der Zweifel steht am Ende jeder Erörterung. Und so fügt es sich, dass die faktische Wahrheit in diesen Fällen beinahe unwesentlich wird, während die Tradition als weltgeschichtliche Tatsache ihre Geltung behält. Zu dem bekannten Wort, dass der grosse Mann in den Augen seines Kammerdieners nicht gross ist, hat Hegel die berühmte Bemerkung gemacht: Dies läge wohl in erster Linie an dem Kammerdiener. Der Standpunkt des wahren Geschichtsschreibers darf weder zu cäsaristisch noch zu privat sein. Der Geniekult ist ebenso eine Verzerrung wie die Beurteilung der Historie vom Standpunkte eines provinziellen Amtsgerichts. Mit Recht hat man manchen deutschen Historikern vorgeworfen, dass sie kleine Bismarcks seien, und manchem französischen den gespreizten Napoleonismus. Gerade die Menschlichkeiten und Fehlleistungen machen den Heros wahrhaftiger und begreiflicher. Die Vergöttlichung in der Antike, der Heiligenschein des Mittelalters und die moderne Steigerung zum überlebensgrossen Marmordenkmal machen in gleicher Weise den Helden uninteressant,

weil der Widerspruch des Lebens aufgehoben wird. Und so bedeutet auch die Entdeckung des kleinen Mannes in der Kulturgeschichte, die Würdigung seiner oft ungenützten Eigenschaften, eine Erhöhung der Spannung in der Historie, weil die äussersten Punkte der Komposition damit voneinander entfernt werden und sich so der Reiz der Polyphonie verfeinert.

Es ist ein altes Bemühen universalgeschichtlicher Darstellung, eine bedeutsame Epochenbildung aufzufinden und so Struktur in das Chaos der Überlieferung zu bringen. Die Kirchenväter unterschieden sechs Schöpfungstage oder die natürlichen Lebensalter in der Weltgeschichte; für sie war die Entwicklung der Menschheit die Entwicklung des Reiches Gottes auf Erden, die Abwicklung des göttlichen Heilsplanes, die Hinführung der einheitlichen Menschheit zur zunehmenden Heiligung bis zum schliesslichen Triumph am jüngsten Tage. Die Kirchenspaltung verweltlichte und politisierte die Historie. So wie die neuen Staatsbildungen vor allem an sich selber denken mussten, so wurde auch die Geschichtsschreibung speziell, absolutistisch, skeptisch und pragmatisch. Erst im 18. Jahrhundert wagte man sich wieder an den Universalismus und versuchte, den Sieg des Geistes, die zunehmende Herrschaft der Erkenntnis, den Fortschritt von der Natur zur Vernunft nachzuweisen — alles in der Richtung auf das grosse Ziel der die ganze Menschheit umfassenden und beglückenden Kultur. Die Eigenart und der Eigenwert der verschiedenen Geschichtsepochen ist damals zuerst von dem Italiener Vico gefühlt und gedeutet worden. Andere haben von verschiedenen Kulturkreisen gesprochen; später unterschied man eine Reihe von „Gesellschaften“, Zivilisationsgruppen. Gobineau gibt zehn, A. Toynbee neunzehn, andere sehr viel mehr solcher Gesellschaften an. Einen grossen Eindruck hat Spengler mit seinen Kulturepochen und ihrem Kreislauf gemacht. Hegels berühmte Stufentheorie und Jakob Burckhardts weltgeschichtliche Betrachtungen haben allen Nachfolgern Wesentliches an Erkenntnis vermacht.

Noch immer tragen wir in unserm Wissensgepäck mit uns als eine Mitgift vergangener Schulmeisterei das alte gute Schema: Altertum-Mittelalter-Neuzeit. Viele Gelehrte hielten es für unausrottbar und wandten es, seiner antik-christlich-germanischen Herkunft zum Trotz, auf die anderen Kulturkreise an, so dass nun mit dem Anspruch, tief sinnig zu sein, von dem indischen oder chinesischen Altertum, von dem japanischen oder dem griechischen Mittelalter gesprochen wird. Andere haben sich als Sinnbild den Ablauf des menschlichen Einzellebens genommen und sind so zur Unterscheidung von Jugend, Reife und Alter gelangt; oder man hat sich an die Jahreszeiten gehalten und gesprochen vom Frühling, Sommer, Herbst

und Winter der Völker. Dieses naive Schema liess eine Art von schicksalsmässigem Ablauf entstehen, verwirrend und anziehend wie jeder Fatalismus. Untergegangene Kulturen boten ihr abgeschlossenes Dasein als ein bequemes Experimentierfeld dar. Verlockt von philosophischer und naturwissenschaftlicher Begriffsbildung, übertrug man die scheinbar beweiskräftige Erfahrung auf die noch lebendigen Entwicklungen und liess dann solch zwingende Logik seherhafte Erkenntnis spielen. Herder hat gesagt, dass jedes Kulturalter durch verschiedene Lebensalter hindurch müsse; Comte hat ein Dreistadiengesetz des Kulturverlaufs aufgestellt. Auch einer der tatkräftigsten und erfolgreichsten Forscher von heute, Leo Frobenius, spricht von Jugend, Mannesalter und Vergreisung, er sieht in jedem Weltalter einen Organismus, der den ihm eigentümlichen Mittelpunkt seiner eigenen Glückseligkeit besitzt.

Alle diese Konstruktionsversuche leiden an dem gemeinsamen Fehler, das Symbol mit der Wirklichkeit zu verwechseln. Wir haben uns daran gewöhnt, die persönlichen Leidenschaften des Einzelmenschen in den Beziehungen der Völker untereinander wieder zu entdecken. Es gibt zweifellos Wettbewerb, Bewunderung, Eifersucht, Neid, Hass zwischen Völkergruppen und Nationen. Aber die Ähnlichkeit zwischen dem Schicksale eines Volkes und dem Ablauf des menschlichen Einzellebens im übrigen ist nur sehr oberflächlicher Natur. Grosse Völker haben nicht nur *eine* Jugend, nicht nur *ein* Alter. Auf ihren Herbst kann ein neuer Sommer folgen. Sie besitzen die wundervolle Begnadung, sich wandeln und erneuern zu können. Man versteht ihr geschichtliches Schicksal erst ganz, wenn man die Zeiten der Fremdherrschaft, der Wirren, des Zusammenbruches, wenn man all diese Renaissancen, Reformationen und Revolutionen als Wachstumskrisen auffasst, bei denen sehr oft auf die Erstarrung und Verkümmern eine neue echte Blüte und Frühlingszeit gefolgt ist. Manchmal werden Völker auch von einer Art Hybris ergriffen, sie beginnen das Ungeheure, sie streben über sich selbst, über ihre Voraussetzungen und Grenzen in frevelhaftem Überschwang hinaus, sie stürzen sich und ihre Nachbarn in das Chaos — und wie oft hat ein Volk bei solchem Beginnen, gerade durch solche Erfahrungen und Rückschläge, erst sein Innerstes wiederentdeckt.

Der übliche Organismusbegriff passt in keiner Weise auf die Völker der Geschichte. Ihre Entwicklung ist keine normale, naturhafte Entfaltung von Angeborenem. Die historische Entwicklung ist sprunghaft und überraschend; sie vollzieht sich durch Kampf mit dem Fremden, durch Auseinandersetzung mit dem Widerpart, durch Zerstören, Lernen, Verwerten und Verwandeln. Das Dasein der Völker der Geschichte hat einen Rhythmus individueller Natur und spottet des-

halb jeder Berechnung. Die Wandlungen im Leben der Völker sind manchmal so unwahrscheinlich, dass es für die Mitlebenden beinahe unmöglich ist, zwischen einem echten neuen Frühling und einem fatalen Altweibersommer zu unterscheiden. Neue Ideen und neue Menschen, neue Erfindungen, Entdeckungen und Konjunkturen sind unabsehbar und werden gerade von den Weiseren immer mit in Rechnung gezogen. Alles das kann, wie früher häufig, plötzlich auftreten, wider alle vernünftige Erwartung, und gewaltige Wendungen hervorrufen. Die Neugier des Alltagsmenschen tastet allzu gerne an die dunklen Tore der Zukunft und verlangt von dem Propheten, dass er ein vorwärtsgerichteter Historiker sei. Die Propheten mögen tun, was sie verantworten können; der Geschichtsschreiber wird sich an das Vergangene und nur daran zu halten haben. Die Betrachtung des Vergangenen zerstört Illusionen; sie gibt, wenn sie nichts anderes tut, noch am ehesten Mut und Sicherheit für das Zukünftige; sie überwindet den Tod, sie führt vom Leben zum Leben.

1. VORGESCHICHTE

1. VORGESCHICHTE

RASSE, SPRACHE, VOLK

10 000 Jahre vor unserer Zeit lebte der früheste Mensch unserer Art; die Urformen dieses Menschen gehen in eine Epoche zurück, die nochmals 500 000 Jahre entfernt liegt. An solchen Zeitspannen gemessen ist das nur klein, was man gemeinhin Geschichte nennt — klein, soweit der Ablauf in Betracht kommt, gewaltig gross ist dafür der Inhalt. Einen Unterschied zwischen „Vorgeschichte“ und „Geschichte“ gibt es dem Gegenstande nach nicht. Früher dachte man, dass das geschichtliche Leben erst mit dem Staate beginnt. Aber niemand ist imstande, die Geburtsstunde des Staates auch nur annähernd anzugeben. Alles ist hier sehr allmählicher Übergang. Die Quellen für eine wirkliche Erkenntnis der Urzeit sind noch völlig unzureichend. Neue Funde können das bisherige Wissen überraschend erweitern; an vielen wichtigen Stellen des Erdkreises ist gar nicht oder nur flüchtig gegraben worden. Die Urzeit ist noch unfassbar. Nur der Zufall vermittelt gelegentliche Erkenntnis. Die Fachleute streiten mit Leidenschaftlichkeit um die Deutung des allmählich fassbarer werdenden Bildes. Dieser Streit ist fruchtbar und wird weitergehen. Wir nennen den ersten Menschen den Neandertaler, den zweiten Menschen den Aurignac-Menschen — nach den zufälligen Fundorten der Überreste. Der dritte Mensch, der sich nach Ablauf der Eiszeit durchsetzte, ist unser unmittelbarer Vorfahr.

Zoologisch bildet der Mensch eine einzige Art; ein einheitlicher Typus liegt seiner Entwicklung zu Grunde. Alle Rassen sind unter sich kreuzbar. Von Rassen kann und darf man nur vorsichtig sprechen — manche Gelehrten kennen nur drei Rassen, andere über hundert. Das Rasseseלבstbewusstsein bestimmter Rassen behauptet eine weitgehende, über das rein körperliche hinausreichende Verschiedenartigkeit und deshalb eine Abstufung des Wertes der Rassen. Die Erfahrung aber lehrt, dass die Rassevermischung von alters sehr weit

gegangen ist, und dass keiner Rasse die Entwicklungsfähigkeit zu hohen geistigen Leistungen, zu hoher sittlicher Bewährung grundsätzlich abgesprochen werden kann. Reine Rassen haben der wissenschaftlichen Beobachtung kaum je zur Verfügung gestanden; es gibt etwas derartiges nur in ganz entlegenen Winkeln und bei ganz verachteten Unterschichten; auch bei den sogenannten Naturvölkern finden sich individuelle Begabung und Anschauungen von Recht, Technik, Religion, Sitte, die sich mit denen der alten Kulturvölker merkwürdig begegnen. Die Abhängigkeit der geschichtlichen Entwicklung von klimatischen und geographischen Voraussetzungen, von dem Vorkommen von Nutztieren und Metallen ist so deutlich, die Entstehung bestimmter Berufs- und Standeseigenschaften, bestimmter Einrichtungen und Lebensnormen in Folge kastenmässiger Abschliessung ist so greifbar, dass es sich empfiehlt, den Rassegesichtspunkt als schwer abschätzbare Fehlerquelle bei universalgeschichtlicher Betrachtung möglichst zurücktreten zu lassen.

Nicht Rasse macht Geschichte, sondern Geschichte variiert Rassen. Die anthropologischen Rassen, wie sie der Naturwissenschaftler allein durch den Schädelindex festlegen kann, vervielfältigen sich zu ethnischen Gruppen, diese wiederum zu Stämmen, diese wandeln und formen sich zu Völkern, und Völker werden durch geschichtliche Erlebnisse zu Nationen. Wenn auf so hohen Entwicklungsgraden der Rassegedanke hervorgeholt wird, dann bedeutet das nicht den Versuch, wissenschaftliche Wahrheit zu erkennen, sondern den romantischen Appell an primitive Blutinstinkte zu greifbaren politischen und wirtschaftlichen Zwecken, ganz analog den Gesichtspunkten, nach denen Genealogien der Fürstenhäuser, des Adels, der Patrizier, neuerdings auch der Bürger und Bauern aufgestellt worden sind.

Weit verbreitet ist auch die Verwechslung von Sprachgemeinschaft und Rassegemeinschaft. Verschiedenartige Rassen haben die gleiche Sprache, gleichrassige Stämme verschiedene Sprachen gebraucht. Zwischen den zoologischen Rassemerkmalen und den sprachlichen Besonderheiten gibt es keinen überzeugenden Ursachenzusammenhang. Dieselbe Rasse ist im Laufe der Entwicklung friedlich und dann wieder sehr kriegerisch. Skandinavien etwa, einst die Heimat besonders eroberungsfreudiger Völker, ist heute ganz befriedet, die alten Energien haben sich entscheidend gewandelt. Skandinavien ist übrigens auch gar nicht rein „nordisch“ besiedelt, sondern hat erhebliche kurzschädelige Bestandteile. Die Selbstvergottung der Rassen und Nationen findet sich genau wie bei der „weissen Rasse“ auch bei Ostasiaten, Hindus und Mohammedanern. Assimilation und Rassemischung gehören zu den grundlegenden Tatsachen geschichtlicher

Entwicklung und haben allein kulturelle Höchstleistungen hervorgebracht. Man darf also sagen: Die Menschheit ist ihrem Ursprunge nach einheitlich und strebt über alle notwendigen und heilsamen Differenzierungen, über alle Gegensätze, Missverständnisse, Hassgefühle hinweg, wieder einer psychisch-humanitären Einheitlichkeit zu, die kein Völkermischmasch und kein Sprachenbrei unbestimmten Charakters sein soll, sondern beruhen wird auf kulturellem und ethischem Gemeinschaftsgeist.

Zehntausende von Jahren haben die Menschen ohne Schrift gelebt; das wichtigste Zeugnis geschichtlichen Daseins fehlt also. Die Funde zeigen nur, wie der Alltag sich da und dort abgespielt hat. Was dahinter steht, ist schwer erkennbar. Vieles und gerade das materiell nicht Dauerhafte ist für immer verloren. Trotzdem konnte scharfsinnige Vergleichung und Deutung des immer umfangreicher werdenden gewaltigen Materials den Wiener Gelehrten Oswald Menghin instand setzen, eine „Weltgeschichte der Steinzeit“ zu schreiben. Der älteste Mensch war ein Jäger oder Fischer; noch ohne Haustier, umstellte und überlistete er das überreichlich vorhandene Wild, er erlegte es mit Wurf, Spiess oder Messer. Seine Werkzeuge waren einfache Nachbildungen der Naturformen aus Stein; die menschliche Faust etwa erhielt Bekräftigung durch den Faustkeil. Schmuck war wichtiger als Kleidung, die Männer trugen vielleicht ein Fell, dazu Stiefel, die Frau besass ihre charakteristische schützende Hülle, den Rock, schon in der Eiszeit. Diese Jäger zogen von Höhle zu Höhle, der Beute nach; willkürliche Feuererzeugung lernten sie spät. Mit dem regelmässigen Gebrauch des Feuers beginnt erst eine rechte menschliche Nahrung und Technik. Das Feuer entfernte den Menschen vom Tier und gesellte ihn zum Göttlichen. Den Toten wurde Schmuck, Gerät, alle Art Waffen mitgegeben ins Grab, zum Gebrauch im Jenseits. Sorgfältiges Begraben beweist Glauben an Unsterblichkeit. Diesem Urglauben verdanken wir die ältesten Skelette. Der Unsterblichkeitsgedanke steht so am Anfang der Geschichte; er hat ihr die ersten authentischen Quellenmaterialien geliefert. Der Tod ist überhaupt als der Ursprung des religiösen Fühlens anzusehen. Die ersten rituellen Handlungen wurden bei Bestattungen vorgenommen. Dem Urmenschen war sein eben noch lebendiger und jetzt toter Bruder oder Vater unheimlich — er versuchte ihn zu beschwören, er bezeugte ihm seine Verehrung und wollte ihn durch Opfer beschwichtigen und günstig stimmen. Vielleicht entstand so der Vater-Gottglaube. Die Hauptsache war für den Urmenschen, dass der Tote nicht wiederkam. Die Angst davor hat die merkwürdigsten Bräuche hervorgebracht. So wurden die Leichen gefesselt oder teilweise zerschlagen, die Augen wurden dem Toten

geschlossen, damit er nicht zurückfinden sollte. Wenn die Witwe den Unterkiefer ihres Mannes an einer Schnur um den Hals trug, so geschah das gewiss nicht nur zum Andenken. Für seine Toten schafft der Bauer, dem Boden und Haus lieb wird, eine richtige Wohnstätte mit allem, was er brauchen kann. Später entsteht die Brandbestattung, denn man will vor den Geistern Ruhe haben.

Verehrt wurden auch Tiergestalten aus Lehm, meist als Symbole der Fruchtbarkeit, religiösem Zauber dienten auch die ersten bekannten Darstellungen des menschlichen Körpers: Figuren von nackten Frauen, in der fleischlich groben Vollendung, wie man sie begehrte, als Sinnbild pflanzlich-tierischer Fortpflanzung, als Urbild für den Kult der „Grossen Mutter“, eine der ältesten religiösen Bewegungen. Prachtvoll realistisch sind auch die Darstellungen der erwünschten Jagdtiere — mehrfarbige Bilder von Mammut und Wisent, Zeichnungen und Schnitzereien von Hirsch, Wildpferd und Rentier. Diese Höhlenmalereien sind ganz urprüngliche Wiedergaben von Augenindrücken, die abstrakte Manier der späteren Ornamentik bedeutet eine höhere Entwicklungsstufe. Der Mensch am Ende der Eiszeit hat also, verängstet wie er war, von übermächtigen Gewalten der Natur bedroht und zur Selbstbehauptung erweckt, doch bereits ein religiöses und geistiges Leben entwickelt, urtümlich einfach, befangen, isoliert und gebannt, aber voll persönlicher Kraft; schon kommen verabredete Verständigungszeichen bildhafter Natur vor.

Das Ende der Eiszeit legte Klima und Bodengestaltung im Grossen für die Folge fest. Der Mensch kann Ruhe und Sesshaftigkeit entwickeln, zuerst im europäisch-asiatisch-afrikanischen Kontinent, später in Amerika. Gegen Wälder, Ströme und reissende Tiere, gegen Sümpfe, Wüsten und Steppen, gegen Felsenöden, Vulkane, Land- und Seestürme, gegen die Endlosigkeit der Flach- und Hochländer, gegen die Weite des Meeres und gegen Verinselung hatte der Mensch zu kämpfen. Er wird Viehzüchter oder Ackerbauer, er errichtet sich ein Haus mit mehreren Räumen. Genossen des Clans schliessen sich mit ihren Häusern zusammen, gegen den Fremden, der der Feind ist, wird für Abwehr gesorgt. Das Tongefäss dient der beginnenden Vorratswirtschaft, verschiedene Getreidearten und die Erzeugnisse der Viehzucht werden verarbeitet, Steingeräte werden entwickelt, Waffen, Beile, Hacken entstehen. Hemden, Netze, Matten, Gewänder werden hergestellt.

Die Clans, homogene Gruppen, nur gegliedert nach Alter und Geschlecht, suchen sich den besten Boden, die günstigsten, sichersten Wohnverhältnisse; gerade der Trieb zum Sesshaftwerden ruft Wanderungen hervor; dem Geschicktesten, Klügsten, Tapfersten winkt Behaglichkeit und Herrschaft. Nach dem Stil der Keramiken beson-

ders unterscheiden die Forscher „Kulturkreise“. So spricht man etwa von „Schnurkeramikern“. Mit bewundernswertem Scharf- und Spürsinn werden in dieser Weise die Geheimnisse der dunkeln Jahrhunderte abgetastet. Je geringer die Möglichkeit wirklich genauer Feststellung noch bleiben mag, desto verlockender sind, wie üblich, die Hypothesen.

* * *

DIE DREI KULTURSTADIEN

Steinzeit, Bronzezeit, Eisenzeit sind weniger geschichtliche Epochen als typische Kulturstadien, die an den verschiedenen Stellen der Erde zu verschiedenen Zeiten das menschliche Leben geformt haben. Es ist auch nicht so, als habe jede einzelne Gruppe diese Stadien an einem Ort in einer Art sachlicher Abfolge Entwicklungsmässig durchgemacht. Zeitstufen, räumlich begrenzte Formkreise und ethnische Schicksale gehen vielmehr neben- und durcheinander. Es wäre falsch, einfache Konstruktionen zu versuchen, die geschichtlich nicht vollwertig sein können. Von den Wanderungen, Kriegen, Eroberungen der Zeit der beginnenden Metallkultur, also im Europa des zweiten Jahrtausends vor Christi Geburt, vermögen wir uns bis jetzt noch kein auch nur annähernd zuverlässiges Bild zu machen. Anders steht es wieder mit dem Alltagsleben: Dolche und Schwerter, Messer, Rasierklingen und Becher aus Bronze, die Verbindung von Bernstein, Goldblech und Golddraht, die Ornamentik, die Musikinstrumente, die Kämmen, Nadeln und Knöpfe, die Darstellungen von Schiffen und Tieren verlebendigen ein Dasein von Fülle und von Kraft, sowohl im Norden wie im Mittelmeergebiet: eine Herrschicht hat sich gebildet. Der Clan hatte die einfache Dorfgemeinschaft ausgemacht, viele Clans formen jetzt den Stamm. Der Kampf der Stämme führte zur Unterwerfung und Versklavung der Besiegten. Viele fremde Weiber zu besitzen, ist Urmotiv kriegerischer Unternehmungen. Als man sich entschloss, den Feind nicht mehr zu töten oder aufzufressen, sondern für sich arbeiten zu lassen, gab man der staatlichen Idee das Leben; es entstand der Herrschaftscharakter der Gemeinschaft, getragen durch die bewährtesten und weisesten Stammesgenossen, die Ältesten und Priester. Der Wille zur Eroberung, die Notwendigkeit der Verteidigung entwickelt sich. Aus der neuen Herrschicht erwachsen die Stammesführer, ausgestattet mit grossem Stammbaum und dem Nimbus der Heiligkeit; wir haben kostbare Gräber von ihnen, Nachbildungen ihrer Häuser; die Gesichtsurnen, Behälter für die Asche der Verstorbenen mit Porträt, halten sogar die Züge der Vornehmen fest. Ehrgeiz, Kampflust, Gier nach Goldschätzen und

Frauen treibt die Stammes- und Volksgemeinschaften unter ihren Fürsten gegeneinander und auf die Suche nach reicheren Land und milderer Sonne.

Die Eisenzeit beginnt, an verschiedenen Orten wiederum zu ganz verschiedenen Zeitpunkten, und auch da in allmählichem Übergang. Zuerst war das Eisen eine Kostbarkeit, wurde dem Golde gleichachtet und zu Tauschzwecken verwandt. Dann stellte man Werkzeuge daraus her, erst später Waffen. Die Kulturkreise von Hallstatt und La Tène, benannt nach den rein zufälligen europäischen Hauptfundorten, zeigen in besonders charakteristischer und reichhaltiger Weise das Wesen dieses neuen Lebenstypus — die jüngere Epoche, die La Tènezeit, das anschaulichste Beispiel, ist zweifellos keltisch. Es ist im Gegensatz zur Bronzekultur eine einfache und sehr sachliche Zeit, geometrisch im Ornament, abhängig von ererbter Ideenfülle, gross aber in der Gefässmalerei. Das Haus wird zum Gehöft entwickelt und reich ausgestattet. Die Kelten haben dann zuerst im Norden das Eisen gestählt und ihre praktischen Geräte und Waffen daraus gefertigt. In der Keramik und Plastik und Metallkunst findet sich immer und überall ihr Lieblingsmotiv, das fischblasenartig gestaltete Blatt. Mächtige Ringwälle müssen ihre Siedlungen schützen. Die Kelten bringen Unruhe und Gefahr in die südlichen schon zu reicher Kultur entwickelten Mittelmeerländer. Sie selbst werden von den wandernden Germanen bedrängt.

Es gibt noch heute Menschen, die sich nicht über die Lebensformen der älteren Steinzeit hinweg entwickelt haben: Eskimos, Feuerländer, Buschmänner, die Wedda auf Ceylon, die innerafrikanischen Zwergvölker. Während in den grossen fruchtbaren Stromtälern des Nil, des Euphrat, des Weiho und des Hoangho, des Ganges und des Indus staatliches Leben von grundlegender geschichtlicher Bedeutung entsteht, aber nicht zum Beispiel im Tale des Yangtsekiang, des Jordan, des Mississippi oder des Sambesi — bleibt die Hirtenbevölkerung in den Gebirgen noch sehr lange staatenlos; auch Nomadenstämme wie die Kirgisen, die Kalmücken, die Araber entziehen sich dem Zwange beschränkten festen Raumes und vermeiden so die Voraussetzungen greifbaren historisch-politischen Daseins. Viele Indianerstämme kannten die Dorfsiedlung nur für den Winter. Die mittel- und südamerikanischen Kulturen sind nie über den Hackbau hinausgelangt, besaßen keine Zug- und Milchtier, vermochten nur das Kupfer zu bearbeiten. Die Neger von Zentralafrika trieben keine Schifffahrt, kannten nicht den Pflug, die Töpferarbeit und keinerlei Metalltechnik. Seit der jungen Eiszeit hat eine grosse Anzahl Menschengruppen viele, viele Menschenalter ein völlig isoliertes Dasein geführt, angewiesen nur auf sich, durch Meere und Gebirge gehemmt;

so war eine wundersame Individualisierung möglich, auf ihr beruht der unerschöpfliche Reichtum des geschichtlichen Lebens. Dies Leben war da am fruchtbarsten, wo ein wechselvolles, gemässigttes Klima sich vereinigte mit Boden- und Verkehrsverhältnissen von mittlerer Schwierigkeit. Von solchen Zentren ging die Gruppen- und Staatsbildung aus und ergriff die allzu verwöhnten reich ausgestatteten Zonen, während entlegene, zu heisse oder zu kalte Gebiete vernachlässigt blieben. Solche geschichtlichen Ereignisse behielten sehr lange eine verhältnismässig lokal begrenzte Bedeutung. Geschichtliches Leben beginnt zerstreut an vielen Orten, unabhängig und uneinheitlich. Der Inhalt der geschichtlichen Entwicklung ist das Zusammenwachsen all dieser verschiedenen Einzelgruppen. Erst die neueste Zeit hat das Wissen um alles, die Berührung aller mit allen ermöglicht, zum Ruhme der europäischen Technik und Wissenschaft, aber nicht zum Heile der bodenständigen Daseinsform. Unser Wissen um Weltgeschichte ist heute so umfassend, dass viele der irrigen Meinung huldigen, jeder weiteren Forschung sei nur noch Vertiefung im einzelnen möglich, nicht aber grundlegend neue Erkenntnis.

2. DIE PRIMITIVEN

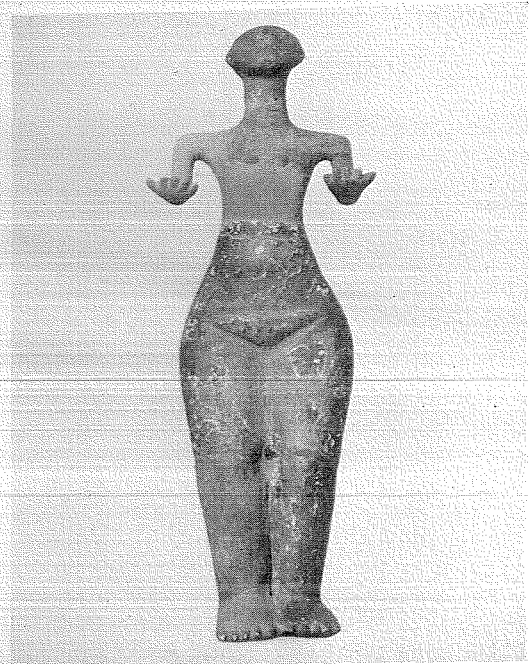
2. DIE PRIMITIVEN

Von weitem sieht die Weltgeschichte so aus, als habe eine Kulturwelt immer der anderen die Fackel des Lichtes übergeben, um sie ein Stück weiter einem fernen letzten hohen Ziele zuzutragen. Die Wirklichkeit ist nicht so. Das hohe Ziel ist schon sehr früh von einzelnen Personen und Gruppen tatsächlich erreicht worden. Viele Völker leben weiter, auch wenn sie universalhistorisch unwichtig geworden sind, und erheben eines Tages wieder frei ihr Haupt. Die dramatischen Ereignisse und Wendepunkte der Geschichte erhalten erst ihren Sinn und ihre wahre Geltung, wenn man sich stets dabei und darunter her den breiten epischen Strom des nicht scharf akzentuierten Geschehens vorstellt.

Schaffende Subjekte der Geschichte konnten nur Völker werden, die zur Staatenbildung kamen und durch die Schrift eine innere Verwaltung, eine Lehre für die Jüngeren und eine Tradition der Älteren entwickelten, also die drei Grundlagen erkennbarer individualisierter Kräftezusammenballung. Viele Millionen von Menschen haben aber bis in unsere Tage ohne dergleichen gelebt, in einer Lebensform ohne eigene Organisation der Macht und des Geistes, nicht imstande deshalb, selbst Subjekt der Geschichte zu werden, aber zum Objekt der Geschichte gemacht durch den übermächtigen Trieb der andern, der Überlegenen, nach Herrschaft, Ausbeutung und Wissen. Früher hat man von „Naturvölkern“ gesprochen im selbstbewussten Gegensatz zu den Kulturvölkern. Man hat dabei vergessen, dass die Kulturvölker sehr lange die gesunde Grundlage naturhaften Lebens durchaus bewahrten, dass die Dauerhaftigkeit der Kulturen eigentlich gerade auf dieser Naturverbundenheit weiter Schichten beruht hat und beruht. Man hat auf der anderen Seite nicht beachtet, dass die sogenannten Naturvölker vielfach keine unentwickelten „Wilden“ sind, dass sie durchaus nicht nur ein rohes Trieb- und Instinkt-

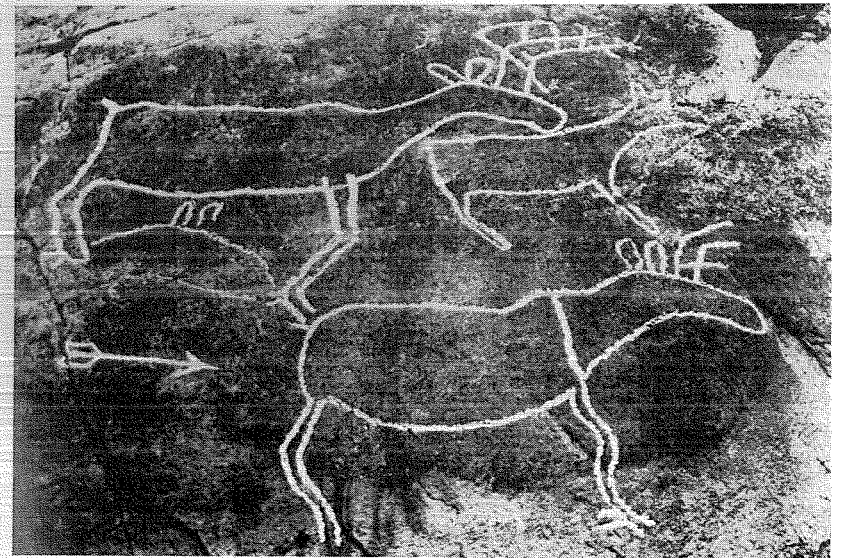
leben in intelligenzloser Gebundenheit führen. Falsch wäre es auch, die Daseinsformen der Primitiven gleichzusetzen mit den vorgeschichtlichen Entwicklungsstadien der Kulturvölker. Die Primitiven haben auch ihre Vorgeschichte, von der sie selber so wenig wissen wie wir, sie haben sich auf ihre Art entwickelt, diese Entwicklung war nur eben anders als die der Kulturvölker. Sie besitzen das Recht und den Reiz ihrer Besonderheit; wehe dem Zivilisationsnarren, der hier nur spotten und zerstören kann, statt zu achten und zu verstehen! Auch eine Stufenfolge innerhalb der Primitiven ist kaum möglich. Es gibt Zwergvölker Afrikas, die die Vorstellung eines obersten Gottes mit feststehenden Eigenschaften kennen, sonst aber ganz urtümliche Züge zeigen. Die Australier haben verwickelte soziale Verhältnisse und Zeremonien hervorgebracht, die mit der Armut ihrer sonstigen Existenz in einem eigenartigen Widerspruche stehen.

Was die Primitiven über sich selbst, über ihre Herkunft und Geschichte sagen, hält einer Nachprüfung meist nicht stand, vorausgesetzt, dass eine solche überhaupt möglich ist. So kommt eine Generation nach der anderen aus einem Traumland, um in Traumland wieder zu verschwinden. Der Primitive hat sich genau wie der Kulturmensch über den Instinkt hinaus erhoben, sein Denken ist aber nicht logisch-kritisch, sondern magisch auf Grund von Kollektivvorstellungen. Immer zu Lust und Unlust erregt, leidenschaftlich gespannt, sein Leben zu erhalten und zu schützen — so bewahrt er alles, was sein körperliches Ich betrifft, sorgsam auf, sorgt sich um sein Spiegelbild, seinen Schatten, seinen Namen, dass diesen und damit ihm selbst kein Schaden geschieht. Ganz fremde Dinge werden in eine geheimnisvoll zauberische Beziehung zueinander gebracht. Was zeitlich aufeinander folgt, wird innerlich miteinander verbunden. Wenn Regen kommen soll, opfern etwa die mexikanischen Indianer Baumwolle auf dem Altar als Sinnbild der Wolken. Selbstverständlich ist dem Primitiven das Fortleben des Einzelmenschen nach dem Tode: körperlich, als dasselbe Wesen setzt der Verstorbene sein Leben fort in schwarzer oder weisser Menschengestalt, oder auch als Tier oder als Feuerkugel, jedenfalls so, dass er immer da ist und erscheinen kann. Die Seele ist etwas anderes, sie wird vielfach als ein unpersönlicher Stoff vorgestellt, der auf andere übergeht. Die Krankheiten werden verstanden als Folge des Eindringens von schädlichen Insekten oder als Ergebnis böswilligen Einwirkens eines Menschen. Aber auch die Götter schicken die Krankheiten mit den Mücken, die ja die ungesunde Regenzeit einzuleiten pflegen. Tierische Trophäen werden aufbewahrt und mitgeführt in dem Glauben, dass sie weitere Jagderfolge garantieren. Der Stein als Sinnbild der Härte und der Macht wird gerne verwandt; ein ein-



Idol von Hluboke masuvky

Alt-neolithisch. Privatsammlung Frantisek Vildomec



Felsbild aus Norwegen

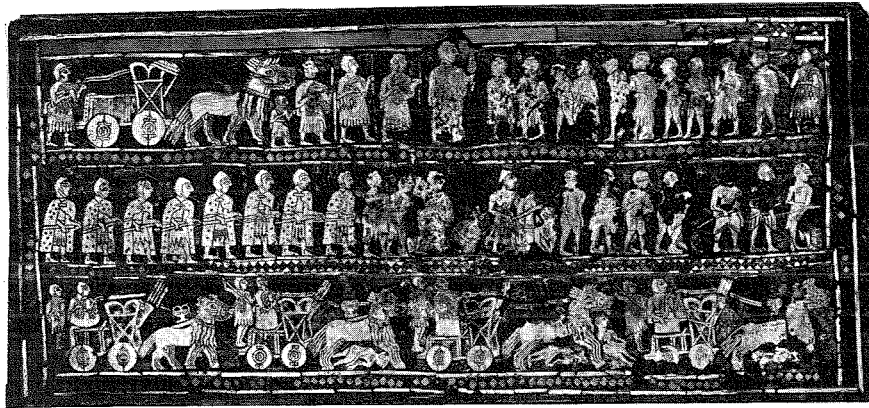
Altertumssammlung Universität Oslo

genährter Herdstein gibt bei den Eskimos langes Leben; die Grönländer reiben Kinder nach der Geburt mit dem Schleifstein, damit sie widerstandsfähig werden. Wichtige Werkzeuge werden als Gott verehrt, der Angelhaken, die Zange, der Schmiedehammer; es wird auch dem Gerät eine Lebenskraft zugeschrieben, mit der man sich gut stellen muss. Zaubersprüche werden bei jeder Tätigkeit gemurmelt und sind die Voraussetzung jedes Erfolges. Dämonen leben in den einzelnen Körperteilen, im Atem, im Speichel, im fließenden Blute, im Sperma. Bestimmte Körperteile werden gefressen, weil man ihre Funktion auf sich übertragen will. Wenn die Indianer in der Prärie einen Büffel fangen wollen, so stellen sie ihn im Tanze dar, damit er herbeigelockt wird. Damit die Sonne recht schnell aufgehen soll, schwingen Indianer Columbiens das heilige Rad in halbkreisförmiger Bewegung vor sich her. Vor dem Auszug in den Kampf werden Figuren der Feinde aus Holz hergestellt und zusammengebunden als Kriegsgefangene oder auch getötet.

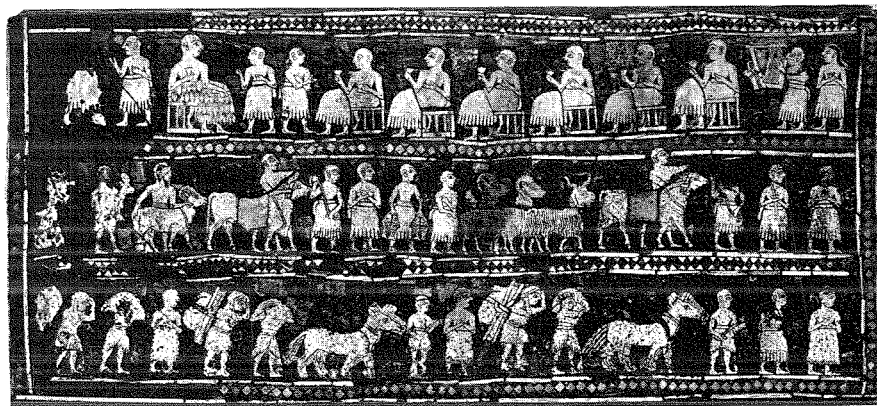
Das Wort ist ein Teil des Dinges selbst. Wer das Wort ausspricht, bannt schon dadurch das Ding; bei den Festen darf nur von Siegen gesprochen werden. Steinigungen sollen die Manneskraft stärken, schlechtes Blut soll abfließen aus selbst beigebrachten Wunden.

So will der primitive Mensch wachsen über sich selbst hinaus, er will die Dämonen beherrschen, er will Tiere, Steine ja die Sterne bannen, besitzen, deuten, er will den Göttern gleichen. Wenn schon in den Tieren Zaubergewalt steckt, wenn sie schon das Leben beeinflussen und durch Opfer gewonnen werden müssen — wie viel mehr müssen Feuer, Regen, Wolken, Fels, Wasser und Baum, Donner und Blitz, Sonne und Mond ein magisches Leben besitzen, das den Menschen schicksalsmäßig beherrscht, und das er deshalb in seiner Angst und Gier beschwören und besänftigen muss. Die Erde, der Nachthimmel, der Mais und die Blüte, die Sterne und der Urwald, die Quellen und Haine sind Götter; der Krieg, der Handel, die Reise, aber auch jeder Clan, jedes Dorf, jede Sippe haben ihre Götter. Jedes Erlebnis, jede Tätigkeit, jeder Erfolg, jedes Gefühl wird mit dem Dasein und Willen dieser Götter in Verbindung gebracht. Das menschliche Leben ist Ausdruck und Abbild des Lebens der Götter. Der Gott der Pestilenz verbreitet diese Krankheit. Die Göttin der Klage lehrt trauern, der Dämon des Diebstahls verleitet den schwachen Menschen dazu, ihm zu dienen. Und wenn für irgend etwas ein Gott fehlt, so schafft man ihn sich, als ein Gefäß erwünschter Zaubergewalt, als Fetisch.

Verehrt werden dann auch die Ahnen: sie sollen den Lebenden helfen, ihre Tat und ihre Würde sind Grundlage des Bestehenden und der Fortentwicklung, sie haben Macht über Leben und Gesundheit



Die sog. „Standarte“ aus Ur
Vorsargonisch. British Museum, London



Die sog. „Standarte“ aus Ur
Vorsargonisch. British Museum, London

der Nachfahren — deshalb werden sie angerufen und durch Opfer gewonnen. Über allen niederen und hohen Göttern thront dann bereits bei vielen Primitiven der oberste Gott, der Weltschöpfer und Urvater aller Dinge, der Herr des Götterlandes und der Berge, der so unnahbar und gewaltig ist, dass nicht die gewöhnlichen Sterblichen zu ihm beten und opfern, sondern nur vielleicht der Priester und der König.

* * *

Magisch-religiös gebunden und geheiligt sind alle Lebensvorgänge, von der Geburt bis zum Tode. Der Ritus regelt den Eintritt des Menschen ins Leben, seine Aufnahme unter die Erwachsenen, die Heirat. Sehr früh entwickelt sich die Exogamie, d.h. das Verbot, ausserhalb der mütterlichen oder der väterlichen Gruppe zu heiraten. Der sexuelle Verkehr, der in den Urzeiten wohl noch ganz spontan stattgefunden hat, wird geregelt, der Inzest vermieden, Familienbildung ermöglicht. Wahllose geschlechtliche Vermischung erhält sich nur noch bei Festzeremonien, zur Fruchtbarkeitsfeier bei Erntezeiten, bei Frühlingsfesten, als Nachahmung der Akte der Dämonen, als orgiastisches Aufgehen im Ur-Rausch des Naturhaften; im normalen Dasein ist sie überwunden. Der dauerhafte Kern der entstehenden Klein-Familie ist die Mutter mit dem Kinde; deshalb hat sich an vielen Orten das sogenannte Mutterrecht ausgebildet, in erster Linie bei Ackerbauern; wirtschaftliche Momente wirken dabei wesentlich mit. Die Frau als Hüterin und Bewahrerin der Erträgnisse des Ackers, als Meisterin hausgewerblicher Künste, der Speisebereitung, des Webens und Flechtens erhält gegenüber dem jagenden, schweifenden, raufenden, unsesshaften und meist schnell abhanden kommenden Mann einen erhöhten Einfluss. Der Bruder der Mutter steht ihr zur Seite, er schützt sie und kümmert sich um den Nachwuchs, der meist von verschiedenen Vätern stammt. Das Mutterrechtsstadium bedeutet einen erbitterten Kampf zwischen Mann und Weib; meistens endet er mit dem Siege des Mannes. Der Mann wird Herr des Hauses, des Bodens und der Familie, er beansprucht die Frau ganz allein für sich, gestattet sich selbst aber Nebenfrauen in den Sklavinnen. An einzelnen Orten hat das Mutterrecht zur Gynäkokratie (Frauenherrschaft) geführt, so in östlichen Teilen von Vorderindien, in nordwestlichen von Hinterindien. Das wirkt sich im Kult aus; der weibliche Mond, die weibliche Erde geniessen besondere Verehrung im Gegensatz zum männlichen Sonnen- und Himmelskult, Frauen haben als Priesterinnen magische Macht über alle Lebensvorgänge, grausam-sadistische Bräuche wie die Kopffjagd entwickeln sich infolgedessen. Mindestens zum Schein muss hier der

unterdrückte Mann sogar die weiblichen Pflichten und Schmerzen übernehmen, wie es die Sitte des Männerkindebettes bei manchen Stämmen zeigt. Das Kampfmittel gegen den weiblichen Herrschaftsanspruch sind die geheimen Männerbünde. Das männliche Selbstgefühl, der männliche Überlegenheitsgedanke organisiert sich in Freundschaftsgruppen, die mit Absicht die Frau ausschliessen, ihre Neugier und Eifersucht durch geheimnisvolle Gewohnheiten und Formen reizen: männliche Arbeit, männliche Interessen erhalten eben durch diese Bünde eine gewaltige Förderung. Schwächerer, ablenkender Fraueneinfluss wird ausgeschaltet. Der gesunde Instinkt für Blutmischung bringt die Männer zum Frauenraub, jenem Urmotiv aller Kämpfe, er schafft Genossenschaften zu kühner Unternehmung und wohlthätige Rassenkreuzungen.

Es wäre falsch, anzunehmen, das Mutterrecht sei überall ein unumgängliches Entwicklungsstadium gewesen; zu Anfang gab es weder reines Vaterrecht noch reines Mutterrecht; aus dem kollektiven Leben der Gruppe entstand das Eine oder das Andere, oft beides nacheinander. Verallgemeinerung führt auch hier nur zu grossem Irrtum. Nachgewiesen ist das Mutterrecht in der Südsee, Indien und China. Häufig sind auch Mischformen: in Babylonien, Lydien, Altgriechenland, Nordafrika etwa sind seine Nachwirkungen zu spüren. Die entstehende Klein-Familie, die im Clan vereinigten Familiengruppen, endlich der Stamm bedürfen eines einigenden Symbols: ein Tier, eine Pflanze, ja auch eine Naturerscheinung wie Sonne oder Regen werden zum Wahrzeichen der Primitiven, zum Totem: das Totem ist heilig, unantastbar, „tabu“. Es ist Sinnbild alles dessen, was der Totemgenosse bewundert, wovon er sich abhängig fühlt, das ihm Kraft und Leben gibt. Der Primitive glaubt schliesslich vom Totem abzustammen, sein ganzes magisches Sicheinfühlen umschliesst den Totem und alle, die dem gleichen Totem angehören; im Totem sieht er eine Garantie von Dauer, Existenz und unverlierbarem Lebensrecht.

Die Primitiven kennen die wirksamsten pflanzlichen und tierischen Gifte, sie kennen anregende Genussmittel, sie kennen Heilmittel von wahrhaftem medizinischen Werte, sie kennen ihr Land, die Meeresströmungen, die Bewegungen der Gestirne, viele Naturvorgänge auf Grund exakter Beobachtung. Es gibt sogar geographische Karten von Polynesien. Freilich verbindet sich jede in das Wissenschaftliche greifende Erkenntnis mit Mythos und Magie. Alles Kindlich-Künstlerische ist bei den Primitiven aber selbstverständliche Lebensäusserung. Leben und Handeln der Götter und Dämonen wird zur Ergötzung der Stammesgenossen mimisch dargestellt. Menschlichen Gewohnheiten, tierischem Gebaren wird scherzhaft nachgeeifert, Ge-

sang und Tanz sind natürliche und alltägliche Formen des Ritus, der Feiern, des Zaubers; jede Gefühlserregung, Zorn, Hoffnung, Verehrung der Götter werden rhythmisch ausgelöst und gestaltet, oft bis zur Ekstase gesteigert: der tanzende, singende Mensch wird ein Stück des ersehnten Zustandes, er jagt das verfolgte Wild, er besiegt und tötet den Feind. Er vergottet sich. Der Schädel des toten Feindes dient zur Überhöhung und Bekräftigung des eigenen Selbst; vom Feindeschädel stammt die Maske ab, deren fratzenhafte Grässlichkeit Furcht erregen und dadurch die eigene Lebensangst bannen und in Götterkraft umformen soll.

Jedes Zeichnen von Linien, jedes Flechten und Wirken zu ornamentaler Gestaltung wird bedeutungsvoll: Menschen- und Tierform, Gewand und Schmuck dienen zauberhafter Lebensbegründung. Das Bild ist ein Stück der Seele selbst, die es darstellt; was im Traum geschaut, was als Abwehr gebraucht, was als Wunsch ersehnt wird, erhält durch die Hand der Primitiven menschliche Gestalt und damit gebanntes Dasein. Aus Spieltrieb, aus Lust am versuchsweisen Vollbringen, aus einem ganz spontanen Überschwang seelisch-leiblicher Erregung kommt der Primitive zu einem Schaffen, das sich einmal naturalistisch, ein anderes Mal symbolisierend durch Andeutung, oder auch stilisierend im Wirklichen ergeht: diese urkünstlerischen Erscheinungen sind um so echter, je weniger bei ihren Trägern das Bewusstsein von der Kunst als einem abgesonderten Lebensgebiet lebendig ist. Auch die Anfänge von Schriftzeichen tragen magisch-künstlerischen Charakter: es sind Erinnerungsbilder, die religiöse Geschichten oder Lieder festhalten sollen, Zeichen, die dann selbst Träger und Gehilfen der Zauberwirkung werden.

Indianer, Polynesier, nordasiatische Nomaden, Eskimos, innerafrikanische, innerindische Stämme — tausende von Generationen dieser Primitiven sind gekommen und gegangen; ihr Leben hatte weder einen besonders teuflisch-wilden Charakter, wie es das zivilisierte Pharisäertum der Weissen gern ansieht, noch auch — nach der Meinung der Kulturromantiker — einen Idealwert an Güte und Reinheit; aber ihr Leben war und ist echt und ursprünglich, unverbildet und subjektiv-wahrhaftig. Alles Kindlich-Künstlerische auch in den alten Kulturvölkern wächst aus dem Primitiven und neigt dem Primitiven zu, tief angezogen von seiner unverdünnten Lebensfülle; erschreckend und erschütternd brechen die primitiven Gewalten immer wieder in der Geschichte hervor, bis in unsere Gegenwart. Mit Kräften und Trieben, die denen der Primitiven wenigstens sehr wesenverwandt sind, hat die universalhistorische Betrachtung stets zu tun. Das Angeborene bleibt eben immer mächtiger als das Entwickelte und Erlernte. Krieg und Revolution bedeuten oft die Entfesse-

lung des Primitiven, manchmal den bewussten Appell an eine blutberauschte Leidenschaft und den Machtkitzel des Folterns. Die Kolonialgeschichte zeigt häufig, wie die Berührung mit den Primitiven im Europäer wieder das Primitive erweckt und tiefe Instinkte aus einem atavistischen Urzustand entfesselt.

3. DAS ALTE INDIEN

3. DAS ALTE INDIEN

Wir wüssten gern, wie alt nun die älteste Kultur in Wirklichkeit ist. Der ägyptische Kalender beginnt mit dem 19. Juli 4241 vor Christi Geburt; aber die Gaustaaten des Nillandes müssen sich damals auf einem Entwicklungsgrade befunden haben, der schon lange nicht mehr primitiv war. Viele Forscher sind überzeugt, dass die frühesten Gräber von Ur in Chaldäa älter sind als die Erste Dynastie in Ägypten. Eine ganz eigenartige, nur sich selbst verpflichtete sumerische Kultur hat sich dort aufgebaut. Der bisherige Brauch, mit Ägypten die Weltgeschichte beginnen zu lassen, wäre also wohl schon aus diesem Grunde nicht aufrechtzuerhalten. Neue Funde können aber leicht wieder den Vorrang der Sumerer zerstören. Besser ist es, an Stelle äusserlicher Chronologie eine dem Wert und Wesen der Dinge selbst entsprechende Reihenfolge zu versuchen.

Die grössten Ereignisse der Weltgeschichte sind durch Völkerwanderungen hervorgerufen. Zur Not erinnert sich der Gebildete der Wanderungen der Griechen, Kelten und Germanen. Aber das Schicksal Asiens, Afrikas, Amerikas, die Beziehungen der Erdteile unter sich, die innerkontinentalen Entwicklungen beruhen vor allem auf der Wanderung. Alle diese Wanderungen sind durch die tiefgreifenden klimatischen Veränderungen am Ende der Eiszeit hauptsächlich hervorgerufen worden. Wanderung bedeutet Herrschaftsanspruch, Krieg, Raub, Versklavung, aber auch Blutmischung, Strassen- und Schiffbau, Handel, Städtegründung, Errichtung von Burgen und Brücken, sie bedeutet geschichtliches Ereignis, erregende und erschütternde Überlieferung, Heldensage, politische und soziale Formung, Führertum, Ständewesen. Wanderung bedeutet Vernichtung und Vergeudung der Erzeugnisse sesshaften Fleisses durch den viehzüchtenden Eroberer. Er ist der erste geschichtliche Typus, der organisiert, berechnet, ausbeutet, beherrscht und vor allem durch den

Besitz des Pferdes Beweglichkeit und militärische Überlegenheit erworben hat. Wanderung (einschliesslich der häufigen Rückwanderung) bedeutet aber ebenso Lernen und Nachahmung, Sprachverfeinerung, Bereicherung der religiösen Kulte, der Sitten und Bräuche des Gesellschafts- und Alltagslebens. Bei allen führenden Völkern der Geschichte sind die Lehrjahre auch die Wanderjahre gewesen.

Folgenreich vor allen anderen waren nun die Wanderungen des indoeuropäischen Urvolks, das wohl im Gebiet der heutigen Ukraine gesessen hat. Der höchste Norden ist schon aus klimatischen Gründen keinesfalls Heimat des Urvolks gewesen. Deshalb ist die Bezeichnung Nordisch auch für später entwickelte Teilgruppen wie etwa die Germanen irreführend. Von der heutigen Ukraine sind die späteren Germanen, Kelten und Slawen nach Norden und Westen und wieder zurück, die späteren Griechen und Italer nach Südwesten, die späteren Armenier, Perser und Inder nach Süden und Osten, die späteren Inder weiter nach Südosten gewandert. Die Wissenschaft hat die Spracheneinheit bei dieser in *einem* mütterlichen Boden wurzelnden Völkerfamilie nachgewiesen — Raseinheit und Rassereinheit ist aber daraus gewiss nicht zu folgern. Vielmehr ist es wahrscheinlich, dass auch das indoeuropäische Urvolk, das man früher irreführend als „Indogermanen“ bezeichnete, schon in seiner alten Heimat zweischichtig gewesen ist. Der Begriff Indogermanen ist deshalb unpraktisch und besser zu vermeiden, weil er gefühlsmässig beim Laien die doch tatsächlich gleichwertig zugehörenden Kelten und Slawen ausschliesst. „Arier“, das heisst „Vornehme“, „edle Herren“, nannten sich die späteren Perser und Inder, solange sie noch beisammen waren; nur auf sie sollte man also den viel missbrauchten Begriff anwenden; er ist entstanden zur Kennzeichnung der Herrenstellung gegenüber den Unterworfenen und kann ernsthafte Geltung behaupten nur als historisch-linguistischer Fachausdruck.

Als die Indoarier in mehreren Wellen nach Indien einwanderten, war dieser vom übrigen Asien durch die mächtigsten Gebirgswälle der Erde abgeriegelte Kontinent bereits Schauplatz einer mannigfaltigen Kultur, die sich nach den neuesten Funden bis in das vierte Jahrtausend zurückverfolgen lässt. Die alten Städte am Indus zeigen einen Luxus der Wohnungen, eine Vollendung der Bautechnik, der Handwerksgeräte und der Schmucksachen, wie das gleichzeitig kaum anderswo festgestellt worden ist. Hier sind auch die ältesten Reste von Baumwollgeweben gefunden worden. Die religiösen Symbole dieser Zivilisation haben sich in der späteren Hindureligion und im Buddhismus lebendig erhalten. Rassemässig stellt diese vorarische indische Bevölkerung bereits eine komplizierte Mischung dar, die sich zusammensetzt erstens aus der indischen Urbevölkerung, der

sogenannten Wedda-Rasse, die heute noch im Innern in den Zwergvölkern der Drawida- und Munda-Stämme erhalten ist. Dieser Grundstock von Ureinwohnern ist dann zweitens sehr früh durch wiederholte Völkereinbrüche von Nordosten und Nordwesten überflutet worden. So kamen mongolenartige, vorderasiatische und Mittelmeertypen nach Indien — lauter Elemente, die bis heute sich erhalten haben und nachzuweisen sind. Diese altindische Hochzivilisation beruhte wirtschaftlich auf reichentwickelter Tierzucht; nur das Pferd war unbekannt. Handelsverkehr zwischen Indien und Mesopotamien ist in der ersten Hälfte des dritten Jahrtausends nachgewiesen. Der Untergang dieser ersten indischen Kultur geht zweifellos auf die arische Einwanderung zurück, denn diese bestimmte nun das Schicksal Indiens; aber Indien war doch schliesslich mächtiger als die Arier. Die Stärke der Gegensätze, die es vereinigt, die Unerschöpflichkeit und verwirrende Fülle der Natur, der verführerische aber auch lähmende Einfluss seiner Schätze, Erzeugnisse und Typen lockte die fremden Eroberer herein, um sie dann zu zersplittern und zu zermürben.

Die Indoarier gelangten nicht zur Bildung eines dauerhaften Grossreiches: kleine Könige in einer grossen Anzahl von Stammstaaten, verbündet und dann wieder verfeindet, kämpften um lokales Ansehen, gestützt, aber auch bedroht von dem hochgebildeten adligen Kriegerstand, dem sie entstammten, und der sich ihnen gleich dünkte, gestützt, aber auch zunehmend beherrscht vom Priesterstand der Brahmanen, die allein begnadet waren, mit den Göttern umzugehen; die breite Schicht der Gemeinfreien züchtete Vieh, trieb Handel, bebaute den Boden, mit der selbstverständlichen und unentbehrlichen Hilfe der unterworfenen Ansässigen, der Parias, die meist ganz rechtlos waren. Nicht umsonst wird die altindische Kultur nach den Veden, den Sammlungen der Hymnen, Zauberformeln und Opfersprüche genannt. Hier, im Religiösen, liegt der Schwerpunkt. Auch weiterhin kommt das Historisch-Politische, die Erfahrung, das nüchterne Arbeiten für das Nützliche gar nicht auf gegenüber Phantasie und Spekulation. Grosse Bewegungen des praktischen Lebens haben auch in Indien stattgefunden, aber sie werden sozusagen nicht ganz ernst genommen; alle Überlieferung wird überwuchert vom Dschungel der Sage; statt Geschichte werden Märchen erzählt. Mochten sich die Städte verbünden, mochten Reiche gegründet werden und wieder vergehen, mochten neue Grosskönige, Maharadschas, ihre Autokratie auf scharfer Besteuerung des Bauern aufbauen — wirklich wichtig war etwas anderes: das innermenschliche Sein, die Flucht ins Schrankenlose, in die unergründliche Tiefe des Denkens über den Sinn der Welt. Der Einzelne war sich schliess-

lich selbst das Höchste, von sich aus schuf er sich das System des Alls — als Einsiedler im Walde oder als wandernder Asket, losgelöst von den Bindungen des indischen Alltags. Lernend aber auch geniesend kannte der indische Mensch keine Schranke, keine Masse, keine Harmonie. So wie die Epen und die Tempelbauten der späteren Zeit im fabulierenden Überschwang sich nicht genug tun können, wie sie malerisch-mässig, gleichsam kastenmässig aufgebaut, reizvoll im Besonderen, beinahe krank sind an überfüllter, pflanzlich wuchernder Phantastik und den Beschauer wie ein Opfer überwältigen und in sich ertränken — so vergeudet sich der unermüdlichste Scharfsinn von indischen Philosophen, Mathematikern, Juristen in geistvoller Verfeinerung einer letztthin unfruchtbaren Systematik des Gedanklichen. Stolz auf das Ich, Freude an Eigenbrödelei und pedantischer Vervielfältigung sind auch die geistigen Ursprünge des Kastenwesens, das den ständischen Aufbau ins Hemmungs- und Willenlose steigerte, gefördert natürlich von den unmittelbaren Machtinteressen der Priesterkaste, die den obersten Rang erfolgreich erstrebte und jede Mischehe zur Bildung einer neuen niedrigeren Mischkaste ausnutzte.

Die indische Philosophie ist weniger von den Brahmanen als von den Laien entwickelt worden. Über das erstarrte Opferritual, über alles Kindlich-Magische hinaus strebte der indische Geist nach einer wirklichen und dauerhaften Wahrheit. Was war am Urbeginn? Wie entstand das Sein aus dem Nichtsein? Woher sind die Götter gekommen? Was ist der Urtrieb des Lebens? So gelangt schon der Rigveda zu der „Liebe“, als dem alles erfüllenden Schöpfungsdrang, zu dem persönlichen Schöpfungsgott, zu dem „Einen“, im Gegensatz zu der Mannigfaltigkeit des Wirklichen, zur Weltseele. Die Seelenwanderung, die alte Vorstellung der Volksreligion, wurde nun in den Upanishad umgedeutet: das Einzelwesen muss immer wieder in neuen Verkörperungen leben, solange es das wahre Wissen von „Atman“, dem Lebensprinzip, nicht hat; aus dem leidvollen Kreislauf des Lebens, aus der Wiedergeburt muss es etwas geben wie eine Erlösung. Eine Reihe von philosophischen Systemen hat sich um diese Probleme bemüht, zum Teil sind sie atheistischer und materialistischer Natur, zum Teil gipfeln sie in der Vorstellung vom persönlichen Gott — Versenkung in ihn (Yoga) bringt die Erlösung. Das Auftreten Buddhas brachte eine entscheidende Wendung hervor: es wurde zu einem universalhistorischen Moment, weit über den indischen Kulturkreis hinaus.

* * *

Gautama Buddha (Buddha = der Erwachte), gestorben 486 vor Christi

Geburt, entstammte von Vaters- und Mutterseite dem Landadel, war in Nepal geboren und führte bis zum 29. Jahre das Leben seiner Kaste. In einer Periode des Zusammenbruches der aristokratischen Lebensformen seiner Standessphäre verliess er sein Haus, seine Frau, seinen Sohn, wanderte als Asket sieben Jahre lang umher, vergeblich um Erkenntnis und Belehrung bemüht. Da kam unter einem Feigenbaume die Erleuchtung über ihn; fünfundzwanzig Jahre fuhr er nun als Lehrer durchs Land des Ganges, umgeben von einer wachsenden Reihe von Schülern, die er in einer Mönchsgemeinde vereinigte; auch seinen Sohn nahm er in sie auf. Der König seines kleinen Staates beschützte ihn. Sein Leben und Sterben ist in der späteren Legende liebevoll-phantastisch ausgestaltet worden. 1898 wurde sein Grab gefunden — es enthielt ganz unzweifelhaft die Urne mit einem Teil seiner Asche. Buddhas grosse geistige Tat besteht darin, dass er die in der indischen Philosophie aufgeworfenen Probleme durch ein religiöses Erlebnis von weltanschauender Kraft löste. Er geht aus von der Welt der Erscheinungen, die in einem unauflöselichen Kausalitätsprozess und nur durch ihn existieren. Dieser Prozess beruht auf einer grossen Anzahl von „Elementen“; er wird in Bewegung gehalten durch das „Nichtwissen“; sobald das „Nichtwissen“ durch das „Erkennen“, sein Gegenprinzip, verdrängt wird, beruhigt sich der Wirbel der Verursachungen, das von ihnen erzeugte Leid schwindet, der Taumel verlöscht — dieses Erlöschen heisst Nirwana. Es ist kein „Nichts“, sondern das Existierende jenseits des Spieles der Dinge, das Ungewordene, Ungeformte, das Erwachen vom Traume des Irdischen, das absolute Sein. Nirwana ist der Zustand, der bereits im Diesseits entstehen kann, auf Grund des Begreifens aller Bedingtheiten, und der den Erleuchteten, Wissenden, vom Zwang der Wiederverkörperung erlöst.

Buddha hat keine Kirche gegründet. Er schuf eine ethisch-geläuterte Geistesaristokratie, geschichtlich das edelste Erzeugnis indischer Gruppenbildung und vornehmer Abschliessung gegen das Untere — zugleich die Aufhebung des lebenstrunkenen, erotisch befeuerten, herrschaftsstolzen Rittertums. Buddhas reine hohe Persönlichkeit wirkte als Sinnbild erlebter Lehre in den Mönchsgemeinden fort, die auf mehreren Konzilien die Grundlinien des Bekenntnisses festlegten und durch Mission verbreiteten — nach Kaschmir, Kabul, Hinterindien, Ceylon und später in ganz Zentral- und Ostasien. Nur Mönche können das eigentliche Ziel des Buddhismus erreichen, die Laien sind Verehrer, die sich anschliessen; fünf Gebote sind ihnen nur auferlegt: nicht töten, nicht stehlen, nicht unkeusch leben, nicht lügen, keine berausenden Getränke trinken. Aus der Verehrung der Reliquien Buddhas selbst hat sich ein besonderer Kult entwikk-

kelt, seine Reden und Gespräche sind die Grundlage einer grossen Literatur geworden. Die buddhistische Ethik hat zuerst den Gedanken der allumfassenden Liebe, der dienenden Hingabe an alle Menschen, also der Überwindung des tief egoistischen, leben- und leidbringenden Schöpfungs-, Zeugungs- und Zerstörungswillens entwickelt und betätigt. Buddhas Werk ist Indiens grösster Ruhm, aber auch er ist wie alles andere an der Unfassbarkeit, der Unbezwingbarkeit des indischen Wesens gescheitert. Wohl entstand dem Buddhismus in dem grossen Kaiser Aschoka ein Beschützer — diesem Kaiser, der als erster auf den Krieg verzichtete als Mittel der Herrschaftsgewinnung: er wurde notwendig zuletzt selbst Mönch, und sein altindisches Reich zerfiel.

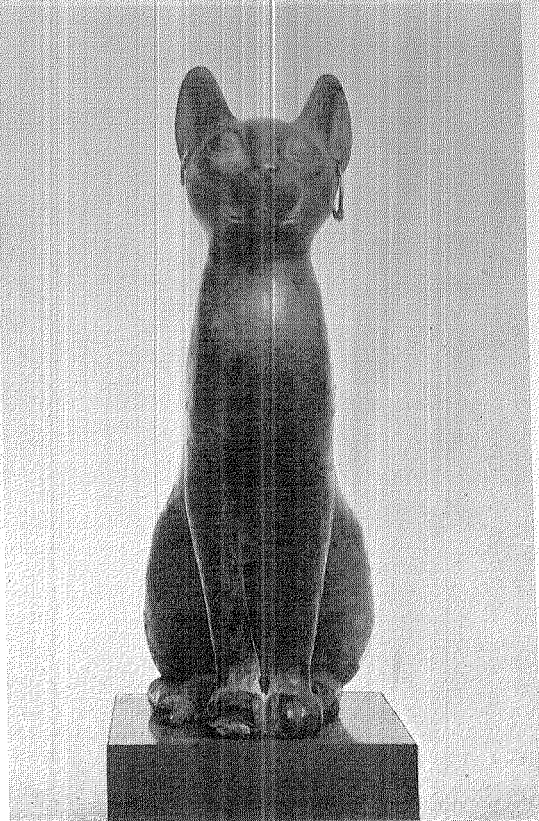
Die Lehre Buddhas war zu weltabgewandt: sie konnte den Einzelnen trösten, retten, heiligen — aber sie konnte und wollte nicht die indische Wirklichkeit von ihrer Problematik heilen.

Die Lehre des Dschaimas, gleichzeitig mit dem Buddhismus entstanden und wie er von höchstem ethischen Gehalt, hielt wenigstens an dem ausserweltlichen Fortleben der Einzelseele fest und kam auch sonst dem Brahmanismus mehr entgegen, so dass sich der Dschaimismus als einflussreiche Sekte bei den Hindus erhielt und auf Kunst und Literatur lebhaften Einfluss nahm. Nach mancherlei Wandlungen verschwand die Lehre Buddhas ganz aus Indien; die Brahmanen siegten wiederum und mit ihnen der Geist des Kastenwesens, der Zersplitterung, der Vielgötterei — böse Geister, Lokalgötter, der Afengott, der Totengott, marterten die Phantasie. Was Wischnu, der vielgestaltige Gott schöpferischen Tuns, fröhlich erhalten wollte, riss Schiwa, verführerisch tanzend, in den Abgrund tiefer Verirrung. So zeigte sich früh die Linie von Indiens Schicksal: der höchste Lebensrausch hatte hier über alle kleine Angst und Sinnenfessel und Lebensnot hinweg den erhabenen Gedanken des Nirwana hervorgebracht — Indien selbst blieb unerlöst in der Fülle seiner Pracht und seines diesseitigen Irrtums.

4. DAS ALTE CHINA



Relief aus Carchemisch
Hetitisch. British Museum, London



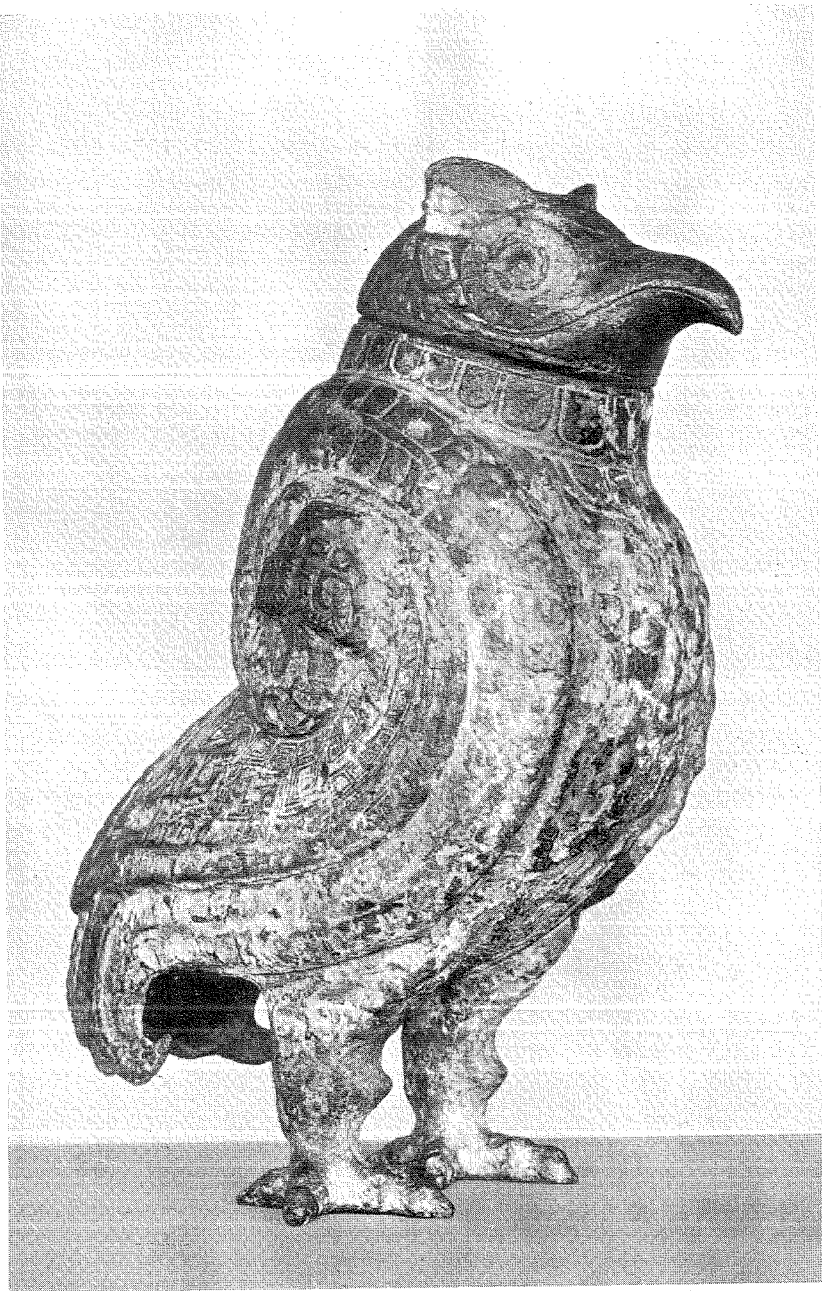
Hockende Katze
Ägyptisch. British Museum, London

4. DAS ALTE CHINA

Indien war ein Kontinent, weltgeschichtlich überwiegend passiv. Mehr Chaos als Kosmos: China war und ist ein Erdteil voll geschichtlich politischen Selbstbewusstseins, ausgeprägt und sonderbar wie kaum sonst eine Individualität der menschheitlichen Entwicklung, an Kulturkraft allen Angreifern und Bedrückern überlegen, gewohnt, in Jahrhunderten zu rechnen, und schon deshalb schliesslich siegreich, für den Europäer schwer und niemals ganz zu enträtseln, umso mehr verlockend durch seine wahrhaft kaiserliche Weiträumigkeit und Gestaltenfülle.

Wenn es überhaupt Autochthonen (erdgeborene Ureinwohner) in der Geschichte gibt, so scheint der alte Kern des Chinesentums am Hoang-ho und Weiho diesen Namen zu verdienen. Wir wissen nicht, woher aus dem Westen oder dem Südwesten sie gekommen sein mögen. Wir wissen nicht, wann vom Norden und Nordwesten Einwanderer eingedrungen sind, Nomadenhorden, die ethnisch dem Urvolk sehr nahe gestanden haben müssen. Gewaltige Erdgebiete müssten erst durchgraben werden, um wie anderswo die Funde reden zu lassen. Was die Geschichtsforschung an Greifbarem und Glaubhaftem vor sich sieht, das binnenländisch sesshafte, gewerbefleißige Bauerntum in der Ebene, an den Flüssen Mittelchinas, ist an Rasse, Lebensform und Brauch so scharf geformt, dass Jahrtausende daran gearbeitet haben müssen. Die chinesische Kultur ist gleichförmig, starr, sich selbst genug, ein unvergleichlicher Ausdruck zäher Selbsterziehung, intensivsten Lebenswillens, der aus sich selbst das Mass der Dinge nimmt. Diese Kulturgemeinschaft hat schliesslich alle Gegensätze zwischen Nord und Süd, alles Sonderleben der Provinzen, alle fremden Rasselemente, alle hundertfach differenzierten wirtschaftlichen Lebensbedingungen überwunden.

Mythos und Legende sind gewollte Geschichte; wie im Wunschtraum



Tsun, Weingefäss

Chinesisch, Chou Dynastie. Victoria and Albert Museum, London

offenbart sich hier die innerste Sehnsucht; was ein Volk als seine Vergangenheit glauben möchte, ist eine höhere Art von Wirklichkeit, die das Leben der Gestorbenen mit dem der Zukünftigen verkettet. Der chinesische Geist ist nüchtern und hält sich an das Gegebene; familienhaft an die Vorfahren gebunden, verehrt er in ihnen das Göttlich-Mächtige; genau so rühmt er die Urkaiser als die Urheber jeder gesellschaftlichen Kultur: alle Handwerke und landwirtschaftlichen Betätigungen, Handel, Geldwesen, Rechen- und Schreibkunst, Arzneiwissenschaft und Sterndeuterei, Musik und Unterricht gehen auf sie zurück. Das Kriegswesen erscheint im Vergleich zu diesen Gütern nur als ein zur Selbstverteidigung notwendiges Übel. Der chinesische Geist ist am meisten bemüht um den inneren Aufbau des Reiches: vernünftige Bodenverteilung, Strafgesetze, Lehnswesen, Verwaltung — also die Ordnung eines riesenhaften Volkshaushaltes nach den Prinzipien des Rechtes und des Anstandes: darum handelte es sich, das verlangte er von seinen Herrschern, das ist der Ruhm der Söhne des Himmels, die als die würdigsten und besten das Kaiseramt führen, ursprünglich nicht dynastisch bedingt, gestützt und gebunden, sondern nach der Eignung auserwählt von den Fürsten des Landes. Seit dem Jahre 2205 v. Chr. kennt dann die chinesische Annalistik Dynastien, deren Geschichte immer einen typischen Verlauf genommen hat: zuerst die Begründung durch einen hervorragend tüchtigen Mann, dann der Aufstieg zur Glanzzeit durch musterhafte Regenten, schliesslich der Verfall infolge des Versagens unfähiger und degenerierter Enkel; es folgt der Sturz durch eine neue junge Kraft, die nun eine eigene neue Dynastie stiftet.

Der chinesische Geist, der das Historische bejaht und sich gerne jede Entwicklung durch eine Reihenfolge bedeutsamer Namen vergegenwärtigt, reiht seit der ältesten Dynastie eine ununterbrochene Tabelle auf, eine Kette von kaiserlichen Personen; die rein sagenhaften Typen stehen an der Spitze, nur ganz allmählich formt sich aus dem feierlichen Nebel des Mythos greifbare Gestalt. Macht und Niedergang, Einheit und Zersplitterung haben bunt miteinander abgewechselt — das Wesentliche, der Sippenzusammenhang, das Kulturgefühl, haben sich allen äusseren Geschehnissen zum Trotz erhalten und entwickelt. Der Kaiser, zugleich der Gott der chinesischen Welt und der Familienvater des chinesischen Volkes, als Sonderwesen der Vermittler zwischen Himmel und Menschheit, konnte sich gegenüber dem emporstrebenden Feudalismus in seiner tatsächlichen Gewalt nicht behaupten. Die Lehnsfürstenfamilien, beim Todesfall immer neu belehnt, vergaben selbst wieder Lehnsbesitz an ihre Grossen. Dem Kaiser gegenüber beanspruchten sie mit dem Königstitel weitgehende Unabhängigkeit: es entstanden fünf Adelsklassen, die im-

mer mehr Land in ihrer Hand vereinigten und den Kleingrundbesitz der grossen Masse schmälerten, bedrückten, abhängig machten. Der Kaiser selbst verlor immer mehr und mehr seinen Hausbesitz, er behauptete nur noch eine Art Oberhoheit, die Macht lag bei den fünf grossen Einzelstaaten, zwischen denen ein Wettkampf um die Hegemonie entstand. Die nach der Chou-Dynastie benannte Epoche bedeutet für China zum Schluss eine furchtbare Zeit des Elends, der Gewalttat, der Schlächtereien, Wirren und Raubzüge. Gerade jetzt traten aber die beiden Männer auf, deren Geist die weitere Entwicklung auf das Nachhaltigste beeinflusst hat: Kung-tse (Konfuzius) und Lao-tse.

* * *

Kung-tse (551—479), Abkömmling einer Lehnsfürstenfamilie, trat früh in den Staatsdienst seines heimatlichen Landesherrn, stieg rasch zum Gouverneur und Justizminister auf, errang sich grösstes Vertrauen, wurde gestürzt und widmete sich in einer langen Periode des Exils, der Verfolgung und Enttäuschung dem Studium und der Lehre der heiligen Bücher Chinas. Er war ein echter Nordchinese: gemessen, förmlich, nüchtern, der vornehme Staatsmann, kein religiöser Grübler; so sieht auch seine Lehre aus. Sie ist kein theoretisches System, sondern der Ausdruck einer Überzeugung und eines Willens: der vorbildliche Mensch soll geschaffen werden; Grundvoraussetzung dazu ist Geradheit und mannhafte Art; Wissen, Humanität und Tapferkeit bauen sich darauf auf; zu einem festen anständigen Charakter gehört auch die Kunst, sich zu schämen. Rechtlichkeit und Schicklichkeit vollenden schliesslich den Mustermenschen. So fügt sich Auseres und Inneres, Ethisches und Zeremonielles, Takt und Rechtsgefühl, Lerneifer und Pflichttreue in einem hohen Grade von Vollkommenheit zusammen: das oberste Ziel ist die durch die Erfüllung der Pietät gegenüber den Eltern, des Gehorsams gegenüber den Oberen, der Treue gegenüber Frau und Freunden gewonnene Harmonie des Einzellebens und der dadurch gewährleistete gesunde Aufschwung des Staates des heiligen Reiches, in dem der Kaiser als der priesterlich Berufene waltet.

Kung-tse ist also ein praktischer Ethiker, kein Reformator religiöser Vorstellungen, die er vielmehr mit zurückhaltender Achtung übernimmt; althinesisches Moralgut hat er fortentwickelt und zu der Vorschrift vertieft: „Was du dir selbst nicht wünschst, füge andern nicht zu.“ Zu seinen Lebzeiten hat er nur auf einen kleinen Kreis gewirkt — mächtig noch mehr durch die Persönlichkeit als durch die Lehre, ein ungekrönter König, würdig, schweigsam, schwunglos, streng, aber voll trockenen Humors, unproblematisch, die echte, durch

nichts gebrochene Verkörperung seines eigenen Willens. Wie anders Lao-tse, der Bauernsohn aus Südchina, der Bücher-mensch, der in der Öffentlichkeit nicht wirken kann noch will, der in die Einsamkeit flieht und, ohne Freunde und Schüler, als Tempel-archivar untergebracht, nur mit sich und seiner Gedankenfülle ringend, sein wundersames Buch schreibt — vom Tao und Tê! Tao heisst eigentlich die Bahn, Tê die ordnende Kraft, die später einfach und etwas flach die Tugend genannt wird. Lao-tse war ein Asket, ein Mystiker, ein tiefbewogener und ergriffener Mensch, ein Erleuchteter und Begnadeter, er wollte das All schauen und den Ursinn des Seins ergründen. Er fand ihn in dem kosmisch-mütterlichen Naturprinzip: es ist das Unnennbare, das ewig Unruhige und doch Unwandelbare, das Nahe und Entfernte, das jenseits aller Vernünftigkeit Seiende, das jenseits aller geschäftigen Betätigung wahrhaft Schaffende und Ordrende — das Tao. Das Tao, sagt Lao-tse, war in der Urzeit das Herrschende: Milde, Barmherzigkeit, die „Leere“, das heisst die Freiheit von Begierden, gehörten zu seinem Wesen. Davon haben sich nun die Menschen entfernt und ihre armseligen Tugenden an seine Stelle gesetzt, Pietät, Gerechtigkeit, Wissen, Klugheit, die äusserliche Anständigkeit, und alles Unheil, Verbrechen, Lüge, Heuchelei, Krieg, Ausbeutung ist daraus erwachsen; deshalb Abkehr von der Welt der Genüsse, des Begehrens, des Hastens nach Gewinn und Ehre, Rückkehr zum Lichte, zur Ewigkeit, zum Heiligtum! „Vergilt Feindschaft mit Wohltun!“ ist Lao-tses höchste Weisheit.

Man fühlt die innere Verwandtschaft mit indischen Lehren; bei Lao-tses Nachfolgern scheint auch ein unmittelbarer Zusammenhang zu bestehen. In der bildenden Kunst wirkte sich dann indischer Einfluss grossartig aus. Dem Buddhismus war der Weg nach China offen. Das Wichtigste am Taoismus ist aber freilich, dass er den südchinesischen Geist offenbart, dass in ihm alte Elemente der Volksreligion und der gesellschaftlichen Anschauungen zu gewaltigem Leben neu erwacht sind; es ist sowohl der resigniert quietistische Zug wie eine kritisch-sozialistische Leidenschaft gegenüber allem Korrekten, Herkömmlichen, Bürokratisch-Aristokratischen, gegenüber dem Patriarchalisch-Familienhaften in Sitte und Besitz, was ihn kennzeichnet. Die zwei Pole des Chinesentums hatten nun Name, Geltung, Wirkung erhalten durch die beiden Zeitgenossen Kung-tse und Lao-tse. Sie wirkten beide, ihrem Wesen entsprechend, in einer geistigen und sozialen Oberschicht, erst durch diese allmählich in die Breite. Immer bestand aber, unerschütterlich und gar nicht angegriffen von den Weisen, die alte Naturreligion des Himmels und der irdischen Dämonen. Sie wurde gehandhabt von Zauberern und Wundermännern mit allen groben Mitteln primitiver Magie. Solche volkstümlichen

Seher kannten wohl auch das Tiefere, gaben aber als erfahrene Seelenkundige jeder Schicht das ihr Gemässe und Begreifbare. Erst ein Gewaltherrscher vollbrachte aber wieder eine Vereinigung Chinas und schuf damit die Voraussetzung einer neuen Kulturblüte. Nach furchtbaren Kämpfen begründete 221 v. Chr. der König von Ch'in die neue Dynastie Ch'in und wählte sich mit bezeichnendem Stolz den Namen. Shih-huang-ti, der erste Kaiser: er vernichtete das Feudalsystem, verwandelte das lockere Staatenbündel in einen despotisch regierten Einheitsstaat, machte das Gesamtreich zur ostasiatischen Grossmacht. In 36 Provinzen wurde das Reich eingeteilt, ein Zivil- und ein Militärgouverneur standen an der Spitze einer jeden; Soldaten und Beamte verdrängten den Adel, die Begabtesten aus dem Volke konnten aufsteigen, die Masse blieb gebunden in hartem Fron-dienst: glanzvolle Bauten verkündeten Macht und Ruhm des Despotismus. Zur Abwehr der Nomadenhorden begann der Bau der „Grossen Mauer“. Feldzüge, die bis nach Annam und Tonking gingen, erweiterten das Staatsgebiet wesentlich nach Südosten. Der grosse Herrscher wollte einen neuen Staat und bekämpfte deshalb allen Traditionalismus; er beförderte darum die Taoisten, verfolgte die Konfuzianer und ging soweit, 213 die Verbrennung der alten Literaturwerke anzuordnen — ein schwerer Schlag gegen die chinesische Kultur, der viele Werte vernichtete, ohne sachlich zum Erfolge zu führen.

Denn nach dem plötzlichen Tode des Machthabers (209 v. Chr.) entstanden neue Wirren, aus denen ein Bauernsohn siegreich hervorging, der eine neue Dynastie, die Han-Dynastie begründete; und sie bedeutete nunmehr den Beginn der ersten Glanzzeit Chinas, der klassischen Epoche, die den Konfuzianismus zum massgebenden Prinzip, zur Staatsreligion erhob. China wurde ein absolutes Kaisertum mit erblicher Thronfolge — der alte theokratische Zug erhielt sich dabei, bekam aber sein Gegengewicht durch das zentralistisch-organisierte Beamtentum. Gerade aus den unteren Schichten, besonders dem Landpächtertum, wurde mit Vorliebe der Nachwuchs genommen, allem aristokratischen Privilegienwesen zum Trotz, ein bis ins kleinste sorgfältig ausgebildeter Prüfungsapparat sorgte für genaue Abstufung nur nach der Begabung. Die Literaten, die Kenner der alten Schriften, die Träger der klassischen Bildung wurden die massgebende Schicht; die Verwendung der schwerfälligen Silbenschrift, die Verbreitung der literarischen Werke war ihre Aufgabe, und darauf beruhte ihr Einfluss, ihre Macht. Dieser chinesische Kaiserstaat ist die erste und dauerhafteste Machtorganisation der Weltgeschichte. Damals war er beweglich, entwicklungs- und aufnahmefähig. Ackerbau, Gewerbefleiss, Handel schufen und sammelten grosse Werte.

Sparsam, nüchtern, geduldig, unermüdlich, zähe — so arbeiteten viele Generationen von Chinesen an der Durchbildung ihrer Kultur und der Grösse ihres Staatswesens. Ausdauer und Scharfsinn, Geschmack und Fleiss ermöglichten diesem Volke eine zwar gleichförmige, aber friedliche und wertvolle Lebensharmonie: Gartenkultur, Brückenbau, Wasserstrassenwesen, Papier- und Seidenindustrie, Malereien auf Seide, Plastiken aus Bronze und Papiermaché gaben dem Dasein hier eine heitere Fülle, einen Glanz, einen zauberischen Reiz wie kaum sonstwo.

Der Konfuzianismus mochte auf seine selbstbewusst rationalistische Art das Leben der Familie, die Arbeit, die Staatsgesinnung verwalten, unantastbar, unsentimental, lieber konventionell als produktiv. Er mochte Natur und Geist mit liebenswürdiger Geste versöhnen, unter Verzicht auf das Unbeantwortbare, das Unlösbare. Im Fetisch- und Zauberwesen der Geheimkulte, in der Beschwörung quälender und bedrohlicher Naturdämonen, in all diesen jenseits des sichtbaren Sippenaufbaues wirkenden Geheimbünden lebte der Taoismus immer weiter. Seine Kraft lag darin, dass er immer neue Abarten, Wandlungen und Angleichungen an uraltes Instinktleben entwickelte. Es gab nicht nur ein korrektes, fleissiges und gepflegtes China; die dunklen Gewalten der Lebensverneinung, der grausamen Lebensvernichtung, der zerstörenden Gefühllosigkeit kämpften immer dagegen.

5. ÄGYPTEN

5. ÄGYPTEN

Ägypten, das älteste Kulturgebiet Afrikas, gehört auf eine denkwürdige Art auch der asiatischen und europäischen Geschichte an. Geheimnisvoll erstarrt, durch Beschwörung seines Selbstgefühls immer wieder gekräftigt, ist dies kleine Land zum Herzstück der Welthistorie geworden. Wie ein Strom alles Leben, alle Arbeit, jede Art von Besitz, Staat und Kultur schaffen kann, hat hier der Nil gezeigt. Vom ersten Katarakt bis zur verzweigten Mündung am Mittelmeer hat er aus den beiden Ufern der regenarmen Wüste, die er durchschneidet, kraft der Wohltat der Überschwemmungen, das fruchtbare Schlammgebiet geschaffen, das um dieser, seiner wirtschaftlichen Einheitlichkeit willen Grundlage eines geschlossenen Staatswesens werden musste. Der Nil, der göttliche Urvater alles ägyptischen Wesens, bewundert und angebetet von Anfang an, war auch ein Lehrmeister und Lastträger: er zwang zur geordneten Bodenwirtschaft und Bodenmessung, zur Zeit- und Arbeitseinteilung, er entwickelte den Schiffbau, er trug Bausteine und Getreide abwärts zum Delta. Das Volk, das am Nil lebte, ist ursprünglich afrikanisch, nahe verwandt mit vielen innerafrikanischen Stämmen, durch nordwärts nachdrängende Nubier und durch nordafrikanische libysche Nachbarschaft im Westen immer wieder aufgefrischt, ethnisch und sprachlich aber auch von asiatischen Semiten beeinflusst — eine Grenz- und Mischrasse also, die jedoch sehr früh durch die Übermacht von Boden und Klima zu unverkennbarer und sich treu bleibender Individualität eingeschmolzen worden ist. Die kleinen städtischen und ländlichen Herrschaftsbezirke der Vorzeit wurden zeitig zu zwei Reichen zusammengefügt, deren Rivalität der gesamten politischen Entwicklung Ägyptens die Hauptspannung gibt — Unterägypten, das Land des Deltas, das Land der roten Krone (niedrige Kappe mit stangenartigem Rückenstück) mit dem Papyrus

als Wappenpflanze, Oberägypten, das Land der weissen Krone (kegelförmig zugespitzte Mütze), mit einem binsenartigen Gewächs als Wappenpflanze. Die Bildung des ägyptischen Einheitsstaates ist wiederholt versucht und dann durch den König Menes durchgeführt worden, der die Reihe der dreissig „Dynastien“ eröffnet. Er vereinigte beide Kronen, gründete Memphis und nannte sich selbst nach dem Gott des Reiches Horus.

Die Ägypter pflegten sich im Bewusstsein ihrer starken, aber gewiss einseitigen Begabung als die „Menschen“ zu bezeichnen, gegenüber allen ihren Nachbarn. Diese „Menschen“ hatten an allen Orten, in allen Gauen, lokale Götter, die in Gestalt von Gegenständen und Blumen, vor allem von Tieren verehrt wurden. Solche heiligen Tiere hielt und pflegte man und widmete ihnen feierliche Bestattung — Benihasan bekam seine Katzengräber, Ombo die Gräber der Krokodile, Sakhara sein Serapeum, jene Gruft der dem Ptah geweihten heiligen Stiere (Apis); an anderen Orten finden sich Ibis- und Widdergräber. Die Macht des gefährlichen und des nützlichen Tieres erzwang die Vergottung; der Stolz der Götter und der Gläubigen an jedem Orte wetteiferte mit den Nachbarn; die Kunst, magisch beflissen, vermenschlichte die Gott-Tiere und bildete so vereinheitlichte Wunderwesen, die es sonst nirgends gibt — menschliche Gestalten, aus denen, natürlicher als die Natur, der Tierkopf wächst; der Falkenkopf des Horus, der Krokodilkopf des Suchos, der Löwenkopf der Sachmet u.s.f. Manche von diesen Ortsgöttern entwickelten besondere Eigenschaften und erwarben sich allgemeine Geltung — so wurde der Ptah von Memphis der Gott der Künstler, die Sachmet die Kriegsgöttin, die Kuhgöttin Hathor die grosse Patronin der Kuhzüchter, dann Göttin der Liebe, dann des Himmels. Alle Erscheinungen des Himmels und der Erde wurden vergöttlicht — die Luft, der Tau, der Ozean, die Sterne, die Fruchtbarkeit des Landes: Osiris war der Vegetationsgott, sein Gegengott der Donnergott Re. Niedere Götter gesellten sich dienend zu den oberen, alles Wesentliche des Lebens und Alltags, Geburt, Tod, Ernte bedurfte ja des Schutzes und helfenden Zaubers. Aus den Göttern bildeten sich Familien, Isis wurde die Gattin des Osiris, Horus ihr Sohn. Von den Sagen der Götter hat sich uns leider nur wenig erhalten. Alle Naturvorgänge erhielten ihre mythische Deutung, alle Ereignisse der ägyptischen Geschichte, Emporkommen und Untergang der Dynastien waren Werk, Laufbahn und Schicksal der Götter; wie oft wurden Götter verschmolzen, mit einander verwechselt, wie oft wurde der eine durch den andern verdrängt! Jeder Gott war getragen von den Ortsoberen, von seiner Priesterschaft; die Tempel wurden reich, wenn der Gott Erfolg hatte, der Gott gab den Seinen

Arbeit, Leben, Gewinn. Alles das wurde ganz irdisch, vom Diesseits für das Diesseits aus erfasst und gefühlt. In der Weite und Lichtfülle des Landes Ägypten, wo sich über dem gelben Wüstenteller die Himmelsglocke in einer Grösse wölbt, die alles andere klein macht, — hier war es besonders schwer, vielleicht unmöglich, den Tod für ein Ende, für einen Untergang zu halten. Das Westreich, das Land, wo die Sonne versinkt, war das Reich der Toten, beherrscht von dem hundsköpfigen oder dem schakalköpfigen Totengott (Anubis), an dessen Stelle später mehr und mehr Osiris trat, der getötete Gott, der wieder zum Leben erweckt wird und der deshalb auch die gestorbenen Gläubigen richtet und zu neuem, seligem Leben führt — zu einem Leben, das sich die Ägypter nicht schöner vorstellen konnten als ein gesteigertes ägyptisches Diesseits, in dem der Bauer sieben Ellen hohes Getreide erntet. Für diese Ewigkeit muss der irdische Leib aufbewahrt werden; der Seelenvogel, der beim Sterben entweicht, kehrte ja wieder dorthin zurück, und deshalb wurden die Leichen kunstvoll einbalsamiert, mit Tüchern und Binden umwickelt; die besonders verweslichen Eingeweide nahm man heraus und setzte sie in Krügen bei. Das Grab wurde aufgefasst als ein Haus, das der Tote ganz wie sein irdisches Haus bewohnt; es bestand bei den Vornehmen aus mehreren Kammern, enthielt Vorräte und alle Gebrauchsgegenstände, natürlich auch Kleidungsstücke und Schmucksachen; die Bilder an den Wänden zeigten seine ganze Lebensweise, seine Familie, seine Dienerschaft waren figürlich zur Stelle, um ihm zur Seite zu stehen; eine Scheintüre führt in das Totenreich. Der Glaube war also doch wohl, dass der Tote nach Belieben aus dem Totenreich zurückkehren und wie in seinem eigenen Hause das irdische Leben weiterführen konnte.

Wer so leidenschaftlich sich und sein Dasein als die eigentlich menschliche Erfüllung liebte wie die Ägypter, dem konnte der Tod nur als die furchtbare Gefahr erscheinen, deren fürsorgliche Überwindung die Hauptaufgabe des Lebens war. Sein Grab zu bauen, wurde die vornehmste Sorge des Königs, er begann seine Regierungszeit damit und baute bis zu seinem Abscheiden. Starb er früh, war das Grab klein; herrschte er lange, dann wuchs der Bau ins Gigantische. Die ersten Königsgräber von Abydos sind noch einfache Ziegelbauten. Die Stufenpyramide des Königs Djoser in Sakhara ist der erste gewaltige Steinbau (ca. 2770 v. Chr.); eine grosse Zahl kleinerer Gräber von Hofleuten und Priestern scharen sich um ihn. Das Pyramidenfeld von Giseh mit seinen Königsgräbern (besonders wertvoll das der Mutter des Königs Cheops, das der Königin Hetep-hers, mit seinen Tempeln und Mastaben (kleineren Gräbern), endlich mit der sogenannten Sphinx, dem Denkmale König Chephrens, dessen schlangenge-

schmückter Kopf aus einem ruhenden Löwenleibe wächst — das ist der grossartige Ausdruck des Geistes und Lebenswillens des Alten Reiches von Ägypten: eine wahrhaft königliche Welt, an Mass und Würde der Wüste und dem Himmel ebenbürtig, Trägerin so sehr ihres eigenen Stiles und Wertes, dass sie die Zeit still stehen lässt und den Raum verwandelt.

Das Königtum des alten Reiches war autokratisch durch und durch: der Herrscher verfügte über Leben und Arbeitskraft seiner Untertanen unumschränkt: nur der Frondienst von Zehntausenden konnte solche Gräber und Tempel errichten. Solche Überspannung musste sich rächen. Ein fein ausgebildeter Beamtenapparat diente dem Könige: seine Hauptaufgabe war, die Abgaben zusammen zu bringen, die von jeder gütererzeugenden Tätigkeit in Natur erhoben wurden. Das ganze Land war in Verwaltungsbezirke eingeteilt, in ihnen lebten die alten Kleinstaaten weiter; die Grossen der Gaue erstrebten Erbllichkeit und waren so eine dauernde Gefahr für die Zentralgewalt. Mit den Nachbarn, den Libyern, den Asiaten und den nubischen Südvölkern unterhielten die Dynastien des alten Reiches überwiegend friedliche Beziehungen; Handelsverkehr bestand mit Babylonien, Phönikien, Syrien und besonders dem Weihrauchlande Punt (an der Somaliküste), dessen Erzeugnisse für den Tempeldienst unentbehrlich waren. Der Handel lag nur zum Teil in der Hand freier Kaufleute; von Staatswegen wurden Expeditionen zu Wasser und zu Lande ausgerüstet. Das alte Reich hat bereits die Hieroglyphenhandschrift voll entwickelt; die sogenannten Pyramidentexte überliefern eine Anzahl Grabsprüche, Zauberformeln, Gebete und Lieder, auch bereits Weisheitslehren, Ratschläge der Lebensklugheit, wie sie die Ägypter besonders schätzten. Den gleichen Geist praktisch-nüchternen Diesseitigkeit zeigt auch schon die Kunst dieser Zeit. Die Baugesinnung beruht auf rechnerischer Exaktheit, entwickelt grosse Flächen und ruhige, klare Linien; ohne Disziplin, ohne sinnreiche Werkzeuge und technischen Instinkt wäre der Pyramidenbau unmöglich gewesen. Genaue Naturbeobachtung, vereinfachende, schlichte Wiedergabe von Szenen im Flachrelief, sachliche getreue Nachbildung des persönlich Geprägten im Porträt, ein deutlicher Sinn für Würde und Dauer, deshalb Bändigung des Bewegten, Verzicht auf das Beiläufige und Zufällige — das gibt dieser Kunst eine Echtheit und eine Kraft der Wirkung, der sich keine Nachwelt entziehen kann. Wer die Mastaben des Ti und des Ptahhotp gesehen hat, dem bevölkert sich die Welt von Memphis unvergesslich: da wird das Schlachttier niedergeworfen und zerlegt, da werden Gänse gestopft, Kaninchen und Kraniche gefüttert, da wird das Getreide gemäht und geworfelt, der Baumstamm bearbeitet und zersägt, das

Schiff zusammengefügt, die Tischplatten gehobelt; gefangene Fische werden ausgeschüttet, Widder treten die Saat ein, nachdem gepflügt, gehackt und gesät ist; Zwerge führen Affen und Hunde vor, Bäuerinnen bringen Opfergaben, der Dorfälteste wird zur Abrechnung herbeigeschleppt, die Schreiber sitzen dienstefrig in der Kanzlei — Ti selbst, der Grossgrundbesitzer und Hofbeamte, fährt durch das Papyrusdickicht, von seinen Ruderern vorwärts bewegt — Fische und Nilpferde tummeln sich im Wasser.

* * *

Das morschgewordene Alte Reich wurde vom Gaufürstentum zersprengt, asiatische Völker brandschatzten das Delta, es herrschte durch mehrere Generationen Verwirrung und Zerrüttung; die Neugründung des Einheitsstaates ging aus vom oberägyptischen Theben. (2100 v. Chr.) Das Ergebnis dieser Wandlung, das sogenannte Mittlere Reich, erlebte zunächst eine Periode der inneren Sammlung und kulturellen Besinnung: der Totentempel im Talkessel von Der-el-Bahari mit seinen wundervoll einfachen Formen ist sein schönstes Symbol — terrassenförmig steigt er an, zwei Hallen mit viereckigen Pfeilern schliessen den Vorhof ab, von da gelangt man zur Vorhalle, dann zu dem Hauptraum mit der Königspyramide, zu den Grabkapellen der königlichen Favoritinnen, zuletzt zum Pfeilersaal und dem Allerheiligsten. Sein Erbauer, der geniale Architekt Sennemut, war der Günstling der Königin Hatschesput; in der nächsten Nähe ihres Totentempels sollte er sein Felsengrab haben, es blieb aber leer. Die zwölfte Dynastie verlegte die Residenz des Reiches wieder in die Gegend von Memphis und wagte grössere Unternehmungen; ihre beste und dauerhafteste Tat war die Urbarmachung der Oase Fayum durch ein grosses Schleusenwerk und ein System von Kanälen und Dämmen. Feldzüge nach Libyen und Palästina dienten dem Grenzschutz und der Handelsbeziehung. Sehr wichtig war die Eroberung von Nubien und die Errichtung von Handelsfaktoreien bis oberhalb des dritten Katarakts. Vom grossen König Sesostri — es gab mehrere dieses Namens, — hörten auch die Griechen; ihm wurde alles Heldische und Gewaltige in Ägypten sagenhaft zugeschrieben. Es war das Schicksal dieses Landes, sein Königtum ins Übermonumentale zu steigern, es zu verewigen, zu vergotten; dem entsprach keine innere Festigkeit und Widerstandskraft. Das mittlere Reich wurde niedergeworfen und beinahe zweihundert Jahre zum grösseren Teile beherrscht von einem asiatischen Fremdvolke, den sogenannten Hyksos, die wohl sicher semitischen Ursprungs, aber mit allerhand Mitläufern behaftet waren, dazu noch herausfordernd sumerisch übertüncht. Die Hyksos können nicht sehr zahlreich gewesen

sein, sie waren eher eine wandernde berittene Kriegerhorde (sie brachten das Pferd nach Ägypten), die in Ägypten so wie in Vorderasien Herrschaften errichtete, ohne die kulturelle Eigenart der Besiegten ändern zu können oder zu wollen. Die Vertreibung der Hyksos ging von Theben aus, das sich immer unabhängig hielt; wiederum schuf Oberägypten das neue Einheitsreich, das sogenannte Neue Reich. Die Fremdherrschaft hatte die besten Kräfte wachgerufen. Es war die zweite grosse Wandlung der ägyptischen Geschichte. Die frischen Herrschergestalten der Amosis, Amenophis und Thutmosis (18. Dynastie) führten Ägyptens Glanzzeit herbei: die Herrschaft über Nubien wurde von neuem gesichert, Palästina und Syrien untertan gemacht, bis zum Euphrat vorgestossen, denn der Nordosten war Ägyptens empfindliche Seite. Fast jeder der folgenden Herrscher hat durch Feldzüge dieses Gebiet sichern und festigen müssen. Eine ganze Reihe von syrischen und phönikischen Städten und Fürsten leistete Tribute.

Jedesmal, wenn eine asiatische Macht überstark wurde, verbündete sich Ägypten mit den schwächeren Nachbarn. Das Hauptziel der ägyptischen Könige war Bewahrung vor neuen Angriffen der asiatischen „Pest“, wie man die Hyksos genannt hatte, Vermehrung der Sklaven durch Kriegsgefangene und Reichtumsaufhäufung; eine wirklich durchorganisierte Grosstaatsbildung, eine Unterjochung fremder Völkerschaften, eine Zerstörung fremder Machtzentren war den Pharaonen nicht möglich; die Basis ihres Landes war zu schmal, der Charakter ihres Landes und Volkes war auch nicht dazu veranlagt; eine ständige, grosse Armee, einen gewaltigen Apparat von Beamten für die Fremde aufzubauen und zu unterhalten, wollte den Ägyptern nicht liegen. Sie blieben am liebsten am Nil, verehrten ihre Götter und genossen ihre Sonne. Es war eine Friedfertigkeit aus Hochmut und Verwöhnung. Sie waren sich wirklich selbst genug. Hemmend wirkten auch die Zwistigkeiten im Herrscherhause. Königin Hatschesput, die Tochter Thutmosis I, beanspruchte den Thron für sich und zwar als König, sie nahm einen Königsnamen an und liess sich in der männlichen Königs-tracht, mit dem kurzen Schurz und dem Kinnbarte darstellen; ihr Halbbruder Thutmosis II. und ihr Gemahl Thutmosis III. bekämpften sie aber erbittert; sie wurde schliesslich gestürzt und getötet, ihre Bilder wurden ausgemerzt, ihr Name getilgt, ihre Statuen zertrümmert. Ihre Günstlinge wie Sennemut teilten das Schicksal. Gegen die heilige Konvention anzukämpfen, war selbst für eine Königstochter in Ägypten gefährlich. Der Vater der Hatschesput war der erste, der für sein Grab keine Pyramide baute, sondern eine noch sicherere Stätte suchte — in einem abgelegenen Felsenkessel am

Ende der Wüste, östlich des heutigen Luksor: hier, in einer grossartigen Einsamkeit, entstanden also in der Folgezeit die Felsen-gräber der Könige und Königinnen, der Prinzen und Prinzessinnen und der Grossen ihres Staates — tief eingehauene Schächte, die durch schmale Eingänge zu weitverzweigten Totenschlössern führen, zu einer überreichen, von göttlichem und menschlichem Schicksal angefüllten, buntbebilderten, schatzüberladenen Welt. Hier ist der Tod, so scheint es, wahrhaftig gebannt durch einen fürstlichen Lebensstolz.

Alles, was die ägyptischen Könige durch Geschenke fremder Fürsten, durch Heiratsgüter und Kaufgelder, durch Tribute und Beute ansammelten, war schliesslich ein Gewinn ihrer Götter. Amenophis III. baute dem Amun in Theben allein drei gewaltige Heiligtümer (Karnak); die Inschriften dieser Tempel sind die erste Kriegsgeschichte der Weltliteratur. Die Priesterschaft des Amun wurde die mächtigste und reichste im Lande, zum Ärger und Neid der andern. Hier lag wohl die schwerste Gefahr für Ägyptens Zukunft: alle Kräfte und Willensrichtungen flossen schliesslich den rivalisierenden Priestern zu, ein immer stärker werdender Druck ging von ihnen aus — auf die breite fronende Unterschicht, auf die Städte, auf die Grossen, ja auf den königlichen Hof selbst. Noch wirkte seit dem Alten Reich in On (Heliopolis) die Gottesgelehrtheit der Priester des Sonnengottes, die aus ihrem Ortsgotte Atum, den Weltschöpfer Atum-Re gemacht und ihn mit dem Königsgott Horus gleichgesetzt hatten. Daran schloss sich ein ganzes Göttersystem, die heilige Neunheit, die weite Verbreitung fand. Nun hatte der thebanische Amun-Re den alten Königsgott Horus und damit den Sonnengott von Heliopolis überflügelt; die Priester von Heliopolis standen an der Spitze der Opposition gegen die allzu üppig gewordenen Amunpriester. Der junge Sohn Amenophis' III., Amenophis IV., benutzte diesen Gegensatz, um den denkwürdigen Versuch zu machen, aus der lähmenden Vielgötterei und der Priesterherrschaft herauszukommen. Er bekannte sich zu dem alten Sonnengotte, erhob die Verehrung des Aton (Atum) zur Staatsreligion und vertauschte selbst seinen Königsnamen, der ja den des gestürzten Gottes Amun enthält, mit dem neuen programmatischen: „Echnaton“ (Aton hat Wohlgefallen). Ja noch mehr: der neue Monotheismus verwarf jede bildliche Darstellung des Gottes, nur die Sonnenscheibe selbst sollte verehrt werden, als das Symbol des grossägyptischen Reiches, die alte Amunsstadt Theben wurde verlassen und eine neue Residenz im heutigen Amarna gegründet — „Sonnenberg“ genannt. Fünf Tempel sollte Aton dort erhalten, ein majestätisches Königsschloss beherrschte die Stadt. Ringsum sammelten sich die Paläste der Grossen,

das staatliche Archiv bewahrte die Korrespondenz mit den babylonischen Königen und vorderasiatischen Vasallen in Keilschrift auf, ein Gräberfeld machte den Abschluss.

Dies ist vielleicht das merkwürdigste Ereignis der ägyptischen Geschichte: ein König will heraus aus dem Zwang und der Last göttlich-priesterlicher Überlieferung, er zersprengt die Gebundenheit theokratisch vereinsamten Herrscherdaseins, er will sich vermenschlichen. Die Kunst und Kultur von Amarna zeigt, worum es sich handelt. Ägypten suchte sich eine Seele, es suchte die Freiheit des persönlich Lebendigen. Gewiss gab es auch dafür schon Ansätze vorher. Im Grabe des Nekht in Theben ist eine Tänzerinnengruppe dargestellt, deren rhythmische Bewegung die geometrische Starrheit der Konvention völlig überwindet; besonders der Körper der mittleren ist perspektivisch richtig, dem Seheindruck entsprechend geformt. Dieselbe Auffassung zeigt das bemalte Kalksteinrelief aus Amarna, das Echnaton und seine Gemahlin darstellt. Die Gliedmassen sind gelöst, in den Leibern sprüht Bewegung und Geist, alles steckt voll sehrender Unruhe. Es entstand also ein Bedürfnis und vor allem auch eine Fähigkeit, freier und natürlicher zu gestalten als bisher, das Leben selbst unbefangener und mit Treue aufzunehmen. Im Gegensatz zu dem derb naiven Realismus der Alten Zeit entwickelte sich hier ein Sinn für verfeinerte, das Innerste fassende psychologische Wahrheit. Die Porträtköpfe des Ketzerkönigs selbst, seiner Gattin Nofrotete, seiner Mutter Teje und seiner Hofleute geben davon wundervolles Zeugnis. Die Mutter Teje, Tochter eines einfachen Priesters und trotzdem zur grossen königlichen Gemahlin aufgestiegen, zum Zorne sicher der Amunpriesterschaft, ist wohl stark beteiligt an dem grossartigen Reformversuche des Sohnes, der ihr schon äusserlich ähnlich sah — mit seinem mageren Fellachenleib und den unregelmässigen, sensiblen Gesichtszügen des träumenden und leidenden Kämpfers. Wir besitzen ein Gebet an den Sonnengott von ihm, ein seltsames Zeugnis seelischer Ergriffenheit. Echnaton starb jung, nach sechzehnjähriger Regierung, vielleicht als Opfer seiner Feinde, und hinterliess ein unvollendetes Werk. Nofrotete, die keinen Sohn von ihm hatte, wäre gern König geworden wie Hatschesput und dachte sich einen Hetiterfürsten als Königsgemahl. Es misslang. Zuerst herrschte kurz ihr älterer Schwiegersohn, dann ihr jüngerer, die neue Lehre wurde verlassen, der Kult der alten Götter wurde wieder gestattet. Tutanchaton, der jüngere Schwiegersohn, wahrscheinlich ein Sohn Echnatons von einer Nebenfrau, tat dann den entscheidenden Schritt rückwärts. Er bekannte sich öffentlich wieder zu Amun, und wie sein Vater den Namen im Sinne eines Programmes geändert hatte, so änderte er nun auch seinen Namen, er setzte auch darin an

Stelle des Aton den Amun: Tutanchamun verliess Amarna und kehrte nach Theben zurück. Gewaltige Feste fanden in den neugeweihten Reichstempeln des alten Reichsgottes statt. Kolossalstatuen des Amun und seines weiblichen Widerparts, der Göttin Amunet, wurden vom Könige gestiftet und geweiht. Als Tutanchamun starb, nach neunjähriger Regierung, wurde er mit einem Glanze begraben, wie nie ein König vor ihm und nach ihm. Die Priesterschaft von Theben hatte gesiegt und zeigte sich dankbar. Aus massivem Gold, dem Produkte Nubiens und Punts, ist sein Sarg in Mumienform gebildet, mit Stein- und Fayenceeinlagen, ein Wunder der Schmiede- und Ziselierkunst, in der goldenen Maske sind nach alter Weise die Augen aus Lapislazuli, schwarzem und weissem Stein eingelegt: vergoldete Stäbe, hölzerne Schreine mit Bildschmuck, Bahren und Wagenkasten, Statuen, Lampen und Fächergriffe, Wäschetruhen und Thronsessel — alles das und noch viel anderes, grosses und kleines, kostbar an Masse und köstlich an Form, fein und klug, lebendig und bedeutsam gebildet, meist noch im Amarnastil — ist diesem Könige beigegeben, der wieder der erste Orthodoxe war.

Die neue Dynastie, die neunzehnte, die der Feldherr Haremhab, der Führer der Reaktion, begründete, beruhigte erst ganz das Land, verfolgte Amenophis IV. und seine ganze Familie als ketzerisch, verlegte die Residenz nach Memphis, während Theben der Mittelpunkt des Kultus blieb, und führte eine neue Periode politischer und wirtschaftlicher Blüte herauf. Die geistige Fruchtbarkeit war aber zu Ende; es ist, als wenn mit der Amarnazeit die letzte grosse Möglichkeit verpufft wäre, das ägyptische Leben von innen heraus fortzuentwickeln und zu einer neuen schöpferischen Wandlung zu bringen. Was sich erhielt, war eine in sich grossartige Verwaltungstechnik, vom König nicht ohne selbstsichere göttergleiche Fürsorglichkeit zum Besten aller geleitet.

Das Kolossale herrschte, es verhinderte leider nicht die Verflachung zum Dekorativen, die bunte Vielgötterei wucherte weiter — ein betäubender, verwirrender, ungeistiger Fetischismus, die ewige Selbstwiederholung. Nach oben entartete dieser Kult zu dürrer Scholastik, nach unten zu wüstem Dämonenspuk.

Sethos I., Ramses II. und Ramses III. waren bedeutende Herrscher; ruhmredige Darstellungen ihrer Siege bedecken die Tempelwände. Da sieht man etwa, wie die syrischen Gefangenen vor den König geführt werden und die Zahl ihrer abgehauenen, in Haufen daliegenden Hände sorgfältig aufgeschrieben wird. Alle solche Unternehmungen gegen die Nachbarn dienten aber nur dem Schutze und dem Beutemachen. Ägypten konnte froh sein, wenn es seinen Zusammenhalt und seine Unabhängigkeit behaupten konnte. Jeder Thronwech-

sel fast führte zu Streitigkeiten und Wirren. Es war bezeichnend, dass Ramses III. sich entschliessen musste, libysche Söldner im Delta anzusiedeln als eine Kriegsmannschaft, auf die er sich unbedingt verlassen durfte. Solche landfremden Prätorianer wurden aber bald eine schwere Gefahr für das Königtum. Den grossen Ramses II. ahmten alle späteren Träger des Namens bis in kindliche Kleinigkeiten nach, immer starrer und gebundener wurde das Leben der Könige, immer mächtiger und reicher die Priesterschaft des Amun, die schliesslich durch ihr Orakel alle öffentlichen Angelegenheiten bestimmte, ja, der Hohepriester von Theben verfügte unter dem neunten Ramses über die Truppen und hatte die Staatsverwaltung im Wesentlichen in der Hand. Immer hochmütiger und starrer und zeremonieller wurde die Schreiberkaste, deren aktenfreudiges Formelwesen fetischartigen Charakter annahm. Der erste Fremdherrscher Ägyptens war ein Abkömmling jener libyschen Söldner (900 v. Chr.). Nubien machte sich zeitweise selbständig, viele Kleinfürsten beanspruchten Macht im Delta, wo Sais hervortrat, und in Oberägypten. Nubische Könige folgten auf die libyschen.

Welthistorisch betrachtet begann Ägypten zu einem Objekt des Geschehens herabzusinken. Charakteristisch bleibt das zähe ideenlose Festhalten am Herkömmlichen, der Verzicht auf jede Vertiefung, die gewollte, irgendwie als glückhafter Zauber empfundene, mumienhafte Starrheit. Eine gewisse Entfaltung des wirklichen Lebens geht aber damit Hand in Hand. Die Profankunst wurde beweglich und ausdrucksvoll. Die Hieroglyphenschrift hatte sich sehr verfeinert und war sogar zur Festlegung von Einzelbuchstaben gelangt (Buchstabenzeichen); die Deutzeichen wurden reichlich entwickelt und erhöhten die Ausdruckskraft. Semitische Fremdworte bereicherten die Sprache. Der Totenkult bekam durch die Mitgabe von Totenbüchern, Amuletten und Zauberverfiguren weitere Ausgestaltung. Zu der Wucht der sich immer mehr ins Kolossale übersteigernden Tempelbauten stand die harmlos geniesserische Heiterkeit des Alltags in einem seltsamen Widerspruch. Der Goldreichtum und die agrarische Grundlage gaben der Gesellschaft Ägyptens eine Sicherheit und Standfestigkeit, die sie gegenüber Thronstreitigkeiten und ähnlichen Wirren unempfindlich machte, durch die sie andererseits aber auch die Begehrlichkeit der Nachbarn reizte. Der soziale Aufbau beruhte wie selbstverständlich auf der breiten Sklavenschicht, die sich aus den Kriegsgefangenen immer frisch ergänzte; dann kam die zahlenmässig gleichfalls grosse Gruppe der halbfreien Arbeiter, die, an die Scholle gebunden, dem Könige, den Grossen, den Priestern dienen mussten. Der Mittelstand setzte sich aus Händlern, Handwerkern und Kleinbauern zusammen. In der herrschenden Schicht drängte

das eigentliche Ägyptertum den Priesterschaften und dem Beamtentum zu, während das Militär verhängnisvollerweise überfremdet wurde.

So konnte in der Spätzeit Ägypten seine politische Unabhängigkeit nicht mehr aufrechterhalten. Äthiopien machte sich endgültig selbständig, damit versiegte der Goldstrom; das Assyrische Reich unterwarf Ägypten und bezog es in seine Verwaltung ein; unter Psammetich und seinen Nachfolgern kam noch einmal eine Zeit verhältnismässiger Ruhe, in der man künstlerisch und literarisch die Pyramidenzeit romantisch zu erneuern versuchte; die wichtigste Aufgabe wurde aber, sich griechische und andere Söldnertruppen zu halten, sie richtig zu verwerten und ihre Eigenmächtigkeit zu zügeln. Der letzte nationale König Ägyptens von Bedeutung war Amasis, der Freund des Polykrates, der kluge, volkstümliche, selbst dem Volke entsprossene Vermittler zwischen seinen Landsleuten und den griechischen Siedlern. Der Perserkönig Kambyses machte dann Ägypten zur persischen Provinz. Nach einer kurzen Zeit der Freiheit unter den letzten Dynastien (28-30) fiel das Land wieder Persien und schliesslich Alexander dem Grossen zu.

6. STAATEN UND KULTUREN VORDERASIENS

6. STAATEN UND KULTUREN VORDERASIENS

Vorderasien ist der Schauplatz einer Reihe von glänzenden Staategründungen geworden, deren schneller Wechsel überwiegend auf dem Gegensatz zwischen Nichtsemiten und Semiten beruhte, das heisst also zwischen Völkern nichtsemitischer und semitischer Sprache und Kultur. Die Rassenzugehörigkeit ist ein davon verschiedenes Problem, das gerade im Vorderasiatischen Raume kaum zu entwirren ist. Mindestens drei indoeuropäische Wellen sind über Kleinasien hinweggegangen. Die Nichtsemiten hier sind: die Sumerer, die Hetiter, die Phryger, Lyder, Meder und Perser; die Semiten sind die Babylonier, die Assyrer, die Phönikier und die Juden. Gewichtig sind dann die Momente der Bodenbeschaffenheit: am Euphrat und Tigris, im syrisch-palästinensischen Bergland, waren die wirtschaftlichen Voraussetzungen für eine sesshafte Kultur gegeben: die syrisch-arabische Wüste bot Ähnliches nur an den Oasen und in Yemen, zwang aber im übrigen ihre Bewohner zu Wanderung, Handel und Beutezug. Unruhe, Härte, besondere Grausamkeit kennzeichnen die geschichtlichen Vorgänge in diesem Raume; grossartige Schöpfungen, auf Macht und Schätzen aufgebaut, verfallen bald rücksichtslosem Vernichtungswillen.

DIE SUMERER

Die ältesten bekannten Einwohner Mesopotamiens, die Sumerer, sind wohl aus dem inneren Asien eingewandert — die alte nordwestliche Induskultur zeigt überraschende Berührung mit der ihrigen: ein derbgebautes Volk, in kleinen Stadtstaaten angesiedelt, in Ackerbau, Handel, Goldschmiedekunst sowie allerlei Wissenschaft und Technik bewährt: die Erfindung der Keilschrift und des Bogen- und Gewölbebaues ist ihnen zuzuschreiben. Wir besitzen Königslisten aus

der Zeit von ca. 2000 v. Chr., die trotz aller Unzuverlässigkeit und Spielerei mit Jahrhunderten doch die Frühgeschichte des sumerischen Ur bis über 3000 v. Chr. erkennen lassen. Der Königspalast in Kisch, der Friedhof von Ur beweisen durch die zahlreichen ausgegrabenen Gegenstände aus Gold und Silber — es sind Gefässe, Waffen und Werkzeuge jeder Art — den hohen Stand dieser Kultur.

Bereits um 3000 sind aber vom Westen, aus der syrisch-arabischen Wüste, semitische Stämme nach Mesopotamien eingedrungen und haben sich in Akkad nördlich von den Sumerern festgesetzt. Andere Semiten folgten in den nächsten Jahrhunderten. Die Akkader waren den Sumerern als nomadisierendes Reitervolk militärisch überlegen, sie unterwarfen sie, verschmolzen aber diese höher entwickelte Kultur mit der ihrigen. Vergleicht man die sumerische Gesetzgebung mit der späteren babylonischen, so fällt auf, wie viel milder die Sumerer waren; sie bestrafte etwa den Ehebruch nicht mit dem Tode, sie liessen entlaufenen Sklaven nicht das eine Ohr abschneiden, eine zur Nebenfrau erhobene Sklavin durfte nicht verkauft werden und wurde nach dem Tode des Herrn nebst ihren Kindern frei. Die Ehefrau konnte sich eigene Sklavinnen halten, unabhängig ein Geschäft betreiben, in Abwesenheit des Mannes das Vermögen verwalten und besass ihren Kindern gegenüber dieselben Rechte wie der Vater. Freilich konnte der Mann die Frau unter gewissen Umständen verkaufen oder als Sklavin verdingen zur Ablösung einer Geldschuld. Die Ehe mit einer unfruchtbaren Frau konnte ohne weiteres geschieden werden, die Frau bekam eine Entschädigung ausser ihrer zurückerstatteten Mitgift. Jede Stadt hatte ihren Gott, jeder einzelne seinen Schutzgott, der oberste Gott war zu erhaben, als dass sich jemand ihm nähern durfte; die Götter wohnten in den Tempeln, sie assen das Opferfleisch, sie sicherten die Ernte und halfen in der Schlacht; die Götter der Feinde mussten als verehrte Gefangene in den Palast des eigenen Stadtgottes geführt werden. Strafen und Belohnung der Götter galten nur für das Diesseits; nach dem Tode lebte der Geist des Menschen auf eine zauberhafte Art weiter; wurde der Leib nicht angemessen bestattet, dann musste der Geist als Vampyr durch die Welt jagen und sich Nahrung suchen. Die Geschichte von der Frühzeit und die Schöpfungsgeschichte werden in dem Gilgamesch-Epos erzählt. Aber die uns geläufige moralische Zuspitzung fehlt hier; denn die Sumerer wussten wohl, dass Tugend nicht genügen konnte, um die Gunst der Götter zu erlangen. Zauber und Beschwörung erschien ihnen wichtiger. Die sumerische Kultur ist von den Semiten wohl aufgesogen worden, sie hat aber, als ihre Urheber schon längst vergessen waren, in Babylon und Ninive, ja über den ganzen vorderen Orient, nachgewirkt. Auf die erste Blüteperiode

Akkads unter Sargon und seinen Nachfolgern (bis 2350 v. Chr.), folgte eine neue Kraftentfaltung der Sumerer. Sie entwickelten jetzt ein wohl geregeltes Gerichtsverfahren und das auf der Sechszählung beruhende Rechensystem, das sich im Zifferblatt und im Dutzendbegriff bis in unsere Zeit erhalten hat. Potenzieren, Wurzelziehen, Raum- und Zeitmessung war ihnen wohlbekannt. Kalender, wissenschaftliche Himmelskunde, Astrologie bauten sich darauf auf. Die Rechenkunst entwickelte Handel und Wirtschaft in epochemachender Weise; der Begriff des Geldes, der im alten Ägypten nie klar erfasst worden ist, machte Spekulation, Umsatz im Grossen, Steuerwesen möglich. Die Sumerer, selbst ein Opfer der überlegenen semitischen Volkszahl und politischen Organisationsgabe, haben durch all dies erst die Bildung eines babylonischen Grosstaates ermöglicht. Ebenbürtig der Zivilisation der Sumerer war die von Elam, das immer ein Feind von Babylon blieb und im iranischen Raum Unabhängigkeit bewahrte; wahrscheinlich haben hier die Elamiter ein gut Teil ihrer Begabung und Leistung den Persern vererbt.

BABYLONIEN

Um 2060 wurde die bis dahin unbedeutende Stadt Babylon zur Residenz gemacht für den aus zahlreichen semitischen Völkerschaften und den Sumerern sich zusammensetzenden, werdenden babylonischen Staat. Der seit 1955 v. Chr. regierende König Hammurapi war es, der durch seine ausserordentliche Herrscherbegabung diesem Staate Geltung und Rang einer wirklichen Grossmacht verschaffte. Er besiegte widerspenstige Stämme, sicherte das Staatsgebiet, baute Tempel und Kanäle, führte zur Vereinheitlichung der verschiedenen Gruppen der Bevölkerung eine gemeinsame Tracht ein; im Gottesdienst behielt das Sumerische den Vorrang, die Verordnungen wurden in zwei Sprachen erlassen, die Gesetzgebung war semitisch. Diese wurde nun Hammurapis Haupttriumph: auf einer über zwei Meter hohen Steinsäule ist das neue Recht verzeichnet, zuoberst sieht man den König, wie er aus der Hand des Sonnengottes die Satzung empfängt. Der ganze Staats-, Gesellschafts- und Kulturaufbau lässt sich aus ihren Bestimmungen ablesen: es herrscht Grossbesitz, der Bauer erhält Pachtland, für Geld- und Getreidedarlehen gilt als normaler Zinssatz 20%. Angestellte von Grosshändlern bekommen festen Tagelohn. Verbrechen werden entsprechend dem Range des Täters und des Geschädigten bestraft; im Zweifelsfalle entscheidet das Gottesurteil. Es gilt das Vergeltungsprinzip. Die Blutschuld wird vom Staat allein geahndet, die Sippe darf nicht rächen. Nur durch schriftlichen Vertrag wird die Ehe rechtskräftig; Ehescheidung soll

nur bei Unfruchtbarkeit oder Krankheit der Frau zugelassen sein; auf Ehebruch der Frau steht das Ersäuftwerden als Strafe, vorbehaltlich der Gnade des Königs. Eigentumsfragen sind genau geregelt. Im ganzen Staatswesen herrscht ein nüchterner, geschäftsmässiger Sinn; durch sein Beamtentum greift der König überall ein. Steuern werden in Metall erhoben, nur die Landwirtschaft liefert den Naturalzehnten. Die Armee bestand aus Leuten der unteren Schicht; die Bürger der grossen Städte waren dienstfrei im Interesse von Handel und Gewerbe. Diese Städte erfreuten sich einer gewissen Selbstregierung, die freilich das Gottkönigtum politisch nie in Frage stellen konnte. Die Soldaten bekamen ebenso wie manche Beamte ein Stück Land als königliches Lehen. Hammurapis Staatswesen ist wohl das erste der Geschichte, das von klaren Rechts- und Wirtschaftsgedanken beherrscht wird. Der Glanz des Reiches überlebte den grossen König nicht; es zerfiel. Andere Völkerschaften drängten sich neben die Babylonier; die mächtigen Hetiter vor allem, ein nichtsemitisches Mischvolk, in Nordsyrien und Kappadokien beheimatet, berühmt durch sein feudales Kaisertum mit dem Symbol des zweiköpfigen Adlers, und durch die Erfindung des Streitwagens, ein Volk dessen Bilderschrift noch unentziffert ist; die Kossäer, die mehrere Jahrhunderte Babylon beherrschten, die Assyrer, mit Babylonien im Abhängigkeitsverhältnis, dann aber selbständig und von Grossmachtstreben erfüllt.

ASSYRIEN

Wir besitzen ein altassyrisches Gesetzbuch aus dem vierzehnten Jahrhundert v. Chr., in dem wiederum der Staat den Blutbann ganz für sich in Anspruch nimmt. Auffällig ist die Grausamkeit der Strafen: Abschneiden der Unterlippe, der Ohren, der Nase, das Pfählen, Schinden und Aufspiessen lebendiger Menschen. Die Assyrer entwickelten sich zum ersten ausgesprochenen Krieger- und Eroberervolk; sie kannten wohl zuerst richtige Belagerungsmaschinen und übernahmen von den Hetitern Pferd und Streitwagen. Bezeichnend für sie ist, dass sie häufig nur die Frauen und Kinder der Besiegten versklavten, die Männer aber entweder köpften oder kreuzigten oder aber widerlich verstümmelt in Käfigen hielten. Ihre wilden Kriegs- und Raubzüge führten sie durch den grössten Teil Kleinasiens. Lange wetteiferten sie mit Babylonien, bis ihnen schliesslich unter Tiglatpileser I. (1116-1090) die Bildung eines Grosstaates gelang: er schlug die Hetiter und die Aramäer, kam bis zum mittelländischen Meer zu den phönikischen Häfen, eroberte Babylon; überall jagte er Löwen — das ist sozusagen der Sport der assyrischen

Könige; die Hauptstadt Assur wurde von ihm glänzend ausgebaut. Eine Reihe von bedeutenden Herrschergestalten folgte in Abständen, die zeitweiligen Niedergang bedeuteten; eine innere geistige Entwicklung ist freilich kaum wahrnehmbar. Das Militärische steht ganz im Vordergrund — das Pferd wird hier zuerst systematisch und im grossen Stile für den Kampf benützt. Reitergeschwader unterstützen die Streitwagen. Auf der Überlegenheit solcher Angriffswaffen beruhte die Herrschaft der Assyrer, die erste der Geschichte, die imperialistische Züge trägt. Die Bürokratie wird nach babylonischem Muster durchgebildet. Furchtbares drohte jedem Widersacher und Empörer — er wurde vor dem König raffiniert gemartert, seine Kinder in Glut verbrannt. Bauten und Bewässerungsanlagen dienten der Ansiedelung und Beschäftigung der Unterworfenen. Ehrgeiz, Beutegier, die Lust am Kriegführen und Zerstören um des Blutrausches willen führten die assyrischen Könige immer weiter und höher: Assurnasirpal II., Salmanassar I., II. und III., die Königin-Mutter Samuramat, das Urbild der sagenhaften Semiramis, — sie alle haben mit einer gewissen grandiosen Eintönigkeit Feldzüge unternommen, Kostbarkeiten aufgehäuft, ruhmredige Inschriften an Tempeln und Palästen angebracht, alles Feindliche niedergestampft, weggeschleppt oder zur Arbeitspflicht gezwungen. Auch Juda und Israel, Damaskus, das arabische Wüstengebiet und Medien werden unterworfen. Ganze Landstriche sind dabei völlig verwüstet, hunderte von Ansiedlungen dem Erdboden gleichgemacht worden. Der Höhepunkt des assyrischen Reiches war unter Salmanassar V., Sargon II., Sanherib und Assurbanipal erreicht. Sanherib war es auch, der das schon lange bestehende Ninive am Tigris zur Hauptstadt erhob; eine mächtige Mauer, 24 Meter hoch und 40 Ziegel dick, nebst Vormauer und breitem Graben umgab die Residenz; ein beispielloser Palast mit grossen Toren und einem prachtvollen Thronsaal im Mittelpunkt wurde errichtet. Türme und Zinnen, Wälle und Brücken geben der Anlage etwas Festungsmässiges; die ganze Baugesinnung ist nicht verschwenderisch, sondern klar, straff und herb. Auch in den Reliefdarstellungen wirkt ein solcher Geist: die wütenden Hunde, die fliehenden Antilopen, der sterbende Löwe, überhaupt Tiere im Todeskampf sind vorzüglich beobachtet und mit sachlicher Treue für das Wesentliche, unbefangen und scharf dargestellt worden. Das erste echte Ornament, aus menschlichen, tierischen und geometrischen Elementen bestehend, war schon ein Werk der Babylonier. Nun war auch Ägypten unterworfen, Zypern und viele Griechenschädte schickten freiwillig Geschenke. Nicht vom Westen, sondern vom Osten her drohte die Lebensgefahr für das zu gross gewordene Reich. In Medien stieg eine neue Volkskraft auf, mit der sich gern

alle Unterworfenen und Ausgeplünderten verbanden, besonders das oft zerstörte und immer wieder sich auflehrende Babylon. Niniwes Zerstörung geschah mit der Gründlichkeit (612 v. Chr.), welche die Assyrer selbst zuerst gegen ihre Feinde angewandt hatten. Samt der Hauptstadt wurde die assyrische Kriegerkaste vernichtet. Ihre Zeit war vorbei, es entstand wieder Lebensraum für die anderen. Das neubabylonische Reich wurde gegründet — Nebukadnezar verhalf ihm zur Grösse. Er sicherte sich zunächst das bisher assyrische Staatsgebiet — einschliesslich Palästinas und Syriens, wandte sich aber dann, getreu dem Geiste Hammurapis, dem inneren Ausbau zu, ohne dass aber eine schöpferische Wandlung für uns wahrnehmbar wäre. In seinem Palaste in Babylon brachte der König hängende Gärten an, eines der sieben Weltwunder der Griechen; die schreitenden Löwen seiner Burg, eine lange Reihe, gebildet aus glasierten Ziegeln, sind meisterlich in ihrer verhaltenen Muskelkraft und der klaren Sicherheit der Linien. Kostbar wurden die Tempel ausgestattet wie stets im Orient auch als Geschäftszentren, der in sieben Absätzen sich verjüngend aufsteigende berühmte babylonische Turm wurde neuerrichtet. Aber schon die nächsten Nachfolger Nebukadnezars vermochten den Staat nicht auf der Höhe zu halten; die Priesterschaft war eigenmächtig und herrschsüchtig, die Grenzvölker drängten gefährlich heran, im Osten und Westen drohte das neue medisch-persische Kraftzentrum, das Reich der iranischen Indoeuropäer, das die semitischen Grosstaaten beerben sollte. Noch lange aber blieb die Stadt Babylon ein kulturell-religiöser Umschlagsplatz ersten Ranges.

Der kleinasiatisch-mesopotamische Raum schien geopolitisch eine gemeinsame Grosstaatsform zu erlangen, wie sie ja auch immer versucht worden ist — allen Schwierigkeiten zum Trotz, die in der gebirglichen Zersplitterung des Gebietes und der unmittelbaren Nachbarschaft Arabiens lagen: von dort her kam, wie aus einem unerschöpflichen Speicher, immer ein frischer Strom nomadenhafter, dem geruhsamen Ackerbauertypus feindlicher Stämme. Daher lässt es sich auch verstehen, dass, ungeachtet aller Menschenschlächtereien, viele Jahrhunderte hindurch stets neues Blut und neue Kraft zu zweischichtigen Staatenbildungen vorhanden war.

Merkwürdig einheitlich ist das kulturelle, geistige und religiöse Leben der semitischen Völker. Ihr Sinn für das Konkrete und Rationale war ausgeprägt und befähigte sie zu einer rechnerisch-nüchternen Erfassung des Wirklichen. Die Blutgemeinschaft der Grossfamilie erhielt sich aus der Nomadenzeit auch in den Königsherrschaften und trat bei Kriegszügen, Wanderungen, Verpflanzungen immer wieder hervor als der eigentlich innerste Halt. Dinglich-diesseitig

empfunden war auch die Gottesvorstellung. Die „Macht“ sitzt im Stein, im Wasser, in Sonne, Mond oder Gestirnen, dieser Gott *besitzt* den Berg oder den Baum, das Dorf, die Stadt und duldet keinen anderen Besitzer neben sich; die Baale der Semiten sind Herrscher in ihrem Bezirke; der Baal einer ganzen Landschaft herrscht über die kleinen Baale seines Kreises. Die Götter besiegtter Feinde werden der Familie des eigenen Baal einverleibt. Das alles ist keine phantasievoll-fröhlich schwelgende Vielgötterei, sondern ein scharf und hart durchdachtes System. Auch die Geister der Abgeschiedenen (Elohim) sind Götter, mit denen eine Gemeinschaft durch ein Speiseopfer gepflegt wird.

Überhaupt steht der Mensch mit dem Baal in einer Art von kaufmännisch-juristischem Vertragsverhältnis; er ist dem Baal Gaben schuldig. Der Baal muss den Bund durch Leistungen bekräftigen; das gemeinsame Opfermahl bestätigt die wechselseitige Verpflichtung. Der Gott ist kein gütiger Helfer, sondern das Urbild des orientalischen Despoten: hart, grausam, blutgierig, er ist ein zorniges, verzehrendes, eifersüchtig auf seine Macht pochendes Wesen, dem der gefangene Feind, ja ursprünglich die Erstgeburt geopfert werden muss. Der Gott ist der väterliche Erzeuger seiner Gläubigen, er hat ihr Leben gewollt und hervorgebracht, er bestimmt es bis zum Ende: deshalb gehört Zeugung und Tötung zum Kulte. Das geschlechtliche Leben hat bei den Semiten eine eigene Gottheit der Erde und der Fruchtbarkeit, die vielbrüstige Astarte, der zu Ehren die Begattung mit den „Geweihten“, den Priesterinnen, in den Tempeln vollzogen wird; das Gegenstück ist der Vernichtungsgott Moloch, der das ihm geopfert junge Leben glühend verzehrt. So tobt sich der Bluttausch ganz fleischlich-sinnlich mit orgiastischer Leidenschaft aus und sucht die Gewalt des Übermenschlichen zu bannen, tief egoistisch dem Dinglich-Wirklichen verhaftet, mörderisch und selbstmörderisch zugleich. Nur *ein* semitisches Volk hat sich aus dieser Sphäre zu einer höheren Religiosität durchgerungen — die Israeliten in der Prophetie.

DAS VOLK ISRAEL

Es ist eine der denkwürdigsten Tatsachen der Weltgeschichte, dass gerade das Volk Israel, eine ganz kleine Gruppe der semitischen Völkerfamilie, in seiner geistigen Nachwirkung ein Weltvolk geworden ist und sich, wenn auch mit sehr vielen Vermischungen und Bekehrungen Fremdrassiger, aus der Frühzeit als eine ethnisch-kulturelle Einheit hat erhalten können.

Das Land Kanaan, nach den aus Kreta stammenden Philistern Pa-

lästina genannt, ist geopolitisch ein Teil der Mittelmeerküste, an der sich die Kräftestrahlen des ägyptischen Staates und der babylonischen wie der assyrischen Grossreichsbildung kreuzten. Es gab hier eine vorisraelitische Bevölkerung, die aus aramäischen, beduinischen und wohl auch hetitischen Elementen gemischt war und sich einer reichen, vielgestaltigen Entwicklung erfreute: Acker- und Gartenbau waren heimisch, es gab wohlbefestigte Städte, der Handel brachte Gewebe und andere kunstgewerbliche Erzeugnisse nach Bedarf und Wunsch. Von den Assyren hatten die Kanaaniter die Streitwagen übernommen, die babylonische Keilschrift ersetzten sie schon im 12. oder 13. Jahrhundert durch die Buchstabenschrift, jene Fortbildung der Hieroglyphen.

In dieses von sehr verschiedenen Kultureinflüssen befruchtete Land drangen im Verlauf der grossen Völkerbewegungen des Zeitalters um 1200 v. Chr. aus der östlichen Wüste räuberische Beduinenhorden ein — die Hebräer, zu denen ausser dem Volke Israel die Edomiter, die Moabiter und Ammoniter, ihre nächsten Verwandten, gehörten. Diesen Wüstenbewohnern erschien das gerade nicht verschwenderisch ausgestattete Kanaan als das gesegnete, als das gelobte Land. Sie setzten sich in den Bergen fest und traten mit der alten, in den Städten und der Ebene verbliebenen Bevölkerung in vielfache, für sie sehr nutzbringende Verbindung. Die Ägypter, die Oberherren des Landes, fanden die Hebräer freilich gefährlich und führten eine Reihe von israelitischen Geschlechtern in das Nilland; mehrere Wellen solch zeltbewohnender Nomaden mögen dorthin nachgeströmt sein, um aber statt der erhofften Herrschaft bittere Verknechtung zu finden. Nur einzelne stiegen auf und spielten die Rolle des Traumdeuters, Beraters und Organisators wie Joseph. Der grosse Volksführer Moses brachte seine Volksgenossen dann zurück durch die Wüste nach Kanaan, — begünstigt durch das Erlahmen der ägyptischen Königsgewalt. Nun gelang den Israeliten die Ausbreitung im ganzen Lande, sie wandten sich erfolgreich gegen die Statthalter der Philister. Nur die phönikischen Handelsstädte Tyrus, Sidon, Byblos erhielten sich unabhängig. Jetzt wurden die Söhne Israel sesshafte Bauern und mit der Zeit auch Städter; die ursprüngliche Gleichheit der Sippengenossen wandelte sich in gesellschaftliche Abstufung um, von dem Grossbesitzer bis herab zum Halbfreien und Sklaven. Diese Entwicklung hatte auch ihre kultische Seite. Der Stammesgott der Israeliten wurde Jahwe, der Gott der Wüste, von Moses verkündet als der Berggott des Sinai, ein strenger, sühneheischender Gott, dem der grosse Prophet, der keinen Nachfolger fand, seine eigenen Züge gab, das eifernde herrische Wollen, den Gedanken der Selbstzucht, der Unerbittlichkeit, der Ordnung, Pflege und Sauber-

keit, die Idee der moralischen und physischen Reinheit und Kraftansammlung. Dieser Jahwe, der in der Fremde sich dies Volk auserwählt hatte, begann nun seinen Kampf gegen die Kanaaniter-Baale, die oft in Gestalt des Stieres, als des Sinnbildes der zeugenden Naturkraft, dargestellt wurden; mit dem Sesshaftwerden übernahmen viele Hebräer und auch viele Israeliten die örtlichen Kulte, wie sie der Beschäftigung der Ackerbauer und Städter entsprachen — den volkstümlichen Ahnenglauben, den Kult von orts- und hausansässigen Fetischen, von Stern- und Naturgeistern, von Zauberdämonen und auch die orgiastischen Riten der Astarte und des Moloch. Eine strenge Scheidung zwischen Israeliten und Kanaanitern war bald praktisch nicht mehr möglich. Das stark despotisch betonte, mit Günstlings- und Haremswirtschaft belastete Königtum Davids und Salomos versuchte, genau wie es in grösserem Masstabe in Ägypten und Babylonien geschehen ist, die Zusammenfassung eines abgerundeten, geschlossenen Staatsgebietes und die Bildung einer einheitlichen Untertanenschaft. Es konnte den Vorteil einer weltpolitischen Pause ausnutzen. Schon nach Salomos Tode zerbrach diese Schöpfung aber in die beiden Königreiche Israel und Juda, deren brudermörderische Kämpfe nur die Macht der Nachbarn verstärkten, besonders die Herrschaft von Damaskus. Allen diesen politischen Bildungen machte dann das assyrische Grossreich ein schnelles Ende (722 v. Chr.). Die Geschichte der Juden begann nun aber erst recht eigentlich mit dem Untergange ihrer Selbständigkeit.

Jahwe hatte den Baaldienst in Israel nicht verdrängen können, trotz der Kämpferfreude von Hosea und von Elias, der ja persönlich sogar die besiegten Baalpriester schlachtete. Nun traten Männer auf, die den unterdrückten, verschleppten, ausgebeuteten Israeliten sagten: ihr selbst seid schuld an eurem Elend, ihr waret abtrünnig, deshalb hat Jahwe die Assyrer grossgemacht, um euch zu züchtigen! Ekstatiker hatte es in Israel schon zur Zeit der Philisterkämpfe gegeben — gottbeseelte Wundermänner, die, selbst erregt und erfüllt, durch Krämpfe und Wortgewalt die Gläubigen in willenlose Verzückerung brachten und in kultischer Besessenheit bezwangen. Nun erscheint das alles viel geistiger: die Propheten, echte Volksführer und Wahrheitssager, erinnern an die alten Tage der israelitischen Geschichte, an die Grösse des Gottes Mosis; aber dieser frühere Wüstengott Jahwe, der sich gegenüber den Baalen nicht mehr durchsetzen konnte, wächst nun an zu einem gewaltigen Gott, einem Weltgott, der selbst über Assur gebietet und ihm sein auserwähltes Volk Israel überantwortet hat, um es durch das Unglück besser, stärker, reiner zu machen. Das war das Werk des Amos, des ersten Jesaja, des Jeremia, dann des Ezechiel, des zweiten Jesaja, die nach der Zer-

störung Jerusalems durch die Neubabylonier und der Verpflanzung der Judenschaft auftreten — und all der anderen, die so verschieden unter sich sind, in denen aber *ein* mächtiges Rauschen ist, gewaltiger Zorn wider Uppigkeit und Frevel, *eine* grosse Forderung: frommer Wandel, religiös-sittliche Erschütterung, Selbstbesinnung, Demut im Leid, Bekenntnis zu der Macht Jahwes, der für die ganze Welt die grosse neue Zeit bringen soll, ein Weltreich des Friedens bis zum Weltende.

Erst durch das babylonische Exil hat sich die Kultgemeinschaft des Judentums gebildet, als Ersatz für die verlorene staatliche Selbständigkeit. Sie war erfüllt von dem Glauben an Jahwe, den strengen, durch kein Bildnis zu versinnbildlichenden Weltgott, der einst durch den Messias, den Bringer des Heils, für das auserwählte Volk das Reich Davids als das oberste Reich der Welt wiederherstellen soll. Damals sind die fünf Bücher Mose mit ihren alten Stammesagen, Märchen und Legenden, uralten Gebeten und Sprüchen, schriftlich niedergelegt worden, teilweise unter babylonischem Einfluss. Dazu kam der Priesterkodex, die Zusammenfassung von Gesetzen und Kultusanweisungen, als die Ergänzung der älteren Schriften. So hat sich das tief verletzte Selbstgefühl eines kleinen Volkes an seiner eigenen Überlieferung unter der Wirkung des schrecklichen Geschickes wieder aufgerichtet und ist durch sein leidgeborenes religiöses Schrifttum voll seltener Farbigkeit, Ausdruckskraft und Tiefe wieder zu einer Macht geworden. Es ist eine Wandlung besonderer, ja einziger Art: verfolgt und zerstreut, politisch entwurzelt, aber am Staatsideale zähe festhaltend, vom Hymnus erhoben, durch Spruchweisheit geläutert, von mythologischer Verklärung der eigenen Vergangenheit erbaut, durch die orthodoxe Strenge des Ritus erzogen und allem Unheil durch die Freude an der eigenen Gesetzlichkeit und isolierenden Bevorzugung gewachsen: so glaubt dieses Volk an sich, seinen Sieg, seinen Gott — was bei ihm im Grunde alles dasselbe ist.

DIE PHONIKIER

Das Gegenstück der Israeliten sind die Phönikier: das ungeistigste unter den vorderasiatischen Völkern, ganz beherrscht von diesseitigen Interessen, praktisch, nüchtern, materiell, stark besonders in der Veranlagung, sich die Erfindungen anderer zunutze zu machen, wie die Sternenkunde und die Buchstabenschrift. „Phönikier“ wurden von den Griechen die Kanaaniter genannt, denen es gelang, sich in den Stadtstaaten der syrisch-palästinensischen Küste, Tyrus, Sidon, usw., eine eigene politisch meist unabhängig gebliebene Lebensform zu sichern. Die Phönikier haben zuerst durch den Bau grosser und

schneller Schiffe das ganze Mittelmeer erschlossen; ihre steinige Küste bot nicht viel Entwicklungsmöglichkeiten: durch Fischfang, Seeraub, Handel gelangten sie zu Reichtum und Macht. So wuchsen diese Städte an, versorgten sich und alle Kunden und Nachbarn mit Sklaven, Gewürzen, Metallen und Edelsteinen, Geweben und Schnitzereien — und verehrten ihre Baale, jede Stadt ihren eigenen Gott; neben diese „Melkarte“ traten noch die Naturgottheiten Echnum und Adonis, welche letzteren die Griechen übernahmen. Baukunst, Goldschmiedekunst, alles kostbare Kunstgewerbe verschönten das üppige Dasein dieser erfolgreichen Kaufmannsgeschlechter, deren Geschmack mit dem Luxus wuchs. Handelsfaktoreien an allen Küsten des Mittelmeeres unterstützten die Unternehmungen der Mutterstädte: Cadix, Cypern, Kyrene, Massilia wurden von ihnen besiedelt, unter dem wachsenden Wettbewerbe der Kreter und Hellenen. Tyrus ist auch die Gründerin Karthagos (um 800 v. Chr.), das die Mutterstadt schnell überflügelte. An der besten Stelle der nordafrikanischen Küste, ziemlich genau in ihrer geographischen Mitte, auf einer gegen Sizilien vorgeschobenen Halbinsel ist diese Stadt entstanden, berufen, wenn irgendeine, zur See- und Weltherrschaft: mächtig zugleich und geschützt, getragen von einem volkreichen Hinterlande, vermochte Karthago nach dem Ost- und nach dem Westbecken des Mittelmeeres zu greifen, zum Ausfall und zur Verteidigung gleich berufen, mit diesem Meere vermählt — bis nach Nordfrankreich und zur westafrikanischen Küste wurde die Atlantis befahren! — aber auch zur Bezwingung von Land befähigt und gerüstet. Die Schiffsherrn freilich wollten vor allem Reichtum gewinnen und erhalten; die Admiräle und Strategen wünschten Kolonien, organisierte Herrschaft, Eroberung, Sicherheit der Ausbeutung und immer weitere Ausdehnung. Der beständige Verkehr, der Waren- und Menschaustausch förderten in Karthago raffinierte Welt- und Völkerkenntnis, damit aber auch Vermischung und gewandte Angleichung. Sein altorientalisches Semitismus im Götterkult blieb immer blutig und grausam, entwickelte jedoch manches Neue und liess sich von den Griechen beeinflussen. Das Westliche und das Östliche, das Kaufmännische und das Militärische, das finster Gebundene und eine neue kecke Genussucht — diese Widersprüche und Spannungen geben dem Dasein und dem Schicksale Karthagos den Reiz des verführerischen Geheimnisses, über dem ein trauriges Schweigen liegen bleibt.

DIE PERSER

Das grösste Reich im vorderen Orient ist von dem indoeuropäischen Volke der Perser gegründet worden. In ihm wird alles, was Semiten

und Nichtsemiten vorher versucht haben, überwunden und zu einer majestätischen Einheit zusammengefügt. Das persische Hochland, südöstlich vom Ararat bis nach Indien und an den persischen Golf ausgedehnt, war die Heimstätte wandernder Indoeuropäer geworden, die nach der Landschaft den Namen Iranier erhielten; der Stamm der Meder wurde zuerst in der Geschichte Assurs wirksam; die Perser sind ihre nächsten und viel bedeutenderen Verwandten. Persisches Volkstum und geschichtliches Wesen enthielt die entscheidende Prägung durch den grossen Religionsstifter Zarathustra (um 600 v. Chr.), der gegen die altiranischen, zeitweise mit den altindischen identischen Volkskulte aufs schärfste aufgetreten ist, — nicht mit sofortigem, aber allmählich sich mindestens bei der Oberschicht durchsetzendem Erfolge. — Zarathustra bekämpfte Götzendienst, Magie und Opferwesen; alles Blutige, alle groben Rauschzustände sind ihm tief zuwider. Er predigte den *einen* Gott Ahura-Mazda, den weisen Herrn, den Licht- und Himmelsgott, den Welterschöpfer, der durch Wahrheit und Güte regiert: neben ihm gibt es keine anderen Götter, nur dienende Genien, die Engel. Alles, was gegen diesen Gott ankämpft, wird in dem ebenso persönlichen und allumfassenden Gegengott, dem Teufel, personifiziert gesehen: Ahri-man ist immer dagewesen und wird immer bleiben bis zum Weltende; jedes geschichtliche und persönliche Leben ist das Ergebnis des Ringens zwischen diesen beiden; jede einzelne Seele wird umstritten; das Gute und das Böse, die Wahrheit und die Lüge, die Frömmigkeit und die Sünde, die Reinheit und die Befleckung führen ihren Kampf miteinander; dem Frommen winkt als Preis die Unsterblichkeit. Nach dem Tode werden die guten und bösen Taten mittels genauer Buchführung gegeneinander verrechnet und das Ergebnis gezogen. Bei der Auferstehung am jüngsten Gerichtstage kommen die Guten in das Paradies, die Bösen in die Hölle; die Hölle ist aber nichts Endgültiges; der Weltuntergang bedeutet eine neue Weltenschöpfung und damit den vollkommenen Sieg Gottes über den Teufel. Diese Eschatologie, die auf das Judentum (Buch Daniel) und damit auf das Christentum den stärksten Einfluss ausgeübt hat, erhält bei Zarathustra ihre durchaus praktische Ergänzung in seinen Vorschriften für das tägliche Leben: geordnete Haushaltsführung, sorgfältiger Anbau des Landes, Pflege des Rindes, aufopfernder Dienst für den König, Verzicht auf alles egoistische Sonderwesen: — man sieht, wie solche Lehren staatsbürgerliche Tugenden erweckten, wie sie aus dem pferdefrohen Nomaden einen pflichttreuen, sesshaften Viehzüchter und Ackerbauer machten, jeden Auflehner zum Sünder stempelten und so die Bildung eines Grosstaates ermöglichten. Rationalismus, Moralprinzip und Gesellschaftsbau auf Grund von

Loyalität und Autorität sind die Wesenszüge des von Zarathustra erzeugenen Persertums. Seine Wirkung ging tief, wenn sich auch gewiss im breiten Volke mancherlei von der Naivität und Derbheit des alten Magierwesens erhielt.

Herodot hat uns mancherlei reizende Geschichten über die Entstehung des medischen Reiches, über den Lyderkönig Kroisos (Lydien und Phrygien sind indoeuropäische Herrschaften auf den Trümmern des Hetiterreiches) und über das Aufkommen des grossen Kyros erzählt; alle Einzelheiten sind unsicher und, welthistorisch gesehen, auch kaum wichtig. Fest steht, dass Kyros, Abkömmling eines alten persischen Kleinfürstengeschlechts, zunächst ganz Persien einigt, dann den Bruch mit dem Lehnsherrn der Perser, dem Mederkönig vollzieht, das medische Ekbatana samt seinen Schätzen erobert, Lydien unterwirft, Arabien sichert und schliesslich das neubabylonische Reich zerschmettert — ein grossartiger Siegeszug, der nur noch übertroffen wird durch die Art, wie dieser wahrhaft bedeutende Herrscher und Mensch seine Erfolge fruchtbar macht: er zerstört nicht, wie es die Assyrer und auch noch die Meder getan haben, er macht Babylon neben Susa und Ekbatana zur Residenz, er gewinnt die Besiegten seiner Oberhoheit, indem er ihren Göttern opfert, er schont und duldet Sprache wie Sitte, er achtet und überzeugt Andersgläubige, als ein edler und echter Schüler Zarathustras. So gestattet er auch den Juden, nach Palästina zurückzukehren und in ihrem ersehnten Zion unter dem Hohenpriester als eine kirchenstaatlich geformte Gemeinschaft den Tempel wiederaufzurichten und ihren Kult zu begeben. Es waren immerhin nur 30.000 Köpfe, die wieder in Jerusalem anlangten. Eine grosse Exilsgemeinde blieb zurück und erhielt sich noch sehr lange Zeit.

Kambyses, der kleinere Sohn seines grossen Vaters Kyros, eroberte Ägypten und scheint hier, nach anfänglicher Toleranz, ärgerlich über die misstrauische Starrheit des ägyptischen Verhaltens, mancherlei Ungerechtigkeit begangen zu haben. Sein Nachfolger Dareios unterdrückte alle Versuche der medischen Priesterschaft, gegen das Herrscherhaus der Achämeniden Sonderkönige und damit die alten Volkskulte wieder durchzusetzen, bewahrte aber dann seinen Sieg gleichfalls durch Weitherzigkeit und eine weniger humane als aristokratisch selbstbewusste Toleranz. Sein stolzestes Werk war die innere Reichsorganisation: zwanzig Satrapien wurden eingerichtet, die Leistungen für den Kriegsdienst und den Schatz waren genau vorgeschrieben und unterstanden fortwährender Kontrolle durch das Schreiberwesen, Kommissare und geheime Räte des Königs beaufsichtigten die Gouverneure und Provinzgeneräle. Eine Münzordnung, wie sie zuerst in Lydien entstanden war, wurde für das

ganze Reich durchgeführt, auf Grund eines festen Verhältnisses zwischen Gold und Silber; die Münzprägung war korrekt und zuverlässig. Der Verkehr zwischen den Hauptstädten war durch eine staatliche Post geregelt. Aussenpolitisch war Dareios nicht gerade glücklich — er konnte Ägypten nicht halten und traf auf den siegreichen Widerstand der Griechen. Seefahrt und Seekrieg lag dem kontinental bedingten und so gross gewordenen Persertum nicht. Vom Standpunkte des persischen Reiches handelt es sich hier um verhältnismässig unbedeutende Kämpfe zum Zwecke der Sicherung von Grenzen und Aussenposten. Sein eigentliches Wesen blieb unerschüttert; seine geschichtliche Wirkung erhielt sich bis auf Alexander den Grossen und über ihn hinaus. Für den vorderen Orient bedeutete es nach einer langen Periode furchtbarster innerer Zerfleischung eine glückhafte Zeit friedlicher Entwicklungsmöglichkeit. Gewiss nahmen auch die persischen Könige die Lebensgewohnheiten orientalischer Alleinherrscher an; das Hofzeremoniell war sorgfältig ausgebildet; ein grosser Hofstaat mit einer zahlreichen Leibwache schützte die Person des Grosskönigs; einige wenige Adelsfamilien erhielten sich neben ihm eine bedeutende Stellung; der Nachwuchs der alten Soldatenschicht wurde im militärischen Geist und in der Lehre Zarathustras erzogen — ein moralisch und physisch hochstehender Offiziersstand entwickelte sich und gab der Dynastie wesentlichen Halt. Mit seinen Offizieren und Beamten zusammen lebte der Perserkönig in den grossartigen Hallen seiner Paläste von Susa und Persepolis, getragen von der Zuverlässigkeit seiner Soldaten — die schönen farbigen Ziegelbilder der persischen Krieger in Susa sind ihr Ehrenmal: es war eine Gemeinschaft voller Würde und Vertrauen, begründet auf der breiten bäuerlichen Schicht der Iranier, gestützt durch die geschonten Völker und Kulte der früheren Reiche, gelegentlich wohl auch gefährdet durch Thronstreitigkeiten und Vasallenehrgeiz, aber schliesslich doch lange erhalten, kraft der ganz besonderen persischen Eigenschaften: Wahrheitsliebe, Anständigkeit, ritterliche Freude an gerechtem Aufbau. Damit war freilich eine gewisse selbstgefällige Steifheit und Stumpfheit verbunden, ein Mangel an Beweglichkeit und Feinfühligkeit, der das alte Persertum künstlerisch unproduktiv und abhängig von den Semiten und Griechen machte.

7. DAS GRIECHENTUM

7. DAS GRIECHENTUM

Das alte Indien und das alte China, Ägypten, Babylonien, Assyrien, Persien — je mehr sich die Geschichtsschreibung vorsichtig nur an die Wirklichkeiten dieser Kulturen halten will, desto scheuer verklingt sagenhaft ihr Wesentlichstes. Wie anders bei den Griechen! Nahe und vertraut, gegenwärtig und immer zukünftig, bunt und quellend, lustig und schmerzlich zerrissen, von alters her geformt, aber stets zerbrochen und neuer Formung bedürftig: so lebt das Griechentum in der Weltgeschichte als die blühende Statthalterei der Unsterblichkeit. Alle seine Zwiste und Erbärmlichkeiten, seine Keckheit und seinen Vernichtungstrieb, seine Schwatzsucht und sein eitles Geniessertum hat der Geist des Griechentums selbst zu überwinden vermocht durch das Werk und durch die Idee, begnadet vor allen Völkern mit einer Gestaltungskraft in Wort und Stoff, die das Künstlerische zu einer selbstverständlichen Daseinsnorm auch des Alltags machte. Die Griechen haben wie kein anderes Volk mit ihren Schicksalen nachgewirkt, nicht weil diese Schicksale, weltgeschichtlich betrachtet, alle besonders wichtig oder ausserordentlich waren, — sondern weil dies Volk Kunde und Zeugnis davon ablegte in einer Prägung, mit einem Mass von Bewegung und Leidenschaft, das Dauerhaftigkeit verleihen musste. Man mag sich ihrer verspielten Wichtigmacherei und lügnerischen Vielwendigkeit erwehren — die Griechen sind eben doch immer da und werden sich weiter so halten, sie haben allen Wandlungen, Untergängen, Wiedergeburt, Deutungen, Verabsolutierungen, ja sogar der lehrhaften Beflissenheit nachgeborener Schulmeisterei getrotzt, sie sind immer jung und sie selber geblieben, jedem neuen Zeitalter ein Erbe und eine Aufgabe des Erkennens, ein Beispiel, das keiner nachmachen kann und deshalb niemand nachahmen sollte, ein Rätsel, eine Entdeckung, ein Rausch. Alles lebendig Junge und Starke wird in jeder

Generation die Griechen wieder suchen und, wenn es echt ist, sich selbst dabei finden.

HELLENISCHE ANFÄNGE

Spätestens im dritten Jahrtausend sind, von Thrakern und Illyriern bedrängt, die „Hellenen“ (dieser Gesamtname ist viel später entstanden) in Griechenland eingewandert und haben die vorhandene nicht indoeuropäische Urbevölkerung vollkommen aufgesogen. In jedem Flusstal, in jedem Bergwinkel, auf allen Inseln des ägäischen Meeres setzte sich dies erste halbnomadische Hellenentum fest, schon geopolitisch also zum Sondertum bestimmt, infolge seiner reichen Begabung dem Eigenen und Eigenartigen hingegeben, dem Nachbarn schnell und bitter verfeindet, verliebt in sich selbst, zweifelstüchtig widerstrebend grösserer Gemeinschaft. Die Mundarten trennten sich und formten sich in schwelgerischer Sonderentwicklung aus, anmutig, ausdrucksstark, wohlklingend, jeder Verfeinerung und Vertiefung fähig, malerisch-bildhafter Gesang sie alle — unter sich aber mit Absicht und Hochmut verschieden und deshalb geeignet, Missverständnis und Zwist zu verschärfen. Rauhes und unfruchtbares Gebirge wies die Hellenen an die Küsten und aufs Meer: das Meer wurde vielen die eigentliche Heimat, sie schweiften und raubten, legten Städte an, die wieder als Häfen weiterwirkten und neue Seefahrer aussandten, nach dem asiatischen Festland, nach Sizilien, nach dem Schwarzen Meere, im Wettkampfe mit den Phönikiern: an jeder lächelnden Bucht setzte sich dies Kolonialgriechentum fest, behend und habgierig, unermüdlich zähe, selbstbewusst, frech und liebenswürdig, zur Verachtung geneigt gegenüber jedem Fremden, spottstüchtig und eifersüchtig gegenüber dem Volksgenossen.

Die altgriechische Kultur wurde nun aufs Stärkste beeinflusst durch die in Kreta ganz eigenartig entwickelte, mit der ägyptischen in naher Berührung stehende, nach König Minos genannte minoische Kultur: der Palast in Knossos zeugt von ihr — ein weiträumiger, mit Treppen, Säulen, Höfen und Gängen wirr und bunt ausgestatteter Komplex, nach der Doppelaxt Labrys, dem Wahrzeichen des höchsten Gottes, später von den Griechen Labyrinth getauft. Bronzearbeiten, Keramiken, Siegel, Ornamente, alles asiatisch-orientalisch an Herkunft und Stil, hat hier die Griechen stark interessiert und angeregt, gerade um der geheimnisvollen Fremdheit willen. Der nach ägyptischer Art stierköpfig dargestellte göttliche König wurde ihr Minotaurus. Stierkämpfe waren üblich zu Ehren der besonders gefeierten Fruchtbarkeitsgöttin. Die Vorstellung vom Elysium, ebenso

der Mythos von Geburt, Tod und Auferstehung des göttlichen Kindes gingen von Kreta über in die Mysterienkulte der Griechen. Vielleicht ist auch unser Alphabet minoischen Ursprungs. Ein seltsames Gebilde — diese kretische Piratenzivilisation: aktiv, geniesserisch, launisch, voller Einfälle und Spielerei; charakteristisch für sie ist die Frauentracht mit den geschnürten Taillen und ganz entblösten Brüsten. Die Männer erscheinen daneben als wendige zähe Gnomen. Die Insel Kreta war wahrscheinlich durch eine Art Bundesregierung geeinigt; Knossos mag eine ähnliche Stellung wie Troja in seinem Kreise gehabt haben.

Mykenes stolze Burghöfe, der zyklonisch getürmte Palast von Tiryns, das Schatzhaus des Atreus, endlich Agamemnons Grabgewölbe, das grösste griechische Königsgrab der Frühzeit, beweisen die Fruchtbarkeit der kretischen Einwirkung, aber auch den Beginn des eigenen griechischen Lebensgefühls. Es ist die Zeit, in der die homerischen Epen spielen, um 1000 v. Chr. (die Niederschrift ist dreihundert Jahre jünger). Die griechischen Stämme, durch Nachschub von Norden bedrängt, breiten sich als kriegerische Kaufleute und Seefahrer nach allen Seiten aus, wohlbewaffnet mit Eisen und Erz, sie zerstören Knossos und das kleinasiatische Troja, geführt von kleinen Gaukönigen, die vom Adel beständig bewacht und beeinflusst werden: dieser Adel besitzt alle Reichtümer, also die Schiffe, die Schätze, die Erträge der Ernte — die Masse des Volkes, die Handwerker und Bauern, führt das verachtete Leben des gebundenen und für Tagelohn ständig arbeitenden Mannes; Könige, Fürsten und Adel sind mit den Göttern verwandt, die Götter kümmern und streiten sich um sie, sie erhalten Hilfe und Rat, aber ihrem Frevel droht auch Strafe und Verhängnis. Was geschieht, ist Familiengeschichte der aristokratischen Schicht: Heirat, Entführung, Zwietracht, Rache, Blutsbrüderschaft, Totschlag, Verrat — das ist der Inhalt. Die Stämme verbinden sich und befehden sich, Zerstörung, Missetat, Verfolgung, Heimkehr, das neue Aufkommen junger Städte und Herrschaften — das wechselt unübersehbar ab. Alles das lebt, weil es von Homer und den Homeriden gedichtet ist — die alten Stammesgesänge von Göttern und Heroen, die Fabeln und Aufschneiderien der Seefahrer, die Naturmythen und Ortslegenden sind von dem Erzählergenie eines Grossen und mancher Kleinerer dichterisch geformt worden: diese Dichtwerke sind griechische Wirklichkeit und griechische Geschichte geworden. Auch griechische Religion: denn alle diese befestigten Bergnester, Häfen, Haine, Felslöcher, Schlupfwinkel und Burgen hatten ja ihre Beschirmer; Himmel, Gestirne, und Gewässer waren als Personen vergöttlicht, erfolgreiche Stämme erfochten ihren Gottheiten allgemeinere Verehrung, weniger glück-

liche Götter sanken zu Helden oder Dämonen herab; Götter ferner Inseln, Gebirge und Küsten wurden gerne in den wimmelnden Olymp eingereiht. Die Götter vermenschlichten sich an Gestalt und Sitte, tierhafte Missform schrumpfte zum Attribut; die Götter hatten Launen, Liebhabereien und Abenteurer, sie spielten mit den Menschen, genau so wie es die Könige und Fürsten, diese kleinen grossen Herren, selber machten, sie waren gleich ihnen reich, gierig, tapfer, keck, auch manchmal feige: phantastische Schwindler, aber bezaubernde, triebhafte Geschöpfe, zwischen dem irdischen Augenblick und ihrer göttlichen Ewigkeit schwankend, lebensdurstig, vom Schattenreich unwillig abgewandt, ungehorsam und verwöhnt, aufsässig auch gegenüber Zeus, dem Olympier, aber durch Witz und flunkernde Redekunst selbst ihn entwaffnend und schliesslich doch in Gnaden aufgenommen.

Die homerischen Gedichte leiten aus einer dunklen Zeit der Menschenopfer, Leichenschändung, Blutschande und des Zerstörungswahnes in ein reineres und heiteres Zeitalter hinüber. Die böse wilde Wanderungsepoche mit ihren Schlächtereien und ihrer Kulturvernichtung war überwunden. Die Frage erhob sich, ob aus den Dorern, Böotiern, Ätolern, Ioniern, Thessaliern etwas werden konnte wie ein hellenischer Staat. Es gab ein gemeinsames religiös-sprachliches Kulturgefühl, noch mehr: es waltete das natürliche Bewusstsein, gegenüber allen Nichtgriechen schicksalsverbunden zu sein. Wenn sich in Olympia alle griechischen Stämme zu sportlichem Wettkampf vereinigten und bald nach Olympiaden rechneten, wenn das Orakel zu Delphi durch die Priester des griechischsten aller Götter, des Heil- und Lichtbringers Apollo, sich über alle Orakel anderer Kultstätten hinweg zu einem gesamtgriechischen Ansehen erhob, wenn von dort ein Begriff von Würde und Recht gepflegt wurde, der neu war, so konnte das wohl den Ansatz zu einer wirklichen Staatsbildung bedeuten. Die Stellung der Gaukönige der homerischen Zeit wurde jetzt überall eingeengt oder ganz beseitigt. Die Macht lag völlig in der Hand der adligen Geschlechter, durch sie wurden die Ämter besetzt und die Beratungen der bewaffneten Bürger geleitet. Das Volksbürgerrecht war beschränkt und vielfach von Abgaben und Beiträgen abhängig. Die eigentliche Masse blieb unterdrückt und ausgebeutet. Ihre Schuldenlast wurde unerträglich. Aus diesen Spannungen entstand die sozialrevolutionäre Bewegung des 7. und 6. Jahrhunderts: eine Reihe von bedeutenden Persönlichkeiten benutzte die Zwiste der Adelskliquen und die Unzufriedenheit der Masse, um eine neue monarchische Form zu gründen, die sogenannte Tyrannis; diese Männer mieden den alten, in schlechter Erinnerung stehenden Königstitel, waren aber Herrscher mit oft erblicher Gewalt, zumeist

Persönlichkeiten, die ihren Stadtstaat nach Kräften gefördert und zur Blüte gebracht haben. Hervorragend entwickelte sich etwa Korinth unter den Kypseliden. Athen erlebte in Solon einen Gesetzgeber von vorsichtiger und gerechter Weisheit; zum Tyrannen warf sich nicht er, sondern Pisistratus auf. Sparta, das seine alten Königsfamilien beibehielt, aber sorgfältig beaufsichtigte, bewahrte sich gegenüber den See- und Kaufherrnstädten seinen archaischen Binnen-Charakter, als ein hartes, militärisch-ländlich bedingtes Gemeinwesen mit der alten Dorfverfassung, und schuf sich im Peloponnes eine verhältnismässig starke Territorialgewalt; weil es seinen Landhunger durch Eroberung des Gebietes der nächsten Nachbarn stillte, musste es militaristisch bleiben. Alle entsprechenden Eigenschaften gegenüber den Beherrschten wurden entwickelt — Tyrannie, Korruption, Mangel an Takt. Sparta führte ein fremdenfeindliches, abseitiges, physisch gesundes Dasein, ohne geistige Schöpferkraft, doch folgerichtig, ursprünglich, derb. Bedenklich war der psychologisch begreifliche Ausgleich solch überbetonter Disziplin — ein schwer zu fassender, aber überall wirksamer und spürbarer Fraueneinfluss.

Städte wie Milet, Syrakus und vor allem Athen errangen viel höheren Glanz und kamen schnell zu reicherer Daseinsfülle, waren aber nicht imstande, ihre Macht auf gleich solider Grundlage wie Sparta aufzubauen. Diese Differenzierung, dieser streitlustige Eigensinn in verhältnismässig kleinem Raume machte einen griechischen Einheitsstaat unmöglich. Der Saft ging in die Zweige, der Stamm bekam keine Tragkraft und wuchs nicht in die Höhe, alles wucherte breit aus. Der Bundesgedanke versuchte dagegen einzuwirken, er wurde das wichtigste, was Griechenland an politischen Ideen hervorgebracht hat. Die Kultgemeinschaft der Amphiktyonen etwa bedeutete eine Verbrüderung des thessalischen Bundes mit der Autorität des delphischen Orakels — ihre Macht dehnte sich über ganz Mittelgriechenland bis zum Peloponnes aus. Mit dem Bunde, den Sparta dort zustande brachte, konnte er sich aber nicht messen.

PERSERKRIEGE

So uneinheitlich sah das Griechentum politisch aus, als es mit dem Perserreich zusammenstiess. Der Einfluss der Griechen in Lydien und Phrygien war seit langem erheblich; ihre kaufmännisch-seefahrende Tätigkeit entfaltete sich ganz ungestört, zog friedlich immer neue Kolonisten nach und wurde auch von den vordringenden Persern gar nicht bedroht. Ihre aristokratische Schicht verband sich vielmehr gerne mit den reichen Griechen. Was der Perserkönig verlang-

te, war die Anerkennung einer milden Oberhoheit, und er erreichte sie überall von den Tyrannen, die das in seinen Augen notwendige Prinzip der Autorität und Ordnung vertraten. Gerade das war aber den Griechen tief zuwider. Wenn sich Milet aus lokalem Anlass erhob und die andern kleinasiatischen Städte rasch folgten (500 v. Ch.), so bedeutete das mehr als den von jeher üblichen Zusammenprall verschiedener Machtkomplexe im vorderen Orient: es wurde der erste echte Freiheitskampf der Weltgeschichte — es ging um die Erhaltung der griechischen Individualität. Man könnte die Meinung vertreten, dass es den unartigen Griechen vielleicht ganz wohl bekommen wäre, vom Perserkönig etwas erzogen zu werden, man könnte sagen, dass in einem Perserreich, das bis Korfu oder gar Sizilien gereicht hätte, der griechische Einfluss schnell massgebend geworden wäre, dass eben dadurch die Ausdehnung des griechischen Geistes in einem weltweiten Raume sich hätte vollziehen können, die dann erst im Reiche Alexanders des Grossen mehr als zweihundert Jahre später möglich geworden ist. Aber es wäre wohl nicht dasselbe Griechentum gewesen. Es brauchte Freiheit, um ganz es selbst zu sein; es brauchte schicksalsmässig diese Freiheit, von der es dann politisch einen wirklich schlechten Gebrauch gemacht hat, aber es konnte eben nicht ohne Freiheit so leben, wie es leben musste. Der Freiheitskampf gegen die Perser brachte dem Griechentume seine zweite grosse Erweckung, er liess es sich zur vollen Blüte entfalten — aber einen hellenischen Staat, wenn auch nur in der Gestalt eines dauerhaften Bundes, hat auch er nicht hervorgebracht.

Athen, das seine Tyrannen, die Pisistratiden, gestürzt hatte, half den ionischen Städten gegen den Perserkönig; der aber, mit den Phönikiern verbündet, unterwarf die Aufständischen und ging nun zum Angriffe gegen Athen vor: es war für Darius, der die Skythen geschlagen und Thrakien erobert hatte, eine Strafexpedition, die ihn vor griechischen Nadelstichen schützen sollte. Die Athener aber siegten bei Marathon. Die Griechen haben nach ihrer Art viel von ihren Heldentaten fabuliert; man mag da allerhand abziehen, die Zahlen waren klein, die Räume beschränkt — das Entscheidende bleibt doch: das Kampferlebnis, das Bewusstsein, für das eigene Glück und Sondertum zu sterben, der Glaube an die Hilfe der eigenen Götter. So erhielten diese Ereignisse eine seltsame geistige Grösse. Athen wurde von seinen führenden Aristokraten hin und hergerissen, es musste sich gegen die nächste Nachbarschaft, das kecke Ägina, gewaltsam durchsetzen, das berühmte Scherbengericht, ein wirklich verzweifelter Notbehelf gegenüber jedem Übermass an Talent und Ehrgeiz, entschied Führerschicksale — es ist erstaunlich, dass Athen nicht zu Grunde ging, wie hundert andere Gemeinwesen

seiner bescheidenen Grösse und Kraft den grossen Reichen des Orients erlagen. Themistokles aber erzwang den Flottenbau und siegte bei Salamis. Der Anmarsch des neuen Perserkönigs Xerxes mit seinen knapp 50 000 Mann hatte immerhin für einen kurzen geschichtlichen Moment die Zwiste unter den Griechen zur Ruhe gebracht; Sparta hatte peloponnesische Hopliten nach Mittelgriechenland geschickt, sein König Leonidas war bei den Thermopylen gefallen, Athen war verbrannt worden von den Persern: Salamis brachte die Wendung; nun wurden die Perser aus Mittelgriechenland vertrieben, die ionischen Städte erhoben sich von neuem, Athen nahm sie als Bundesgenossen auf — es war die vorherrschende Seemacht geworden und fühlte sich den Spartanern ebenbürtig. Die Zeit der Fremdherrschaft schien ebenso endgültig vorbei zu sein wie die Herrschaft der Tyrannen im Innern. Athen baute sich einen Seebund auf und versuchte sich auch eine Landmacht durch Unterwerfung von Bötien, Argolis usw. zu schaffen — man kann nicht sagen, dass es viel Weisheit und Mässigung dabei gezeigt hätte. Den Freiheitsgedanken, den es selbst gegenüber den Persern vertrat, unterdrückte es bei seinen Stammesgenossen und nächsten Nachbarn. Auf Sparta, das ebenso um seine Vormacht auf dem Peloponnes kämpfen musste, nahm es keinerlei Rücksicht mehr. Auch nach dem Westen streckte es seine Hände aus — nach Sizilien, das sich mit gleichem Erfolge der Karthager erwehrt hatte wie das eigentliche Griechenland der Perser. Ehrgeiz und Eifersucht der Staaten und Staatenbünde zerrissen Griechenland und vergeudeteten seine kostbaren Kräfte in sinnlosen unfruchtbaren Bruderkriegen. Der sogenannte peloponnesische Krieg zwischen Sparta und Athen zerbrach dann die angemassete Grossmachtstellung der Athener und schwächte alle Teilnehmer für lange Zeit — zum Vorteil natürlich des Perserkönigs und der Karthager.

ATHEN UND SPARTA

Die Griechen haben freilich immer die Tugenden ihrer Schwächen gehabt. Wenn sie die Fremdherrschaft siegreich abwehrten, wenn sie die Unabhängigkeit ihrer Nachbarn und Bundesgenossen schmälerten oder ganz vernichteten, so taten sie beides im Namen einer Freiheit, die als geistiger und sittlicher Wert absoluten Charakter zu entwickeln vermochte. Der Stadtstaat, wie ihn Athen, Milet, Korinth, Syrakus entwickelten, hatte politisch, kultisch und wirtschaftlich einen ganz geschlossenen Charakter. Pallas Athene war in Athen die Gottkönigin der Stadt, die eigentliche Stadtseele; was geschah, geschah um ihretwillen und für sie; ihr, der Vorkämpferin, wurde als Wohn- und Herrschaftssitz der schönste Tempel geweiht, den es

geben konnte. Athene war der Staat; ihre Priester waren Beamte des Staates, sie bildeten kein Machtzentrum für sich, das dem Staate hätte Kräfte entziehen können. Das Staatsbürgertum war eine privilegierte Schicht — es bestand aus den waffenfähigen, stimmberechtigten Bürgern, einer Minderheit der gesamten Einwohnerschaft also, denn die Zahl der Sklaven, Schutzverwandten (Metöken), Klienten, Fremden war zusammen grösser als die der Staatsbürger. Auch Männer unter 30 Jahren hatten keine vollen Bürgerrechte. Der Begriff „Demokratie“ hat in der modernen Welt eine so neue Bedeutung erhalten, dass man ihn seltsamerweise auf antike Verhältnisse nicht mehr ohne genaue Erläuterung anwenden kann. Eine Volksherrschaft im eigentlichen Sinne, also eine Staatsform, die auf einem Minimum von politischen Rechten für jeden erwachsenen Volksgenossen beruht hätte, gab es bei den Griechen nirgends. Gebrochen war das politische Privilegienwesen der alten Adelsgeschlechter in Athen — sozial behaupteten sie trotzdem Stellung und Einfluss: Kimon, Perikles, Alkibiades waren Aristokraten an Herkunft und Besitz; es blieb die Regel, dass fast nur die Abkömmlinge der grossen Grundherrnfamilien dauernd Achtung und Vertrauen beim empordrängenden Mittelstande genossen. Die Verfassung von Athen behielt immer einen mittelständlerischen Charakter. Der Kern des politisch berechtigten Staatsbürgertums bestand aus Land- und Fabrikbesitzern, aus Schiffsunternehmern und Handwerksmeistern; das Ideal eines Angehörigen dieser Schicht blieb, es den Aristokraten gleich zu tun, persönlich keinerlei Handarbeit zu verrichten, über Sklaven und Angestellte zu befehlen, von solchem Betriebe oder von Renten zu leben und sich ganz den gymnastischen Spielen sowie politischen Geschäften und Interessen zu widmen, möglichst als Mitglied des Rates oder der Volksversammlung, als Geschworener oder als Beamter, in Posten also, die unbesoldet waren. Die Regierung war so Willensausdruck eines Ausschusses der freien Bürgergenossenschaft, gegen deren Gewicht weder Priestertum noch Bürokratie aufkam. Die Politik des athenischen Seebundes bedeutete energische aussenpolitische Expansion, unternommen zur Vermeidung innenpolitischer Umwälzungen und zur Erleichterung scharfen wirtschaftlichen Druckes. Während das agrarische Bötien sich selbst genug war, mussten die Bewohner des steinigen Attika ihr Öl für gewinnbringende Ausfuhr erzeugen. Sie erzeugten auch die Tongefässe für dieses Öl und rodeten ihre Wälder aus, um Kriegs- und Handelsschiffe zu bauen. Durch Tribute, indirekte Steuern, Ausbeutung von Bergwerken, durch grossen Handelsprofit, Plünderung und Sklavenraub mussten die Mittel zusammengebracht werden, die der Hauptstadt ihre grossartige Entfaltung ermöglichten. Die Mittelständler

wollten dabei genau so reich werden, wie es der Adel von jeher war — viele kamen aber nicht mit und litten unter dem scharfen Drucke der steigenden Zinslasten, sodass sie etwa ihre kriegerische Ausrüstung nicht mehr bezahlen konnten und ohne Besoldung nicht an den Staatsgeschäften teilzunehmen vermochten. Man führte deshalb Diäten für die Richter und andere Beamte, für den Besuch der Volksversammlung ein — die verarmte Schicht stürzte sich darauf. Die griechischen Gemeinwesen, die mindestens bis zu einem Drittel aus Sklaven (in Lakonien und Thessalien aus Halbfreien), zu mehr als einem weiteren Drittel aus politisch rechtlosen Abhängigen bestanden, unterschieden sich untereinander nur durch den verschiedenen Grad des Einflusses, den kleine gesellschaftliche Schichten ausübten — bei den einen war es mehr die grundbesitzende Aristokratie, bei den anderen mehr ein kaufmännisches Patriziat; Rechtsschutz und Selbstverwaltung ist allen gemeinsam, und darin lag das Grosse und Neue — soziales Verantwortungsgefühl, Heranziehung der unteren landarbeitenden Schicht zu Bildung und politischer Mitarbeit gab es nicht.

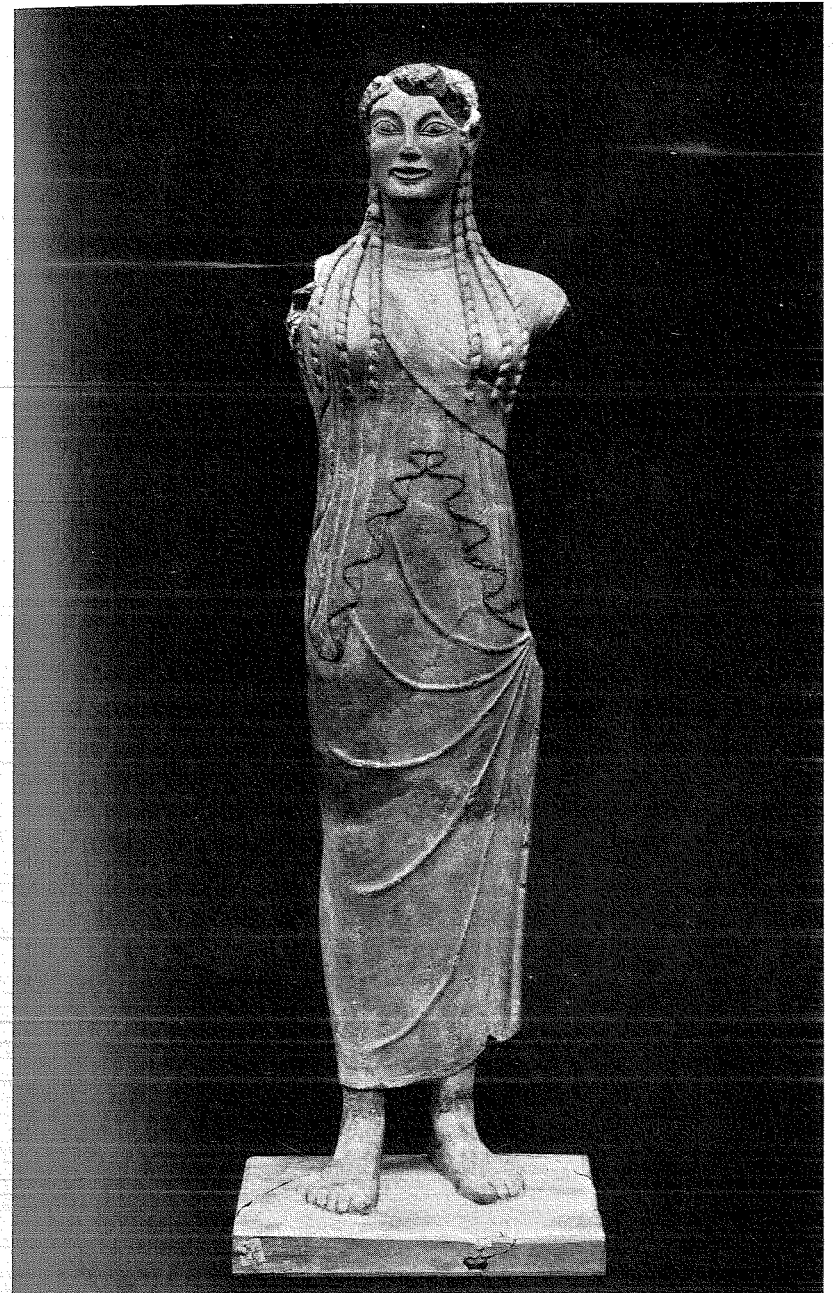
Das fünfte Jahrhundert war noch eine sehr harte Zeit, Syrakus liess die athenischen Feldherrn hinrichten, die es gefangennahm; das Schicksal, das die athenischen Bürger in den Steinbrüchen von Sizilien erlitten, hatten sie selbst ganz ähnlich manchem gefangenen Feinde angetan. Es wäre ganz falsch, sich das damalige Griechentum „human“ vorzustellen. Niedermetzlung der Einwohnerschaft eroberter Nachbarstädte war immer noch möglich. Über all solchem Leid, über dem Fluch der Zerrissenheit und des Brudermordes, über soviel malerischer Amoralität lächelten immer weiter, naiv und grausam, die Götter Homers. Ihre Mythologie war ganz konkrete, für wahr gehaltene Wirklichkeit, aber auch symbolische Wahrheit und magische Weltdeutung. Das Geschlecht der Perserkriege ertrug soviel selbstische Heiterkeit nicht mehr. Es verlangte Sühne für Frevel, es wünschte sich Gerechtigkeit und Ausgleich. Ein tieferes religiöses Bedürfnis erwachte von unten her; auch in Griechenland bangte es manchem um das Heil seiner Seele und um das Schicksal nach dem Tode. In Eleusis entstanden die berühmten Mysterien, die das Ansehen der nahen Stadt Athen stark vermehrt haben: Weihespiele feierten die geopferte und aus der Unterwelt erlöste Persephone — gleich ihr hofften die Eingeweihten auf menschliche Wandlung, auf Erlösung und Heiligung; zu diesen geheimnisvollen Gemeinwesen wurden sogar Frauen und Sklaven gleichberechtigt zugelassen. Geweihte Bünde stifteten auch die Orphiker: die Seele, so lehrten sie, muss durch die Leiblichkeit hindurchgehen, sie läutert sich empor, sittlicher Wandel fördert die Erlösung. Zuletzt überwindet die Seele

alle Tier- und Menschengestalt, um zur seligen Gemeinschaft mit den Göttern einzugehen. Orientalischer Einfluss mag bei solchen Vorstellungen wirksam gewesen sein; sie haben nie das Volksganze erfasst, führten vielmehr in ihrem oft wunderlichen Propheten-, Schwärmer- und Sektiererwesen ein von vielen scheu geachtetes, von manchen auch verspottetes Dasein.

DIE PHILOSOPHEN UND KÜNSTLER

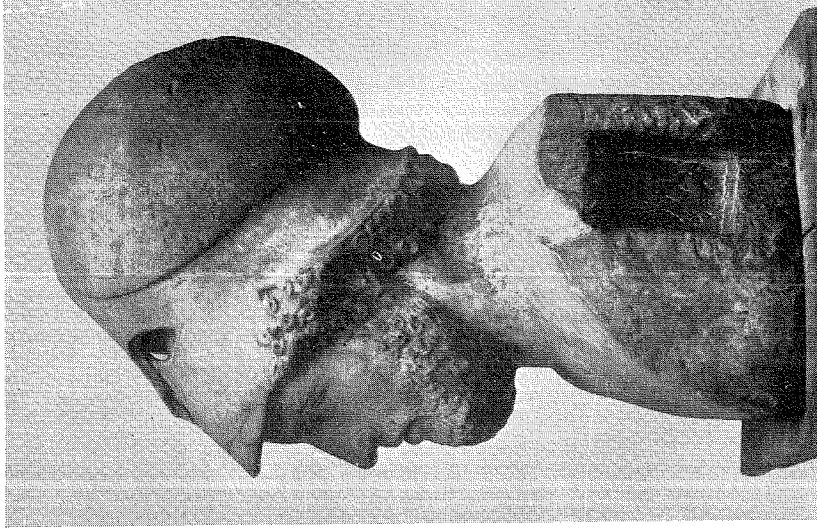
Wachheit und Helligkeit lag mehr der griechischen Art. Es traten Männer auf, die mit reizenden Götteranekdoten nicht zufrieden waren, die aber auch nicht in das Dunkel religiöser Ergriffenheit flüchten wollten. Erkenntnis der Wahrheit galt ihnen mehr. Damit begann etwas Neues in der Geschichte des Geistes. Östliche Weisheit wurde des Magischen entkleidet, die überkommene Mythologie versachlicht; ungebunden, frei von der Angst um die persönliche Lebensdauer, erfüllt von dem Bedürfnis, die Wirklichkeit als wirklich zu sehen — so wagten es diese Männer, der Poesie ihrer schönen Muttersprache Begriffe abzugewinnen, die an Dauerhaftigkeit die Olympier selbst übertreffen sollten. Die Philosophie wurde die griechische Götterdämmerung. Thales erkannte die festen Gesetze der Natur und sah den Grundstoff im Wasser; Anaximander entwickelte, dass sich aus dem Unendlichen vier Elemente abgesondert hätten, dass es eine aufsteigende Stufenfolge der organischen Wesen gäbe; Heraklit sah den ewigen Kampf aller Dinge, der schliesslich im Urprinzip, dem Feuer, endet; Pythagoras aus Samos war der erste Mathematiker und Theoretiker der Musik; Xenophanes lehrte die Kontinuität alles Seienden, Parmenides unterschied zwischen der Welt der Erscheinungen und der dahinter stehenden wahrhaften, nur durch Hypothese erfassbaren Welt des Seins. Alles das war Gedankendichtung, im Einzelnen oft wirr und dunkel, es verstieg sich manchmal in Mystik und Phantasterei — das Wesentliche aber war unerhört neu: die kühne Unbefangenheit der Kritik. Die Wissenschaft schlug ihre scharfen Augen auf.

Der Kult der alten Götter blieb freilich die Staatsreligion, und wer sich mit Skepsis an sie wagte, galt leicht als Feind des Staates und der Gesellschaft. Der Staat baute den Göttern ihre Tempel; diese Heiligtümer waren das Herz der Gemeinschaft, ihr Glanz, ihr Reichtum symbolisierten Sieg und Aufschwung der kämpfenden Polis, des Stadtstaates und seines hellen starken Lebensgefühles. Holz und Ziegel, dann Stuck und Stein hatten die ersten Tempel gebildet, schwere hallenartige Häuser; die Entwicklung der Säule löste diese Räume auf, die Verwendung des Marmors gab ihr zur tragenden



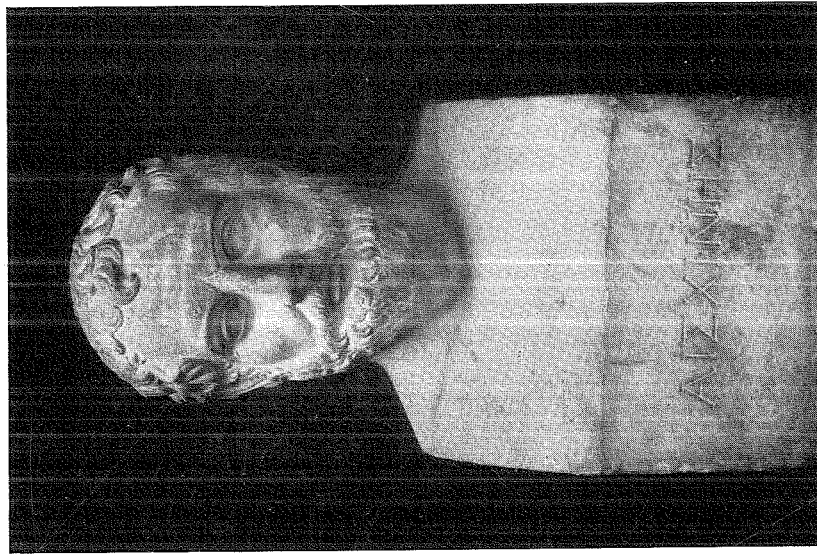
Kore

Etruskisch. Ny Carlsberg Glyptothek, Kopenhagen



Acshines-Büste

Römische Kopie, British Museum, London



Kopf des Pericles

British Museum, London

Wucht noch die freie Haltung und zuletzt die schlanke Anmut. Die Säulenreihen, verstärkt und vervielfältigt, überdacht und begiebelt, machten durch Gruppierung und Überschneidung die Tempel zu schimmernden Wundern von Licht und Schatten, von Steigung und Belastung, von Fülle und Form. Und wenn sich nun Tempel zu Tempel gesellte, wenn der ragende Fels von Theater und Musiksaal umschmiegte, wenn die herrliche Vorhalle als ein Morgentor des Schönen den ansteigenden Andächtigen beglückend in sich aufnahm, dann konnte das Häusergewimmel unten in seiner Alltäglichkeit versinken, dann schaute der stolze Bürger die langen Mauern entlang zum Meer und zeichnete die Gebirgslinien ringsum frohlockenden Auges nach — überwältigt von dem Gefühl, in dieser seiner Polis das Göttliche selbst gebannt und in den Boden eingepflanzt zu haben. Eleusis und Olympia wetteiferten mit den Tempeln der Akropolis, Syrakus und Akragas und Rhodos meinten Athen gleichzukommen oder es zu überflügeln. Baukünstler zu sein, war eine patriotisch-fromme Tat. Ihm half der Bildhauer: denn Fries und Giebel der Tempel mussten plastisch geschmückt, Weihgeschenke und kultische Gefäße gebildet, Gott und Göttin selbst im Allerheiligsten Innern leibhaftig aus Gold und Elfenbein gestaltet werden.

Das alles war bunt, grell, sonnenstark unter der harten Bläue des Himmels. Gewand, Bewegung, Waffe, Gerät, tierisches und göttliches Wesen bebilderte schon die ältesten Vasen. Aus der maskenhaften Befangenheit, dem stummen, starren Lächeln, aus der Holzgeschnitztheit erlöste bald ein freier Geist den menschlichen Körper. Denn auf ihn kam es an: sein Mass, seine Würde, seinen Aufbau, sein seelisches Gesetz, sein Kräftespiel, seinen Ausdruck zu fassen und zu formen, zugleich mit Leichtigkeit und Festigkeit, ihn lebendig und tätig zur Erscheinung zu bringen, das Naturgeborene, das bei den Spielen immer wieder beobachtet werden konnte, noch einmal zu schaffen, mit einer geistigen, geläuterten, mehr als zufälligen — einer dauerbaren Natürlichkeit: das wurde nun die Bemühung und die Tat der griechischen Bildhauerkunst. Wie ein Körper schwillt und sich spannt, wie sich Glieder biegen und straffen, wie ein Hals sich wendet, ein Haupt sich hebt, eine Faust sich ballt, wie die Brust sich wölbt und der Rücken sich höhlt und krümmt — die Meister von Argolis und Attika haben das mit ruhigem Auge nicht nur beobachtet, sondern in sich hineingetrunkene, sie haben, still und emsig der Arbeit hingegeben, diese menschliche Körperlichkeit in allen Wendungen und Wandlungen gepackt, bezwungen und in den architektonisch geformten Raum hineingestellt. Myron und Phidias, Polyklet, Skopas, Praxiteles — wie schnell geht der Weg von den ersten Meisterwerken beseelt freier Gestaltung bis zur vollkomme-

nen Beherrschung aller Darstellungsmittel der Leidenschaft, aller Verfeinerung und Vertiefung von Ausdruck, Geste, Rhythmus, Individualität! Dass auch die Malerei eine stolze Entwicklung nahm und die Perspektive, die Licht- und Schattenwirkung, die Brechungen der Farbigkeiten zum Höchsten ausbildete, können wir nur ahnen; was an Vasenbildern übriggeblieben ist, gibt bloss einen schwachen Begriff von der Fülle und der Pracht des Zerstorten. Verklungen und in ihrem Wesentlichen nicht rekonstruierbar bleibt auch die griechische Musik; sie hat, wohl vorwiegend einstimmige Gesangsmusik, als ein entscheidendes Mittel dem Kultus und allen Kultdichtungen erst den vollen Sinn gegeben, auch sie war erregt, gespannt, schrill, exotisch. Von den Göttern und Helden hatten die alten Epen gekündet; was den Dichter ganz persönlich bewegt, hatte zuerst Hesiod zu sagen versucht; nun sangen Sappho und Anakreon von der Liebe, Tyrtaios vom Schlachtgetümmel, Archilochos von den bunten Abenteuern seines Lebens — ganz persönlich, bekenntnismässig, leid- und glückerfüllt — und viele andere gleich ihnen, Pindar vor allem: das Menschliche als Mass der Dinge, als Träger des Weltgefühls, als Quell lebendiger Anschauung, als musisches Organ, begrenzt, aber eben dadurch allem Aussermenschlichen überlegen, trat hier in die leibhafte Erscheinung. Den Körper, den die Bildhauerkunst entdeckt hatte, erfüllte Polyhymnia mit Seele.

Das Leben der Griechen behielt immer etwas merkwürdig unbürgerliches. Das Weib war entweder als Ehegattin und Kindergebärerin im Haus verborgen, gefangen von der Sitte und vom Alltag, oder es teilte als befreite Gefährtin, als Tänzerin und musische Künstlerin, oder auch nur als liebende heitere Gespielin das Dasein des Mannes, ohne geheiligte Bindung, von den Einzelnen verehrt, von der Gemeinschaft übersehen. Das Leben auf dem Marktplatz, im Theater, auf dem Areopag, auf den Spielplätzen und in der Schlacht war männlich durch und durch. Die Frau zu Hause musste leiden und dulden, dienen und gehorchen, arbeiten und schweigen; sicher tat sie es ungerne und sehnte sich nach befreienden Mysterien. Die Gefährtin ausserhalb des Hauses wurde genossen und verbraucht; nur selten erhielt sie sich durch besonderen Geist dauernd ihren Herrn — wie Aspasia den Perikles. Die Männer waren unter sich auch durch die Sinne verbunden: die gleichgeschlechtliche Freundschaftsbeziehung macht in den meisten Griechenstädten erst Politik, Lebensform, Kunst, Erziehung, Weisheitslehre voll verständlich; das bedeutete von unserem Standpunkte aus Entartung; es war aber auch, von der dortigen Entwicklung aus gesehen, Sublimierung. Schwelgerische Selbstbejahung der Sinne war dem Griechen natürlicher Lebensausdruck; erst die letzte Erfüllung entspannte ihre Körperlichkeit

und liess den Geist, leidend und geniessend, zur vollen Höhe seiner Schöpferkraft gelangen. Nur überwundene Leidenschaft ermöglichte auch die Herbheit und den Ernst der Tragödie.

Der grosse Gott Dionysos wurde von alters durch den Rausch singender Chöre, durch die mimischen Bocksprünge und polternden Scheltreden dämonischer, halbtierischer Gesellen gefeiert, die die Zeugungskraft der Natur aufs Handgreiflichste zur Darstellung brachten. Leben und Tod des Gottes, sein Kampf mit den Gegnern, die mystische Vereinigung seiner Anhänger mit ihm, die Erlösung durch ihn — das war der Inhalt dieser derb komischen, aber auch magisch sinnvollen Spiele. Der Orphiker Aischylos gab ihnen Höhe, Spannung, schicksalsmässige Gewalt. Dramatische Kunstform hatte sich schon in Sizilien entwickelt, in Athen hat sie die volle Auswirkung erfahren. Da sah man nun Frevel, Unheil, Fluch und Leidenschaft — die Erlebnisse des Mythos gefasst als einen Streit des Wortes mit dem Worte, des Menschen mit dem Menschen, erschütternd um des Menschlichen willen und dadurch zur Anteilnahme zwingend: dies mitlebende Mitleiden führte dann ganz im Sinne des Kultus die Läuterung herbei. Sophokles gelang es, die Handlung zu verlebendigen, den Dialog zu verfeinern, die Motive zu adeln, Bild und Schicksal zu bereichern — zu einer wohlausgeglichenen Kunstwirkung; er war eine Persönlichkeit von beherrschender Fruchtbarkeit, Stilsicherheit und Anmut des Gefühls. Viele, viele dramatische Autoren rangen um Ebenbürtigkeit und Nachfolge mit dem klassisch heiteren Meister. Der grosse Euripides war der einzige, der ihn zugleich fortsetzte und überwand: denn hier gab es nun seelische Zerklüftung, den Sturm brutaler Leidenschaftlichkeit, die schuldhaftige Verstrickung der Verfolgten, Belasteten, Verblendeten, Geschlagenen, die Not des Gewissens und die Qual von Zweifel, Misstrauen und Rachsucht.

Tragödien wurden nur einmal im Jahre und zuerst nur in Athen gespielt; was hier Dichter, Schauspieler und Publikum zusammenfügte, war die religiös-künstlerische Erbauung und natürlich, wie in Griechenland immer, der Gedanke des Wettkampfes um die höchste Leistung. Das Satyrspiel, das der Tragödie zu folgen pflegte, nahm seine eigene Entwicklung zur Komödie: sie war der Protest des Alltags gegenüber dem Pathos, der derben Sinnlichkeit gegenüber seelischen Konflikten, des blutvollen Lebensgenusses gegenüber dem Ringen um ethische Werte und um Läuterung — überhaupt der Protest des ewig Alten, Trivialen, Vitalen und Beharrenden gegenüber allen diesen Neuerungen in Lebensart und Politik, die sich so ernst nahmen. Aristophanes gab der Komödie die höchste Form: es steckte Posse, Witzblatt, Operette und Revue in ihr — nun wurde sie mehr

als dies: die Bekenntnisform eines spottüchtig aristokratischen Künstlertums, metaphysisch frech, aus gläubiger Bitterkeit frivol, schwelgerisch in Ungehemmtheit, von bösen Einfällen, verwegendem Wortwitz, nihilistischer Laune strotzend, unglücklich und unheimlich im Grunde, aber sich und den Hörer betäubend durch den tosenden Strom unvergleichlicher Verse.

Freilich, der griechische Geist konnte auf seiner Bahn nicht aufgehalten werden, weder durch Gemeinheit, noch durch Unheil, noch durch ein Genie. Je mehr man die Belastungen begreift, die in seinem eigenen Wesen lagen, desto stärker wird das Staunen über seine Lebenskraft. Der Reichtum des griechischen Gefühlslebens, die Gestaltungskraft der griechischen Phantasie waren unvergleichlich; zwischen Lebensbejahung und Lebensverneinung, zwischen Hybris und Verzweiflung, zwischen den Polen aller denkbaren Gegensätzlichkeit bestand hier die vibrierende Spannung schöpferischen Lebensgefühles.

In Epidaurus, Knidos, Kos, den Kultstätten des Asklepios, entwickelte sich die medizinische Wissenschaft, Hippokrates erkannte nur die Natur, nur ihre Bedingungen und Gesetze als Ursache von Krankheit und Heilung an. Zauberei und Beschwörung ward zum ersten Male durch Naturwissenschaft verdrängt. Empedokles unterschied vier Elemente als Bestandteile der gesamten Körperwelt: alles Entstehen und Vergehen wird durch die Bewegung der an sich unveränderlichen Elemente infolge der Einwirkung der beiden Urkräfte Hass und Liebe dargestellt. Anaxagoras nahm als bewegende Kraft des Alls den Urstoff „Geist“ an, der alle anderen Urstoffe sinnvoll ordnet. Gegen die Phantasie solcher Systeme regte sich aber der Zweifel. Protagoras erkannte und bekannte die subjektiven Grenzen menschlicher Erkenntnisfähigkeit.

Damit war die Wendung zum Konkreten gerechtfertigt. Der erste Geschichtsschreiber, der diesen grossen Namen verdient, war Herodot — das urwüchsigste Erzählertalent, vielgereist, ein liebenswürdiger, vom Anschaulichen immer wieder zum Anschaulichen gelangender Schilderer, im Anekdotischen verhaftet, aber doch auch schon fähig, wahre Ursachenverknüpfung zu erkennen, ein echter Grieche in der Naivität, alles vom griechischen Gesichtswinkel aus zu sehen und dem Weltgeschehen einen griechischen Sinn zu geben. An sich selbst mussten die Griechen ja desto mehr glauben, je weniger ihnen die alten Götter noch bedeuten konnten: an sich selbst, das heisst an ihr Lebensrecht, an ihre Staatseinrichtungen, an ihre Bildwerke und an ihre Redekunst. Wenn sich innerhalb des Gemeinwesens der Rechtsgedanke durchsetzte, wenn auch dem Nichtbürger, selbst dem Sklaven, ein Mindestmass von menschlichem Rechte

zugesprochen werden konnte — dann war die Bahn frei für den Verfechter des Rechtes durch die Rede. Wie konnte man eine Volksversammlung überzeugen? Wie konnte man natürliche Hemmungen der Wirkung der Rede überwinden? Zugespitzte Rede und Gegenrede vor einem grossen Publikum wurde zum täglichen Schauspiel im Staatswesen; die Hörer lernten es, Aufbau und Wirkung der Rede einzuschätzen, Schlagfertigkeit, gute Einfälle und Gedankenblitze zu würdigen, Reichtum des Beweises, Fülle und Schönheit der Stimme, Überzeugungskraft des ganzen Wesens und Auftretens zu geniessen. Es traten Lehrer der Beredsamkeit auf, die aus alledem eine praktische Wissenschaft machten — Männer, die jede Frage beantworteten, jedes Thema meisterten, jedem Jünglinge das Ideal eines beherrschenden Führers damit vor Augen hielten. Eine neue Bildung wurde durch diese Sophisten an die Seite der alten Bildung gestellt, die ja ganz überwiegend sportlicher und religiöser Natur war. Die Sophisten waren nur selten reine Rhetoren; sie besprachen die Probleme der Philosophie, der Naturwissenschaft, der Medizin, der Musik — sie lehrten aber auf dem Wege der Diskussion, mittels These und Antithese, in Form des Wettkampfes, auch hier wieder. Sie waren sicher Männer, die in den meisten Fällen bestimmte Überzeugungen hatten — die Form ihres Auftretens aber betonte das Virtuosen-tum, sie mussten Neues bieten, und das konnte nicht immer etwas Eigenes sein — auch die Schüler verlangten einen bestimmten, zur gewandten Reproduktion und praktischen Verwertung geeigneten Stoff.

Eine weitere Wandlung vollzog sich im Griechentum. Es war der Durchbruch eines Bildungsrationalismus, wie es ihn so in dem griechisch-orientalischen Kulturkreis noch nicht gegeben hatte — er wurde richtunggebend für Jahrhunderte. Die Wissenschaft blieb nicht mehr ein Sondergebiet begnadeter Denker; sie wurde als schulmässig lehrbarer Stoff Bestandteil und Voraussetzung jeder gehobenen geistigen Existenz. Künstlerisches Schaffen und Empfinden war dem Griechentume schon etwas Selbstverständliches gewesen; nun erhielt dieser Pol einen Gegenpol.

Vielleicht hat die künstlerische Kraft der Griechen durch den Geist der kritischen Wissenschaft auf die Dauer eine Lähmung erlitten; auch andere Momente sind dabei wohl wirksam gewesen. Zunächst aber bereicherte sich das griechische Leben von neuem; die Freude am Erkennen verband sich mit der Freude am Gestalten zu wundervoller Schöpferkraft. Thukydides schrieb seine Geschichte des peloponnesischen Krieges: scharf ausfeilend, voll Berechnung, mit kritischer Verwertung sehr kostbaren Materials, er selbst ein geprüfter Kenner der Menschen und des Staates, ein illusionsloser Darsteller

von Charakteren und Zusammenhängen in ihrer Schicksalhaftigkeit und Problematik, kalt und leidenschaftlich zugleich — so hat er dem peinlichen Wust der Ereignisse des Bruderkrieges beinahe unverdiente Bedeutung und Dauer gegeben. Bei aller sophistischen Schulung blieb auch ihm Klio eine Muse; sein Wahrheitsbegriff strebte über das Zufällige ephemeren Geschehens zum menschlich Bedeutungsvollen, zum Typischen im Wandelbaren hinauf. Der angeborne künstlerische Instinkt sollte die griechische Wissenschaft ja noch lange vor roher Stoffaufhäufung und dürftig wichtigmacherischer Kleinkrämerei bewahren. Für den Schaden, den vielleicht dieser kritische Geist der grossen Kunstschöpfung antat — man denke an das Absterben der Tragödie! — nahm das Künstlerische eine Rache, die seiner würdig war: es adelte die Wissenschaft.

Geschichtsschreibung, Philologie, Kunsttechnik und Ästhetik, Biologie, Geographie — alles das stammt von der Sophistik ab; es wurde mit specialistischer Hingabe betrieben, blieb aber immer dem Drange nach Gesamterkenntnis untertan. Noch war die Philosophie kein Fach, sondern die Allmutter und Allfreundin jeder selbständigen Erkenntnis. Ein wahrhaft universaler Geist wie Demokrit hat in seiner Ethik die Pflichterfüllung gegenüber der Staatsordnung, das rechtschaffene Handeln um seiner selbst willen gefordert; als Naturwissenschaftler aber begründete er die Lehre von den Atomen und erkannte die Schwerkraft als das beherrschende Prinzip des Kosmos.

Der rationalistische Zug der Sophistik trug einen selbstbewussten Optimismus zur Schau; die Sophisten mussten Erfolg haben, solange alles gut ging. Athens Zusammenbruch im peloponnesischen Krieg schien ihnen Unrecht zu geben. Die Harmonie, die noch Perikles in Athen zwischen Staat, Kunst und Religion hatte aufrechterhalten können, war längst dahin und kam überhaupt nicht wieder. Nur eine Persönlichkeit, die an Begabung, Takt und Geschmack selbst so ausgeglichen war wie Perikles, hatte das vollbringen können. Es gab bedeutendere Strategen, energischere Verwaltungsmänner als ihn — aber keinen Einzigen in der Geschichte der griechischen Stadtstaaten, der als Persönlichkeit so ebenmässig und imponierend entwickelt war. Das Glück Athens versank mit ihm. Immerhin hat es sich nach der furchtbaren Niederlage im peloponnesischen Krieg verhältnismässig rasch erholt. Aus einer üblen Periode der Verfassungswirren, des Bürgerkrieges und neuer militärischer Kraftanstrengungen kam Athen heraus mit seiner alten mittelständlerischen Verfassung und einem kleinen Kreise von Bundesgenossen, als unabhängige und geachtete Seemacht. Man muss sich diese Übergangszeit mit ihrer ganzen seelischen und sittlichen Verwirrung ver-

gegenwärtigen, um ein Ereignis zu verstehen, das für die Geschichte der griechischen Kultur die bedeutsamsten Folgen gehabt hat: den Tod des Sokrates.

Der Geist der Sophistik war in Euripides und Thukydides schon fruchtbar geworden: Subjektivität, Selbstbewusstsein der herrischen Vernunft, Abwendung von den alten Göttern. Nun mündet alle diese Überklugheit in Pessimismus, Verzweiflung am Leben und flackernde Hilflosigkeit aus. Viele strebten reuig zu den alten Göttern zurück, wie der greise Euripides selbst, andere ergaben sich den Mysterien oder neuen Kulte, die aus Phrygien, Thrakien, Zypern eingeführt wurden. Die Staatsbehörden, selbst unsicher und bestritten, wussten nicht, wann und wie sie einschreiten sollten: sie standen vor einem Auflösungsprozess, der ganz sicher die alte naive Staatsreligion, wahrscheinlich aber auch Ordnung, Sitte und Verfassung bedrohte. Die Freiheit, die schon tatsächlich nicht mehr vorhanden war, musste doch auf irgendeine Art verteidigt werden.

Da wirkte nun in Athen ein seltsamer Mensch, ein gelernter Steinmetz, der aber gleich vielen sein Handwerk nicht ausübte, sondern von geringen Zinsen lebte und seine Tage damit verbrachte, Gespräche über die grossen und kleinen Dinge des Lebens zu führen — und auf so geschickte, sympathische und humoristische Art, dass er bald als ein allbekanntes Original von vielen wissbegierigen jungen Menschen umgeben war: Sokrates. Sokrates war kein Sophist, kein Naturforscher, kein Spezialist, sondern ein Mensch von ursprünglichem Verstand und starkem religiösem Gefühl, der auf seine einfache, unverbildete und gesunde Weise die Leute so gut und anständig machen wollte, wie er es selbst war; er sah in der Tugend nicht nur etwas Notwendiges und Gebotenes, sondern auch das praktisch nützlichste, und glaubte deshalb, sie lehren zu können als das Vernünftige, Erkennbare schlechthin, ohne zu sehen oder sehen zu wollen, dass böse gehandelt wird auch mit vollem Bewusstsein der Bosheit, ja aus Freude an ihr. Wenn Sokrates die Menschen und sich selbst überschätzte, so tat er es aus einem naiven und deshalb rührenden Glauben an das Gute, an das Göttliche, dessen Wirkung und Wesen er durch die Vernunft der Weltordnung bestätigt und bewährt sah. Sokrates wollte also das Wissen mit dem Glauben versöhnen; er stand sowohl zu der alten Staatsreligion wie zu den Sophisten im Gegensatz, er war weder Mystiker, noch Phantast, noch Rhetor, sondern ein beinahe bescheidener Ironiker, der sich und anderen nichts vormachte, der das Unerkennbare unbesprochen liess, der nüchtern und liebenswürdig, aber von einer heiligen Unruhe erfüllt, eigentlich nichts weiter tat, als zu beweisen, dass er recht hätte und dass man es nur so machen müsste, wie er sagte. Natürlich

ärgerte das viele, besonders die Schwärmer, die neuen Propheten — aber auch den ordentlichen Durchschnitt, der seine Ruhe haben wollte. Als Siebzigjähriger wurde Sokrates angeklagt, mit geringer Stimmenmehrheit wegen Lästerung der Staatsgötter und Verderbung der Jugend zum Tode verurteilt und, da er die leichte Flucht verschmähte, durch Darbietung des Giftbechers hingerichtet.

Erst dieser Tod zeigte seine ganze Grösse: er gehorchte dem Gesetze des Staates, der ihn verkannte. Er tat mit Würde und Gelassenheit, ohne jede Furcht, den letzten Schritt, er starb nach seiner Lehre und machte sie dadurch unsterblich — er bewies, dass der Traumwahn der Leidenschaften, über die er geringschätzig hinweggegangen war, für ihn selbst tatsächlich nicht mehr bestand. Seine Schüler haben Persönlichkeit und Lehre des Sokrates weit über ihn selbst hinausgeführt, beschwingt von der tiefen Erschütterung, die von solchem Opfertode ausging. Jetzt verschwand das Begrenzte, Handwerklich-Technische, die Farblosigkeit und Trockenheit, die er selbst wohl gehabt hat. Mut, Reinheit, Folgerichtigkeit waren in der Geistes- und Kunstwelt Athens etwas sehr seltenes — das Werk war hier meistens stärker als der Mensch. Sophrosyne, die Besonnenheit des Weisen, war Sehnsucht und Problem, aber keine Wirklichkeit. Bei Sokrates hatte sich nun das Ausserordentliche vollendet. Sein Leben und sein Tod waren ein verpflichtendes Vermächtnis, bedeutsamer als etwas, was er hätte schreiben können. Persönlich gekannt und gehört haben ihn verhältnismässig nur wenige — alle Schüler aber trugen die Kunde von ihm in die ganze griechische Welt und in alle Geisteswelten, die ihr nachfolgten; aus dem geschichtlichen Dunstkreis stieg Sokrates sonnenhaft in den reinen Himmel des Absoluten.

So lehrte Anthistenes die völlige Gleichgültigkeit gegenüber äusseren Dingen, die beglückende Freiheit gänzlicher Unabhängigkeit davon, die Nichtigkeit aller gesellschaftlichen Unterschiede, die restlose Gleichheit und Brüderlichkeit der Menschen, auch der Sklaven; von ihm kommen die Kyniker. So lehrte Aristippes die Lust als das höchste aller Güter — freilich den Genuss des Lebens und seiner Köstlichkeiten in weiser Selbstbeherrschung, und nicht folgsam dem Triebe der Leidenschaften. Die reichste Natur unter den Schülern des Sokrates und sicher nicht mehr Schüler zu nennen war aber Platon, der dichtende Meister des Dialogs, der erlauchte Kündler einer wahr und schön sein-sollenden Welt, der tief sinnige Deuter urmenschlichen Wesens. Er war kein Forscher, der das Einzelne der Natur um seiner selbst willen liebte; er glaubte auch nicht, mit *einem* Begriffe das Rätsel des Irdischen lösen zu können; er sah vielmehr hinter den Zufälligkeiten der Erscheinung das Dauerhafte der wahr-

haft wirklichen Welt, die „Ideen“ also der Dinge des Diesseits; schon damit griff er ins Metaphysische als der Vater seines und alles späteren Idealismus, seiner und aller späteren Ideologie. Welch unvergleichliche kosmische Tat, die „Idee“ zu schauen, zu denken, zu nennen! Sein und Werden fanden damit eine dauerhafte, dialektisch fruchtbare Verbindung. Platon kannte die Weisheit der Orphiker und Pythagoräer, er hielt sich lange in Ägypten und Sizilien auf: seine Tugendlehre bekam dadurch die entscheidende Beziehung zum Unsterblichkeitsproblem: der Wissende ist tugendhaft, der Tugendhafte steigt aber, durch die einzelnen Gefässe der Seele wandernd, zum Jenseits empor. Am meisten hat sich Platon mit einem Problem beschäftigt, das seiner religiös-ästhetischen Begabung umsomehr entflo, je sehnsüchtiger sie danach griff — mit dem Staate. So gelangte er in seinem Hauptwerke, dem „Staat“, zu einem sozialistischen, durch eine Art Orden geleiteten System, mit sorgfältiger Zuchtwahl und Auslese, mit gemeinsamer Erziehung der Geschlechter von Staats wegen, mit Beseitigung des persönlichen Eigentums und der Familie, mit Regierung durch jene kleine ganz sorgfältig vorbereitete Gruppe, die „Wächter“ — alles in allem eine seltsame Mischung von Scharfsinn, Wohlwollen, Gewalttätigkeit, von Verkenning menschlicher Urtriebe und Erkenntnis menschlicher Unzulänglichkeit, zugleich blind und seherhaft. Das Alterswerk, die „Gesetze“, das Platon nach vergeblichem Aufenthalt am Hofe des jüngeren Dionys in Syrakus schrieb, verzichtet resigniert auf Güter-, Frauen- und Kindergemeinschaft, versucht aber durch Einschränkung des Privateigentums den wirtschaftlichen Egoismus den Forderungen des Staatswohls anzugleichen: gemeinsame Beköstigung, Eigentumsrecht des Staates an Grund und Boden, Beschränkung der Bürger auf die Nutzung, Verteilung durch Lose, Zuteilung an den Einzelnen von mindestens einem Los und höchstens vier Losen, Beschränkung des Handels auf das äusserst Nötige, Verbot des Zinses, Maximalgrenze für alle Waren, Beschränkung der Ausfuhr, besonders an Lebensmitteln, Verbot der Einfuhr von Luxuswaren, Abschaffung der Mitgiften, Junggesellensteuer. Platon verlangt eine Staatsreligion, die durch scharfe Zensur geschützt werden soll; das Wahlrecht soll nach Vermögen und Bildung abgestuft werden, der Kriegsdienst und der Schulbesuch sind für Männer und Frauen obligatorisch. Das sind merkwürdige, in eine viel spätere Zukunft weisende Gedanken, im Ganzen sicher sehr unfreiwillig und deshalb dem Griechentume jener Tage meist ganz unverständlich. Platon unterhielt eine Weisheitsschule, in der viele junge Männer zusammenströmten. Es wäre aber falsch, seine Stellung und seinen Einfluss als zeitbeherrschend anzusehen. Die Sophisten, die er so

bitter bekämpfte, waren noch lange Zeit mächtiger als er — die weitere Entwicklung in den Spezialwissenschaften der Medizin und Rechtswissenschaft, der Redekunst, der Geschichtsschreibung ging wesentlich von ihnen aus, während die Naturwissenschaften, besonders Astronomie und Mathematik, von den Schülern des Pythagoras gepflegt wurden.

Der grösste Schüler Platons war Aristoteles, von dem man sagen kann, dass er noch einmal alles vereinigte und zu einer folgerichtigen Deutung bezwang: den Idealismus seines Meisters, die elegante, unerbittliche Beweiskraft der Sophisten und — er war selbst Arzt von Haus aus — die Beherrschung der nüchternen Tatsächlichkeit. Auf Raffaels grossem Wandgemälde im Vatikan weist Aristoteles mit der Hand zur Erde — während Platon priesterlich würdig zum Himmel deutet: Aristoteles war zuerst und vor allem der Empiriker, dem das Wissen von allem Lebendigen die Grundlage jeglicher Wissenschaft wurde; von daher nahm er das Recht und die Kraft rücksichtsloser Kritik. Aber es wölbte sich über solcher Erfahrungsbasis doch die ganze königliche Weite metaphysischer Spekulation. Logik, Ethik, Ästhetik, Psychologie, Biologie, Zoologie, Politik haben diesen gewaltigen Menschen beschäftigt; sein Zug durch alle Disziplinen, schöpferisch-bezwingend, war eine Alexandertat des Geistes. Er kündigt gegenüber dem Dichter und Propheten des Göttlichen, Platon, schon in Vortrag und Diktion den zukünftigen Typus der Gelehrten an: entschieden, streng, bewusst, scharf bis zur Unduldsamkeit, kalt und hart, schulbildend allein schon durch diesen doktrinären Stil, aber doch auch den Unwilligen überzeugend durch jenen programmatischen Universalismus, der ihn zum Lehrer für die kommenden Jahrhunderte, von Weltreich und Weltkirche machte. Seine logischen Kategorien, seine Begriffe von Stoff und Form — Entelechie, Substanz — seine Gottesvorstellung als die von der zwecktätigen Weltvernunft; seine Staatseinteilung, die sich ganz an den zeitgenössischen, konkreten, mittelständlerischen Typus mit dem Unterbau der Sklavenarbeit und dem erlesenen, durch Begabung berufenen Führertum hielt: alles das sind Grosstaten, die seinen Namen über das Tor einer neuen Epoche gesetzt haben.

Die Zeit vom Ausgange des peloponnesischen Krieges bis auf Alexander den Grossen ist durchaus keine Periode des Niederganges. Erwiesen hatte sich das Eine, und es erwies sich immer von neuem, dass eine politische Einheit des Hellenentums aus eigener Macht nicht möglich war: Athen und Sparta standen weiter eifersüchtig nebeneinander, Spartas Kraft erlahmte mit der zahlenmässigen Abnahme des Spartiatentums und der steigenden Herrsch- und Gewinn gier des Restes, Theben, das durch den genialen Epaminondas,

vielleicht die stärkste Persönlichkeit vor Alexander, für einige Zeit in den Vordergrund trat, sank schnell wieder zurück; das Reich der Tyrannen von Syrakus blieb auf den Westen beschränkt und musste sich gegen Karthago wehren, im Osten setzte sich die Politik des persischen Grosskönigs immer kräftiger durch. Die alten Adelfamilien der griechischen Stadtstaaten traten jetzt hinter den Neureichen der Industrie und des Handels, hinter Parlamentariern, Rechtsanwälten und Söldnerführern zurück. Kolonialkrieg führte Athen nicht mehr mit bewaffneten Bürgern, sondern mit Söldnern. Der ganze Lebenszuschnitt wurde behaglicher und reichlicher, weltlicher, den Freuden des Diesseits ergeben, das Theater entwickelte sich überall zu einer Stätte der Bildung und des Vergnügens, die bürgerliche Komödie kam auf und typisierte den Alltagsmenschen zur Erheiterung seiner selbst; die bildende Kunst diente den privaten Zwecken des Porträts, des Schmuckes und der Dekoration, als eine durchaus wesentliche, auch materiell gewichtige Angelegenheit raffinierter Kennerschaft. Die Technik veränderte das Kriegswesen; die Momente des ritterlich-persönlichen Kampfes traten zurück, die Waffen wurden leichter, die Bewegung flotter, Sturmböcke, Holztürme, ganze Belagerungsmaschinen, die Pfeile und Kugeln schleuderten, wurden eingesetzt und brachten die festesten Städte zu Fall. Die Kriegskunst wurde ein Fach, das sich von dem des Politikers notwendig schied; um so bedeutungsvoller wurde es, wenn sich beide doch noch miteinander vereinigten. Die Männer der Volksversammlung, die Redner und Diplomaten hatten es schwer, das Ansehen erfolgreicher Feldherrn aufzuwiegen, falls diese Lust hatten, in die Staatsgeschäfte einzugreifen, oder von bestimmten Interessentengruppen herangezogen und herausgestellt wurden. Die gesamten Verhältnisse in Griechenland waren weiter und bequemer geworden, die Gegensätze zwischen den nächsten Nachbarschaften hatten sich abgestumpft, die zunehmende Bildungskultur beförderte den einheitlichen Charakter des Lebens. Wirklich grosse Kapitalinteressen kamen aber bei der politischen Zersplitterung nicht recht auf und mussten sozialistische Bedenken scheuen.

MAKEDONIEN

In den Makedoniern sah der attische Hochmut gerne ein nordisches Barbarenvolk und meinte, das Hellenentum werde durch sie bedroht. In Wirklichkeit waren die Makedonier derselben indoeuropäischen Herkunft wie die Griechen, gleich ihnen hatten sie eine fremde Urbevölkerung überschwemmt und in sich aufgenommen; Bestandteile des alten Sprachgutes lebten fort in dem makedonischen Dia-

lekt, der aber als eine Sonderart des Griechischen in Athen oder Syrakus leidlich verstanden wurde. Die Makedonier standen dem Hellenentum der verwöhnten Grosstädte und Inseln ziemlich genau so fern und genau so nahe wie die griechischen Bergstämme in Thrakien, Epirus und dem Peloponnes. Auch der geschichtliche Typus des makedonischen Staatslebens ist dem lakedämonischen völlig verwandt, das doch ohne weiteres zu Griechenland gerechnet wurde: grossgrundbesitzender Adel, viel freies Bauerntum, kriegerische Veranlagung und Bestätigung, ein kräftiges Königtum, das sich nun aber, im Gegensatz zu Sparta, als Mittelpunkt des Staates zu erhalten verstand. Zahlreiche griechische Kolonialstädte an der makedonischen Küste besorgten den Handel, Hof und Adel nahmen an der Entwicklung der griechischen Bildung lebhaften Anteil. Makedonien dehnte sich nach Süden aus, nach Thrakien, und bedeutete so, mit seiner kontinental geschlossenen Kraft und einem verhältnismässig grossen Umfang, gegenüber der zersplitterten Stadtstaatenwelt des engeren Hellenentums, eine zugleich gefährliche und vertrauenerweckende Nachbarschaft. Der Erbe dieses Königtums, Philipp II. von Makedonien (385-336), hat nun von seinen Machtmitteln grossartigen Gebrauch gemacht. Es war klar, dass dieser gesunde Staat es sich nicht auf die Dauer gefallen lassen konnte, von seinen Küsten (Chalkidike!) durch die Griechenstädte abgeschnitten zu sein und von ihnen auf die Dauer wirtschaftlich ausgebeutet zu werden. Die Zerstörung Olynths war freilich eine grausame Tat, die nur allzu gute Schule machte. Philipp war jedoch viel zu klug, um das innerpolitische Selbstbestimmungsrecht der griechischen Stadtstaaten an-tasten zu wollen; er wünschte aber das Bündnis mit ihnen, und damit ihre Einigkeit, natürlich unter seiner Führung. Die Art, wie er eine griechische Gruppe gegen die andere ausspielte, die Zähigkeit, mit der er sich überall Anhängerschaften bildete, die Schlaueit, mit der er immer ganz erträgliche Friedensbedingungen anbot, und so in aller Vorsicht, stufenweise, seine Macht vermehrte — das alles lässt den Hass begreifen, den Athens letzter grosser Staatsmann Demosthenes gegen den König hegte; das grössere geschichtliche Recht liegt aber auf der Seite Makedoniens. Das Beste an der griechischen Freiheit wurde ja gar nicht von dort bedroht, sondern lediglich durch die Griechen selbst. Demosthenes, der leidenschaftliche Patriot, der rednerische Meister erschütternder Beschwörung, der bis zur Verzweiflung und Selbstzerfleischung bittere Ankläger, kämpfte für eine verlorene Sache. Durch Philipp erhielt Griechenland nach der Schlacht von Chaironeia eine neue politische Existenz: der hellenische Bundesrat in Korinth, in dem alle Einzelstaaten vertreten waren, besorgte die gemeinsamen Geschäfte, den Oberbefehl aller

Streitkräfte führte der König von Makedonien, Gebiet und Verfassung jedes Einzelstaates wurden garantiert, ein allgemeiner Landfriede verkündigt. Nur Sparta stand schmallend abseits: Philipp war zu weise, um seine Macht ihm gegenüber zu zeigen und durchzusetzen.

Es war der alte Traum der besten Hellenen, ihre kleinasiatischen Landsleute von der Oberherrschaft des Perserkönigs zu befreien. Wenn Makedonien das verwirklichen konnte, dann wurde ihm alle Missetat verziehen. Philipp machte sich noch an diese wahrhaft grosse Aufgabe, er liess auf der Tagsatzung in Korinth den nationalen Krieg gegen Persien verkünden und schickte seinen besten Feldherrn, Parmenion, über den Hellespont; da fiel er selbst der Rachsucht seiner eifersüchtigen Gemahlin zum Opfer. Deren Sohn Alexander beseitigte alle Konkurrenten und wurde der Nachfolger des Ermordeten auf dem Throne, kaum zwanzig Jahre alt.

DER ALEXANDERZUG

Mit sicherer Energie, mit ebenso grosser Härte und einem selbstverständlich erscheinenden Glück festigte der junge König seine Stellung: die Nordgrenze Makedoniens wurde gegenüber den Nomadenstämmen der Donau gesichert, Griechenland, das Demosthenes mit dem Golde des persischen Grosskönigs zum Abfall zu bewegen suchte, sehr schnell beruhigt; das unglückliche Theben fiel auf Beschluss der Bundesgenossenschaft als Rebellin der völligen Zerstörung und Vernichtung als selbständiges Staatswesen. Sein Schicksal rettete das zweifelnde Athen. So konnte im Frühjahr 334 der Kampf gegen Persien beginnen. Eine Armee von rund 37.000 Mann, eine Flotte von 160 Schiffen stand Alexander zur Verfügung: wohl die stärkste Militärmacht, die bis dahin in der Geschichte für eine Unternehmung unter einheitlicher Führung angesetzt worden war. Kaum zur Hälfte waren diese Truppen Makedonier, sonst aber verbündete Griechen und Barbaren, beides meist Söldner. Die Armee war zwar kaum zahlenmässig, aber kriegstechnisch und organisatorisch allem überlegen, was sich in Persien ihr entgegenstellen konnte. Auch hier regierte ein junger König aus einer Nebenlinie, Dareios Kodomannos; er konnte nur mit Hilfe einiger kleinasiatischer Griechen einigermaßen die Abwehr rüsten: so kämpften auch jetzt wieder Griechen gegen Griechen.

Alexander zog von Sieg zu Sieg: von Lydien nach Karien, von Karien nach Lykien, von Lykien nach Kilikien, dann weiter nach Phönikien bis Ägypten; von dort zurück und nach Mesopotamien, Assyrien, Babylonien, dann ins eigentliche Persien und Medien. Flüsse

wurden überschritten, Städte berannt, Orakel befragt, Schätze erbeutet, Pässe erstürmt, die Burg der Achämeniden in Persepolis niedergebrannt, Statthalter eingesetzt, Huldigungen entgegengenommen, fremde Götter verehrt — es war ein Rausch, etwas Ungeheures, noch nie Geschehenes, Weltgeschichte im Ablauf von wenigen Monaten und Jahren, eine Steigerung, eine Häufung von Triumph und Herrschaft, die diese orientalische Welt, die schon so manches gesehen hatte, aufs Tiefste erschütterte. Das Reich des Grosskönigs, des stolzen Erben der Babylonier und Assyrer, zerbarst, Dareios wurde getötet, sein Nachfolger konnte sich nicht durchsetzen. Es gab ja auch nur *einen* Nachfolger, Alexander, den Sieger ohne Beispiel — er bekleidete sich mit den orientalischen Herrscherwürden; Achill, Apollon und Herakles, er, der das alles in einem war, der den Heldentraum des Hellenentums verkörperte, der den Jünglingsgott „inkarnierte“, er, der grosse Schüler des grossen Aristoteles — er wurde nun selbst der Grosskönig der Grosskönige, der letzte einer Reihe von Despoten, der erste einer Reihe von Weltherrschern. War Griechenland nicht überwältigt ob solcher Erfüllung? Sparta unternahm einen Aufstand, gegen den Abwesenden, es wurde vom Statthalter Alexanders besiegt und zur bedingungslosen Unterwerfung gezwungen. Die makedonischen Offiziere murrten gegen die persische „Proskynesis“ (Huldigung durch völlige Niederwerfung zu Füssen des Herrschers), sie verschworen sich gegen den ungriechischen Despotismus ihres Kameraden Alexander — er zertrat allen Widerstand, getragen von der Bewunderung seiner ruhm- und beuteberauschten Armee. Issos, Granikos, Gaugamela, — soviel heroische Namen und Taten, so viele zerstörte und neugegründete Städte, befreite und versklavte Völker, zerschmetterte und neuerrichtete Throne: für den griechischen Soldaten war es eine Zeit wie nie; noch mehr — der Alexanderzug bedeutet für Geist und Mission des Griechentums endlich die angemessene Wirkungsmöglichkeit, er gab seinem Geschmack, seinem Tätigkeitstrieb, seiner Freude am Handeln und Kolonisieren, seinem ebenso materiellen wie intellektuellen Geltungsbedürfnis endlich Raum und Weite. Und darum stieg dieser makedonische König Alexander als der grösste Erfüller zu den olympischen Göttern auf: die höchsten schwelgerischsten Ehren wären ihm von Soldaten und besiegten Völkern selbst angetragen worden, hätte seine Hand nicht danach gegriffen. Den Heros zu vergöttlichen, lag ja von jeher mehr der griechischen als etwa der persischen Art. Zum Despoten brauchte der Sieger nur noch äusserlich, in der Etikette, zu werden: Alexander, der Mitwisser war bei seines Vaters Ermordung, der seine Halbbrüder töten liess, der Parmenion hinterrücks beseitigte und seinen liebsten

Freund Kliton im Rausch durchbohrte, war ein hemmungsloser Willens-Mensch, den erst der frühe Tod melancholisch, mit Wehmut und weicheren Tönen umschattet. Dann übernahm die Sage der Jahrhundert Namen und Gestalt des „schön-guten“, edelsten Königsgottes.

Alexander hatte den grossen Krieg gegen Persien begonnen als der Bundesfeldherr der Griechen; die Befreiung der Griechenstädte Kleinasiens, die Wiederherstellung ihrer freien Verfassungen war das erste und eigentliche Ziel. Sehr schnell trat aber das Persönliche, Herrschermässige, die Grosstat des Heros in den Vordergrund und schob alles andere zurück. Als Sohn des Zeus Ammon in Ägypten feierlich begrüsst, streift er das makedonische Volks- und Heerkönigtum ganz von sich ab. Vor ihm sind Makedonier, Hellenen, Perser — alle gleich; er nimmt Perser in die Zahl der „Genossen“ auf. 30.000 persische Knaben werden in griechischer Sprache und makedonischer Militärwissenschaft ausgebildet, in Susa findet als Symbol des Verschmelzungsprozesses die Hochzeit des Königs mit der persischen Prinzessin Roxane und gleichzeitig die Vermählung zahlreicher makedonischer Offiziere mit Perserinnen statt.

Alexander hat wie keiner vor ihm den Gedanken der Weltherrschaft ergriffen — sein verwegener indischer Feldzug — wiederum eine „Inkarnation“ der Eroberung Indiens durch Dionysos! — diente der Vollendung dieser Idee; an der Weigerung des Heeres scheiterte er aber; der Gottkönig musste zurückkehren, er hatte seine Grenzen erlebt und erfahren. Selbst *seine* Welt sollte nur ein Stück dieser Erde bleiben. Seit diesem Verzicht ist etwas in seiner Persönlichkeit abgedunkelt: das jugendlich Freie, Hurtige, Sonnenhafte ist dahin; der hinreissende Jugendstrom verebbt; es bleibt noch sehr viel — der metallische Glanz des Wesens, das Federnde, Eherne; er ist der Sturmgeist, der Widerstände zerknickt, woher sie kommen mögen. Dem Strategen von spontan überlegener Begabung kommt jetzt der Organisator der Verwaltung völlig gleich: Friedenswirtschaft, Handelsvermittlung, Münzprägung, Ämterverteilung, Hafen- und Flottenbau, Völkerverpflanzung grossen Stils, eine Weltkulturpolitik — das sind Probleme, die er zum Teil gelöst, zum Teil nur ins Auge gefasst hat, — Probleme von einer bedeutungsvollen Grösse, wie sie seiner rastlosen Schaffenslust würdig waren. Als Alexander starb, drückte er noch einmal den alten Waffengefährten, die an seinem Fieberlager in der Reichshauptstadt Babylon vorbeiwallten, die Hand: von seinen Makedoniern hatte der Herr so vieler unterworfenen, geschonter, versöhnter Völker am meisten verlangt, er hatte sie mit empor in die Unsterblichkeit gerissen, aber ihrem Mutterboden entfremdet. Es war, als wolle der Gottkönig zuletzt die Ka-

meraden um Verzeihung bitten — in diesem Augenblicke noch einmal einer der Ihren.

DER HELLENISMUS

Einen Erben, der ein Mensch gewesen wäre, konnte Alexander nicht haben; der Geist des Griechentums war es, der die Erbschaft antrat. Das Weltreich Alexanders zerfiel nach dem vergeblichen Versuche einer Statthalterschaft für den nachgeborenen Sohn; der Gedanke des Weltreichs aber blieb und durfte nicht mehr verschwinden. Die Griechen hatten eine ungeheure Aufgabe vor sich; bei der Vermischung mit den indoeuropäischen Vetteren, den Iranern, konnten sie nur gewinnen; was aber sollte mit all den anderen Volksbestandteilen des vorderen und mittleren Orients, mit Semiten und Ägyptern werden? Der Inhalt der nächsten Jahrhunderte ist der Hellenisierungsprozess des Alexanderreichs. Es brach auseinander, es wurde von den Machtkämpfen der Diadochen durchschüttelt — erst nach zwei Menschenaltern trat allmählich eine Friedensperiode ein, so wie sie Philipp und Alexander für Griechenland und den vorderen Orient erstrebt und zum Teil erreicht hatten. Viele Städte trugen Alexanders heiligen Namen; andere wurden nach den Namen seiner erfolgreichsten Feldherren getauft — Antiochien, Seleukia. Bis nach Indien hin entstanden griechische Pflanzstädte, willkommene Aufnahmebecken für den Bevölkerungsüberschuss, der so lange schon das Mutterland belastete. Wirtschaftlich und geistig nahm das Griechentum einen gewaltigen Aufschwung. Das persisch-medische Reich unter den Seleukiden, das ägyptische Reich unter den Ptolemäern sahen eine grossartige Kulturentwicklung unter griechischer Führung. Dank der zufälligen Erhaltung unschätzbbarer Papyri wissen wir über alle Einzelheiten des Ptolemäerreiches Bescheid. Umfassender, reicher, schöpferischer war aber die Herrschaft der Seleukiden, in ihr ist der farbige Universalismus des Imperium Romanum vorgeformt. Alle Verhältnisse gingen hier ins Grosse: die Warenproduktion entwickelte den Grosshandel, gewaltige Vermögen wurden angesammelt, Kleinasien mit seinen Städten Ephesos und Milet, Makedonien selbst, blühte auf, während das griechische Mutterland verhältnismässig bescheiden blieb. Athen freilich hielt sich als Handelsmittelpunkt und vor allem als die zentrale Bildungsstätte der griechischen Welt. Epikur und Zeno setzten das Werk der grossen Philosophenschulen fort. Die Lehre der Stoa war ebenso wie die der späteren Kyniker kosmopolitisch durch und durch: gegenüber allen Schattierungen der Herkunft, des Volkstums, der Klasse, gegenüber allen Zufälligkeiten des Schicksals und der Weltläufte entstand hier die Überzeugung von der Weltbrüderschaft, der Humanitas der



Photo Alinari

Alexander der Grosse
Mosaik aus Pompeji. Museo Nazionale, Neapel

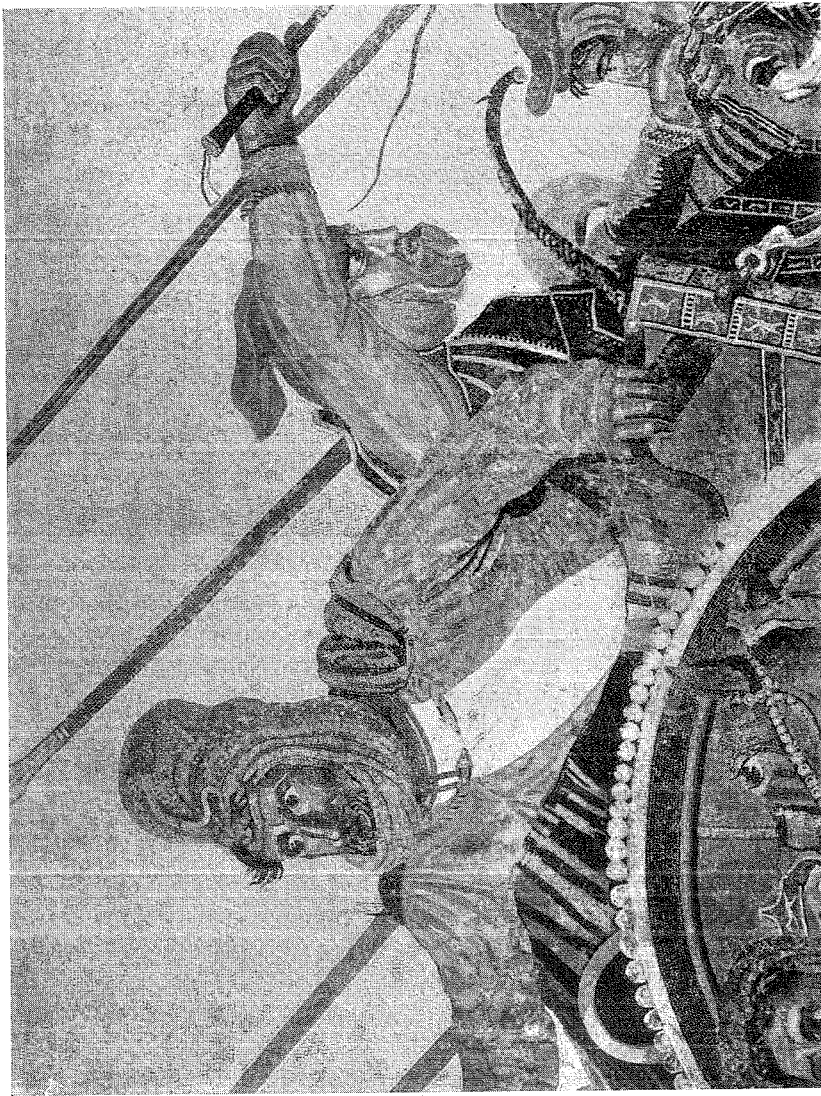


Photo Alinari

Darius

Mosaik aus Pompeji. Museo Nazionale, Neapel

Weisen und Tugendhaften, denen äusserliche Ereignisse nichts anhaben können, die nach dem Willen des Herren der Welt, des obersten Gottes Zeus, dem Sittengesetz gehorchen, als Angehörige des weltumfassenden *einen* Staates, als Weltbürger also. Der persische Gedanke der Toleranz und Humanität mag auf die Entwicklung dieser Anschauungen stark eingewirkt haben. *Wir* sehen zuerst die griechische Farbe, den griechischen Geist — viel weniger aber alles das, was von orientalischen Kulturen und Denkweisen in den sogenannten Hellenismus einmündet. Man denke an die Astrologie, an den Serapiskult, an die Verehrung der anatolischen „Grossen Mutter“. Der Austausch mit den Persern und Indern hatte doch etwas völlig Ebenbürtiges. Es entstand eine gräko-syrische, eine gräko-persische, eine gräko-parthische, eine gräko-baktrische, eine gräko-indische, eine gräko-ägyptische Kultur, die von beiden Seiten stark gespeist wurde. Es wäre ein Problem für sich, zu zeigen, welche Elemente da und dort überwogen. Weltgeschichtlich bedeutungsvoll bleibt dies: der griechische Geist hatte sich in seinen Anfängen von ägyptischen und phönikischen Einflüssen losgemacht, er hatte seine tief originale Gestaltung gefunden — nun suchte er den Weg zurück, seine Selbstübersteigerung bedurfte der Ergänzung: seine Beweglichkeit und sein Erfindungsreichtum erzeugten immer neue Abwandlungen — die schöpferischste Berührung vollzog er aber mit dem persischen Wesen: hier war die Spannung am grössten, die Synthesis deshalb fruchtbar wie nirgends. Der Humanitätsgedanke, der sich jetzt unter der Einwirkung der Stoa in der hellenistischen Welt verbreitete, hat griechisch-orientalischen Charakter; er stellt den grossartigen Versuch dar, gegenüber den Konflikten und Schwierigkeiten, die aus der andauernden Rassen- und Stammesmischung entstanden, die beruhigende Überzeugung zu entwickeln, dass das Menschlich-Gemeinsame doch stärker ist als das durch Erde und Blut Unterschiedene, dass dieses auch die Unfreien, Sklaven und Barbaren umfassende Allmenschentum im Grunde allein wert ist, im Angesicht von Unendlichkeit und Ewigkeit betont und durchgebildet zu werden. Solchem Bildungsideal diente nun die weitere überwältigende Entwicklung der Wissenschaften, der praktischen vor allem. In der Mathematik fasst Euklides den Wissensstand mit lehrhafter Klarheit zusammen, der überragende Archimedes konstruierte seine Maschinen und begründete die Unendlichkeitsrechnung. Aristarch erkannte lange vor Kopernikus das Wesen des Sonnensystems. Eratosthenes führte die ersten ernsthaften Erdmessungen aus, Hipparchos begründete die Trigonometrie. Die Technik wurde gross und laut, sie nahm sich von allen am wichtigsten, sie baute Strassen, Verkehrs- und Nachrichtenmittel. Es gab eine wissenschaftliche

Landwirtschaft. Grammatik, Literaturwissenschaft, Musiktheorie entstanden. Grössere Lehrer arbeiteten mit vielen kleineren Schülern zusammen. Der Fleiss und der Sinn für das kuriose Detail begann häufiger zu werden als die schöpferische Darstellung. Bibliotheken und Buchhandel entwickelten sich, sie verbreiteten das Wissen systematisch aber auch mechanisch, es entwickelte sich Organisation, Betrieb, Sammeleifer und Materialaufhäufung. Der Streit der Schulen, die Hyperkritik, der professorale Ehrgeiz und das Geltungsbedürfnis gerade der minderen Geister gaben der Wissenschaftsentwicklung oft jenen Charakter von eitelem, spitzfindigem und pedantischem Virtuositentum, das nach dem ägyptischen Alexandria alexandrinisch genannt zu werden pflegt.

Es wäre aber sehr ungerecht, wollte man den Hellenismus hauptsächlich danach einschätzen. Die Architektur bekam damals Aufgaben wie nie zuvor: ausser gewaltigen Tempeln musste sie in den neuen Städten Profanbauten errichten, Königsschlösser, Rathäuser, Markthallen, Tore, Brunnen, Privatpaläste, Theater, Kauf- und Wandelhallen, Konzerthäuser, Gymnasien, Verwaltungs- und Gerichtsgebäude (Basiliken), Gasthäuser, Arsenale, Hafenanlagen (Leuchttürme!). Es entstand der Sinn für gewaltige Ausmasse und Formen, die Kapitäle wurden überreich entwickelt, das Gebälk getürmt, die Profile majestätisch herausgearbeitet. Leidenschaftliche Bewegtheit, malerische Kulissenwirkung, aber auch Hoheit und Würde vereinigten sich bezwingend in diesen Schöpfungen, die Skulptur beieferte sich, sie ebenbürtig auszuschmücken. Damals entstanden die Hera Ludowisi, der Zeus von Otricoli, der Apollon vom Belvedere, die Aphrodite von Melos und die vielen anderen: Erzeugnisse eines souveränen Könnens, repräsentative Typen der selbstbewussten griechischen Schönheitskultur, keine geglaubten und erschauernd verehrten Götter, sondern grandiose Symbole von Bildung, Geschmack, Wissen und humaner Kultur. Dem ruhmreichen Strategen, dem verdienten Rhetor wurden jetzt überall Ehrenstatuen errichtet, Lysippos schuf hier sich selbst und den verehrten Grössen der Zeit Ansehen und dauerndes Gedächtnis. Menschen und Bürger traten also in leibhafter Ewigkeit neben Götter und Könige. Wie reizend lebenswürdig waren die elegant gewandeten Figuren, mit denen die Schule von Tanagra die Zimmer des reichen Privatmannes bevölkerte! Eidechsen, Schlangen, Satyre, Putten und sonst allerlei Tier- und Menschengestalten huschten und geisterten kokett durch die Häuser, schimmernd in grünlicher Bronze. Die Malkunst dekorierte jede Wand mit Früchten, Blumen und Vögeln, schwang sich aber auch gerade jetzt zu hoher Kunstleistung im Gruppenbild auf.

In der Literatur traten Novellen, Romane, Idyllen und Epistel her-

vor, dazu Lehrgedichte und besonders Epigramme, auch kurze Geschichten und witzige Anekdoten, Reiseberichte und Feuilletons über alle Götter und alle Welten, über Tiere und Menschen von jeder Farbe und Gestalt. Die Erzeugung war reichlich, die Mode, das kritische Kennertum herrschte, es gab viel Gutes und Tüchtiges, aber alles wurde schnell wieder verdrängt um des Neuen willen. So diente die Begabung notgedrungen einem Tagesbedarf; Talente mussten vielgewandt sein, das ganz anspruchsvoll Ernsthafte wusste nicht, wie es sich durchsetzen sollte. Bedeutend waren die geschichtlichen und Memoirenwerke; auch Urkundensammlungen entstanden.

Dieser historisierende Geschmack entsprach dem politischen Charakter der Zeit: es herrschte der monarchische Autoritätsstaat mit Söldnerheer und entwickeltem Berufsbeamtentum. Neben die grossen Reiche der Seleukiden und Ptolemäer traten kleinere wie Bithynien, Pergamon, Pontus, Kappadokien, Armenien u.a. Gegenüber Makedonien versuchten sich mit mehr oder weniger Glück die griechischen Republiken zu halten, in ihrer Selbstregierung ungestört, bundsmässig organisiert, als Eidgenossenschaften, mit Tagsatzungen der Vertreter der Einzelstädte: der ächäische und ätolische Bund konnten freilich auch nicht völlige Einheit und Ruhe unter ihren Mitgliedern herbeiführen. Sparta gelangte schliesslich zu einer militärisch unterbauten Despotie, wie man ja überhaupt sagen muss, dass die monarchische Form mit ihrer zivilisierten, offenbarten Gottähnlichkeit ein überwiegend griechischer Herrschaftstypus ist — er ist die Sublimierung der alten Tyrannis. Wer irgend konnte, verliess die engen und kargen Verhältnisse des griechischen Mutterlandes. Als Kaufmann, als Verwaltungs- und Finanzbeamter, als Offizier, Künstler oder als Professor fand der Grieche in den grossen Monarchien des Orients Unterkommen, Verdienst und Anerkennung. Neben das Aramäische trat im ganzen Orient bis an die indische Grenze ein abgeschliffenes, volkstümlich praktisches Griechisch als Sprache des Handels und der Bildung. So ging das auswandernde Griechentum in die weite Welt, überzeugt, sie griechisch machen zu können. Griechisch-orientalisch wurde und blieb hier für lange Zeit freilich nur die wohlhabende Oberschicht und der städtische Mittelstand; die Masse der „Barbaren“ in Stadt und Land behielt ihre eigene Sprache und ihre eigenen Götter. Der Hellenismus ist im Orient immer eine geistige überlegene Fremdherrschaft gewesen, mit starker Anziehungs- und Amalgamierungsfähigkeit.

Auch der Hellenismus bedeutet eine Zweischichtigkeit grössten Stiles. Man sollte ihn schon deshalb nicht verachten. Dem verwöhnten, romantischen, vielwissenden Sinn unserer eigenen Spätzeit behagt künstlerisch das Archaische mehr und die primitive Wucht gewal-

tiger Urformen. Im Hellenismus selbst gab es bereits diese nach rückwärts gekehrte Geschmacksrichtung. Er kannte schon, genau wie das Ägypten der Ptolemäerzeit, den Reiz kennerhafter Wiedererweckung. Entscheidend für die Bedeutung muss aber etwas anderes sein. Zum ersten Male erlebt in der Zeit des Hellenismus ein gutes Stück der Menschheit, der Kulturkreis des östlichen Mittelmeeres und des nahen Orients, eine bis in die unteren Schichten reichende Lebenssicherheit. Es gab Weltkenntnis, Reisen, Luxus, aber auch Verfeinerung und Zivilisierung von Lebensform, Sitte, Geschmack. Das Steuerwesen war entwickelt, Zünfte und Verbände sorgten für die Wirtschaft, aber auch für ihre eigenen Interessen. Mit einer Art von Eifersucht verkleinerte die spätere römische Geschichtsschreibung den Wert und die Leistung dieser Epoche, aus der Rom selbst soviel Kraft sog. Weltstaatsgesinnung und Weltbürgertum sind hier zuerst entstanden.

Die hellenistischen Städte strahlten in Glanz, Fülle, Behaglichkeit. Viele Generationen führten dort ein breites Dasein ohne grosse geschichtliche Erschütterung, ohne den ständigen Anblick und das bis dahin selbstverständliche Erlebnis von Zerstörung, Plünderung, Zusammenbruch; sie sind namenlos gekommen und gegangen — ihre Atmosphäre von beglückter und beruhigter Weisheit hat sie aber überlebt. Das weiche Licht des Friedens liegt über der Epoche. Sie hatte durchaus nicht das Gefühl des Absterbens, sondern sah sich selbst mit Recht als einen Gipfel, als die Höhe einer Entwicklung an. Es war eine Reifezeit, die noch manche Wandlung erfuhr und noch manche neue feine Blüte hervorbrachte. Das, was über sie selbst hinaus im Römischen Reich und dann weiter als sogenannte „Antike“ gelebt und gedauert hat, ist *ihr* Charakter, ist *ihr* Stil.

8. ROM



8. ROM

Das Griechentum beanspruchte in seiner genialischen Art die grössten Möglichkeiten, ohne sie zu erfüllen; es scheiterte an dem Wirklichen, aber es fand eine andere dauerhaftere Vollendung in der Idee. Rom lebte von Anfang an und folgerichtig im Diesseits. Der Weg von einem kleinen Gaustaat bis zur Weltherrschaft ist nur einmal in der Geschichte so gegangen worden: Rückschläge, Krisen, Wirren, Kämpfe und innere Zerrüttung hat es dabei genug gegeben. Die politisch-militärische Begabung war aber in Rom so ausgesprochen, dass sie sich als solche immer durchsetzte, während ihre Träger sich merkwürdig ähnlich sahen und als Personen beinahe unwesentlich wurden. Die Institution, die Befehlsgewalt, die Form des Machtwillens waren entscheidend; Handlung und Sprache wiederholen sich, hinter den Menschen steht etwas Anonymes, eine nüchterne Härte, ein schwerer, zäher Wille, ein wortkarger Glaube an diese Macht, auf die es allein ankommt — an Rom, an die Stadt, die eine Gründung gewesen ist wie sehr viele andere, die aber nichts neben sich duldeten und langsam, ohne Plan, beinahe ungewollt, aber selbstgewiss in sich, aufstieg und so eine Stadt wie keine andere wurde: Urbs, Gefäss und Symbol des Herrschaftsgedankens, Mittelpunkt, wenn nicht der Welt überhaupt, so doch wenigstens *ihrer* Welt, Schauplatz der Generationen, Leidenschaften, Konflikte von Jahrhunderten, unsterblich, ihr Gründervolk überdauernd, Gaststätte und Heiligtum ungezählter Völker, — sie selbst aber in allen Wandlungen ähnlich nur sich, unbeweglich und hoheitsvoll, viel durchwühlt und erforscht, von keinem völlig gekannt, aber immer wieder von einigen wenigen geahnt mehr als begriffen, aufrecht in verschleierter Würde, ein Stück Ewigkeit, das auf die Erde gefallen ist.

ETRUSKER UND LATINER

Für die Griechen waren Sizilien und Unteritalien ein Teil ihres eigenen Kulturgebietes. Was sie an Ur- und Voreinwohnern fanden, wie die Elymer, die Japyger und Messapier, wurde schnell hellenisiert. Mittel- und Oberitalien ging aber ganz seinen eigenen Weg. Hier gab es an Stämmen nicht indoeuropäischen Charakters die Ligurer und auf den Inseln die Korsen und die Sarden. Spätestens um 2000 v. Chr. vollzog sich die Einwanderung der indoeuropäischen Stämme, die man als die Italiker zusammenfasst; es folgten später die Illyrer, zu denen die Veneter zu rechnen sind. Zwischen der italischen und illyrischen Einwanderung liegt das Erscheinen der Etrusker, des merkwürdigen, nicht indoeuropäischen Volkes, dessen zahlreiche Inschriften wir noch nicht zu lesen vermögen; dass sie übers Meer aus Kleinasien gekommen sind, als Teilhaber und Träger ägäischer Kultur, ist sehr wahrscheinlich, sie sind wohl ein Überbleibsel des Hetiterreiches; jedenfalls nahmen sie Oberitalien und das westliche Mittelitalien beherrschend ein, ein mächtiges Volk, in wohlentwickelten Bergstädten wohnhaft, mit den Griechen und Phönikiern durch lebhaften Handel verbunden, ein Volk, das bis nach Korsika und Kampanien erobert griff und Italien wohl hätte einigen können, wenn es zahlenmässig gegen die stärkeren indoeuropäischen Stämme, besonders die eindringenden Kelten, aufgekommen und wenn es nicht auf der Stufe der Adels- und Priesterherrschaft nebst breitem Hörigenwesen stehen geblieben wäre. Die etruskischen Kunstwerke zeigen vergrößert griechischen Einfluss nach Stil und Motiven, offenbaren aber einen Sinn für das Energisch-Brutale in der Körperbildung und für rücksichtslos wahrhafte, bis zur robusten Karikatur sich steigernde Persönlichkeitsdarstellung: eine Eigenart, die in dem römischen Wesen ihre deutliche Nachwirkung erlebt hat. Überhaupt wird man sagen können, dass das spezifisch Römische aus einer Mischung von Etruskischem und Latinischem, also Indoeuropäischem entstanden ist. Die Zeichendeutung (Vogelflug und Eingeweideschau), die primitive Formelhaftigkeit im Kult, das Rutenbündel der Liktoren und die Sitte des Triumphes über die Feinde, die brutale Freude am Blutvergiessen, die sich in der orgiastischen Tötung der Gefangenen als einer späten Form des Menschenopfers zeigt, — das sind alles etruskische Erbstücke; auch die Veranlagung für praktische Bauten wie Strassen, Kanäle, Festungswerke, die Verwendung des Rundbogens und des Tonnengewölbes kommt von den Etruskern.

Rom selbst, der Sage nach 753 gegründet, auf seinen sichern Hügeln, am beherrschenden Flusse der Landschaft, dem Meere

nahe, aber doch nicht zu nahe, stand lange unter etruskischer Herrschaft, wie aus seinen Königssagen hervorgeht, und mag besonders im Patriziat viel Herrenblut des zur aristokratischen Inzucht neigenden etruskischen Volkes aufbewahrt haben. Es war echt römisch, Einfluss und Wesen dieser etruskischen Vetterschaft möglichst zu zerstören und selbst in der Erinnerung zu vernichten. Das Gaukönigtum in Rom ging ganz ähnlich wie in Griechenland zu Grunde an der Eifersucht der Adelsgeschlechter, die es durch ihre Ratsversammlung, den Senat, und die Inanspruchnahme der hohen Ämter mehr und mehr einengten und aushöhlten. Die Plebejer, die Grund hatten, den Königen nachzutruern, waren demgegenüber die freien Bauern und Bürger, der kräftige, durch ländliche und handwerkliche Tüchtigkeit zusammengehaltene mittlere Kern des Gemeinwesens, militärisch verpflichtet und nach der Leistungsfähigkeit gegliedert, ursprünglich als Volksversammlung ebürtig neben dem Senat stehend, dann aber zurückgedrängt, ausgebeutet und unterdrückt und deshalb geneigt, gegen den alleinbeherrschenden Adel, die grundbesitzenden reichen Häuptlingsfamilien aufzustehen. Unterhalb der Plebs gab es seit der ältesten Zeit die ganz rechtlose Klasse der Hörigen, wahrscheinlich Überbleibsel der Urbevölkerung, dann, durch die Kriegsgefangenen ständig vermehrt, Klienten genannt, Untertanen, die gegen den Lebensunterhalt Arbeit verrichteten, Feldarbeit vor allem; mit der Aufteilung der gemeinsamen Feldmark in Privateigentum verschlechterte sich natürlich die Stellung dieser Schicht; aus dem schollengebundenen Landmenschen wurde der dem Familienvater persönlich zugehörige Hausmensch, der in der späteren Zeit wohl als Freigelassener zur persönlichen und wirtschaftlichen Selbständigkeit aufsteigen konnte, meistens aber, bei dem überhandnehmenden Sklavenwesen, zum Sklaven herabsank.

PATRIZIER UND PLEBEJER

Der Kampf zwischen Patriziern und Plebejern war also ein Kampf zwischen zwei freien besitzenden Schichten, zwischen einer kleinen Gruppe von rechtlich und sozial privilegierten Grossbesitzern und einer grossen Gruppe von mittleren und kleineren Besitzern; der Preis des Kampfes war Teilnehmerherrschaft an allen Ämtern, Schuldenerleichterung und Nutzungsrecht am Gemeindevermögen, vor allem am Beuteland, dem Hauptziel der Kriegszüge, das bis zu zwei Dritteln des Landes der Unterworfenen umfassen konnte. Hatte das Patriziat durch die beiden sich gegenseitig beaufsichtigenden Konsuln und den Senat die tatsächliche

Macht im Staate in der Hand, so schuf die Plebs in ihren Tribunen ein Gegengewicht städtischer Selbstverwaltung und versammelte sich zu eigenen Abstimmungen nach gleich stimmberechtigten Tribus. Der Sieg in diesen Kämpfen gehörte schliesslich den Plebejern, denn die Adelsgeschlechter, die als Reiter kämpften, vermochten die Selbständigkeit des Gemeinwesens nicht ohne die gutwillige Hilfe des bewaffneten Volksheeres, der geschlossenen Infanterie-Phalanx, aufrechtzuhalten. Die sogenannten „Sezessionen“ der Plebs waren der erklärte Generalstreik der Majorität gegenüber der Minorität, die Kriegsdienstverweigerung. Es drohte ja dem durch seine Lage und den Besitz der Salzwiesen von Ostia bevorzugten römischen Gemeinwesen dauernde Gefahr — von den Latinern, die in einem den Römern zahlenmässig weit überlegenen Bunde vereinigt waren, von den Etruskern, von den Volskern und Äquern, endlich von den Kelten, die im 4. Jahrhundert die Alpen- und Donauländer überschwemmt, nach Kleinasien drangen, ganz Oberitalien besetzten und Rom niederbrannten — bis auf das Kapitol (590 v. Chr.). Das damalige Rom war noch eine verhältnismässig unbedeutende Gründung, ein kleines Gemeinwesen von 20.000 Einwohnern, mitten zwischen ähnlichen grösseren und kleineren; der Galliersturm hinterliess überall Zerstörung und Chaos. Nun zeigte Rom durch seinen schnellen Aufbau, die Zusammenfassung aller bürgerlichen und militärischen Kräfte, was in ihm steckte. So bedeutete der Keltenangriff in seiner Nachwirkung für Rom einen grossen Antrieb zum Aufstiege.

Jetzt wurden alle politischen Privilegien beseitigt; die Beamten- und Senatsstellen standen jedem freien Manne offen; die Versammlung der waffenfähigen Männer war die Trägerin der Staatsgewalt. Gesetzgebung, Rechtsprechung und Beamtenwahl gingen von ihr aus. Die Abstimmung erfolgte aber hier nach Stimmkörpern, nach Zenturien, und von den 193 Zenturien sicherten die Träger der ersten Vermögensklasse, die Vollhufner, die absolute Mehrheit von 98 für sich! Und die überwiegende Menge der Vollhufen war nun wieder in patrizischer Hand! Die Patrizier verstanden es sehr gut, alle rechtlichen Zugeständnisse, die sie machten, durch wirtschaftliche Übervorteilung wieder auszugleichen. Die nachgeborenen Söhne der Patrizier kamen deshalb immer wieder zu Ämtern und vor allem zu Landbesitz, während die nachgeborenen Söhne der Plebejer, wenn das Erbe nicht mehr geteilt werden konnte, zu Nichtansässigen herabsanken, d.h. zu „Proletariern“, zu Leuten, die ihr Bürgerrecht nur von der Abstammung herleiteten, nicht aus Landvermögen. Diese neue Schicht nahm in demselben Masse zu, in dem nun die Patrizier ihren wachsenden Besitz als Grossbetrieb mit Sklaven bewirtschafteten.

In der Praxis verschärften sich also die Standesunterschiede, und das politische Hauptgewicht lag dauernd beim überwiegend patrizischen Senat; er stellte gegenüber den wechselnden Konsuln und Tribunen die Kontinuität des staatlichen Seins und Wollens dar; er berief auch in ausserordentlichen Notlagen den Diktator. Die militärische Organisation, die entsprechend der wirtschaftlichen Leistungsfähigkeit die Volkskräfte nutzbar machte, bedeutete bei den dauernden Kriegen eine völlige Inanspruchnahme: Autorität, Befehlsgewalt, Obrigkeitsgedanke wurden mit solcher Schroffheit entwickelt, dass sich nichts Persönliches, Menschliches, Privates dagegen behaupten konnte. Der Kriegszustand schuf in Verbindung mit dem Klassengegensatz im Innern eine Gesamtatmosphäre von Spannung, die eine Improvisation nach der andern, ein Notgesetz nach dem anderen hervorrief. Diese römische Wirklichkeit war viel unsicherer, tastender, ungerechter und rauher, als die Darstellungen der späteren romantisierenden Geschichtsschreiber ahnen lassen. Rom wäre zerrissen worden, hätte der Gedanke der Stammeseinheit nicht seinen Zauber geübt. Das Amt, die Arbeit des Einzelnen für die Gesamtheit als Funktion dieser Gesamtheit, besass überpersönliche Autorität, sein Nimbus bannte jeden Widerstand. Immer neue Gesetze und Reformen wurden von diesen Amtsträgern hervorgebracht; hätte man sich nur halbwegs nach ihnen gerichtet, wäre es nicht nötig gewesen, so bald wieder andere folgen zu lassen. An dem rücksichtslosen Klassenegoismus des Patriziertums hat sich durch die ständige Reibung die ausserordentliche Fähigkeit der Römer entwickelt, eine Schutzgarantie mit Worten zu benennen, das heisst Rechtsverhältnisse in klarer Formulierung festzulegen. Der Klassenegoismus der Plebs war aber nicht minder gross, er verstärkte sich noch durch die Aufnahme des italischen Landadels, der nur das plebejische Bürgerrecht zu erhalten pflegte. Ethische Gesichtspunkte hätten in diesem Gemeinwesen wenig Erfolg gehabt und wurden deshalb schon gar nicht vorgetragen. Um so notwendiger und aussichtsvoller war es aber, das politisch-gesellschaftliche Leben wenigstens durch ein Minimum von Sicherheit zu regeln — durch die Rechtsnorm. Wie hart war etwa das alte römische Schuldrecht! Der Schuldner haftet dem Gläubiger für den vorgeschossenen Naturalkredit in Form von Saatgut und Zuchtieren oder für die Grundstücksbelastung mit seiner eigenen Person, mit seiner Freiheit, seinem Leben. Wer nicht zurückzahlen konnte, musste als Knecht arbeiten oder wurde als Sklave in die Fremde verkauft, ja er durfte, wenn er alt war und es sich nicht lohnte, ihn zu füttern, getötet werden. Mehrere Gläubiger konnten sich dann die Leiche teilen! In dem Zwölf-tafelgesetz, der ersten durch die Decemviren vorgenommenen Nieder-

schrift des geltenden Rechtes, wurde der bei Nacht vorgenommene Felddiebstahl mit der Todesstrafe bedroht; der auf frischer Tat ergriffene Dieb wurde Eigentum des Geschädigten! Das war die unbarmherzige Gesinnung einer Grundbesitzerschaft, der das Eigentum und die auf Eigentum beruhende Herrschaft das Heiligste war. Alle Milderungen waren das Ergebnis von erbitterten Kämpfen. Was hat es etwa für Mühe gekostet, die Mischehe zwischen Patriziern und Plebejern zu erreichen! Es hätte wahrscheinlich noch länger damit gedauert, wenn nicht die Patriziertöchter das Interesse gehabt hätten, wohlhabende und angesehene Plebejer zu heiraten und als respektierte Mütter ihre Kinder vor dem Hochmut ihrer eigenen Geburtskaste zu sichern. Das Heiratszeremoniell der Patrizier blieb aber immer auf sie selbst beschränkt — es ist wirklich so, als hätten sich die Patrizier noch bis in die Spätzeit als ein eigenes Stück Volk gefühlt. Weil die Patrizier keine plebejischen Konsuln ertragen wollten, wurde die Stadt viele Jahre lang durch die sogenannten Kriegstribunen regiert, die wie alle Kriegsämter den Plebejern ohne weiteres zugänglich waren. Da die Volkstribunen in den Ädilen, den städtischen Polizeidirektoren, Gehilfen besaßen, beanspruchte die Eifersucht der Patrizier eine eigene, ihnen vorbehaltene, sogenannte kurulische Ädilität. Sobald das Konsulat wirklich auch den Plebejern zugestanden werden musste, wurde sofort eine dritte, den Patriziern vorbehaltene Konsulatsstelle, die Prätur, geschaffen, der nur die Betreuung der Rechtsfragen als eines besonders verwinkelten Gegenstandes oblag. Auch dieses Amt musste von den Plebejern dann besonders erobert werden. Ebenso ging es mit der Zensur, der Quästur, ebenso mit den beiden Priesterkollegien, den Oberpriestern und Auguren.

Die Kriegs- und Eroberungspolitik Roms ist genau wie die von Athen zugleich aus einem Willen und aus einem Notstand erwachsen — dem Willen zur Herrschaft und der Not, die eigene, wachsende Bevölkerung zu beschäftigen, sie zu Besitz und Ansehen zu bringen. Während aber Athen einem einheitlichen Griechentum in einer geologisch völlig zersplitterten Gebirgs- und Inselwelt gegenüberstand — hatte Rom das besondere Glück, ethnisch ganz verschiedene Volksstämme zu Gegnern zu haben, deren Widerstandskraft deshalb ganz verschieden zu bewerten war — alle diese Kämpfe aber auf einem Schauplatz durchfechten zu können, der geopolitisch zur Bildung einer einheitlichen Herrschaft berufen war wie keiner; denn schmal und fest, grosslinig in der Küstenentwicklung, wohl ausgeglichen in der räumlichen Verteilung von Gebirgsstöcken und Ebenen, streckt sich ja die italienische Halbinsel nach Südosten ins Mittelmeer, der griechischen Welt halb zugehörig, zugleich zu- und

abgewandt, mit dem punischen Nordafrika durch die Inselbrücke Sizilien schicksalhaft verbunden. In drei grossartigen Abschnitten vollzog sich demgemäss der Aufstieg Roms: es einigte das italische Festland südlich des Appenin, es rang mit Karthago um die Vorherrschaft im Mittelmeer, es trat im Osten das Erbe Alexanders des Grossen an und fügte im Westen und Norden ein Reich von der gleichen Ausdehnung hinzu.

Immer war es Rom, das diese Leistungen vollbrachte — ein wachsendes, von einer inneren Wandlung zur andern fortschreitendes Rom. Der erste Abschnitt enthält als Haupttappen die Samniterkriege, die Kriege mit dem latinischen und dem etruskischen Städtebund, die Eroberung Neapels und Tarents. Das Ziel ist 264 v. Chr. erreicht — ein Ziel, das von keinem einzelnen Römer etwa frühzeitig ins Auge gefasst worden ist, das sich aber mit einem gewissen inneren Zwang aus den Situationen ergab, die sich entwickelten. Nach dem dritten Samniterkriege zählte Rom 280 000 waffenfähige Krieger, das entspricht einer Gesamtbevölkerung von über einer Million, wobei die Zahl der rechtlosen Sklaven und Klienten der Zahl der waffenfähigen Bürger etwa gleichgekommen sein mag. Roms Herrschaft über Italien wurde in der verschiedensten Weise ausgeübt, und eben darauf beruhte die Kraft seiner Stellung: es gründete Kolonien aus seiner eigenen landlosen Überschussbevölkerung in grösseren und kleineren Gruppen, sogar Einzelkolonisten wurden angesetzt; es überliess bestimmten Gemeinden, zuerst der Konkurrenzstadt Kapua, das Recht, ihre Angelegenheiten selbst zu ordnen, es zog sie zu Militär- und Finanzlasten heran, gab ihnen aber keine politischen Rechte in Rom selbst; mit anderen bestand nur ein lockeres Bundesverhältnis oder lediglich die Anerkennung der tatsächlichen Vorherrschaft. Zerstörungen, Ausmordungen und Versklavungen kamen selbstverständlich auch weiterhin vor, besonders bei erwiesener Widerspenstigkeit. Die Art der römischen Herrschaft war anpassungsfähig, elastisch und praktisch — keinesfalls milde. Sie bedeutete für die Unterworfenen und Abhängigen wirtschaftlich und rechtlich eine Ausbeutung verschiedenen Grades — für das Rom des römischen Senats schon damals, vor Beginn der punischen Kriege, eine Machtstellung, die der Bedeutung der hellenistischen Reiche in Ägypten und Syrien oder Karthagos zwar nicht an Bevölkerungszahl und Reichtum gleichkam, sich diesen allen aber an innerer Zähigkeit überlegen erweisen sollte.

ROM UND KARTHAGO

Rom und Karthago waren nach Volkstum, Verfassung, wirtschaft-

lichen Grundlagen und soziologisch-geopolitischem Typus so entgegengesetzt, dass sie Freunde oder Todfeinde sein mussten. Das Bauernvolk mit seinem Landhunger, seinem herrschsüchtigen und habgierigen Adel, seiner ganz auf den Landkrieg eingestellten militärischen Technik, seiner zähen Sparsamkeit und seinem abergläubisch-rohen Misstrauen gegenüber allem Fremden, hatte für des semitischen Kaufherrnstaates Glanz, Schwelgerei und seemännische Beweglichkeit genau soviel Hass übrig wie die Gegenseite lächelnde Verachtung. Trotzdem: das Ringen zwischen Rom und Karthago begann mit einer Bundesfreundschaft; solange der militärisch glänzend begabte König von Epirus, Pyrrhos, sich in Süditalien ein Reich gründen wollte, solange es eine politische Selbständigkeit der Griechenstaaten in Sizilien gab — solange waren Rom und Karthago einig. Rom griff nicht in Sizilien, Karthago nicht in Italien ein — so bestimmte der Vertrag von 306 v. Chr. Ein reichliches Menschenalter später half aber doch Rom dem Räuberstaat der Mamertiner in Messana und eröffnete damit den ersten punischen Krieg, in dem es nach ungeheuren Anstrengungen siegte, weil es die Karthager gerade da anpackte, wo sie glaubten, unantastbar und unüberwindlich zu sein: an der Flottenmacht. Aus dem binnenländisch-agrarischen Lebenstyp strebte Rom heraus, unter der entschlossenen Führung seiner Grossbesitzer, die die Ausrüstung immer neuer Flotten riskierten, wenn ein fetter Siegespreis wie Sizilien lockte — Sizilien mit seinen Bodenschätzen, seiner zu Tributzahlung und Sklavenarbeit so geeigneten Bevölkerung und seiner beherrschenden Mittelmeerstellung. Der Einsatz lohnte sich: Karthago musste beim Friedensschluss Sizilien aufgeben und dazu noch die gewaltige Kriegsentschädigung von 3300 Talenten zahlen.

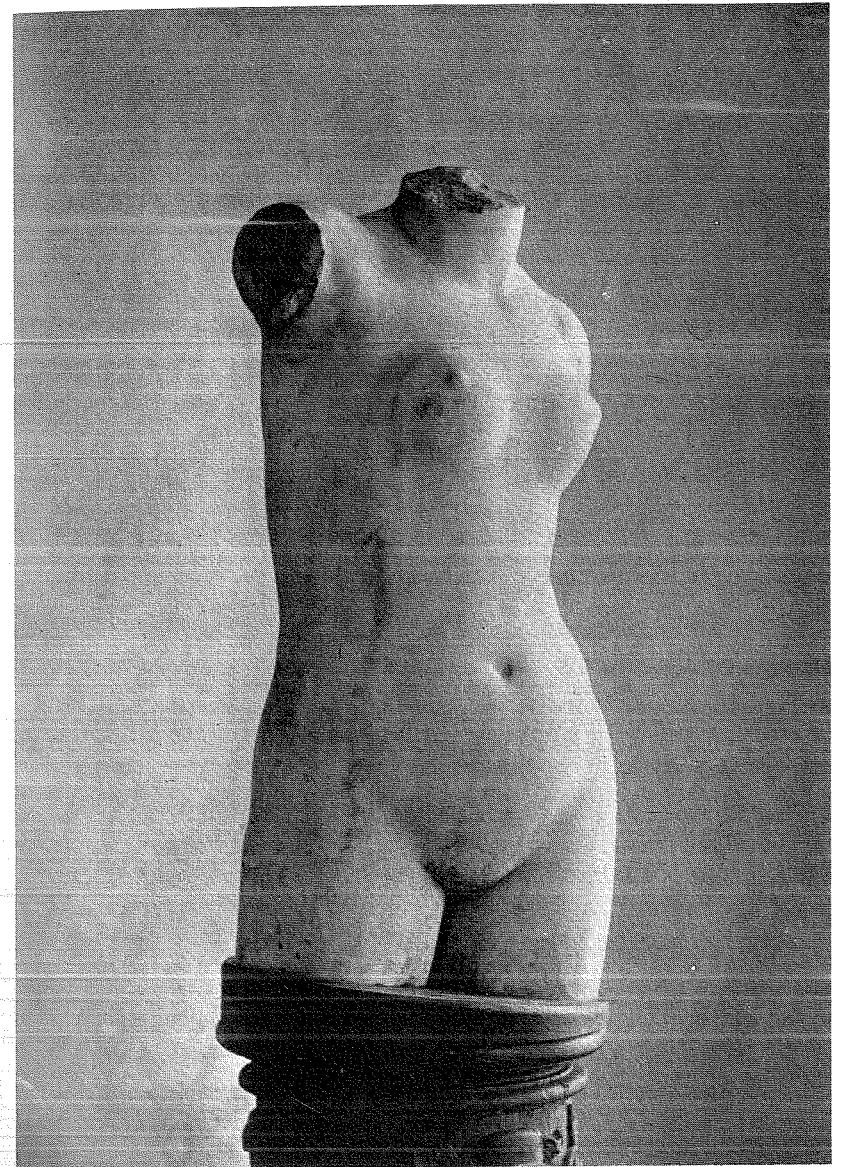
Karthago war besiegt und doch nicht besiegt. Der alte Gegensatz zwischen den regierenden plutokratischen Schichten und den kriegführenden Feldherren entwickelte sich dort nun zur vollen Kraft. Eine geniale Strategenfamilie mit dem Anspruch politischer Führerschaft war etwas, was Rom nicht so besass und auch nicht gebrauchen konnte: Hamilkar, Karthagos Feldherr im ersten punischen Kriege, war Hannibals Vater, Rom wertete seinen Sieg aus, es benützte die weiteren inneren schweren Verlegenheiten Karthagos, es erpresste die Abtretung Sardinien und noch mehr Zahlungen: die punischen Feldherren empfanden genau so militärisch-heroisch wie die Römer, sie wollten eine Entscheidung durch die Waffen und kannten Macht und Reichtum ihrer Stadt genug, um an einen Sieg glauben zu dürfen. Karthago, mit römischer Energie geleitet, *musste*, so schien es, Rom besiegen können. Rom war aufs Meer gegangen, um Karthago zu schlagen — es nannte seitdem das Mittelmeer das

römische Meer (Mare nostrum). Konnte Karthago nicht aufs Festland gehen, um Rom an den Wurzeln seines Lebens zu fassen? Hamilkar Barkas unterwarf die iberischen Stämme Spaniens und schuf seiner Vaterstadt in diesem Lande, an dessen Küsten es bis dahin nur punische Handelsfaktoreien gegeben hatte, einen vielfältigen Ersatz für die verlorenen Inseln. Mit dem Ertrag der spanischen Silberminen wurden Roms Ansprüche befriedigt, wurde ein mächtiges Söldnerheer aufgestellt, wurden auch die heimischen Machthaber in Karthago bestochen. Ob die Barkiden die Tyrannis in Karthago erstrebt haben, muss dahingestellt bleiben; Hasdrubal, Hamilkar Schwiegersohn, hätte am liebsten Ruhe und Frieden mit Rom gehalten; er glaubte, dass in der Mittelmeerwelt Platz für Rom und Karthago wäre. Hannibal freilich sah die Lage anders an: Rom wuchs von Jahr zu Jahr. Es streckte seine Hände nach Illyrien, nach der Poebene aus — es bedeutete einen geschlossenen Machtkomplex, der nichts neben sich dulden *wollte*. Hannibal wusste, dass Rom immer den Krieg bejahte um des Krieges willen, dass es vom Kriege leben musste, weil es nur durch ihn gross geworden war, und deshalb wollte auch *er* nichts als Krieg. In ihm trat Rom der grösste Feind entgegen, den es je erlebt hat, und es ist erstaunlich, dass Hannibal dieses Rom nicht besiegt und zerstört hat, denn er hatte das Zeug dazu: die Leichtigkeit und Treffsicherheit der militärischen Begabung, der, wie sonst nur bis dahin bei Alexander, die politische Gleichkam, die Klarheit und Schnelligkeit des Erkennens, die federnde Rücksichtslosigkeit des Handelns — dazu eine vom Hellenismus stark beeinflusste, allgemein-menschliche Bildung, eine Anständigkeit und Grosszügigkeit der Gesinnung, die unnötige Grausamkeit verschmähte; Hannibals Unglück wurde, dass seine Geschichte und sein Charakterbild vom Hasse der Römer aufgezeichnet worden sind, die ihn ja an Treulosigkeit und Rachsucht weit übertrafen. Hannibal führte den Krieg gegen Rom, um Karthago wieder die volle politische Bewegungsfreiheit zu sichern — das bedeutet die Vernichtung Roms, des Rom, wie es nun einmal geworden war; das bedeutete nicht die „Weltherrschaft“ Karthagos, aber doch die Vorherrschaft im Mittelmeergebiet. Rom hatte sich Feinde genug gemacht: alle Nachbarn, vor allem Makedonien und Syrakus, unterstützten Karthago im Kampf gegen Rom — freilich nicht mit voller Kraft. Hätte Karthago sich nach dem ersten punischen Krieg auf Afrika beschränkt, hätte es in Libyen und Mauretanien Ersatz für Sizilien gesucht, dann hätte es wohl noch lange neben Rom leben können. Spanien war von Hamilkar als Basis gewählt worden, weil er einen grossen strategischen Gedanken hatte, den nun sein Sohn verwirklichte: Hannibal zerstörte das von den Römern unterstützte Sagunt,

zog durch Gallien, dann über die Alpen, verstärkte das zusammengeschmolzene Heer durch keltische Stämme und rief alle von den Römern unterdrückten Italiker zum Freiheitskampf auf. Eine Reihe von Siegen, am grössten der weltgeschichtliche von Cannae, bewies seine strategische Überlegenheit — obgleich das römische Heer mit seinem Kerne, den bäuerlichen Schwerebewaffneten, eine taktische Kraft besass, die auch Hannibal anerkannte und durch Neubewaffnung seiner libyschen Söldner aufzuwiegen versuchte. Hannibals Erfolge beruhten auf der geeigneten Verwendung seiner algerischen Reiterei. Rom zu besiegen, sollte ihm aber nicht gelingen. Dies lag an drei Gründen: Rom behauptete die Seeherrschaft und lähmte so die Bundesgenossen Karthagos, Karthago verzettelte seine Kräfte, die es an sich rückhaltlos einsetzte, in Spanien und Sizilien, Hannibal endlich, in Italien isoliert, zermürbte sich an Fabius und seiner raffinierten Taktik des Zögerns und Hinziehens. Immerhin schlug Hannibal durch die Verwüstung Süditaliens den Römern eine furchtbare Wunde. Nie wieder entstand hier freie Bauernwirtschaft.

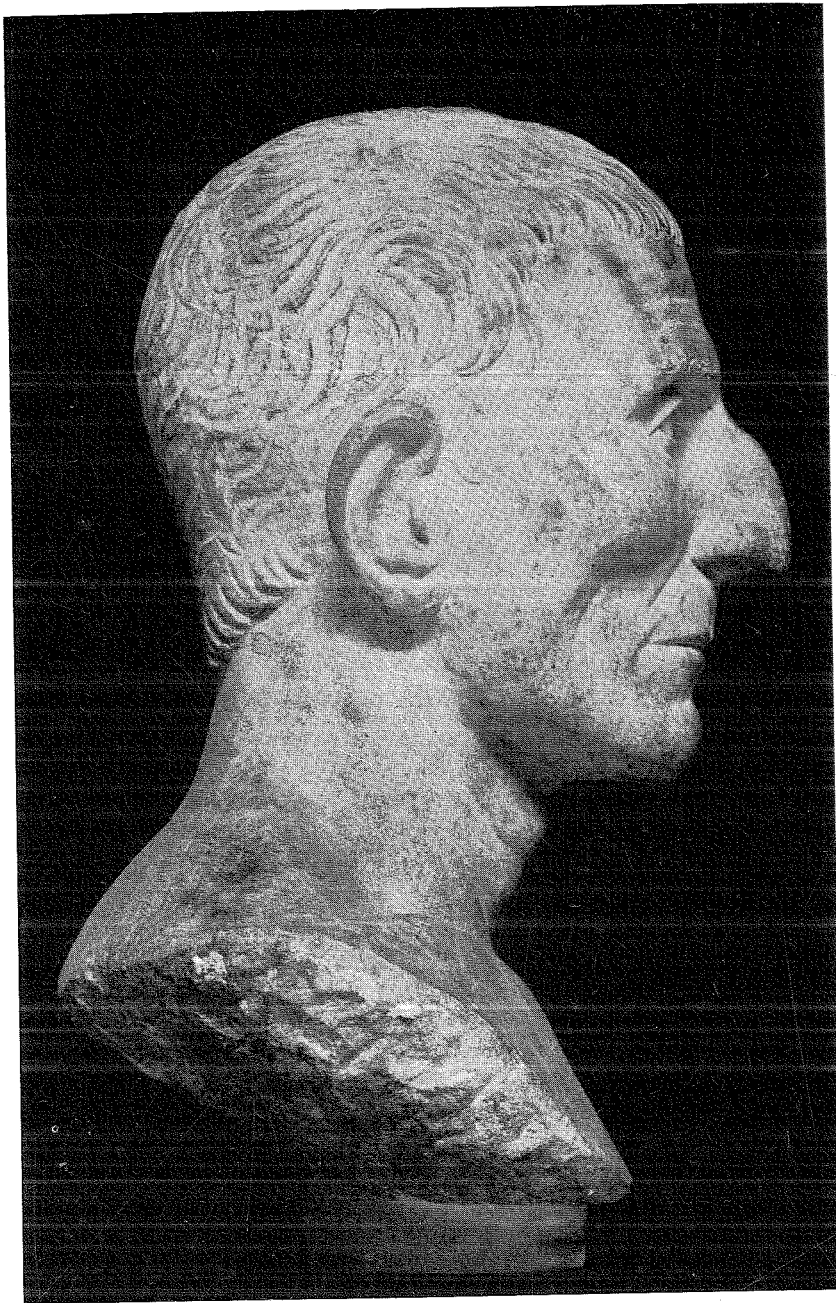
Karthago wurde von dem jüngeren Scipio, oder besser: Hannibal wurde von Rom besiegt. Denn Hannibal war über seine Stadt hinausgewachsen, er bestimmte ihr Schicksal, er war ihr Glück und Verhängnis, Scipio dagegen war und blieb das verkörperte Rom. Wohl waren Herrscherwillen, Wendigkeit und Zähigkeit im Festhalten des Erfolgs hochgesteigert in ihm, er ahmte im Auftreten Alexander den Grossen nach und bemühte sich nicht, das Gerücht seiner göttlichen Abstammung zu bestreiten. Eine Partei von Ehrgeizigen hingte sich an die erfolgreiche Scipionen-Familie, und hier lag doch eine gewisse Bedrohung für Rom. Rom aber blieb mehr. Stets war der Senat, vom alten eifersüchtigen Cato geistig geleitet, dem noch so stolzen und erfolgreichen einzelnen Römer überlegen; noch wogen Organisation, Gemeinschaft, Masseninteresse schwerer als irgend eine persönliche Begabung, irgend ein Erfolg, irgend ein Kriegsrühm. Scipio bewahrte menschlich durchaus das Hochmütig-Korrekte des römischen Adligen dieses Jahrhunderts. Trotz und herausforderndes Selbstgefühl konnten sich daraus entwickeln, aber das genialisch Befreiende war seiner Natur und auch seiner Leistung versagt.

Karthago sah sich nun herabgedrückt auf den Bestand einer reichen Handelsmetropole an der nordafrikanischen Küste; es musste 10 000 Talente in 50 Jahresraten zahlen, durfte keine Elefanten züchten, nicht mehr als zehn Kriegsschiffe halten und konnte keinen Krieg ohne Roms Einwilligung führen. Sizilien mit dem zerstörten Syrakus war nun endgültig römische Provinz, Spanien wurde von Rom ebenfalls erobert und zur Provinz gemacht — die neue Aufgabe, die Po-



Weiblicher Torso

Kleinasiatisch, nach 150 v. Chr. National Galerie, Oslo



Der Geizige

Römisch. Musco Nazionale, Neapel

Ebene zu sichern und die Landbrücke über Gallien nach Spanien zu schlagen, ergab sich unmittelbar daraus. Der Hannibalzug sollte von Rom umgekehrt oft genug wiederholt werden. Dringender noch waren aber die Probleme der östlichen Mittelmeerwelt. Karthago hatte ja hier Verbündete gefunden. Hannibal, der eine Zeitlang seine Stadt regierte und nach den furchtbaren Niederlagen von innen heraus neu aufbauen wollte, arbeitete dann, als Verbannter in Syrien und Bithynien, daran, den Kampf gegen das siegreiche Rom zu organisieren. Die hellenistischen Staaten Makedonien, Syrien, Ägypten standen sich voll alter Spannungen fremd, oft feindlich gegenüber. Die kleineren, wie Rhodos, Pergamon, das Galaterreich, ebenso die griechischen Städtebünde, benutzten die Lage zu einer eigenen Unabhängigkeitspolitik. Keiner sah, dass der Nutzniesser aller dieser Zänkereien nur Rom sein konnte. In wenigen Jahren warf Rom das bisherige Staatensystem des Ostens völlig durcheinander: verbündet mit den griechischen Städten, mit dem flottengewaltigen Rhodos und den ehrgeizigen Königen von Pergamon, vernichtete es das syrische Reich, „befreite“ Kleinasien bis zum Taurus, zerschlug Makedonien, das nicht mehr fähig war, Griechenland zu führen, zwang den Griechen die römische Vorherrschaft auf und sorgte, dass die Helfershelfer nicht zu üppig wurden und immer unter Aufsicht und Druck blieben. Ungeheure Tribute, dazu die Erträge von Staatsdomänen und Bergwerken strömten nun nach Rom, die Feldherren führten gewaltige Summen in den Staatsschatz ab und verwendeten sie zu öffentlichen Bauten. Die grossen römischen Unternehmer, die die Flotten ausstatteten, die Strassen bauten und Getreideeinkäufe für die marschierenden Legionen organisierten, wurden schwer reich. Sie liehen wieder das Gold zu Wucherzinsen aus an die abgabepflichtigen Gemeinden. Die Verwaltung einer Provinz bot den bevorzugten Würdenträgern die Möglichkeit, alle Aufwendungen, die Wahlen, Klientenhilfe und Soldatenversorgung gefordert haben mochten, reichlich wieder einzubringen. Die Schulden des Konsuls und Prätors bezahlten Prokonsul und Proprätor. Rom konnte schliesslich auf die direkte Besteuerung seiner Bürger verzichten und erhob nur noch bei Freilassung von Sklaven 5% ihres Wertes.

Das Ausland begann Rom zu ernähren. Es war der Sinn der römischen Eroberungspolitik, mit erbarmungsloser Gläubigerhärte dieses System zu befestigen und aus dem gesamten römischen Bürgertum einen neuen Herrenstand für das werdende Reich zu bilden. Deshalb konnte Rom nicht auf seinem Wege stehen bleiben. Die Triumphzüge der Feldherren, die Verwertung der Sklaven, die Errichtung von Tempeln, Hallen und Bädern, die Verteilung von Beute und von Land wurden zur Gewohnheit, zum Inhalt des römischen Lebens. Mit Hannibal

war der letzte dahingegangen, der Rom wirklich angreifen wollte. Niemand im Osten oder Westen dachte seitdem daran, von sich aus die Machtstellung des Senats zu bedrohen. Der Senat aber konnte nicht mehr zurück. Er stiftete Unfrieden, um neuen Krieg zu haben, er stellte unerhört demütigende Forderungen, um Verzweiflungskämpfe herbeizuführen, er setzte an jedem schwachen Punkt Flotte und Legionen ein, kaum je nach einem lange vorher gefassten grossartigen Plan, sondern immer gemäss der Lage, sehr praktisch mit kalter Klugheit handelnd und ganz ohne Skrupel in der Auswahl der Mittel. Durch unterschiedliche Behandlung verwirrte der Senat seine Gegner: nur von Zeit zu Zeit verwandte er die schärfsten terroristischen Mittel. So gab es keine politische Macht, schon jetzt, die Rom einen ernsthaften Widerstand hätte leisten können. Syrien und Ägypten, für kurze Zeit noch einmal verbunden, fielen auseinander; Syrien wurde zermürbenden inneren Wirren und Aufständen preisgegeben. Der Achäische Bund riss entzwei, Athen erhielt sich allein in bescheidener Unabhängigkeit. Korinth aber wurde geplündert, dem Erdboden gleichgemacht, seine ganze Bevölkerung in die Sklaverei verkauft. Die dort geraubten Kunstschatze kamen nach Rom. Zerstört wurde auch das unglückliche Karthago, zerstört und vernichtet wie wahrscheinlich nie eine andere Stadt. Von seinen numidischen Nachbarn, den Verbündeten Roms, bis aufs Blut gequält, trotz Verhandlungs- und Übergabebereitschaft von den Römern durch immer verschärfte Forderungen zur Erbitterung gebracht, führten die Karthager den hoffnungslosen Kampf des Unteranges mit fürchterlichem Mute durch — jahrelang, zu äusserster Grausamkeit aufgestachelt. Die Römer zerstampften und zertraten hier alle lebendige Form, bis zu verborgenen Gräbern, den Grundmauern der Häuser und tiefen Brunnen. Es war eine Rache, auf die Rom hundert Jahre lang und länger gewartet hatte (146). Von der ganzen phönikischen Literatur wurde nur *ein* Buch gerettet und auf Befehl des Senates ins Lateinische übersetzt — Magos achtundzwanzig Bände starkes Werk über Gutsverwaltung! Irgendein Nachleben phönikischen Wesens in Nordafrika ist nicht nachweisbar. Auch Spanien wurde nun nach wiederholten jahrelangen Aufständen „befriedet“, Numantia, der Mittelpunkt des Widerstandes, erobert und zerstört.

ROMS HERRSCHAFTSSTIL

Rom wurde reich, Rom wurde sogar gebildet. Der hellenistische Geist flutete in die Hochburg der Eroberung und Ausbeutung. Die alte Bauernart, der Sinn für Zucht, Ordnung, Autorität stand vor

einem schweren Kampf. Ungebrochen blieb dabei der Gemeinschaftsinstinkt, der aus der Familie, dem Geschlecht, der Zenturie, der Tribus, der Kurie soziologische Gruppen von starrer Geschlossenheit machte. Die Würde der Frau, die Achtung vor der weiblichen Lebensaufgabe wirkte dabei entscheidend mit als zusammenhaltender Faktor; gerade die schärfste Betonung der Männlichkeitstriebe fand hier einen Ausgleich im Zwang zur Ein- und Unterordnung. Dies war auch der Geist der altrömischen Religion: das römische Volk bildete mit seinen Göttern eine Art Arbeitsgemeinschaft; die Götter hatten Gebet und Opfer zu verlangen und dafür Wünsche zu erfüllen; es ging dabei ganz kaufmännisch-bäuerlich, nüchtern und praktisch zu. Wenn Formel und Beschwörung stimmten, dann mussten auch die Götter richtig arbeiten und mit der Gewährung ihren Segen spenden. Von dem düsteren Höllenkult und den grausigen Fratzengöttern der Etrusker war in diesen lateinischen Zaubersprüchen kaum etwas übriggeblieben. Dem Himmelsgott Jupiter gesellten sich Götter aller Lebensbedürfnisse und Lebensäusserungen zu — Terminus, der Gott der Grenzsteine, wichtig besonders für ein so landgieriges Volk, Janus, der doppelgesichtige, gewissermassen sein chronologisches Gegenstück, Vesta, die Göttin des Herdfeuers, des Mittelpunktes der Familie, Venus, die Göttin der Fruchtbarkeit. Von allen diesen Göttern wusste das ungeistige, phantasielose Römervolk nicht viel zu erzählen; sie hatten etwas Seiendes, Erstarretes, sie lebten hauptsächlich im Bild oder symbolartigen Fetisch, aber nicht abenteuerlich-vernenschlicht ausserhalb. Nun brach die phantastische Fülle des griechischen Olympos über diese etwas sparsame, langweilige römische Göttergesellschaft herein und überschwemmte sie vollkommen. Derselbe Vorgang vollzog sich auf literarischem und bildkünstlerischem Gebiete.

Die lateinische Mundart setzte sich als die römische Sprache gegenüber näher und ferner verwandtem Sprachgut, besonders dem zähe weiterlebenden Oskischen durch als die Sprache der Gesetze, der politischen Rede, auch der heiligen Gesänge und Totenlieder — eine kraftvoll gedrungene, zu formelhafter Prägung, zum zwingenden Beweis, zu befehlsmässiger Knappheit merkwürdig geeignete Sprache: schlicht und karg im Vergleich zum blühenden Überschwang des Griechischen, solide, endgültig in ihrer nüchternen Prägung und etwas grimmig. Die Stimme des Prätors, der Schritt der Likatoren, das Klirren der Legionen steckte in diesem Latein, aber auch die Wucht der Mauern, die entschlossene Rundung des Triumphbogens. Appius Claudius, der die Via Appia und die erste Wasserleitung baute, hat auch die erste lateinische Schrift über positives Recht verfasst und durch seine Senatsrede gegen den König von Epirus die

fachmännische Anerkennung selbst der Griechen gefunden; er kannte das Griechentum gut, übersetzte ins Lateinische und regelte die Orthographie — der erste Römer, der uns als eine klare, geistige Individualität lebendig entgegentritt, der, zwar vom Griechischen aufgeweckt, doch ganz ein Römer blieb (312 v. Chr. Zensor).

Appius Claudius bemühte sich auch, freilich erfolglos, um soziale Reform. Roms Laufbahn zur imperialen Geltung gefährdete seinen alten gesellschaftlichen Aufbau und seine Verfassung. Was sollte auf die Dauer aus den Proletariern, den landlosen Bürgern also, was aus den Freigelassenen werden? Wir wissen, dass es zum guten Teile der Sinn der Kriege war, sie zu versorgen und unterzubringen. Die Zensoren, die diese Schichten betreuten, taten es nach ständig wechselnden Gesichtspunkten. Die Zenturienordnung wurde wohl geändert, um das Übergewicht der reichen patrizischen Grundbesitzer zu brechen. Die geschichtliche Entwicklung verstärkte aber alle aristokratischen Elemente. Die Ämter gingen vom Vater auf den Sohn weiter, der Amtsadel, zu dem auch plebejische Familien gehörten, also die Nobilität, bestimmte alles. Die hohen Ämter waren unbezahlte Ehrenstellungen — ein Grund mehr dafür, dass sie nur den Wohlhabenden und Vornehmen zufielen. Die östlichen Reichtümer, aber auch die östlichen Vorstellungen von Kultur und Herrschaftssitte, hoben die Nobilität immer höher und erweiterten die Kluft, die sie von den Regierten trennte. Die Regierten aber bejahten, wie das so zu sein pflegt, instinktiv den Glanz der Höheren. Da nun bestimmte Geldgeschäfte, insbesondere die Staatspachtungen (Einzahlung von öffentlichen Einkünften durch Pächter), den Senatoren nicht zugänglich waren, konnte sich eine besondere Schicht von Kapitalisten entwickeln, die den etwas irreführenden Namen „Ritter“ trug. Der Reiterdienst war der kostspieligste, und deshalb gehörten zu den Ritterzenturien die bemitteltesten Bürger; sie widmeten sich nun in erster Linie den neuen grossen Möglichkeiten des Gelderwerbs, verwandt und befreundet selbstverständlich mit dem Amtsadel, vielfach aber infolge von Eifersucht und Reibereien gegen ihn eingenommen. Ausbeutung, Erpressung, Skandalprozesse, Käuflichkeit, die sich bis zu hochverräterischen Beziehungen mit Landesfeinden steigerte, waren leider Erscheinungen, mit denen bald mehr und mehr als mit alltäglichen Misständen gerechnet wurde. Der Mittelstand der alten Zeit konnte sich dabei nicht halten; ein kleiner Prozentsatz stieg auf zu Reichtum und Einfluss, der Hauptteil sank herab. Da das Vaterland immer in Gefahr war und stets Krieg geführt werden musste, kam diese Masse des römischen Bürgertums gar nicht mehr zur Besinnung. Die Bauern sollten bluten und bluten, jahrelang blieb der Legionär auf entlegenen Kriegsschauplätzen,

während des zweiten Punischen Krieges starb die Hälfte aller römischen Bürger auf den Schlachtfeldern. Haus und Hof des kleinen Mannes ging dabei zugrunde, die Latifundien aber schwoollen an. Die freie Landbevölkerung schrumpfte zusammen, der Ackerbau ging zurück und machte der Viehzucht und grossen Villen Platz, die gescheiterten ländlichen Existenzen strömten in die Hauptstadt, ein besitz- und arbeitsloses Proletariat, Proletariat jetzt auch im modernen Sinn.

Das war ein sehr willkommenes Menschenmaterial für ehrgeizige Politiker: ein solcher Patron brauchte dem Arbeitslosen nur etwas Wohnung, Kleidung und Geld zukommen zu lassen, um willfährige Klienten zu haben. Menschenkraft wurde billig; ohne Claque, Stimmvieh und Prügelgarde war schliesslich kein Amt mehr zu haben. Als Belohnung gab es Abfütterungen, Kornverteilung, Mietserslass und glänzende Spiele.

DIE REVOLUTIONSEPOCHE

Die Reformversuche der beiden *Gracchen* leiten die Revolutionsperiode der römischen Geschichte ein, die erst mit Augustus ihren Abschluss gefunden hat, also mehr als drei Menschenalter dauerte. Die Krise war dreifacher Natur: sie betraf die innere Staatsverfassung, den gesellschaftlichen Aufbau und die äussere Form des Imperiums. Keine dieser Sphären entsprach mehr der anderen. Jeder Reformversuch auf einem Gebiet machte die Zustände in den beiden anderen fragwürdiger, widersinniger und unerträglicher. Konnte Rom eine aristokratisch-plutokratische Republik bleiben? Konnte es weiter ein privilegiertes römisches Staatsbürgertum geben, das, innerlich zerrüttet, doch gegenüber Bundesgenossen und Unterworfenen seine Vorzugsstellung behauptete? Konnte der Senat eine anonyme Autorität weiter wahren gegenüber siegreichen Feldherren, hinter denen, wie zuerst hinter dem älteren Scipio, die begehrliche Bewunderung des Soldatentums, hinter denen Schätze und Volkskraft neugewonnener Provinzen standen? Die römische Revolutionszeit bedeutete also eine echte Krankheits- und Reinigungsperiode des gesamten öffentlichen Lebens.

Tiberius Sempronius Gracchus war ein Enkel des älteren Scipio, ein Schwager des jüngeren; mit dreissig Jahren (133 v. Chr.) liess er sich, trotz solcher Bindung, zum Volkstribun wählen und rollte nun, früheren Reformversuchen folgend, die Agrarfrage auf: kein Bürger, so lautete das von ihm durchgekämpfte Gesetz, sollte mehr als 500 Morgen Staatseigentum behalten, dazu noch 250 Morgen für die beiden ältesten Söhne. Dieses Land sollte verwandelt werden in Privat-

eigentum. Die dem Staat zur Verfügung stehende und an ihn gegen Entschädigung zurückfallende Landmasse sollte in Domänengüter von 30 Morgen aufgeteilt und an verarmte Bürger als unveräusserlicher, abgabepflichtiger Besitz, aber nicht als Eigentum gegeben werden. Dem Inhalte nach knüpfte dieses Gesetz nur an die alte römische Tradition und an bereits Vorhandenes an, was jedoch ausser Gebrauch gekommen war. In der Form zeigte sich Tiberius Gracchus aber ganz als Sozialrevolutionär: er forderte den Senat persönlich heraus, er liess seinen Mittribun, der Einspruch erhob, kurzer Hand absetzen, er verlangte, wider das bestehende Gesetz, das Tribunat auch zum folgenden Jahre für sich — seine leidenschaftliche Beredsamkeit trieb zu gewaltsamer Auseinandersetzung. Tiberius fiel im Strassenkampf dem Hass der gereizten herrschenden Klasse zum Opfer. Er habe nach der Monarchie gestrebt, wurde nachträglich behauptet — mehrere hundert seiner Anhänger wurden gleichfalls ermordet oder als Verschwörer gegen die Republik hingerichtet. Immerhin blieb sein Gesetz in Kraft, und eine grosse Zahl neuer Bauernstellen wurde geschaffen.

In derselben Zeit fanden ein Aufstand der hörigen Landarbeiter in Sizilien und eine Reihe von Unruhen ähnlicher Art in Griechenland statt. Der griechische Sozialismus, der sowohl für den Armen einen angemessenen Landbesitz, wie für den grösseren Besitzer Unabhängigkeit vom bewuchernden Grosskapital verlangte, hat durch die Lehre mehrerer philosophischer Reformer auf die Gracchen eingewirkt und ihre ganze Bewegung stark beeinflusst. Mit der Agrarreform stand in innerstem Zusammenhang das Problem der Zuteilung des römischen Bürgerrechtes an die italischen Bundesgenossen Roms. Sollten sie, die nächsten Nachbarn der Hauptstadt, die an allen Siegen ihren redlichen Anteil hatten, nun zusehen, wie aus dem römischen Proletariat das landsässige Bürgertum stark vermehrt wurde, während sie selbst dauernd minderen Rechtes blieben und von den Vorteilen der Ausdehnung des Imperiums nichts spürten? 300 000 erwachsenen Römern standen damals 600 000 italische Bundesgenossen gegenüber; der italische Kaufmann bereicherte sich so gut wie der römische, die kulturelle und berufliche Angleichung an Rom war sehr weit vorgeschritten — trotzdem sollten diese Leute nur blindlings dem Senat gehorchen, sollten dauernd den Wahlen der Beamten fernbleiben und sich von den römischen Generälen auch als Offiziere minderen Rechtes misshandeln lassen?! Eine Verdreifachung der Bürgerzahl musste aber freilich den bisherigen Staatsapparat völlig umwandeln.

Gajus Gracchus war eine härtere und klügere, aber auch egoistisch ehrgeizigere Natur als sein Bruder. Dass man vom Volkstribunat

aus Rom beherrschen konnte, hat er zuerst gefühlt, gewollt und kurze Zeit verwirklicht. Zweimal hintereinander hat er das Amt bekleidet — es war jetzt gesetzlich möglich (123-122 v. Chr.). Seine Reformpläne setzten zunächst das Werk des Bruders fort; er wollte nicht nur Italien sondern auch die Provinzen kolonisieren, sogar an der Stelle des sinnlos zerstörten Karthago eine Kolonie anlegen. Die Einführung von regelmässigen Getreideabgaben zur Hälfte der Marktpreise, die er durchsetzte, bezweckte, das römische Proletariat unabhängig vom privaten Schiebertum zu machen und es teilnehmen zu lassen an den Werten, die aus den Provinzen hereinflössen. Freilich wurde durch solche Massregel gar mancher vom Lande wieder in die Stadt gelockt, was Gracchus ja gerade bekämpfen wollte. Er brauchte aber eine Masse, die ihm gefügig war. Sein stärkster Schlag gegen die Senatspartei war die Begünstigung des Ritterstandes; er suchte ihn zu gewinnen durch Zuerteilung der Geschworenenkommission, die alle Geldschiebungen in den Provinzen aufzudecken und wiedergutzumachen hatte, ferner durch Belastung der neuen Provinz Asien mit schweren Abgaben, die durch die Kapitalistengruppen mit Millionengewinnen eingetrieben wurden. Als aber Gracchus dann auch den italischen Bundesgenossen das Bürgerrecht verschaffen wollte, versagten sich ihm doch die Ritter: selbst seine nächste Anhängerschaft, das städtische Proletariat, fürchtete, bei einer solchen Verwässerung seine Privilegien zu verlieren. Ein Teil der Parteigänger versuchte, als C. Gracchus zum zweiten Mal nicht wieder zum Tribun gewählt wurde, mit Gewalt sein Reformwerk aufrechtzuerhalten und fortzuführen. Bei den entstehenden Wirren fand der Führer mit mehreren tausend Gesinnungsfreunden den Tod — es war eine scheussliche terroristische Metzerei, ohne dass auch nur der Versuch gemacht wurde, die Rechtsform zu wahren.

Der weitere Antrieb zum Fortgang der Revolutionsbewegung kam von der auswärtigen Politik. Rom hatte durch seine Vernichtungs- und Zermürbungsarbeit die griechischen Dynastien, die griechische Vorherrschaft im Osten überhaupt, schwer erschüttert. Die unmittelbare Folge war eine Freiheitsbewegung der einheimischen Völker, die sich gegen die Griechen und damit auch gegen Rom richtete. In Iran wurden die Griechen durch eine parthische Dynastie verjagt, in Palästina erhob sich das Judentum unter den Makkabäern noch einmal zu politischem Heroismus und errang dem geduldeten Tempelstaate für kurze Zeit politische Unabhängigkeit. In den neugegründeten Reichen Pontus und Armenien entstand eine gefährliche Gegnerschaft für Rom. Im nordafrikanischen Numidien schuf sich Jugurtha selbständige Herrschaft und leistete den Römern erbittertsten Widerstand, unter raffinierter Ausnutzung der Käuflich-

keit ihrer Feldherren, ja der Senatorenschaft. Was hätte geschehen können, wenn zwischen diesen peripheren Gegnern eine Zusammenarbeit möglich gewesen wäre!? Eine Erschütterung für Rom bis ins Innerste bedeutete dann der Einfall der Kimbern und Teutonen, der ersten germanischen Volksstämme, die nach Süden zogen, zuerst nach Spanien, dann nach Oberitalien. Die Wucht dieses Einfalles zitterte noch lange nach. Der junge Konsul Gajus Marius schlug die „Barbaren“ vernichtend und wurde so, ein kleiner Klientensohn, als Triumphator dankbar bejubelt, der dritte Gründer Roms. Die Unzulänglichkeit der bisherigen Militärverfassung Roms hatte sich aber erschreckend gezeigt. Man brauchte für solche Unternehmungen Berufssoldaten und Berufsoffiziere. Es war von den alljährlich wechselnden Konsuln nicht zu verlangen, dass sie Kriege von so grossem Ausmasse zu führen verstanden. Kein Wunder, dass die meisten Konsuln kläglich geschlagen wurden und dass die unausgebildeten Rekruten davonliefen. Auch bei der Marine sah es böse aus. Das Senatsregiment war auf Feldherren angewiesen — die Feldherren aber machten Politik. Marius war Tribun gewesen und wurde sechsmal hintereinander Konsul; der Abgott des Heeres bedeutete die grosse Hoffnung der Popularen, der Volkspartei, die sich jetzt gegen die Senatspartei mit klarer politischer Willensrichtung erhob. Marius aber zeigte, dass er ein braver Haudegen ohne politische Spürnase war. Die Anträge des Volkstribunen Saturninus, die auf eine grossartige Kolonisationstätigkeit, besonders zugunsten der alten Soldaten, abzielten, hätten im Falle der Verwirklichung Marius zum ersten Imperator von Rom gemacht — Marius verstand nicht, worum es ging, und liess sich, zugleich an der Loyalität und der Eitelkeit gepackt, von der Senatspartei dazu verwenden, seine eigenen Gesinnungsgenossen gewaltsam niederzuschlagen.

Aus dem Senatskreise selbst wurde nun noch einmal der Versuch gemacht, die dauernde Revolutionsgefahr durch Reformen zu bannen. Aber der konservative Volkstribun Livius Drusus, der den Italiern sofort das Bürgerrecht geben und die Ritter wieder scharf kontrollieren, aber durch Einräumung neuer Senatsitze beruhigen wollte, wurde durch bezahlte Mörder von der Kapitalisten-Partei beseitigt. Die italischen Bundesgenossen machten nun den denkwürdigen Versuch, sich von Rom zu trennen und einen eigenen Bundesstaat zu gründen, mit Korfinium als Hauptstadt und der Gleichberechtigung des Oskischen mit dem Lateinischen als Amtssprache. Noch einmal erhob sich also das alte Samnitertum mit seinem Selbstbewusstsein. Der Krieg begann, und es erlitten, wie immer in den letzten Jahrzehnten, die römischen Heere zunächst Niederlagen. Da entschloss sich der Senat, das grosse Zugeständnis zu machen und

damit die augenblickliche Staatskrise zu beschwören: alle Italiker bekamen das römische Bürgerrecht; sogar die Gallier in Oberitalien und die Veneter wurden wegen ihrer Treue gegenüber dem römischen Staat mit dem beschränkten Bürgerrechte, dem latinischen beschenkt. Es gab nun 900 000 römische Bürger, die in dem gesamten eigentlichen Italien wohnten; natürlich konnten sie nicht an den Volksversammlungen in Rom teilnehmen, sie standen aber unter dem gleichen Rechte wie die Hauptstädter und hatten Zugang zu allen Ämtern, Anteil an allen Vorzügen und Wirtschaftsprivilegien. Widerspenstig allein waren die Osker geblieben; bei der Belagerung ihrer Stadt Nola zeichnete sich zuerst L. Sulla aus. In ihm sollte die Senatspartei einen starken Schützer gewinnen — eine Persönlichkeit ganz ohne die erwärmenden, begeisternden Eigenschaften des Marius, an strategischer Intelligenz ihm jedoch mindestens ebenbürtig, an Klarheit und Willenskraft aber weit überlegen.

Volkspartei, Senatspartei, Kapitalistenpartei — das waren die drei Gruppen, die sich jetzt herausgebildet hatten; ihre wechselnden Bündnisse und Gegnerschaften bestimmten den Fortgang der revolutionären Ereignisse. Das Übergewicht der Kapitalisten hatte schon Drusus einschränken wollen. Nun kam 89 v. Chr. das Gesetz durch, wonach jene Geschworenenkommision direkt von der Volksversammlung gewählt werden sollte. Es war ein scharfer Schlag gegen das Ausbeutesystem und die Selbstherrlichkeit der Ritter. Er wurde in demselben Augenblick geführt, in dem in Kleinasien der Aufstand der ausgesaugten Bevölkerung gegen die römischen Kaufleute ausbrach: viele zehntausende wurden bei dieser von Ephesus ausgehenden Blut-Vesper getötet, Verluste von Millionen waren zu beklagen; und der König von Pontus, Mithridates, besetzte die Provinz Asien — das orientalische Volkstum erhob sich zum Angriff gegen die römische Unterdrückung. Sogar Griechenland wurde mitgerissen. Der Senat bestimmte Sulla zum Feldherrn für den Osten, die Volkspartei und die Ritter verbündeten sich aber dagegen und liessen Marius zum Oberbefehlshaber wählen — nicht ohne durch bewaffnete Arbeitslose einen deutlichen Druck auf diese Wahl auszuüben. Da marschierte der Konsul Sulla gegen Rom, zersprengte die Banden, liess Marius und seine Freunde ächten und zog nach Wiederherstellung der Ordnung nach Asien. Die Bewegung in Italien lief aber weiter. Ritter und Volkspartei wollten sich dem Senate nicht fügen; sie arbeiteten weiter dafür, dass die neu aufgenommenen italischen Bürger auf sämtliche vorhandenen Tribus verteilt wurden, — damit wäre die Senatspartei überall in die Minderheit gedrängt worden. Marius, der nach Afrika gegangen war, kehrte zurück. Er zog mit dem Konsul Cinna gegen Rom, viele Konservative, besonders zahl-

reiche Senatoren, wurden getötet, Sulla in die Acht erklärt. Die Kapitalisten hatten gesiegt, sie erhielten wieder, was ihnen das Wichtigste war, die umstrittenen Geschworenenstellen, die Neubürger bekamen ihre günstige Tribuszuteilung, die Führer der Volkspartei wurden mit wichtigen Posten belohnt. Marius aber, zum siebenten Male Konsul, starb (86 v. Chr.). Damit hatte die kapitalistisch-populäre Revolution in demselben Momente kein Haupt mehr, in dem sie das aristokratische Privilegienwesen besiegt hatte.

Sulla beendete den Krieg in Asien erfolgreich und kam nach Italien zurück. Da er sich für die neue Wahlkreiseinteilung feierlich einsetzte, hatte er kein schweres Spiel. Er zertrat die letzten Widerstandskräfte der Osker und verteilte ihr konfisziertes Land an seine Soldaten. In Rom vergalt er den Anhängern des Marius und Cinna alles, vervielfacht, was sie seinen Freunden angetan hatten: Achtung, Niedermetzelung, Vermögensbeschlagnahme waren Mittel, die jetzt ganz üblich geworden waren. Sulla wandte sie an, mit der ihm eigentümlichen Freude an der Grausamkeit. Der Ritterstand erhielt einen Stoss, von dem er sich lange nicht erholen konnte. Sulla wurde Diktator mit ausserordentlichen Vollmachten und machte den letzten Versuch, den römischen Staat im Sinne der aristokratischen Privilegiertenschicht wieder aufzubauen — begünstigt vor allem durch die Tatsache, dass die Volksversammlung in Rom, angesichts der Ausdehnung des Bürgerrechts über ganz Italien, als politischer Faktor eine wesentliche Einbusse erlitten hatte. Das Volkstribunat wurde stark herabgedrückt, sein altes Einspruchsrecht wurde ihm genommen, die Zustimmung des Senats für gesetzgeberische Initiative der Tribunen wieder hergestellt, Tribunen sollten auch später keine anderen höheren Ämter erlangen können. Der Senat aber wurde gehoben: die Zahl seiner Mitglieder wurde vermehrt, das viel umstrittene Geschworenenamt bekam er zurück. Eine genauere Abgrenzung erhielt die Funktion der hohen Ämter, um Übergriffe Ehrgeiziger zu vermeiden; so verlor der Zensor das Recht, Senatoren zu ernennen. Alles das war gut gemeint und auch nicht schlecht durchdacht: es entsprang aber keiner tiefen Erkenntnis der wahren Ursachen der Missstände. Gerade das adlige Berufspolitikertum des Senatskreises war im Durchschnitt den Aufgaben des römischen Imperiums nicht gewachsen. Für Italien mochte das alles, wenigstens verwaltungstechnisch, noch zur Not gehen; die Verhältnisse in den Provinzen, die Zustände an den Grenzen, verlangten eine ganz andere Art von Autorität. Als Sulla seine Diktatur niederlegte und sich auf sein Gut zurückzog, glaubte er, in der blasierten Art des patriotischen Patriziers von Rom, das Beste für das Vaterland geleistet zu haben. Er war zu stolz und auch zu rationalistisch eng, um für seine Person

mehr zu wollen, um für Rom das wahrhaft Notwendige zu tun. Am wichtigsten war ja diesem Lebemann im Grunde doch sein persönliches Vergnügen, das er in der Gesellschaft von mässigen Schauspielern und Dirnen zu finden pflegte.

Noch zu Sullas Lebzeiten begann der Bürgerkrieg von neuem. Die sullanische Beschlagnahme und Neueinteilung von Land hatte eine gewaltige Vermehrung der proletarischen Existenzen zur Folge: die Aufstände, Raubzüge und lokalen Banditenstrieche nahmen so überhand, dass ein Anhänger Sullas, der Konsul Lepidus, bereits 78 den Versuch machte, das furchtbare Elend durch gerechtes Entgegenkommen zu lindern. Sein Staatsstreich misslang. Wenigstens wurden aber die Kornspenden für das Proletariat wieder eingeführt und damit sein Anspruch auf Versorgung anerkannt. Die Unsicherheit der Besitz- und Arbeitsverhältnisse entlud sich aber dann in dem ersten Sklavenaufstande grossen Stils, den nach Sizilien und Griechenland jetzt Italien selbst erlebte. Unter Führung des Thrakiens Spartakus erhoben sich zuerst die Landarbeiter im Süden, dann folgten die mittelitalienischen: das kräftigste Element waren keltische und germanische Kriegsgefangene, die, wie auch Spartakus, als Gladiatoren verwendet worden waren. Zwei Jahre lang wurde in Italien gegen diese erbitterten Haufen von Zehntausenden gekämpft. Nach manchen Schlappen und Verlusten gelang es dem sullanischen General Crassus, die Sklaven zu vernichten. Sechstausend gefangene Sklaven wurden an der Strasse von Rom nach Capua gekreuzigt. Crassus, Aristokrat von Haus aus, war der erfolgreichste Spekulant seiner Zeit; er schloss sich, durch seinen fürstlichen Reichtum eine Macht, ebenso wie der junge G. Pompejus, den Popularen an — denn nur die Wiederherstellung des Volksrechts, der Kampf gegen die eigensüchtige und verständnislose Politik der Senatspartei bot jetzt ehrgeizigen Leuten die Aussicht, aufzusteigen. Pompejus war eine Persönlichkeit von starker militärischer und politischer Begabung, menschlich mit geradezu faszinierenden Eigenschaften ausgestattet, ein Abgott der Soldaten wie Marius, aber vornehmer und überlegener, ein Meister und Lenker des Glücks, blendend durch Erscheinung und Tatkraft, der einzige Römer, bei dem die Zeitgenossen unwillkürlich an den grossen Alexander erinnert wurden; auch Pompejus bekam ja schon von seinem Gönner Sulla den Beinamen „der Grosse“. Für die meisten Mitlebenden galt seit seinem ersten Auftreten Pompejus als der kommende Retter, als der Herr von Rom.

Pompejus' erste Tat war die Niederwerfung des Aufstandes in Spanien, den der marianische Offizier Quintus Satorius verursacht hatte, mit der Absicht, sich ein eigenes Reich zu gründen.

Es war auch der letzte Versuch des dortigen eingeborenen Volkstums, sich der römischen Herrschaft zu entledigen. Die zweite Aufgabe, die sich dem Pompejus stellte, war die Unterdrückung der Seeräuberplage. In Kilikien und Lykien, auf den griechischen Inseln, hatte sich, infolge des Niedergangs der orientalischen Reiche und der Verkümmern der römischen Flotte, eine Anzahl von Eingeborenstaaten gebildet, die den Seehandel in ihre Gewalt bekamen und daraus eine auskömmliche, bald aber für alle gefährliche Piratenexistenz entwickelten. Sogar Italiens Kornversorgung wurde in Frage gestellt. Pompejus erhielt durch Plebiszit ein ausserordentliches Kommando auf drei Jahre. Mit allen vorhandenen Geldmitteln wurde eine Flotte von 500 Schiffen und ein entsprechendes Landheer ausgerüstet. Nach 3 Monaten bereits hatte er die Seeräuber besiegt und zur Kapitulation gezwungen. Nun wurde diesem Günstlinge der Götter auch noch das schwerste übertragen — die Befriedung des Orients. Mithridates in Pontus, Tigranes von Armenien bedrohten noch immer die römische Provinz Asia und zwangen zu schleunigen und verlustreichen Abwehrfeldzügen. Hier holte sich Lukullus wohlverdienten Lorbeer. Mithridates, ein zäher, orientalischer Despot wie keiner, erwog sogar den Hannibalgedanken, Italien von Norden her, aber diesmal von Osten, mit einem Massenheer zu überschweben. Er starb zu früh — sein Nachfolger verlor sogar das Stammland Pontus an die Römer.

Pompejus zwang den Sohn des Mithridates zur Anerkennung der römischen Oberherrschaft für den Rest seines Besitzes, er veranlasste den König Tigranes zur Abtretung von Syrien; zu der Provinz Asia traten also neu die Provinzen Syrien, Pontus, Bithynien und Kilikien. 12 Millionen Untertanen waren für Rom gewonnen, die Tribute und Abgaben erhöhten sich um die Hälfte. Pompejus war in diesem Augenblick der erste Bürger Roms — er hätte daraus leicht eine Dauerstellung entwickeln können, aber er entliess in Brundisium seine Soldaten; der eifersüchtige Senat versagte dem Triumphator die Versorgung seiner Veteranen und behielt sich die endgültige Bestätigung der Massnahmen im Orient vor.

Seit dem mit Crassus gemeinsam geführten Konsulate (70 v. Chr.), das den grössten Teil der sullanischen Reaktionsmassnahmen, die Privilegierung des Senats und die Einschränkung der Tribunen, wieder beseitigte, galt ja Pompejus bei der Senatspartei als gefährlich; seine gewaltigen militärischen Erfolge konnten nur das Misstrauen erhöhen. Pompejus empfand zu sehr als römischer Patriot, um von sich aus gewaltsam gegen den Senat vorzugehen. Demütigungen zu ertragen, war er aber nicht der Mann.

CÄSAR

Die Laufbahn des Pompejus stockte; so bekam Zeit und Gelegenheit, hochzusteigen, einer, der grösser war: Gajus Julius Cäsar. Unscheinbarer als Pompejus, ohne dessen Glanz und Wärme, durchlebte dieser Hocharistokrat eine Jugend voll Genuss und Schuldenmacherei, ein Frauenfreund und kundig aller Laster. Als Neffe des Marius, als Schwiegersohn des Cinna, konnte er nur zur Volkspartei gehören. Dem Sulla wagte der Jugendliche zu trotzen. Man erzählte sich seine Abenteuer und Intrigen, er galt als schneidig und hart, Sportsmann zugleich und Dandy. Auch zeigte er sich früh als Meister hoheitsvoll schlichter und heller, leise ironischer Rede und Schreibe; vom Feldherrn spürte man noch nichts. In Prozessen, mit Parteiklüngeln schlug er sich herum. Der Jüngling war schon Staatspriester des Jupiter, nach seiner Quästur brachte er es zum pontifex maximus; etwas Kardinalhaftes hat er immer behalten: heitere Würde, als Deckmantel für anderes, zierte den Abkömmling der Venus, der Stammesmutter der Julier. Er war schönheitssüchtig, er konnte durch den Reiz seines Lächelns und sein lüsteres Plaudern bezwingen, was und wen er wollte. Cäsars Aufstieg ging langsam — er liess sich Zeit, war nur sich selbst verpflichtet, nur sich selbst Gesetz. Emporkommen konnte man, das wusste er, nur *gegen* den Senat. Diese Linie hielt er von Anfang an, er verliess sie nie. So setzt er zugleich Gracchus und Marius fort, aber mit scipionischer Haltung. Da stand nun ein Mann auf in Rom, der die alten sozialrevolutionären Bestrebungen mit Verwegenheit wieder aufnahm — Catilina, der vielberüchtigte, in Wahrheit nicht schlechter als andere, menschlich sicher aussergewöhnlich und ohne Hemmung, sachlich durchaus ernst zu nehmen in seinem Bestreben, die Entschuldung der italienischen Bauernschaft durchzusetzen, auch auf dem Wege der Verschwörung und des Staatsstreichs. Der Plan war, wenn es nicht gesetzlich ging, durch eine Erhebung der Bauernschaft und des Proletariats die Senatspartei zu entscheidenden Zugeständnissen, zu einer völlig neuen Landverteilung zu zwingen. Dieses Ziel hat geschichtliche Grösse; Cäsar und Crassus hätten sonst wahrscheinlich nicht das Unternehmen Catilinas begünstigt. Alles, was am Überkommenen und an der bequemen Ausnutzung der Standes- und Besitzprivilegien hing, wandte sich freilich gegen Catilina. Der Führer der Abwehr wurde Cicero, der früher einmal Catilina verteidigt hatte, ihn nun aber beim Wettbewerb um das Konsulat 63 v. Chr. besiegte und jetzt alle Liebhaber von Ruhe und Ordnung gegen die Feinde des ererbten Eigentums aufrief. Catilina selbst fiel an der Spitze der Aufständischen, seine Anhänger in Rom wurden gesetzwidrig ein-

gekerkert und ohne ordentliches Verfahren hingerichtet. Die reaktionäre Senatspartei hatte noch einmal gesiegt, aber eine Beruhigung durch entscheidende Reformen konnte sie auch jetzt nicht vollbringen.

Die Popularen verfügten aber über Persönlichkeiten von ganz anderer Bedeutung. Der gekränkte Pompejus schloss mit Crassus und Cäsar das sogenannte erste Triumvirat (60 v. Chr.); dessen wichtigste Tat war, Cäsar im nächsten Jahre zum Konsul zu machen. Der Vierzigjährige, der sich inzwischen als Statthalter von Spanien in Truppenführung, Rechtsprechung und Verwaltungskunst bewährt, auch, wie üblich, seine zerrütteten Vermögensverhältnisse wieder in Ordnung gebracht hatte, zeigte jetzt zum ersten Male dem verblüfften Rom, wer er war. So hatte noch kein Konsul regiert, ganz brutal und eisern: sein Landgesetz zerschlug das kampanische Staatseigentum und kaufte mit den orientalischen Tributen eine grosse Zahl von Latifundien zum Zwecke der Aufteilung: nun konnten ausser den Veteranen des Pompejus tausende von proletarisirten Bürgern wieder Stellenbesitzer werden: das war das Staatsvolk der kommenden Militärmonarchie. Um Bräuche, um alte Satzungen kümmerte sich Cäsar nicht im geringsten; keinen hat deshalb die Senatspartei so gehasst wie ihn. Er galt seit dem Konsulat den Romantikern der altrömischen Überlieferung, wie dem jüngeren Cato, geradezu als böses Prinzip. Einsam, tätig, skeptisch gegen alles, ging Cäsar seinen Weg. Was er jetzt noch brauchte, um Pompejus von der Führerschaft zu verdrängen, war Kriege ruhm und ein ergebenes Heer. Deshalb liess er sich die Statthalterschaft in beiden Gallien und Illyricum nebst den dazu gehörigen Legionen zunächst auf fünf Jahre übertragen. Hier bot sich nun eine grosse schwere Aufgabe, deren Lösung weltgeschichtliche Folgen gehabt hat. Was Marius begonnen hatte, vollendete Cäsar: er warf die Germanen zurück, trennte die Kelten von ihnen, benutzte die inneren keltischen Zwistigkeiten und setzte, trotz aller Rückschläge, trotz des gewaltigen Aufstandes von 52, die Romanisierung des unerschöpflich reichen, farbigen, wilden, saftigen Gallierlandes durch. Er überschritt zweimal den Rhein und setzte zweimal über den Kanal nach Britannien. Alles in allem ein kühnes, zähe und geduldig durchgekämpftes, mit allen Listen der Verhandlungstechnik und der Strategie ganz persönlich errungenes Werk, an dem sich die Grösse des Feldherrn und Staatsmannes vollendete, — schwieriger, wenn auch nicht so blendend, als die Triumphe des Pompejus im Orient, darum aber menschlich und sachlich von ungleich höherer Tragweite.

Pompejus nutzte die bis 49 verlängerte Abwesenheit Cäsars möglichst aus. Noch einmal war er mit Crassus zusammen Konsul; wäh-

rend Crassus auf fünf Jahre Syrien übernahm und dort im Kampf mit den Parthern traurig zugrunde ging, liess Pompejus das ihm zugefallene Spanien durch Legaten verwalten und blieb als erster Bürger, als princeps, in Rom, näherte sich der Senatspartei und liess sich, als die Kämpfe der bewaffneten Parteisoldateska unerträgliche Zustände in Rom hervorriefen, die Diktatur übertragen. Im Einverständnis mit den Machthabern der Legitimität, im Anschluss an Tradition und Besitz, hoffte er, als loyaler Römer seine beherrschende Stellung bewahren zu können, — auf Umwegen lenkte also Pompejus in die Bahn Sullas zurück und zeichnete das vor, was später Augustus tat.

Cäsars gewaltsame Natur wollte etwas anderes. Als ihm Pompejus und der Senat nahelegten, sein Heer zu entlassen, seine Provinzen aufzugeben und als Privatmann nach Rom zurückzukehren, so wie es Pompejus nach der Bezwingung des Orients getan hatte, marschierte er gegen Rom, wiederum als Rechtsbrecher wie während seines Konsulats, als Rebell wie Catilina, als Revolutionär entschlossen gerichtet gegen die Reaktion des Senats, als Machthaber von morgen entschlossen, den Machthaber von heute zu stürzen. So weitet sich dieser von Cäsar begonnene Bürgerkrieg zu einem Ringen von grösster weltgeschichtlicher Form aus. Cäsar unterwirft Spanien und siegt bei Pharsalos (48 v. Chr.), Pompejus wird als Flüchtling in Ägypten ermordet, Cäsar gewinnt sich die junge ägyptische Königin Kleopatra als Geliebte und damit auch das Ptolemäerreich für Rom, — es war die höchste Erfüllung des Mannes und Herrschers — er bezwingt das abgefallene Pontus und schlägt die letzten legitimistisch-republikanischen Anhänger des Pompejus nebst dem verbündeten Numidierkönig in Afrika und wieder in Spanien. Den ganzen Umfang des römischen Imperiums durchmisst dieser alternde, körperlich gehemmte Mann in wenigen Jahren, er bewegt von sich aus den Erdkreis, bewundert, vergöttlicht im eigentlichsten Sinne, immer wachsend mit den Aufgaben, immer neuen Plänen und Entwürfen nachsinnend, seit 48 Diktator und Inhaber der tribunizischen Gewalt, dann Diktator auf 10 Jahre, zuletzt, 44, Diktator auf Lebenszeit, der unbestrittene Führer der römischen Welt, der grösste Römer Roms. Cäsar war der Erste, der den heroischen Gedanken fasste, aus diesem von Senat und Volk beherrschten Komplex von Provinzen, Vasallen und Verbündeten, aus diesem von wechselnden Beamten mit wechselndem Talent und Glück betreuten und ausgebeuteten gewaltigen Gebiet mit seinen Völkern und Schätzen — eine Einheit zu machen, zusammengezwungen ganz und allein durch die Persönlichkeit des Gottkönigs. Cäsar erlebte durch Kleopatra tief die hellenistisch-orientalische Welt und die dort herrschende

Lebensform eines erhabenen Herrschertums, das sich zwischen Untertanenschaft und Gottheit eine selbstverständlich gewordene Vermittlerstelle geschaffen hatte. Er, der oberste Römer, strebte über Rom und das Römische hinaus zur Kosmopolis aller Sprachen und Kulte; der unbefangene Cynismus, der Cäsar eigen war, liess ihn, den ehemaligen höchsten Priester, jenen alten, seit Jahrhunderten tief gescheuten Rex-Titel erstreben, der für den Verkehr mit den Göttern noch ein dunkles, gehasstes, aber doch als notwendig empfundenen Dasein fortgeführt hatte (rex sacrorum war ein Priestertitel). Der weltliche römische Rex wäre in Cäsars Person zugleich Weltdespot geworden in einer neuen Hauptstadt. Der Senat hatte sich Cäsar willig-unwillig gefügt und ihm alle Ehren gegeben, über die er Macht besass. Hier aber gab es eine Grenze. Das Republikanertum war sachlich gelähmt, aber um so eigensinniger in seinem aristokratisch-romantischen, durch griechische Philosophenlehren noch verstärkten Selbstgefühl, es wehrte sich persönlich und tief weltanschaulich gegen den König-Despoten als gegen die furchtbarste Form der Tyrannis. Cäsar wurde in der Senatssitzung vom 15. März 44 ermordet.

Cäsar war im Begriff gewesen, gegen die Parther und vielleicht nach Indien zu ziehen, und hatte diesen letzten grössten Sieg als *gekrönter* Imperator, als ein grösserer Alexander, erringen wollen. Seine Gesetze hatten die Statthalterschaften, die Gemeindeverwaltungen, das Gerichtswesen geordnet, er hatte den Kalender verbessert und Rom mit herrlichen Bauten geschmückt. Sein innerpolitisches Hauptwerk, die Ansiedlung der landlosen Proletarier, war entschlossen fortgeführt worden und sah seiner Vollendung entgegen. Tilgung der Wucherzinsen, Abschaffung der Schuldhaft erfolgte, die Zahl der Getreideempfänger wurde auf die Hälfte herabgesetzt — rund 160 000. Überall gründete Cäsar Kolonien, so Karthago, Korinth und Kapua, das römische Bürgertum sollte sich über das Reich verbreiten. Er wollte die Romanisierung anstelle des Privilegs und der Ausbeutung und er erfasste damit, als neuformendes Genie, die grösste Möglichkeit einer späteren Zukunft. Gegen dieses Leben der kommenden Jahrhunderte führten Cäsars Mörder einen furchtbaren Schlag — im Namen einer Vergangenheit, die doch im Innern tot war. Es war freilich auch ein Schlag gegen jenen Zug unbefangener Gewalttätigkeit in Cäsars persönlichem Wesen, der zwar als grausame Haltung sehr altrömisch ist, aber dem Altrömertum unerträglich aufreizend schien, wenn es selbst davon berührt wurde. Dass Cäsar in Gallien ganze Völkerschaften einschliesslich der Frauen und Kinder abschlachtete, dass er sämtlichen Verteidigern der gallischen Festung Uxellodunum die Hand abzuhauen befahl

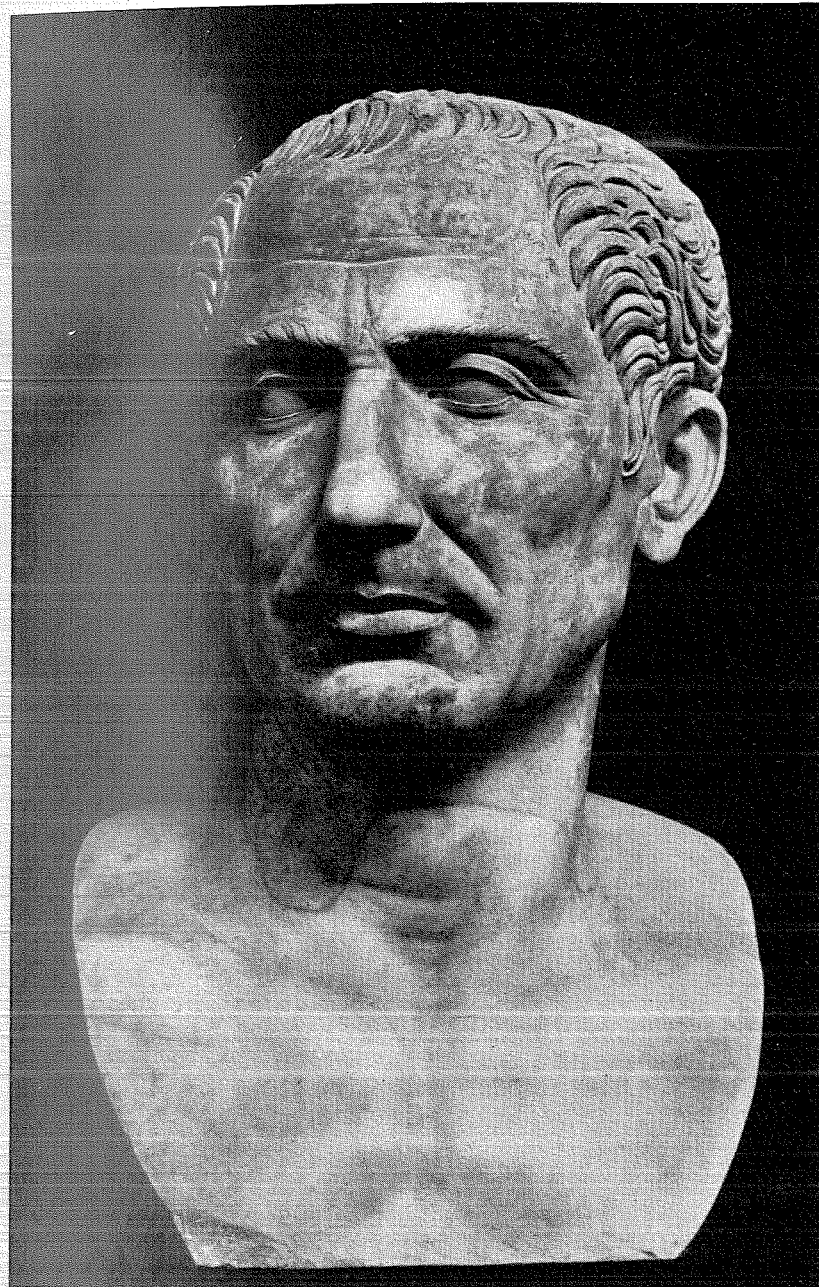
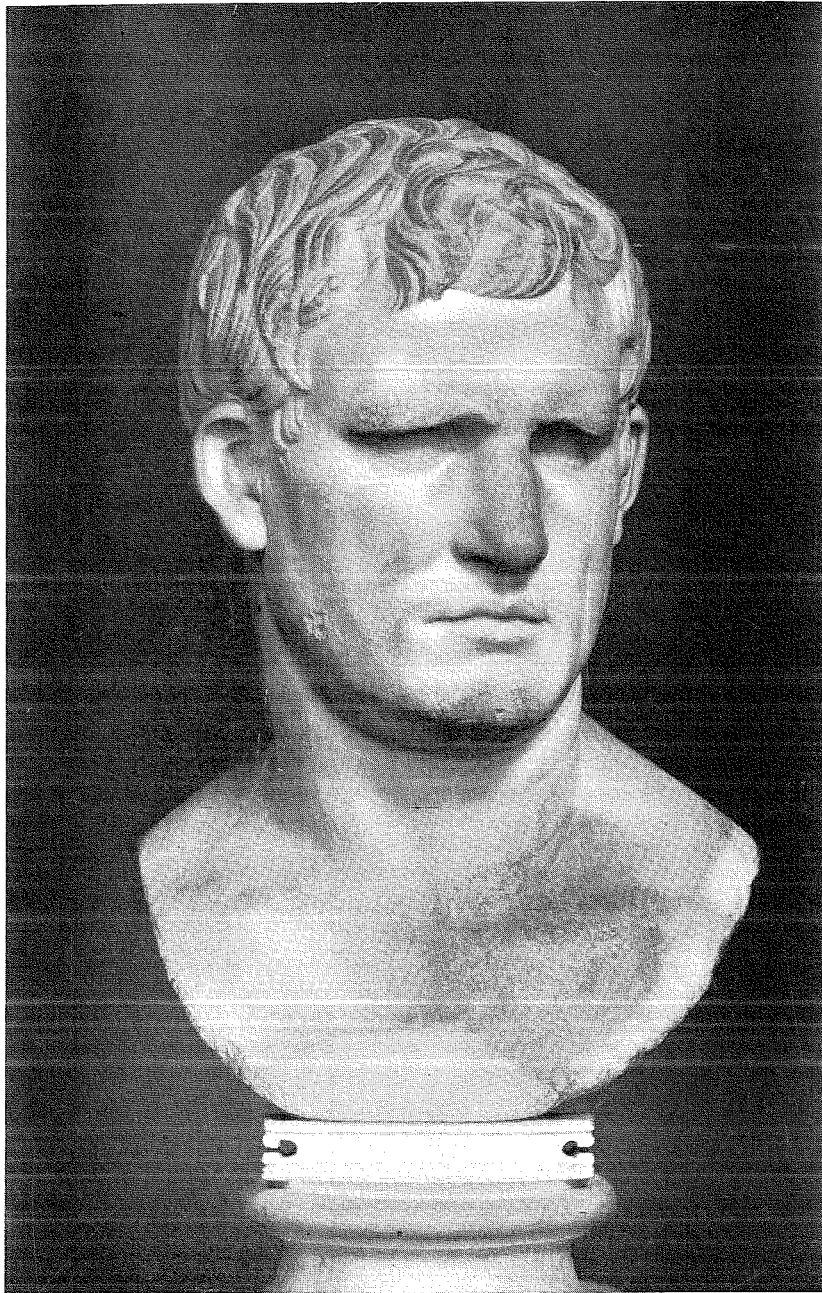


Photo Alinari

Julius Caesar

Museo Nazionale, Neapel



Marcus Vipsanius Agrippa

Beginn der Kaiserzeit. Louvre, Paris

Photo Giraudon

und sie so zur Abschreckung herumschickte, dass er den gefangenen Vercingetorix, seinen grössten Gegner, zu Tode peitschen liess, — niemand hätte in Rom daran Anstoss genommen, gegen Barbaren war man gefühllos, und gegenüber seinen römischen Gegnern war Cäsar eher milde und lässig. Wenn aber Cäsars bewaffnete Arbeitslose seinen Mitkonsul Bibulus verprügelten, wenn er eigenmächtig die Zahl seiner Legionen vermehrte, wenn er die Ägypterin Kleopatra, die übrigens eine Vollblutgriechin war, nach Rom kommen liess, als die Mutter seines Sohnes Caesarion — dann galt er als Frevler.

Was sollte nun werden? Die Militärmonarchie war eine Tatsache gewesen, mit der viele vom Amtadel sich abgefunden hatten und die auch die Mehrzahl der Popularen mindestens der Auswirkung nach bejahten. Das Republikanertum des oligarchischen Senatskreises hatte die Person des Trägers der Militärmonarchie vernichtet. Die Idee war nicht zu töten. Was konnte dieser romantische Aristokratismus selber schaffen? Die Revolutionsbewegung ging weiter als Kampf um die neue Staatsform. Cäsars Vertrauter und Konsul des letzten Jahres, Markus Antonius, wurde der Mittelpunkt der neuen monarchistischen Partei; die Cäsarmörder waren dem volkstümlichen Reitergeneral persönlich nicht gewachsen. Da trat als Erbe Cäsars sein Grossneffe und Adoptivsohn Octavian auf die Bühne, erst 19 Jahre alt, ein zartes Bleichgesicht. Von Antonius zurückgewiesen, stellte er sich dem Senat zur Verfügung und begründete damit seine völlig ungewöhnliche Laufbahn. Geschmeidig und umsichtig, anpassungsfähig, aber kühn, kein Feldherr, jedoch unerreicht als diplomatischer Meister ausgleichender Vermittlung, so brachte dieser Jüngling ein Werk zustande, das wesentlich verschieden von dem seines göttlichen Vaters Cäsar war und es eben deshalb an Haltbarkeit weit übertraf. Octavian nannte sich Cäsar, und zum ersten Male wirkte jetzt der Name des Ermordeten als ein magischer Gattungsbegriff; er sollte seine Laufbahn nehmen durch die Jahrhunderte, von einem „Kaiser“-Reich des europäisch-orientalischen Kulturkreises zum andern. Mit Cäsars Namen gewann sich Octavian die erprobten Legionen, führte sie gegen Rom und schloss mit Antonius und Lepidus das sogenannte Triumvirat, das sich durch Volksbeschluss ganz legitim die Neuordnung des Staates übertragen liess. Die Cäsarmörder Brutus und Cassius standen im Osten — einen Versuch, die republikanische Senatspartei vor der Rache der cäsaristischen Generale zu schützen, konnten oder wollten sie nicht machen. So wurde denn in Italien aufgeräumt. Den Proskriptionen nach dem Muster Sullas (nicht Cäsars, der sie nicht nötig fand) fielen mehr als zweitausend Personen zum Opfer, darunter auch Cicero.

Die Cäsarmörder erlitten die entscheidende Niederlage bei Philippippi und nahmen sich selbst das Leben. Nun erhielt Antonius den Osten, Octavian den Westen, Italien sollte neutral sein, Lepidus wurde mit Afrika abgefunden; mit Sextus Pompejus, dem Sohn des Magnus, der sich ein See- und Inselreich im Mittelmeer geschaffen hatte, suchte man zunächst Verständigung. Alles das erwies sich nur als Übergang. Octavian erledigte der Reihe nach die Antonianer in Italien, dann Lepidus und Sextus Pompejus. Antonius gebärdete sich inzwischen in Ägypten, zum Gemahl der Kleopatra geworden, ganz als orientalischer Alleinherrscher, vermochte aber nicht, die Parther zu schlagen. Er verwandte cäsarische Methoden, er machte sich an die Erbschaft und die Aufgabe des Ermordeten — nur um zu beweisen, dass er an Begabung und Charakter diesem Höchsten nicht gewachsen war. Die kalte Klugheit Octavians lernte von solcher Hybris; er sah das furchtbare Elend, in das Italien durch den Landhunger der soldatischen Proletariernmassen von neuem gestürzt wurde. Er wollte beruhigen und versöhnen. Das altrömische Republikanertum war nicht zu vernichten, es musste gewonnen werden. So bemühte sich Octavian in der Art des Pompejus um eine Verständigung — die herrische Vermessenheit Cäsars, den er heimlich und scheinbar beneidete, konnte es nur *einmal* geben: es spricht für Octavian, dass er nicht blind nachahmte, sondern seinen Stil nach seinen eigenen Massen suchte. Er wollte keine reine Militärdiktatur, die sich, kosmopolitisch gesteigert, auf dem breiten Kleinbesitzertum begründet hätte, sondern schonte die nun einmal vorhandene herrschende Kaste, in der sich römische Adelstradition, grosser Besitz und republikanisch-imperiale Gesinnung zusammenfanden. Nur dieses konservativ-kapitalistische Programm gewann dem Octavian die Einheitlichkeit der Anhängerschaft, die er brauchte, um Antonius zu besiegen. Der Seesieg bei Actium beendete die orientalisch-hellenistische Despotie von Antonius und Kleopatra.

Octavian legte 27 v. Chr. die ihm übergebene ausserordentliche Gewalt zurück in die Hände des Senats; die Republik war also rechtlich wieder hergestellt. Natürlich blieb Octavian der erste Bürger, der „princeps“, der Senat übertrug ihm den militärischen Oberbefehl und die Grenzprovinzen, zunächst auf 10 Jahre, und verlieh ihm den Titel Augustus. In vorsichtig schonender Weise, taktvoll und diskret, mit der feinen Lautlosigkeit, die seine Persönlichkeit kennzeichnet, lenkte Augustus, als Imperator und princeps, als vielfacher Konsul (das lebenslängliche Konsulat und die Diktatorschaft lehnte er ab), als dauernder Träger der tribunizischen Gewalt, schliesslich auch als pontifex maximus die res publica, die Republik, gestützt auf das wachsende Vertrauen, die Treue und sein Ansehen bei den

Volksgenossen, nicht zum Staatsgott erhoben wie Cäsar bei Lebzeiten, aber doch als Sohn dieses Göttlichen und als Vater des Vaterlandes allmählich zu göttlicher Verehrung aufsteigend. Zum ersten Male seit zweihundert Jahren konnte unter Augustus das Kriegstor des Janustempels geschlossen werden. Dieser undämonische Mensch, dessen karge Verschlossenheit sich im Alter zu pflichtgetreuer Würde vertiefte, hat die grausame Zeit der römischen Revolution tatsächlich zu Ende gebracht und eine Epoche überwiegend friedlicher Arbeit eröffnet.

9. RÖMISCHE REICHSENTWICKLUNG, CHRISTENTUM, GERMANENTUM

9. RÖMISCHE REICHSENTWICKLUNG, CHRISTENTUM, GERMANENTUM

Augustus, der die römische Republik als solche erhalten wollte, wurde doch, scheinbar wider Willen, der erste Kaiser; sein Prinzipat war eine monarchisch gefärbte Kommandogewalt, deren Grundsatz die Erhaltung und der Ausbau des Bestehenden war. Augustus, selbst eine ganz unmilitärische Natur, führte nur noch Grenzkriege. Die Unterwerfung Germaniens wurde nach mehreren Versuchen aufgegeben, die Rheingrenze musste genügen, auf den Partherkrieg verzichtete Augustus gerne, Pannonien wurde gewonnen und gegenüber gefährlichem Aufstände behauptet. Das Wesentliche des augusteischen Vermächtnisses war der Reichsgedanke. Dieses Reich stellte er sich im Gegensatze zu Cäsar durchaus römisch vor und nicht hellenistisch-alexandrinisch-orientalisch; deshalb machte er aus der Hauptstadt Rom etwas gewaltsam einen wahren Weltmittelpunkt: die kostbarsten Bauten häuften sich. Für die jetzt wieder anwachsende getreideempfangende Volksmasse sorgte der Kaiser ganz persönlich als der souveräne Herrscher des kornreichen Ägypten; an den prächtigsten und blutigsten Spielen durfte es nicht fehlen. Römisch sollte nun auch Überlieferung, Geschmack und Geist bleiben oder werden. In Plautus war seiner Zeit eine altrömische Eigenart literarisch lebendig gewesen — die groben Spässe der Posse, in frischer Volkssprache. Figuren und Motive stammten freilich aus der neuattischen Komödie. Bereits sein Nachfolger Terenz hat weniger Saft und Schlagkraft. Es ist ein merkwürdiges Schauspiel — dieser Kampf eines bewussten Römertums gegen die geriebene Gewandtheit des Hellenismus: der römische Geschmack wehrt sich und verbohrte sich trotzig in sich selbst, aber es fällt ihm nicht genug ein, er kann nicht über seine Grenzen weg; was die Griechen bieten, hat soviel Reiz und Bequemlichkeit. In der bildenden Kunst und in der Philosophie gab das Römertum zuerst den Kampf um seine

Selbständigkeit auf — Bilden um des Bildes willen, Forschen und Grübeln, theoretische Wahrheitssuche und Spekulation lagen ihm durchaus nicht. Die Revolutionszeit brachte dann in dem grossen Catull das frischeste und reichste Dichtertalent Roms hervor; nur wenig gibt ihm Lukrez, sein lehrhafterer Zeitgenosse, nach. Cicero, der sich selbst zu Unrecht für einen grossen Staatsmann und Philosophen hielt, war ein Stilist von aussergewöhnlicher Begabung: dem spröden und nüchternen Latein verlieh er eine Anmut, einen Farbenreichtum, eine gedankliche Schärfe, eine Fülle und Feinheit des Ausdrucks, wie sie nun selbst den Griechen imponieren musste. Noch Cäsar schrieb von Natur und mit Absicht ganz schmucklos; seit Cicero gab es kein rhetorisches, philosophisches, poetisches Problem, das sich nicht auf lateinisch angemessen und elegant hätte darstellen und lösen lassen. Das war gerade das, was das neurömische Selbstbewusstsein der augusteischen Zeit brauchte. Vergil gestaltete als poetischer Propagandist die Schicksals- und Volksverbundenheit mit dem Griechentum zu epischer Monumentalität — homerisch in der nachgeeiferten Form, an Gewandtheit und absichtsvoller Zuspitzung durchaus Epigone, mit peinlich unechten Zügen, aber dienstbar dem Reichsgedanken Roms und deshalb über das Leben dieses Reiches hinaus bewunderter Nachwirkung sicher. Weicher und fröhlicher, reizvoller durch Erfindung und Anmut der Erzählung war Ovid, geschickter noch und humoristisch-feierlich der lebenswürdige Virtuose der Nachschöpfung griechischer Vermasse, Horaz, dessen Römeroden gleichfalls der romantischen Selbstverücktheit der augusteischen Reichspolitik dienten und immerhin eine Schöpferkraft bewiesen, die es bei den Griechen damals nicht mehr gab. Die späteren Dichter wie Tibull, Propertius, Juvenal wetteiferten in Künstelei, Schnörkeln, Verschränktheit — bei allem Reichtum an menschlich reizvollen Motiven.

Geschichts- und Memoirenliteratur entsprach nun der römischen Art besonders. Schon Sallust hatte gezeigt, wie man damit zugleich dem Wissen und der Politik, der Staatskunde und der Selbsterkenntnis kritisch-wahrhaftig dienen konnte. Livius legte jetzt vom Standpunkt der augusteischen Erfüllung die Entwicklung Roms fest, eine Geschichte des Ruhmes der Republik, ihrer Krisen und Kämpfe, unkritisch, sehr ungerecht gegenüber Griechen, Etruskern und Puniern, naiv im Selbstgefühl der römischen Mission, abhängig sicher auch von älteren und unbekannteren Quellen, und doch immer anziehend durch den leichten Fluss des Vortrags und die stolze Erzählerfreude. Kräftiger und eckiger folgt ein Jahrhundert später der Historiker der ersten Kaiserzeit — der grosse Tacitus, eine Erscheinung ganz für sich, als Schriftsteller in seiner zusammengepressten, herben Kraft

wohl allen Prosaikern Roms überlegen, als unwillig kritischer Zeitgenosse natürlich begrenzt und befangen, meisterlich aber in Beobachtung, Andeutung und Seelenkunde.

Die Geschichte des römischen Reiches ist nicht identisch mit der Familienchronik der Kaiserhäuser, wie sie Sueton anschaulich, ohne viel Gemütsbewegung, mit einer etwas subalternen Freude am Persönlichen geschrieben hat. Die Kaiser waren Tyrannen, Trottel, Wüteriche, Abergläubische, Psychopathen, Spiesser, Gauner und Komödianten, bis dann immer wieder ein echter Herrscher, ein starker Geist, ein edles Herz daran kam. Verwandten-, Gatten- und Muttermord, Verrat, Unnatur und Buhlschaft, sinnlose Vergeudung von Kraft, Gold, Ansehen und Menschenglück haben die Geschichte der römischen Kaiser seit Tiberius befleckt. Alles das, so merkwürdig es sein mag, ist weltgeschichtlich nicht wichtig. Wichtig ist dieses Reich, diese trotz aller gelegentlichen Erschütterungen doch standhafte und grossartige Gesamtheit, diese mächtige Lebensgemeinschaft so vieler Völker. Es war eine Gemeinschaft des Friedens. Nicht umsonst war der Pax Augusta auf dem Marsfeld ihr Altar errichtet worden. Kein Bürgerkrieg in der Art der Bürgerkriege der Revolutionszeit fand mehr statt, keine Proskriptionen, keine Ächtungen. Es gab keine Ausplünderung der Provinzen, keine grobe Käuflichkeit der Beamtschaft und der Richter mehr. Ein stehendes Heer von Söldnern war in den Grenzprovinzen untergebracht. Rom selbst kannte nur noch die Leibwache der Kaiser, die Prätorianer. An die Stelle der von den Volksversammlungen gewählten Beamten traten besoldete Berufsbeamte mit vorgeschriebener Ausbildung nach dem Vorbilde der Königreiche des Hellenismus. Die römische Gemeindeverfassung wurde, wo immer es der Stand der Kultur zuließ, auf die Provinzen übertragen. Alle Stadtstaaten besorgten ihre inneren Angelegenheiten selbst. Das römische Bürgerrecht dehnte sich in Etappen über dieses ganze Reich aus. Der Senat in Rom wurde praktisch mehr und mehr zu einem Staatsrat, der allen Vornehmen des Reiches zugänglich gemacht wurde. Verkehr, Handel, Industrie blühten in diesem gewaltigen Kulturkomplex wundervoll auf: gleiche Münze und gleiches Mass, gleiches Gewicht, gleiche Rechtsnorm gaben Einheitlichkeit, Sicherheit, Vertrauen, Kredit. Vermögen wurde gesammelt und vererbt, Streitigkeiten und Meinungsverschiedenheiten fanden unblutige Schlichtung, die bürgerliche Überlieferung, die Sicherheit, die Wohlhabenheit des Kaufmanns und Unternehmers hatten ein grosses freies Feld. Stolze Bürger schmückten ihre Heimatsstädte mit Tempeln, Hallen und Palästen; Villen, Bäder, Strassen belebten, erschlossen das Land ringsum. Militär, Rechtspflege, Verwaltung bewahrten dabei im Westen überall die gleiche

römische Prägung; die Sprache und Kultur im Osten blieb überwiegend griechisch. Das Wissen, die Bildung, die Religionspflege waren ausserordentlich bunt gemischt. Was sich in Italien während der republikanischen Zeit vollzogen hatte, die Italianisierung ethnisch verschiedener Bestandteile durch Rom, das wiederholte sich jetzt bis zu einem gewissen Grade im Weltreiche — eine äusserliche Vereinheitlichung der verschiedensten Völker. Die kulturelle und linguistische Romanisierung der Oberschicht und Mittelschicht schuf ein römisches Bürgertum, aber gewiss kein römisches Volkstum. Die untere Schicht der Eingeborenen blieb immer iberisch, keltisch, illyrisch, britisch, phrygisch, lydisch usw. Latein wurde für sie die Bildungssprache (im Osten war es das Griechische) — neben und über der alten Volkssprache. Das weltgeschichtliche Problem erhob sich, ob und wie weit Rom auf die Dauer diese Vereinheitlichung tragen, formen und durchführen konnte.

Nicht alle Provinzen des Reiches vermochten sich gleich vorteilhaft zu entwickeln. In Spanien nahm der Süden viel italische Kolonisten auf; sie erschlossen durch Fluss- und Kanalschiffahrt das reiche Land und exportierten Fische, Getreide, Wein, Öl u.s.w. Wichtig waren die Funde von Silber, Kupfer und Gold. In Gallien war die griechische Kolonie Massilia schon vor den Römern der Mittelpunkt der Aufschliessung und wirtschaftlichen Auswertung; diese Stadt blieb trotz der römischen Konkurrenzgründungen immer ein Emporium von Eigenart und Kraft — auch als Bildungszentrum wurde sie gern aufgesucht. Die Romanisierung Galliens war zugleich eine teilweise Gräcisierung — viel stärker als irgendwo anders im Westen. Für die Entstehung des Franzosentums ist das wichtig. In der späteren Kaiserzeit wurde Trier für den Norden die beherrschende Regierungszentrale — die Reste der römischen Bauten zeugen bis heute machtvoll davon. Britannien wurde niemals völlig kolonisiert, wohl aber als Exportland entwickelt. Es lieferte Getreide, Vieh, Metalle, Sklaven. Ähnliche Bedeutung erhielten die dauernd besetzt gehaltenen Teile Germaniens. Wir werden später sehen, wie folgenreich seine Soldatenausfuhr für das Reich war. Italien selbst behielt immer noch eine starke produzierende Landwirtschaft — an Wein und Öl gab es lange soviel, dass ausgeführt werden konnte, während der Getreidebau bei weitem den Bedarf nicht deckte. Die für den Betrieb üblichen Sklaven lieferten notgedrungen die Seeräuber aus Kleinasien, besonders aus Syrien und vom Schwarzen Meere — denn die Kriege als Mittel zur Beschaffung von Arbeitskräften traten ja ganz zurück. Griechenland kam bei dem allgemeinen Aufschwung nicht recht mit — es litt unter Entvölkerung und der alten geopolitisch begründeten Zerrissenheit. Besser ging es einigen griechischen

Inseln — besonders dem glänzenden Rhodos, am besten dem kleinasiatischen Festland. Hier entwickelten sich Pergamon, Milet, Ephesos, Magnesia, Tarsos, Smyrna, Pompejopolis, Heliopolis (Baalbek), Antiochia in grossartiger Weise. Als Sitze der Märkte und der Gerichte, als Umschlagsplätze des Zwischenhandels in allen Industrieprodukten führten diese Städte ein tüppiges Leben. Syrien vermittelte den Verkehr mit dem mittleren Asien bis nach China, dessen Rohseide wohl bekannt war; das dem Kaiser ganz persönlich vorbehaltene, durch Unruhen und inneren Zank immer wieder aufgelegte Ägypten unterhielt Geschäftsbeziehungen bis nach Arabien und Indien. Metalle, Elfenbein, Weihrauch und Sklaven wurden von hier direkt oder mit Hilfe der Araber eingetauscht. Vortrefflich entwickelte sich auch Nordafrika — Karthago war wieder erstanden, Leptis Magna gesellte sich später hinzu. Zum ersten Male wurde also in der Mittelmeerwelt ein durch viele Generationen hindurch gleichmässig gepflegter geschäftlicher Verkehr möglich. Die Transportmittel zu Wasser und zu Lande waren grossartig organisiert und lagen in den Händen von mächtigen Verbänden. Es war ein Luxushandel für eine bestimmte Schicht, die Masse entwickelte keine Kaufkraft, die als neuer Antrieb gewirkt hätte.

Das erste Verfallssymptom, welches sich in diesem glänzenden Gesamtbilde bemerkbar machte, war die Stockung der Bevölkerungszunahme, die Abnahme des Geburtenüberschusses, die Vergreisung des Bevölkerungsaufbaus. Die Grosstädte wuchsen überall an, sie saugten das platte Land aus und zerstörten die Reste der Hauswirtschaft. Nach Rom strömten Griechen, Orientalen, Gallier, Spanier, Slawen und Illyrer — Sklaven und Freigelassene, ausgediente Soldaten und Rekruten. Jeder wollte in der Hauptstadt sein Glück machen, an ihren Vergnügungen, Sensationen und Abfütterungen teilnehmen. Ähnlich ging es mit den anderen grossen Zentren, Mailand, Aquileja u.s.w. Es entwickelte sich in diesen Städten eine vielbeklagte Ehe- und Kinderscheu; Kindermord und Abtreibung wurden üblich. Die Unlust am Familienleben und die Aussichtslosigkeit, es durch einfache Handarbeit wirtschaftlich zu etwas zu bringen, standen im engsten Verhältnis der Wechselwirkung. Auch die unteren ländlichen Schichten wurden davon ergriffen. Das Reich bestand ja aus Munizipien, die Verstädterung, „Urbanisierung“, war als sozialgeschichtliche Erscheinung auch verfassungsrechtlich wohl begründet. Die Bauern gehörten eben nicht dazu, sie hatten keine rechtliche Realität, sie schmolzen dahin. Böse stand es auch mit der unfreien Handarbeiterschicht. Die Sklaven sind in Rom wie auch sonstwo nie fortpflanzungsfreudig gewesen. Ihre Zahl ging ferner deshalb zurück, weil sich die Beschaffung und Einfuhr immer mühsamer und deshalb teurer

stellte. Viele wurden auch freigelassen. Das nahm deshalb zu, weil diese Leute die öffentlichen Getreidespenden mitgeniessen sollten. Es wurde schon zu teuer, sie zu füttern, ihre Arbeit zahlte sich nicht mehr aus. Zuerst wurden also die Bauern durch die Sklavenwirtschaft ruiniert, dann wurde das mit Sklaven arbeitende Plantagensystem lahmgelegt durch die organisierte Verkehrswirtschaft mit ihren billigen Einfuhrmöglichkeiten. Das Ergebnis war Verarmung, Überangebot und die Vereinigung immer grösser werdender Vermögensmengen in wenigen Händen. Das Kaisertum zeigte sich unfähig, die Massen irgendwie politisch aktiv und positiv zu machen; das Ende musste der Aufstand der ländlichen Barbaren sein gegen die versagende Stadtzivilisation.

Dies römische Reich besass also viel Würde und viel Glanz nach aussen; die tiefen Gegensätze und Spannungen, die dahinter lagen, konnten lange zurückgedrängt werden. Sie traten dann desto furchtbarer hervor. Das erste, was sich deutlich heraushob, war eine grosse seelische Not; ihr entsprang jene umfassende religiöse Bewegung, die mit dem Siege des Christentums endigte. Schon in der hellenistischen Zeit war ja der alte naive Götterglaube zerschellt an der philosophischen Kritik. Welche Kühnheit war es doch gewesen zu sagen: „Homer und Hesiod haben gelogen!“ Oder: „wenn die Stiere sich Götter machten, so würden diese wie Stiere aussehen!“. Aufgeklärte Schulmeister bemühten sich dann, eine vernünftige Deutung der alten Sagen zu geben. Die Skylla, so hiess es, sei ein Piratenschiff gewesen, die Amazonen — Männer in langen Röcken. Das Epikuräertum, das so tiefe Wirkung gerade in Rom tat (Horaz!), lehrte, die Götter kümmerten sich nicht um den Menschen, deshalb müsse man diese Götter samt der Götterfurcht verdrängen und das Leben leben, wie es ist. Ganz positiv und streng erhob sich gegen solche Skepsis die Lehre der Stoa — ein hellenisierter Orientalismus mit deutlichen Anklängen an die persische Ethik: Vorsehung, Vernunft, praktische Sittlichkeit, Staatsgesinnung, Werkfreudigkeit. Der grosse stoische Polyhistor Poseidonios, der in Rhodos wirkte, beeinflusste die wichtigste römische Generation des Cäsar und des Cicero. Diese Weltanschauung hat die römische Staatsreligion, die im Kaiserkult gipfelte, massgebend beeinflusst; sie ist dann vom Christentum unmittelbar übernommen worden. Ungezählte Angehörige der oberen herrschenden und gebildeten Schicht des römischen Reichs haben eine Reihe von Generationen hindurch unter der Einwirkung von Ideen gestanden, die man in jenem Humanitätsgedanken hellenistischer Herkunft am greifbarsten zusammengefasst sieht. Beamte, Ärzte, Professoren, Architekten, Ingenieure — so viele namenlos dahingegangene tüchtige Berufsmenschen dieser Reifezeit der

„Antike“ haben alle Unterschiede an Herkunft und Volkstum zu überwinden vermocht durch nützliche Arbeit für den Tag — nicht befähigt mehr, starke und neue Formen und Werte zu schaffen, aber erfüllt von dem beglückenden Gefühl, einem grossen Erbe zu dienen, innerlich gehalten und gestärkt durch den weltbürgerlichen Geist der Humanität: Tugend, so sah man es an, ist richtig angewandte Vernunft; die heiligste Norm, die es gibt, ist die Pflicht; lebensklug und „urban“ muss der Wert des menschlichen Daseins gepflegt und erhalten werden, so wenig es auch im Einzelnen bedeuten mag, gemessen an der Grösse der Welt; das berechnete gesunde Ichgefühl wird sich am besten behaupten, indem es den Anforderungen der Gesamtheit, des Vaterlandes, der Menschheit dienstbar ist; Zartgefühl, Herzensbildung sollen die menschlichen Beziehungen regeln; taktlos ist alles Scheinwesen, das Prunken mit gelehrtem Schwulst, das Prahlen mit Abkunft und eigener Leistung; verächtlich ist das Banausentum, das Urteilen vom beschränkten Interessen-Standpunkt; ebenso beklagenswert ist die Fachmeierei — ein universale Anschauung und Bildung ist demgegenüber zu erstreben. Mass, Harmonie, Gleichgewicht, Beschäftigung mit hohen geistigen Dingen, ständige Berührung mit der Natur, Respekt und Pietät gegenüber Gesetz und Sitte, ein stiller, gedämpfter Lebensrhythmus, eine geschmackvolle Behandlung der Anforderungen des Alltags, eine gesunde Freude an der Kunst ohne Geschwätz und Zunftjargon, die Ablehnung roher Schaulust und Sensation: das sind die Formen und Werte einer würdevollen Weltauffassung. Man sieht, wie sich hier auch im einzelnen Orientalisches mit Griechischem und Römischem verband; es entstand ein Lebensstil von grosser Anziehungskraft, auf den sich die Geschichte des Geistes immer wieder besinnen sollte; die naive Kraft schöpferischer Einseitigkeit hat ihm freilich, bei so vielseitigem Begreifenkönnen, gefehlt; alles war sehr bewusst, sehr gepflegt, aber etwas müde und etwas zu artig, mit Ansätzen zu ironischer Selbstgefälligkeit. Es war eine Religion des Geistes ohne Erregung, ohne Leidenschaft, ohne Saft, Sünde und Sinne. Dieses Philosophentum, das schliesslich auf dem Kaiserthron sass und aus Staatsraison das überkommene religiöse Leben beförderte, wo es konnte, war selbst religiös zu matt, um jener seelischen Not der breiten Schichten zu genügen. Sie brauchten etwas ganz anderes.

Thrakisch-phrygischen Ursprungs ist der Dionysoskult gewesen: der Gott kam als Heiland, als Erlöser und Glückbringer auf die Erde, gefolgt von seinen Anhängern; die Gläubigen, meist die Unterdrückten, Bauern, Sklaven, Frauen, versuchten des Gottes voll zu werden, sich körperlich mit ihm zu vereinigen, indem sie die heili-

gen Tiere, den Stier, das Zicklein, die ihn magisch bedeuteten, roh zerrissen und verzehrten. Damit verband sich der jenseitsglaube, die Beschäftigung mit dem Totenlande, in dem vielleicht doch alles besser ist; Orpheus, der Prophet des Dionysos, ist der Herr dieses Landes. Es entwickelten sich bestimmte Riten, Sakramente, Liebesmähler der vereinigten Mysten. Platon nahm alle diese Vorstellungen auf und vereinigte damit Orientalisches: Sündenfall, Erlösung, Erneuerung. Himmel und Hölle, Bestrafung der Bösen, Belohnung der Guten. In der Kaiserzeit entstand im Zusammenhang mit den weit verbreiteten und oft bekämpften, panhellenistisch wirkenden Bacchanalien eine ganze Literatur über die Höllenwanderungen, über die Strafen der einzelnen Sündergruppen. Der erste orientalische Kult in Rom ist bereits 204 v. Chr. eingerichtet worden; da nach der Weissagung der sibyllinischen Bücher der fremde Eroberer Hannibal erst dann aus Italien verschwinden sollte, wenn der „grossen Göttin“, der magna mater Kybele eine Kultstätte errichtet sei, so wurde der heilige Stein aus Pessinus feierlich nach Rom gebracht und auf dem Palatin aufgestellt. Mit dem Kult der ursprünglich hetitischen Kybele stand in nächster Verbindung der phrygische Attiskult. Attis, der junge schöne Hirt, ist der Sohn einer Jungfrau kraft wunderbarer Geburt, er entmannt sich selbst, überwindet im Selbstopfer also den fleischlichen Eros, stirbt und wird in einen Fichtenbaum verwandelt. Sein Bild, an der gefällten, heiligen Fichte befestigt, wurde seit Kaiser Claudius in Rom bei dem Fest im März öffentlich herumgetragen, seine Priester ritzten sich mit Messern blutig, bespritzten den Gott mit ihrem Blut, sie entmannten sich zu seiner Ehre. Auf die Klage über den Gestorbenen folgte dann die Freude, wenn die Auferstehung des Gottes verkündigt wurde. Es ist wie alle verwandten Mythen ein agrarischer Mythos, das Symbol der ewigen Transfiguration, des rhythmischen Ablaufes vom „Stirb und Werde“. In ganz ähnlicher Weise wurde der Adoniskult bei den Phönikiern begangen, der dann von den Griechen übernommen wurde. Häufig ist die Darstellung der trauernden Mutter Aphrodite, die den toten Liebling im Arm hat; der Beginn des Adonifestes wurde durch den Aufgang eines hellen Sternes, des der Astarte heiligen Morgensternes, angezeigt.

Wir wissen, dass die Götter fremder Völker von jeher entweder als Abwandlungen der eigenen Götter oder als niedere Götter oder als böse Dämonen angesehen wurden. Der Sieg eines Volkes über ein anderes hatte Folgen auch für dessen Götter: auch sie mussten dem Eroberer dienstbar sein. Während die Griechen nun, selbstbewusst und weitherzig auf ihre Art, fremde Götter ruhig mit dem Namen ihrer eigenen nannten und alles Sonderbare, Wunderliche abschlif-

fen und sich anpassten, standen die Römer den fremden Kulturen fassungslos gegenüber — amtlich-politisch lange in entschiedener Abwehr, persönlich aber angezogen und gekitzelt durch das Exotische. Es war vielleicht eine Nachwirkung des etruskischen Einschlages, dass die Römer sich gerade den blutigen, orgiastischen und dunklen Riten besonders gerne zuwandten. Bei jeder grossen Volksnot wurden schliesslich in Rom neue Kulte eingeführt.

Ein wahrer Stapelplatz und Ausfuhrort für Religionen war nun die grosse Hafenstadt Alexandria, wo sich die Griechen mit Juden, Persern und indischen Buddhisten begegneten. Die ägyptische Götterwelt segelte von hier gewissermassen mit den Getreideschiffen durch das ganze Mittelmeer, dafür leistete sich Alexandria ein eigenes Eleusis. Osiris, Isis und Horus bildeten eine der vielen populär gewordenen Dreiheiten: Isis mit dem kleinen Horus auf dem Arm, Isis mit dem toten Horus auf dem Schoss, Horus im Kampf mit dem Drachen — das waren allgemein verbreitete Darstellungen. Wer zur Isisgemeinde gehören wollte, musste Einweihungswaschungen (Taufen) an sich vornehmen lassen; der Gläubige musste die Gotteskindschaft erwerben. Isis, die Göttin der Frauen, die Trägerin eines der weit verbreiteten Mutterkulte, wurde die Mutter der Gläubigen, und so wie Osiris zerstückelt wurde und wieder auflebte, so sollte auch jeder Gläubige wieder auferstehen. Der Isiskult hielt sich noch lange neben dem Christentum, am längsten auf der Insel Philae in Oberägypten. Neben der Gottesmutter Isis, die mit der Mondsichel dargestellt und so zur Himmelskönigin (Semele) erhoben wurde, trat der aus dem Osiris entwickelte, wahrscheinlich babylonisch beeinflusste Weltenvater und Weltengott Serapis, in dem sich der altägyptische Hang zur monotheistischen Überwindung der Götterfülle spät und seltsam vollendet hat. Ein echter Sonnengott ist endlich der persische Mithras, der Gott der persischen Königsfamilie, der Träger aller kultischen und ethischen Begriffe der Iranier, geboren in einer Felshöhle, von Hirten angebetet und deshalb in Höhlen und unterirdischen Krypten verehrt, der Stiertöter, ursprünglich wohl selbst der Stier und damit der Gott der Fruchtbarkeit, getötet, begraben, auferstanden und zum Himmel gefahren, gleich dem Sonnengestirn und der von ihm erzeugten Natur; sein Geburtstag ist am 25. Dezember, dem damals geltenden Tage der Wintersonnenwende, an diesem Tage ist sein Fest. Das Blut des getöteten Stieres macht die Erde immer wieder fruchtbar, und deshalb ist Mithras auch der Welt-erlöser, der „Mittler“ zwischen Ahura-Mazda, dem guten Gotte, und den Menschen, der Helfer also gegen den Bösen, er verleiht deshalb auch den Sieg in jedem guten Kampfe. Verbunden wurde die Mithrasvorstellung mit dem persischen Messias, der, von einer jungfräuli-

chen Mutter geboren, von Osten kommend, die Welt vom Tod und der Sünde erlösen soll, der als „fleischgewordene Gottheit“ den Geist des Bösen überwinden und eine erneuerte herrliche Welt beherrschen wird. Der Mithraskult erneute die ethische Lehre Zarathustras, er kannte Sakramente (Waschungen, heilige Mahlzeiten und Stirnsalbungen); die Geweihten nannten sich Brüder, ihr Oberhaupt hiess Vater der Väter; als erster Tag der Woche wurde hier der Sonntag eingeführt. Mithrasanhänger wurden die kaiserlichen Offiziere und Soldaten des römischen Reiches, das grosse Heer der Beamten der kaiserlichen Post, der Steuer- und Zollverwaltung, die vielfach hin- und hergeschickt wurden und sich durch die Mithrasverehrung untereinander verbunden und überall gleich wieder heimisch fühlten. Dieser stark männlich betonte Kult begünstigte also den Reichsgedanken, er vertrug sich ohne weiteres mit der Kaiservergottung, seine ethischen Akzente passten ausgezeichnet zu der stoizistischen Weltanschauung der oberen Klassen. Der Mithraskult besass gegenüber den semitischen Riten einen Zug von Gesundheit und Reinheit, der auch das eindringende Germanentum fesseln konnte. Er hatte eigentlich die beste Aussicht, die neue Weltreligion des Weltreiches zu werden. Und doch wurde er von dem Christentum besiegt. Denn das Christentum war nicht die Religion der Herrschenden, der Soldaten, der Besitzenden, sondern die Religion der Armen, der Sklaven, der Frauen, überhaupt aller Unterdrückten. Ferner: der Mithraskult war bereit, sich anzupassen und alles, was dem Reichsgedanken diente, in sich aufzusaugen — das Christentum nahm gewiss auch sehr viel in sich auf, aber es war seinem Urwesen nach intolerant und wollte allein herrschen. Der Sieg des Christentums beruht aber entscheidend zuletzt doch auf der ausserordentlichen, ja einzigen Persönlichkeit seines Stifters Jesus. Die Erinnerung an die rührende und erhabene Gestalt des Meisters hat Jüngern und Anhängern der Lehre eine Kraft verbender Verkündigung gegeben, die alle Widersacher überwinden sollte. Mag man den Einzelheiten des Lebens und der Lehre Jesu aus Gründen der wissenschaftlichen Kritik noch so zweifelhaft gegenüberstehen — die Tatsache dieses Lebens und Leidens, dieses Wirkens und Sterbens besteht, sie muss auf die Zeitgenossen einen überwältigenden Eindruck gemacht haben, sie ist eine der grössten bewegenden Kräfte der Weltgeschichte geworden.

DAS CHRISTENTUM

Jesus war Jude und ist zu verstehen nur aus den Voraussetzungen des nachexilischen Judentums, das nach der Makkabäerzeit eine geduldete Existenz unter wechselnden Herrschaften, zuletzt unter

Rom führte, als ein Tempelstaat mit seinem geistlichen Hohenpriestertum, aber mit stark weltlichem, politischem Ehrgeiz. Schon damals gab es keine ethnisch homogene jüdische „Rasse“, sondern eine Reihe von unter sich sehr verschiedenen jüdischen Typen, die, um den ursprünglichen Kern der Kinder Israel, eine breite religiös-soziale Gemeinschaft formen wollten. Der römischen Weltreichsidee und dem imperialen Wirkungsraum entsprechend, haben sie auch später mit Erfolg Proselyten der verschiedensten Herkunft gemacht. Die Parther stellten bei ihrem Einfall in Syrien (40 v. Chr.) das Königreich Judäa wieder her, und die Römer erkannten Herodes den Grossen als König an, um sich seiner Hilfe zu versichern. Es begann also für Palästina zur Zeit des Kaisers Augustus eine neue Epoche starker staatlicher und kultureller Entwicklung. Herodes teilte sein Reich unter drei seiner Söhne; es folgten Wirren, Zwiste und Aufstände; die strenggläubigen Juden selbst waren Gegner der Dynastie und betrieben die Verwandlung Judäas in eine römische Provinz. Ein Prokurator wurde als Vertreter des Kaisers eingesetzt. Als Jesus auftrat, hiess er Pontius Pilatus.

Jesus war der letzte und grösste der israelitischen Propheten; jene gewaltige Verkündigung vom übernationalen Weltgott und der Gemeinschaft mit ihm als Voraussetzung sittlichen Handelns zum Besten der Seele wurde jetzt noch einmal wach und erhielt eine neue erschütternde Wendung.

Auch Jesus wandte sich an die Mühseligen und Beladenen, an die Armen und Elenden, er prophezeite das nahe Gericht über die Stolzen, die Gottlosen, die Hochmütigen. Über das enge Gesetzesjudentum hinaus sprach er zum Menschentum im Namen der Wahrheit, der Bruderliebe, der Hingabe, der sich selbst aufopfernden Tat, des die Sünde und Schuld überwindenden Bekennermutes. Jesus glaubte an den bald bevorstehenden Weltuntergang, und so erhob sich seine Predigt aus den Schranken der geschichtlichen und sozialen Bedingtheit seiner Tage, ohne sie freilich ganz überwinden zu können. Er war kein Weltverneiner, kein Asket, kein Spiritualist, aber er war auch durchaus kein politischer Reformator oder gar Revolutionär. Trotzdem bezeichnete er sich selbst als den Messias. Der Messiasgedanke war ein ganz wesentlicher Bestandteil so wie verschiedener orientalischer Religionen auch des Judentums. Der jüdische Messias hatte gewiss viele geistig-sittliche Züge — er war gedacht als eine wunderbare, vom Himmel kommende Gestalt, als Weltrichter von gottgleicher Würde; das Entscheidende aber war das politische: der Messias aus dem Geschlechte Davids sollte die Heiden niederschmettern, das Reich Israel in der alten Herrlichkeit wiederherstellen, sein Jerusalem zur Welthaupt-

stadt machen. Wenn Jesus sich als Messias bezeichnete, dann vertiefte er das alte geschichtliche Hoffen zu einer geistig-religiösen und sittlichen Erfüllung; den jüdischen Nationalismus aber erbiterte und enttäuschte er. Am Messiasgedanken ist der Mensch Jesus zu Grunde gegangen. Die Hinrichtung des Schwärmers und Wunderrabbi Jesus von Nazareth in einer politisch so verwirrten Zeit bedeutete für die Römer und ihr Weltreich damals gar nichts; sie liessen ja vorher und nachher zahllose Sklaven, arme Teufel, gefangene Auführer und Verbrecher ans Kreuz schlagen. Noch mehr als das Leben wirkte aber dieser Tod Jesu auf die religiös-seelische Erregtheit, auf die apokalyptische Stimmung der Zeit ein; aus einer verhältnismässig bescheidenen Anhängerschaft entstand die Gemeinde, dann die apostolische Kirche, die sich als die letzte Gestaltung und berufenste Mittlerin alles Religiösen ansah. Der jüdische Prophet Jesus wurde dabei zum göttlichen Weltheiland Christus. Die Urchristen haben wohl noch ganz im Gedanken an die alsbaldige Wiederkunft Jesu und das Weltende gelebt. Als diese Hoffnung enttäuscht war, mag sich der erste Wandel in den Anschauungen vollzogen haben; der Unsterblichkeitsgedanke trat nun ganz in den Vordergrund: das Leben und das Schicksal der Seele nach dem Tode. Hier setzte die Wirksamkeit des Apostels Paulus ein. Neben die jüdischen Gemeinden traten die Gemeinden in Syrien, in ganz Kleinasien. Sie waren vorzugsweise Träger der orientalischen und griechischen Mysterienkulte, die nun mit dem jüdischen Strome zusammenflossen. Im Einzelnen sind diese Entwicklungen nicht mehr greifbar; auch die Schriften des neuen Testaments sind keine historisch zuverlässigen Quellen. Das Wichtige, weltgeschichtlich Bedeutsame ist aber völlig klar: das Christentum wird Offenbarung, es wird Träger des Erlösungsgedankens, es wird eine durch die Sakramentsvorstellung magisch zusammengehaltene Glaubens- und Willensgemeinschaft; es wird erfüllt von einem immer reicher ausgestalteten religiösen Mythos und verlangt die unbedingte, allen Welterwerb kämpferisch ausschliessende Gefolgschaft für seine Ethik und sein Dogma.

Die ersten Christengemeinden wurden von der römischen Obrigkeit als jüdische Sekten angesehen, deren eigentliches Wesen ihr unverständlich war: dass sich hier Angehörige der unteren Schichten zusammenfanden, dass sie dabei alle Vorzüge des Standes und des Eigentums durch den Gedanken der Bruderliebe ersetzten, wirkte mehr als Schwärmerei denn als Bedrohung des Staates. Tatsächlich war der „Kommunismus“ des Urchristentums eine rein persönliche Haltung, die der Verachtung irdischer Güter im Hinblick auf Weltuntergang und Ewigkeit entsprang, entbehrte jedoch durchaus des

propagandistischen sozialrevolutionären Charakters. Bruder- und Feindesliebe, die stärkste und originellste Kraft der christlichen Bewegung, schlugen ein Motiv an, das dem antiken Humanitätsgedanken immer ganz fremd geblieben war: die menschliche, nicht bloss mitleidende, sondern mithelfende Teilnahme an *jedem* Menschenschicksal überhaupt, auf Grund der Gleichheit gegenüber der Ewigkeit. Das Menschentum, an das die späte Stoa glaubte, war eine erlauchte Gemeinschaft des Geistes und der Bildung; es war schon viel, dass Sklaven und Barbaren dabei zugelassen wurden. Die christliche Idee ging nun im Gegensatze dazu gerade von den Elenden aus; sie sorgte sich um Kranke, Verwitwete, Verwaiste, Verlassene, sie war misstrauisch und — nachsichtig gegenüber äusserem Glück und Erfolg, sie liebte das Leid, sie küsste die Wunden, sie bejahte Jammer, Schmerz, Not, Qual, Martyrium, um das Leben darin zu überwinden. Caritas und tätiges Opfer, bis zur rücksichtslosen Selbstaufopferung, waren ihre stärksten Mittel — die Nachwirkung des Gekreuzigten hat sich hier immer wieder schöpferisch-erregend durchgesetzt. Der römische Staatsgedanke hätte alles das, so fremd und widerwärtig es ihm erscheinen mochte, dulden können, wenn die Christen nur auch das vorgeschriebene Kaiseropfer gebracht und damit den Kaiserkult und die Reichsidee anerkannt hätten. Die Christen waren friedlich, loyal, unpolitisch, jenseitsverbunden — aber wenn sie sich treu bleiben wollten, mussten sie das Opfer für den Kaisergott verweigern und so wurden sie Staatsfeinde. Die Juden nun schüttelten ihrerseits gerne die neue Sekte von sich ab — sie waren ja meist in der Diaspora behäbige Handelsleute, die mit verstiegenen Mysterien und armen Schluckern nichts zu tun haben wollten. Die erste Christenverfolgung unter Kaiser Nero entsprang dem ganz spontanen Bedürfnis, für den Brand Roms irgend einen Schuldigen zu finden, an dem man ohne Risiko ein Exempel statuieren konnte. Die Verbrennung der Christen als der angeblichen Brandstifter entsprach dem altrömischen Vergeltungsgedanken. Alle weiteren Christenverfolgungen, vom Lokalen zum Universalen ansteigend, bewiesen nur die Unfähigkeit selbst der römischen Kaisermacht, den Geist zu brechen.

Bedeutungsvoll für die Entwicklung des Christentums wurden nun die weiteren Schicksale des jüdischen Staatswesens: die Nachkommen des Herodes konnten sich in den verschiedenen Teilen Palästinas nicht halten, das Judentum fühlte sich durch das Auftreten der römischen Prokuratoren tief verletzt, der Kaiserkult wurde von den Essäern leidenschaftlich abgelehnt, es kam zu furchtbaren Metzereien unter den einzelnen jüdischen Parteien, die radikale Richtung entfesselte schliesslich den Befreiungskampf gegen die römische

Herrschaft. Der Krieg wurde nach mehreren Jahren durch die völlige Zerstörung Jerusalems und die Vernichtung des Tempels beendet. Noch einmal erhob sich das Judentum unter Trajan und unter Hadrian, dann wurde seine politische Existenz endgültig vernichtet — seine Heimat wurde unter dem Namen Syria Palästina römische Provinz. Das Judentum zerstreute sich, zusammengehalten nur durch den Kultus und das Gesetz — und durch die Hoffnung auf den Messias, nun nicht mehr den politischen König, sondern den, der nach alter pharisäischer Lehre am Ende aller Tage kommen soll.

Dieser Zusammenbruch der politischen Träume und Wünsche des Judentums bedeutete für die christlichen Gemeinden einen ungeheuren Antrieb: Jesus von Nazareth war also doch der echte Messias gewesen, im geistig-religiösen Sinne. Die Juden hatten ihn gekreuzigt, die Juden hatten auch die Christen verfolgt und angegeben — nun waren sie für ihren Irrtum furchtbar gestraft! Mit erhöhtem Selbstgefühl sah die werdende christliche Kirche jetzt sich selbst als die echte Erbin Israels und seiner heiligen Schriften an; aus den judenchristlichen Anfängen löste sie sich los, wandte sich ab von diesem stehengebliebenen, verblendeten und verfluchten Judentume, schuf sich in ihren eigenen heiligen Schriften ein neues Testament zur Ergänzung des alten, und wuchs so, als ein religionssoziologischer Sondertypus, als Erlösungsanstalt, als Volksgemeinde, als Mysteriengenossenschaft in das römische Reich hinein. Die werdende Kirche hatte ihre Diakone, Presbyter, Bischöfe — also die Beamten der Gemeinden, aber sie besass noch keine organisatorische Einheit, keine beherrschende Spitze. Die grossen Gemeinden in den Hauptstädten wurden nun ganz natürlich auch die Zentren christlichen Lebens. Der Verkehr der Gemeinden war frei und brüderlich, ganz im Geiste der Gleichberechtigung; die Entwicklung der Gemeinden geschah auf eine individuell lebendige Art; jede einzelne hatte sich mit anderen lokalen Voraussetzungen abzufinden. Denn überall entwickelte sich ja nun der merkwürdige Konkurrenzkampf zwischen dem Christuskult und den anderen oben betrachteten Kulturen der Epoche. Entscheidend für den Erfolg des Christentums war dabei sein Verhältnis zu den philosophischen Strömungen. Es musste sich Kritik und Deutung gefallen lassen, es entschloss sich zur Abwehr und zur Eroberung. Der hellenistische Geist entdeckte in der Christenlehre viel Verwandtes, konnte sich aber mit den jüdischen Elementen und Anschauungen nicht befreunden. So versuchten die Gnostiker eine Art höheres, geweihteres Edelchristentum zu entwickeln, im Gegensatz zu dem Massenchristentum, eine vom Geist erweckte Sondergemeinschaft, die auf geheimnisvolle Weise sakramental der Vergottung teilhaft wird. Die Gnosis hat die christliche

Lehre stark angeregt und vielfach gewandelt, bedeutete aber doch für die eigentliche Jesusreligion eine Gefahr; indem sich diese auf ihr Ursprüngliches, Apostolisches besann, vermied sie es, eine Weltanschauung für Gebildete zu werden und damit ihren fruchtbaren Boden zu verlassen. Als Volksbewegung war sie entstanden, Volksbewegung wollte sie bleiben, darin lag ihre Kraft. Die magische Seite des Christentums befriedigte vor allem die Unterschicht; ihr „barbarisches“, lange unaufgelöstes Volkstum stieg jetzt auf, alte Hindernisse fielen weg, neue Ehren beschleunigten den Vorgang — es reifte zu geheiligter Wirksamkeit und Mitarbeit. Aber die werdende Kirche musste schliesslich auch Anspruchsvollen und Verdienten etwas bieten, denen weder mit kultisch-mystischen Erregungen, noch mit Askese, noch mit volkstümlichem Zauberformelwesen gedient war. Die christliche Kirche entwickelte ihre Theologie — als die Verfeinerung, Vertiefung und philosophische Deutung ihres Seins und ihrer Lehre. Schulen und Lehranstalten wurden für sie nötig, um sich gegen andere Schulen und Lehranstalten zu behaupten; die hellenistische Philosophie war zu schlagen nur mit ihren eigenen scharfen, federnden Waffen; Streitigkeiten entstanden und verlangten Schlichtung, Forschung und Beweis wurden nötig, der Bischof, das autoritäre Gegenstück zum weltlichen Reichsbeamten, entwickelte sich zum Richter auch in Glaubenssachen; Aufnahme und Teilnahme am Sakrament musste streng geregelt werden; die Kirche kämpfte — Propheten und Märtyrer zeugten für ihre Mission, für ihre Begnadung.

DIE GERMANEN

Das römische Mittelmeerreich sah also in seinem eigenen Innern eine Macht anwachsen, die im Osten aufstieg und westwärts wirkte, geistig-religiös ihrem Ursprung nach, als Organisation aber erfüllt von starken Willensimpulsen und deshalb in der Wirkung schliesslich, besonders kraft ihres unbedingten Glaubens an sich selbst — politisch. Das weltgeschichtliche Gegenstück zur christlichen Kirche ist das Germanentum. Es kam von aussen, von Norden und Nordosten, es war ganz physische Volkskraft, es drang friedlich oder gewaltsam in das römische Reich ein, durchströmte es und traf hier mit dem Christentum zusammen. Gab es noch ein Römertum, das auf die Dauer diesem doppelten Anprall gewachsen war — geistig und dynamisch?

Kelten und Germanen waren die nächsten Verwandten innerhalb der indo-europäischen Völkerfamilie und teilten in den Anfangszeiten lange Schicksal, Sitte und Kultur. Die Machtstellung der Kel-

ten hat um 400 v. Chr. den Höhepunkt erreicht; damals umfasste ihre Herrschaft ein Gebiet, das sich von Spanien bis Irland und weiter bis zur Elblinie und Poebene erstreckte. Ursprünglich hatten sie wohl im heutigen West- und Süddeutschland gesessen, sie drangen von dort nach Frankreich, Grossbritannien, dem Alpengebiet, dem Balkan, Kleinasien vor, gerieten in nahe Berührung mit der römisch-hellenistischen Welt, nahmen viel davon an und zerrieben sich dabei — ein ausgeprägt militärisch veranlagter Völkertypus, zum Luxus und Kunstschaffen geneigt, heiter, gesellig, empfindlich, dramatisch-leidenschaftlich an Charakter. Zwischen Kelten und Germanen hat es immer die nächste freund- und feindnachbarliche Berührung gegeben. Erst die geschichtliche Entwicklung prägte die Gegensätze zwischen beiden voll aus, an vielen Orten lebten sie zweischichtig nebeneinander.

Die ältesten Sitze der Germanen, die wir sicher kennen, sind die deutschen Küstengebiete der Ostsee und Nordsee, nach Süden bis zum Mittelgebirge, nach Norden über Dänemark bis Südschweden. In Thüringen, wahrscheinlich dem Kernsitze des Germanentums, begegneten sich die westlichen und die nördlichen Gruppen. Zwischen Skandinavien und den Ostseegebieten hat wohl mehrfacher germanischer Bevölkerungsaustausch stattgefunden. Diese Gebiete waren damals ein dichtbewaldetes, feuchtes und rauhes Land; Ackerbau, Fischerei, Schiffahrt waren nur beschränkt möglich, die sich stark vermehrende germanische Volksmacht drängte deshalb fort zu besseren und leichteren Lebensbedingungen. Mit dem Wandertrieb und der Wandernot verband sich Abenteuer- und Beutelust. Wanderungen waren also der entscheidende Inhalt des germanischen Lebens, seitdem man von ihm Kunde hat. Das war Kolonisation und Kriegszug, Landerschliessung und Raubwirtschaft zugleich; kleinere und sehr grosse, nach Tausenden zählende Volksmengen schoben sich durcheinander, im Ganzen mit einer entschiedenen Richtung nach den fruchtbareren Teilen des Mains und des Rheins, der Oder in Schlesien und schliesslich der Donau. Im ersten Jahrhundert v. Chr. hatte die germanische Ausbreitung diesen Stand erreicht; das erste nachchristliche Jahrhundert brachte das Vordringen nach Böhmen und Mähren. Vertrieben oder aufgesaugt, unterworfen und versklavt wurden dabei hauptsächlich die Kelten — von ihrer Eisenkultur, von ihrem Waffen-, Münz- und Bauwesen, von ihrem Handels- und Bergwerksbetrieb lernten die germanischen Stämme Wesentliches. Die römischen Händler brachten dann Glas- und Metallschmuck, vor allem Wein und die zu seinem Genuss nötigen Gefässe — sie tauschten besonders Sklaven ein. Die Stammesfehden der Germanen bekamen dadurch als neuen Zweck den des

brutalen Menschenraubes und Menschenhandels.

Die Germanen waren weder „Wilde“ noch Edelmenschen, sondern freie Naturkinder, voll Begabung und Phantasie, naiv empfänglich für alle Kultureinflüsse, aber auch naiv roh, wie es ihrem Entwicklungsstadium, der ausgehenden Bronzezeit, entsprach, die ihre römischen und griechischen Schilderer seit Jahrhunderten hinter sich hatten. Die keltisch beeinflussten und wahrscheinlich auch gemischten Westgermanen waren fortgeschrittener als die Nord- und Ostgermanen — es gab zwischen ihnen weder eine politische noch eine kulturelle Einheit; die mit dem nicht einheimischen, wohl keltischen Namen „Germanen“ genannten Stämme waren durch kein Gemeinsamkeitsgefühl zusammengehalten, sondern standen vielmehr untereinander im lebhaftesten Gegensatz, meist in kaum unterbrochener Fehde.

Die Germanen waren kriegerische Landmenschen, überwiegend mit der Viehzucht beschäftigt, dann auch zu entwickelterem Ackerbau imstande, sie waren unruhig, pferdefroh, jagdeifrig, unternehmungslustig, aber trotz allen Schweifens und Raubens früh zur Sesshaftigkeit fähig. Wo sie fest sassen, entwickelte sich allmählich aus der Markgenossenschaft und dem Gemeinbesitz Sonder Eigentum. Das kriegerische Lebensideal beherrschte das alte Germanentum aber wesentlich stärker als andere Völker der gleichen Entwicklungsstufe: sie liebten den Kampf um des Kampfes willen, aus urtümlicher Rauflust und Ehrsucht, den Kampf als Sport, als Fest, als ein Austoben ohne Vorsicht, als eine Betätigung der körperlichen Kraft nur als Kraft. Auch die Frauen teilten diese Gesinnung, sie kämpften sogar bei Gelegenheit selbst mit. Einen Feind erschlagen zu haben, galt geradezu als Voraussetzung anerkannten Mannes-tums. Die Waffe war das selbstverständlichste und natürlichste Werkzeug, das immer zur Hand sein musste. Waffenübung, Wehrhaftigkeit, körperliche Tüchtigkeit, Abhärtung des Leibes waren beherrschender Lebensinhalt. Die Mittelmeervölker staunten über die Grösse und Stärke der Cimbern und Teutonen, über ihr Kriegsgebrüll, über ihren trotzigen wilden Blick aus blauen Augen, über ihre weisse Haut mit dem rötlich blonden Haar. Die Germanen hatten etwas Massloses und Ungebändigtes; wenn sie die Wut packte, tobten sie gegen alles, Raub und Totschlag waren üblich; Feinde wurden mit Härte und Grausamkeit behandelt — nicht mit kalter und zynischer Grausamkeit, sondern mit einer Art zorniger Schadenfreude. Das Töten der Greise, das Aussetzen der Kinder, das Opfern von Menschen im Kriege, besonders auch von Gefangenen, war durchaus üblich. Die Trunksucht, der leidenschaftliche blinde Hang zum Spiel konnte die Neigung zu Zank und blutigen Auftritten nur steigern.

Wer Besitz und Leib verspielt hatte, wurde in die Fremde als Knecht verkauft. Merkwürdig war das Schwanken zwischen einem ruhelosen Drängen und trägem Nichtstun, zwischen berechnendem Erwerbssinn und Freude an Verschwendung, zwischen Halsstarrigkeit und Gutmütigkeit. Es steckte in den Germanen grosse seelische und dichterische Kraft, eine starke Innerlichkeit, ein Urgefühl für die Natur; die Frau war hoch geachtet, sie war die Herrin des inneren Hausbezirkes, das Geschlechtsleben war unbefangen, echt, derb, ohne Künstelei und Entartung. Gastfreundschaft wurde gern gewährt und bewahrte geheiligte Formen; Vertragsbruch und Treulosigkeit auch gegenüber dem Volksgenossen waren leider sehr üblich, innerhalb des Stammes blieben sie verpönt, Arglist, als Kampfmittel, wurde ganz natürlich gefunden. Die unbedingte Hingabe an den Führer im Kriege nutzten bald die Römer aus — gegen die Germanen selbst. Nur bei der Kampfgefolgschaft bezwangen ja die Germanen ihr ausgesprochenes Freiheits- und Unabhängigkeitsgefühl; politisch waren sie undiszipliniert, neigten zu Willkür und Eigenbrödelei. Jeder Einzelne half sich selbst, führte sein lockeres Mundwerk spazieren, verletzte, verachtete den Nachbarn, und dünkte sich mehr als alle anderen — sehr im Widerspruche oft zu dem tief eingeborenen Rechtsgefühl.

Von der altgermanischen Religion wissen wir wenig Genaueres. Die Toten leben als geheimnisvoll lebendige Leichen spukhaft fort und verlangen Verehrung, Opfer, ein wohl ausgestattetes Begräbnis; in der späteren Bronzezeit kommt dafür die Verbrennung auf; im Wald, im Sturm, in Luft und Wasser leben göttliche Geister; Tiere und Bäume sind beseelt; Quellen und Felsen, Berge und Seen werden Kultstätten. Der Sonnengott, der Himmels-, Gewitter- und Lichtgott, der Totengott, die Mutter Erde sind die wichtigsten Gottheiten — Naturmächte ursprünglich, allmählich, auch unter fremdem Einfluss, persönlicher und fester gestaltet. Der Germane war nicht so bigott wie der Kelte. Er fühlte sich gleichberechtigt mit seinen Göttern. Wenn sein Gebet nichts nutzte, konnte er diese Götter wohl auch schelten und verspotten. Es herrschte weder Fanatismus noch Intoleranz, manche Volksgenossen hielten sich sogar ganz frei und abseits, als Naturkinder ein Stück der Natur. Hölzerne Tempel gab es zuerst als Eigentempel für den Hauskult des Hofbesitzers; heilige Haine dienten der Dorfgemeinschaft. Die Priester bildeten keine geschlossene Kaste. Baumstümpfe, Holzfetische, Holzblöcke mit Kopf- und Leibesform wurden angebetet. An den Weissagungen nahmen auch die Frauen teil; Loswerfen sollte die Zukunft enthüllen, allerhand Zauberwesen böses Schicksal und Krankheiten bannen. Daraus sind die ersten Lieder und Sprüche entstanden. Die

Runen stammen vom lateinischen, vielleicht auch vom griechischen Alphabet ab. Starke künstlerische Begabung bezeugen die ältesten gewerblichen Arbeiten in Metall, Ton und Holz.

Vom Mutterrecht ist bei den Germanen keine Spur erhalten. Sie kannten es offenbar niemals; der Vater, als Haupt und Herr der Familie, als der König seines Gutshofes, ist der feste Mittelpunkt aller sonst sehr lockeren sozialen und politischen Bildungen; die Vielweiberei erhielt sich lange neben der Einhe. Frauenraub, überhaupt die Raubehe, war üblich und kam nur allmählich ab; die Kaufehe herrschte ursprünglich und blieb lange das Normale, die Frau konnte verkauft oder verschenkt, aber nicht getötet werden. Die Frau galt praktisch wohl mehr als bei anderen Völkern, ihr seherischer Instinkt wurde als etwas Heiliges geachtet, rechtlich blieb sie völlig abhängig, als ein Mensch anderen, minderen Wertes. Männer und Frauen assen nicht am gleichen Tische.

Die Sippe war der massgebende Kriegs-, Wirtschafts- und Rechtsverband. Jeder Sippengenosse trat für den anderen ein in der Fehde und als Eideshelfer; der Kampf zwischen den Sippen war der Hauptlebensinhalt, der entscheidende Anlass für Krieg und Wanderung. Die Sippe lebte als Dorfgemeinschaft, sie verteilte Land und andere Beute unter sich, sie verlangte Busse und nahm Blutrache. Alles öffentliche Leben erhielt sich für lange diesen ausgesprochen genossenschaftlichen Zug. Fest stand über den Sippen nur die Volksgemeinde aller wehrfähigen Freien, der Ding (*Thing*), der über Friedensbruch und Verrat beschloss und Recht sprach. Er war zugleich die Heeresversammlung, andere Organe staatlicher Natur von Dauer gab es nicht. Zwanglos, unter freiem Himmel versammelten sich die Genossen, viele waren unpünktlich aus naivem Freiheitsgefühl.

Richter, Herzöge, Könige wurden von der Volksversammlung gewählt. Die Zahl der Freien war geringer als die der Unfreien; Sklaven und abhängige Knechte waren die unentbehrlichen Arbeitskräfte für den Landbau und das Gewerbe, vielleicht erhielten sich hier noch Teile nicht-indoeuropäischer Urbevölkerung; die an die Scholle gebundenen Hörigen bildeten eine viel grössere Gruppe als die nur als Sache betrachteten Haussklaven, sie konnten freigelassen werden, mussten aber erst öffentlich in der Volksversammlung wehrhaft gemacht sein, um als gleichberechtigte Sippengenossen zu gelten. Ein Adel mit rechtlichen Privilegien bestand ursprünglich und noch lange Zeit nicht; die Geschlechtsältesten genossen besonderes Ansehen; Tapferkeit, Glück, Energie brachten dann Unterschiede im Besitz und dadurch an sozialem Einfluss hervor. Wenn sich Ruhm und Reichtum durch mehrere Generationen vererbten, dann war das Übergewicht solcher Familien eine Tatsache von imponierender Wir-

kung. Das Häuptlingswesen, das Teilfürstentum der Gaue beruhte darauf. Für die Führerschaft gaben aber immer die persönlichen Eigenschaften den Ausschlag. Das für den Krieg vielfach übliche unumschränkte Herzogtum verlieh seinem Träger auch für den seltenen Frieden tatsächliches Übergewicht. Das Königtum bei einzelnen Stämmen mag ursprünglich den Charakter eines Oberpriestertums getragen haben — es war auch später eine Ehrenstellung auf Zeit, gewissermassen das friedlich-religiöse Gegenstück zum Herzogtum, und wurde aus den ältesten und reichsten Geschlechtern besetzt, die den Göttern nahe waren oder gar von ihnen abstammten. Wirkliche Macht oder die Erbllichkeit war schon wegen der Eifersucht der Häuptlinge nur schwer zu erringen, das Königtum setzte sich damit erst allmählich unter römischem Einflusse durch. War der König untüchtig oder übermütig, wurde er totgeschlagen.

Um den Häuptling pflegte sich eine Gefolgschaft von Jüngeren zu scharen, die mit ihm im Verhältnis nicht blinden Gehorsams sondern freiwillig gebundener Gemeinschaft standen. Sie teilten seinen Tisch und seine Unternehmungen, aus ihren Rangstufen und Sonderdiensten entstanden später Ämter. Hier entwickelten sich Wetteifer, Hingabe, Aufopferung, natürlich auch Neid und Zwist. Mannestreue und Missgunst bestimmten das germanische Leben; so erhielt sein Wesen gewiss einen heldischen Zug, aber, im Gegensatz etwa zu dem alten Rom, es war auf die Dauer die Kräftevergeudung stärker als der aufbauende Geist. Bei Schlachtordnung und Kampfsitte mit ihrer rücksichtslosen Draufgängerei der Einzelnen, bei den unregelmässig und planlos angelegten Siedlungen (Dörfer, Einzelhöfe, aber tiefer Widerwille gegen die Stadt und ihre Mauern!), bei der unständlichen und mangelhaften Organisation der Hauswirtschaft, die alle wirkliche Arbeit den Frauen und Unfreien überliess — überall also tritt die gleiche Wesensart zu Tage: eine prachtvoll urwüchsige, naturhafte Veranlagung, die ja auch die Römer so anzog und mit Neid erfüllte, aber auf der anderen Seite Eigensinn, Lässigkeit, Ungebärdigkeit gegenüber Ordnung und Autorität. Gerade das imponierte deshalb den höherstehenden Germanen so sehr an Rom; so wie Hermann der Cherusker lernten viele Häuptlinge gern von der Organisationsweisheit des Imperiums und versuchten, meist vergebens, eine Disziplinierung ihrer Volksgenossen.

DIE RÖMISCHE MILITARMONARCHIE

Die Nummern der drei Legionen, die im Teutoburger Wald vernichtet wurden, erschienen nie wieder im römischen Heere. So furchtbar wirkte dieses Ereignis nach. Gewiss wurde die Varusschlacht durch

neue Siege über die Germanen wettgemacht. Aber es war doch so, dass das Imperium hier im Norden seine Grenze gefunden hatte, genau wie im Osten gegenüber den Parthern. Es war zunächst kein Versagen der Kraft, sondern ein weise scheinender Verzicht — solange die Grenze des Imperiums nicht zu brechen war. Der Sicherung dieser Grenze galten die Unternehmungen in Germanien im ersten nachchristlichen Jahrhundert; wohl wurde immer wieder über die Rhein- und Donaulinie hinausgegriffen — es war aber eine defensive Offensive. Die grossartige Anlage des germanischen Limes, dem in Britannien ein Mauerwall aus Stein entsprach, diente dem Gedanken der schützenden Abriegelung und leistete bis ins dritte nachchristliche Jahrhundert den erwünschten Dienst, das unterworfenen von dem freien Germanien zu trennen. Auf die Dauer war aber dem Drucke der „Barbaren“ nicht zu widerstehen. Nur durch entschlossenen Angriff hätte sich die altwerdende römische Reichskultur gegen die neue Unkultur, gegen ihre elementare Angriffskraft und ihre wohlfeilen Daseinsbedingungen halten können. Die Germanen drangen aber trotzdem ein, zunächst auf eine scheinbar friedliche Weise — in das Heer. Schon Augustus nahm Spanier, Gallier und Galater in die Armee auf; unter seinen Nachfolgern wurde es die Regel, dass sich die Legionen aus den Grenzprovinzen rekrutierten, in denen sie standen. Die ausgedienten Soldaten mussten angesiedelt werden; Augustus gab 90 000, Kaiser Nero 100 000 „Barbaren“ Landstellen. Eine gewisse Romanisierung dieser Provinzialen fand natürlich statt: stärker war die Barbarisierung des Weltreichs. Die tiefste Wandlung vollzog sich — jener einzigartige weltgeschichtliche Prozess, den man den „Untergang der Antike“ zu nennen pflegt, und der sich aus einer ganzen Reihe von verwickelten Vorgängen zusammensetzt; Geburt und Tod sind darin seltsam verschwistert. Entscheidend war: dieses römische Heer wurde innerhalb der friedlichen Kulturwelt des Imperiums der eigentliche Machtfaktor; jenes gebildete und geniesserische Volk der grossen Städte fühlte sich von ihm beschützt und glaubte an seinen Gehorsam. In Wirklichkeit konnte bald jeder Feldherr, der über einige Provinzlegionen verfügte, den Anspruch erheben, an der Reichspolitik teilzunehmen, wie es sich zuerst erschreckend bei den Thronwechselln 68/69 gezeigt hatte. Wer Kaiser sein wollte, musste sich das Heer gewinnen, denn das Heer machte schliesslich den Kaiser. Das Heer war aber zu gewinnen nur durch Geld und Land. Der Kaiser musste beides in imponierendem Masse besitzen. Schon die flavische Kaiserfamilie (Vespasian, Titus, Domitian) bemühte sich um „Hausmacht“: der Herrscher vermehrte seinen Domanialbesitz, wo er konnte, er erbte, zog ein, enteignete, besteuerte, erhob Zölle und Abgaben; er verwaltete diesen ganzen

Reichtum durch seine besonderen Beamten und Vertrauensleute; das Land gab er an Grosspächter, die gegen Zins und Arbeit wieder Kolonen ansiedelten; so wurden Soldaten versorgt, so wurden wieder Rekruten gewonnen. Dieses ganze System höhle alles spezifisch Römische mehr und mehr aus; es stammte von der orientalistisch-hellenistischen Despotie ab. Die absolute Militärmonarchie bereitete sich vor, materialistisch und wuchtig, praktisch und skeptisch, fürsorglich und selbstüchtig; eine programmatische Verbindung von östlicher Herrschaftsgesinnung und westlicher Volkskraft. Das alt-römische Ideal des Augustus zerging; Cäsars Geist siegte noch einmal und diesmal endgültig. Es war symbolisch, dass der senatorische Kaiser Nerva den Statthalter von Obergermanien, einen geborenen Spanier, adoptierte und damit zu seinem Mitherrscher und Nachfolger machte — Marcus Vulpius Trajanus.

In diesem Manne verwirklichte sich das Höchste, was das römische Kaisertum überhaupt persönlich leisten und erreichen konnte: die Willenskraft vor allem, die klare, kühne, zwingende Art, die körperliche Unermüdlichkeit, der Sinn für Wahrheit, Schlichtheit, Mass, die Freude an allem Geistigen und Gedanklichen, ohne aber Pflicht und Tat dadurch erweichen zu lassen. Trajan hat noch einmal die schwierige Gegenwart mit der stolzesten römischen Vergangenheit schöpferisch verbinden wollen; er glaubte, das Weltreich brauche nicht stille zu stehen, es müsse wachsen — freilich mit Vernunft, wohlabgewogen; so nahm er cäsarische Gedanken wieder auf, wenn er das untere Donauland sicherte, wenn er von dort und gleichzeitig vom Rhein auf das gefährliche Germanien drückte. Dakien wurde Provinz und neubesiedelt, das ganze Balkangebiet erschlossen und entwickelt. Die verwundbarste Stelle des Reiches, die Verbindungsnaht des Ostens mit dem Westen, war dadurch gesichert und gedeckt. Ohne dieses Werk Trajans wäre kein byzantinisches Reich möglich gewesen. Es gab noch eine andere Erbschaft aus Cäsars Zeit: die Nachbarschaft des unbesiegten Partherreiches, in dem das ganze Selbstgefühl der Iranier sich feindlich gegen alles Hellenistisch-Römische erhob; alle Nachbarstaaten, Armenien und die bunten Völker Mesopotamiens wurden dabei mitgerissen. Den Kaiser selbst ergriff der Rausch des Orients — der Geist des Alexanderzuges nahm von ihm Besitz: gerne wäre er, der Alternde, bis nach Indien gezogen; militärisch errang er wohl bedeutende Erfolge, er eroberte die feindliche Königsstadt Ktesiphon — aber der ganze Osten flammte auf, Unruhen, Aufstände tobten durch die Lande, Trajan starb, ohne das grosse Werk vollendet zu haben: ein Imperialist, der dem römischen Reiche seine grösste Ausdehnung aber auch schwerste innere Erschütterung vermachte, ein aufgeklärter, toleranter Absolutist, der die römische

Tradition wandelte, ohne sie zu zerbrechen, der gerechte Völkerhirte nach dem Ideal der Stoa, streng, ordnungsliebend, sparsam, der majestätische Organisator, über alle erhoben zu göttlicher Einsamkeit, dem Herakles verehrungsvoll verpflichtet, als dem heroischen Dienstmanne des obersten Gottes, der leidet und schafft zum Besten aller Menschen.

Trajan's Neffe und angeblicher Adoptivsohn Hadrian wagte und wünschte es nicht, den grossen Kaiser fortzusetzen; er begann eine neue Zeit; mit vollem Bewusstsein, aus weiser Überzeugung sagte er sich los von allem Imperialistischen: er wollte den Frieden des orbis terrarum, die Sicherheit, die Wohlfahrt. Hadrian verzichtete auf Fortführung des Krieges im Orient, ja auf jeden Angriffskrieg überhaupt; er verzichtete auf die neueingerichteten Provinzen, nur Dakien behielt er. Der neue Kaiser war aber ein Pazifist von Energie — er duldeten keinen Widerstand, keine Verschwörung, er zwang zur Eintracht. Die Massen gewann er schnell durch Steuererlass, Abgabefreiheit, Spenden; er ass mit Leuten jedes Standes, half Bedürftigen und Kranken, scherzte und dichtete mit Künstlern und Schriftstellern — eine merkwürdige, schillernde und verführerische Persönlichkeit, geschmückt mit der Würde des Philosophenbartes, leuchtend und heiter, der Götter und der Ideen voll, ein pantheistisch Besessener, ganz sicher seiner Begnadung und seines Heilandsamtes, westöstlicher Myste und Friedensfürst, Vater des Vaterlandes, aber als ein entschlossener absolutistischer Neuerer. Nun gab es keinen Senatsfeudalismus mehr: die Provinzialen mussten Römer des neuen Typs, das heisst hellenisierte Mittelmeermenschen werden; die Armee wurde gedrillt als Verteidigungsmaschine; überall, im ganzen Reiche, erschien dieser ewig reisende Kaiser und sah nach dem Rechten, tätig und tüchtig, wohlmeinend, gerecht, etwas zerfahren und zersplittert, aber immer doch zur fördernden Tat zusammengefasst, ein Priester und Stifter, Patron und ehrfürchtiger Sammler, Zechkumpen und Nothelfer — alles in allem ein schönheitstrunkener und wahrheitsdurstiger Despot, verliebt in Athen, seine zweite Residenz, ihr letzter grosser Bürger, von der dankbaren Zungengewandtheit der Griechen gefeiert als der Olympier, als der panhellenische Vollender der griechischen Idee, als göttlicher „Alleiner“ — am Ende aber doch ermüdet und verwirrt durch die unruhige, unzufriedene, leidende Wirklichkeit, die selbst er mit seinem heroisch vertretenen, eklektisch-friedlichen Bildungsideal zwar für den Augenblick beglücken, aber nicht für die Dauer erlösen konnte.

Der Kaisergott als Erlöser, als Bringer des Kaiserfriedens — das war eine geläufige Vorstellung der Zeit; das Pantheon in Rom versinnbildlicht sie: das Allumfassende, von der Kuppel Bezwangene, das

Vielerlei, gebannt im Monotheismus der Monarchie. Antoninus Pius, der grossbürgerliche Senator mit dem gesunden Menschenverstand, kam dieser imperialen Idee vielleicht am nächsten; über seiner Regierung liegt der warme Schimmer eines gesättigt schönen Herbstabends; Mark Aurel, sein Neffe und Nachfolger, war eine besinnliche Natur, mehr Mann des Gedankens als der Tat, und musste sich nun, widerwillig, aber gefasst, gegen die Parther, die Britannier, und vor allem die auf die Donauposition vordringenden Markomanen, Quaden und slawischen Sarmaten durchschlagen, zuletzt sogar von häuslicher Untreue und Empörung bedroht. Sein Tod schloss die goldene Zeit der „guten Kaiser“ ab — kein Römer und Rom selbst nicht konnte sie vergessen. Sie wirkte sagenhaft nach, als ewiges Vorbild.

Commodus, Marc Aurels Sohn, war Narr und Wüstling zugleich, schlimmer als Nero. Dieser Gladiatorenaffe musste schliesslich erwürgt werden, der Senat verfluchte ihn als Feind der Götter und des Vaterlandes. Prätorianer, Gardeoffiziere und Provinzlegionen wetteiferten nun in der Proklamierung von Kaisern: der Afrikaner Septimius Severus ging aus dem Wirrwarr hervor, ein derber Säbelheld, dem alles Altrömische zuwider war, der die Prätorianer auflöste und eine neue, nur aus Provinzialen zusammengesetzte, also unitalische Kaisergarde schuf; mit ihm beginnt die entscheidende Wendung zur orientalisches stilisierten Militärherrschaft; sein Sohn Caracalla gab allen freien Reichsangehörigen in den Provinzen das römische Bürgerrecht (212 n. Chr.). Caracalla, nach seiner gallischen Kapuze so genannt, brachte das Kaisertum am Tiefsten herunter: ein blutrünstiger Unhold, wild und hinterlistig, abergläubisch bis zum Blödsinn, Militärkomödiant, unfähig zu irgend einer ernsten Tat, abhängig schliesslich von den kaiserlichen Frauen, seiner Grossmutter, seiner Mutter und ihrer Schwester, die er quälte und unglücklich machte — jenen syrischen Kaiserinnen, die einen Serail geistsprühender Männer um sich scharten und in die nach Caracalla genannten römischen Thermen sultanischen Badeprunk verpflanzten. Der Orient flutete über Rom: die syrischen Kaiserinnen machten ihren Abkömmling Elagabal, den Erbpriester des Sonnengottes, zum Kaiser, einen vierzehnjährigen Jungen voll frühreifer mystisch-sinnlicher Koketterie, der durch den hemmungslosen Rausch öffentlich betriebener widerlicher Orgien den Ritus seines Götzen zur römischen Staats- und Weltreligion zu heiligen versuchte. Sein Vetter und Nachfolger Severus Alexander reifte nie zu männlicher Selbständigkeit. Die Dynastie des Septimus Severus erstickte in Untat, Grauen und Blutrausch. Nun kam die Zeit der Soldatenkaiser: das Heer stellte diese Führer auf und beseitigte sie wieder — das Heer, das aber auch

keine Einheit war, sondern aus wetteifernden Gruppen bestand, verschiedenartig vor allem durch die ethnische Zusammensetzung. Spanier, Afrikaner und Syrer waren nun schon Kaiser gewesen, jetzt kamen ein Thraker germanischer Herkunft (Maximus), ein Araber, mehrere Illyrier auf den Thron. Auch der Senat setzte Kaiser ein; eine Zeitlang sah es so aus, als werde sich Gallien mit Spanien und Britannien selbständig machen. Der Limes hielt den anstürmenden Franken nicht mehr stand. In Griechenland erschienen die Heruler. An der Stelle des Partherreiches entwickelte sich das neupersische Reich unter den Sassaniden zum furchtbarsten Feinde des Imperiums — es beanspruchte in Erinnerung an das Altpersertum die Herrschaft bis zur Küste des Mittelmeers. Auf einem Kongress der Magier wurde die alte Feuerreligion wiederhergestellt. Dieses Reich wurde ein Mittelpunkt ritterlicher Kultur. Es entwickelte zuerst das Turnier und das Minnewesen. Wirtschaftlich war es aufgebaut auf gemilderter Hörigkeit; geistig wurde es der hervorragendste Bezirk lebensfroher Toleranz, eine Heimstätte für vertriebene griechische Gelehrte.

Es waren für das Imperium Jahrzehnte voll Not, Bitternis und Blutvergiessen. Alle Sicherheit schien weggenommen, Rom selbst fühlte sich bedroht — Kaiser Aurelian schützte es durch eine neue Mauer. Gerade diese notwendige Abwehr brachte aber noch einmal ein römisches Soldatenbewusstsein hervor, getragen von ungebildeten Landsknechten, mit allerhand abergläubisch-religiösen Elementen vermischt, aber doch willens, uralte römische Überlieferung, den Glauben an Mars, Jupiter und Herkules zum Zwecke der Selbstbehauptung wieder lebendig werden zu lassen. Fanatisch und patriotisch, tapfer und grob, so gebärdete sich diese „Virtus“ (Mannestugend) der Soldatenkaiser als Retterin des Reiches; es passte nur allzugut dazu, dass einer von ihnen, Decius, die erste grosse systematische Christenverfolgung veranstaltete, und dass der bedeutendste, Aurelian, den Reichskult des unbesiegtten Sonnengottes einführte; er selbst bezeichnete sich als den zum Herrscher geborenen Gott. Säbel, Herrschaft, Glauben sollten so dem Einen dienen, das Alles umfasste.

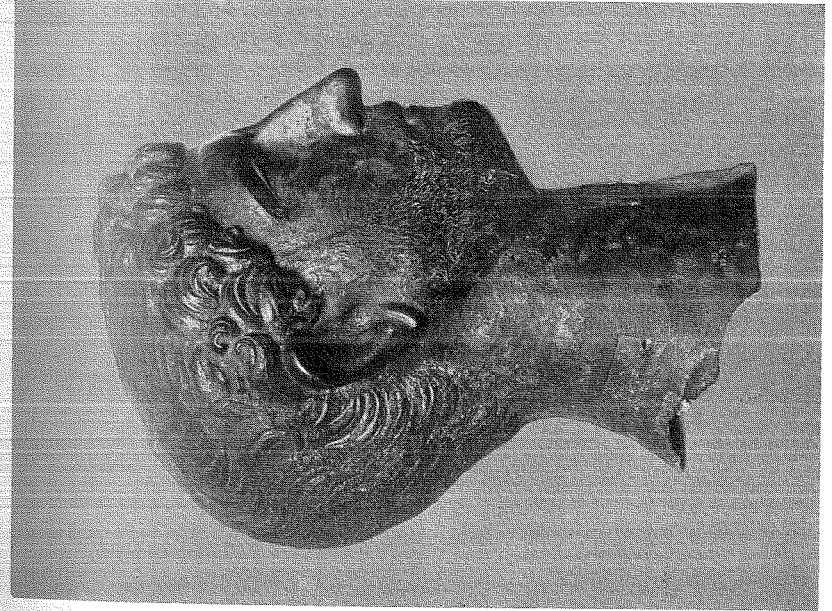
Wirkliche Rettung aus dem Chaos brachte erst Diokletian; ein roher, harter, abergläubischer Dalmatiner, rücksichtslos durchgreifend als Feldherr und Organisator; er gewann sich energische Gehilfen als Mitkaiser und Cäsaren, warf alle sonstigen Usurpatoren nieder, machte sich zum Dominus im östlichen Stile, sicherte die Grenzen und richtete neue kleinere Provinzen ein, die zu grösseren Einheiten, den Diözesen, zusammengefasst wurden. Das Heer wurde stark vermehrt und ganz neu aufgebaut; es zerfiel in Grenztruppen und in

das vom Kaiser selbst befehligte Feldheer, das überall eingesetzt wurde, wo Gefahr drohte. Das Wichtigste war die entschlossene Rückkehr zu naturalwirtschaftlichen Formen. Ein leistungsfähiges kapitalistisches System für das gesamte Imperium hatte sich nicht entwickeln können; in keinem Punkte hatte es so versagt wie in diesem. Italien hatte seine Luxuseinfuhr mit den aus den Provinzen gepressten Tributen bezahlt — nun hörte beides auf. Die Edelmetallproduktion nahm überhaupt ab, der kaufmännisch entwickeltere und gewandtere Osten zog alles Edelmetall stark an sich, es entstand Mangel an absoluten Werten, der Staat half sich durch Münzverschlechterung. Die Geldentwertung liess die Preise emporschnellen und machte die öffentlichen Lasten untragbar. Während sich der Osten geldwirtschaftlich noch mühsam halten konnte, brach der Westen einfach zusammen: der Grossgrundbesitz hatte immer weiter sinkende Einnahmen, einen ländlichen Mittelstand hatte die staatliche Bevormundung nicht aufkommen lassen, die Kolonen zogen aus dem Land nur soviel, dass sie selbst nicht verhungerten, Verarmung und Verödung zeigten sich überall, befördert noch durch die wiederholt auftretende Pestepidemie. Nun setzte eine verzweifelte Flucht aufs Land ein. Diokletian versuchte durch staatlich aufgezwungene Höchstpreise zu helfen, denen feste Lohnordnungen für Soldaten, Beamte u.s.w. entsprachen. Viel schaffte das kaum. Es blieb nichts anderes übrig, als im Westen, auch in dem privilegierten Italien, Naturalsteuern einzuführen und Naturalbezüge zu vergeben: eine entscheidende Wendung, die den Auseinanderfall des Reiches zur unausbleiblichen Folge gehabt hat. Stadtwirtschaft, feudaler Grundbesitz, selbständiger Handel und unabhängiges Handwerk mussten sich in den eisernen Apparat der verordnenden und gütervertreibenden Militärbürokratie einfügen. Das kaiserliche Haus beherrschte jetzt unumschränkt Wirtschaft, Armee, Beamtenschaft und — Glauben.

Eine solche, tief die ganze leibliche Existenz der Untertanen anpackende Neuordnung war besonders günstig für die christliche Kirche. Sie bot ja Halt und Trost jedem, der das brauchen konnte; Verfolgungen vermehrten nur die Zahl der Anhänger; von Stadt zu Stadt schlang sich das Band, die Organisation der Gemeinden entwickelte sich ganz nach dem Muster der staatlichen Neuordnung und bot manchem Geltungsbedürftigen den sonst versagten Einfluss, die Kirche wuchs in die Provinzen und „Diözesen“ hinein, an dem allumfassenden, „katholischen“ Reich wurde sie selbst — katholisch. Überall gab es nun Christen, unter Offizieren, Beamten, am kaiserlichen Hofe, besonders unter den Frauen; das Christentum beanspruchte Duldung und sah deshalb praktisch manches nach, wenn



Caracalla-Büste
(188-217 n. Chr.) British Museum, London



Kaiser Hadrian
Kopf einer Statue in der Themse gefunden.
British Museum, London

es auch in seiner heiligen Sache immer unnachgiebig blieb. Alles in allem war diese christliche Kirche jetzt schon eine so mächtige Organisation, dass das Kaisertum an einer Auseinandersetzung nicht vorbeigehen konnte. Widerwillig liess sich der greise Diokletian dazu bestimmen, die Christen aus dem Heere und den Ämtern zu entfernen, ihre Kirchen zu zerstören und ihre Bücher zu verbrennen; schliesslich wurden auch die Bischöfe verhaftet und alle Gläubigen, die das Kaiseropfer verweigerten, hingerichtet. Die Henker wüteten scheusslich; manche Christen wurden schwach — die meisten aber drängten sich zum Opfertod als dem schnellsten, sichersten Wege zur ewigen Seligkeit.

Gerade das Martyrium vervielfältigte das christliche Urerlebnis, es bestätigte und vertiefte die Heilslehre. Durch zwei Momente blieb aber das Christentum allen seinen Konkurrenten überlegen: durch die Entwicklung und Organisation eines mächtigen Priesterstandes und durch das Vorbild seines zum Weltgott erhöhten, mit allen kaiserlichen Heilandsprädikaten ausgestatteten Stifters. Das Priestertum, das sowohl jüdische wie heidnische Züge übernahm, beanspruchte durch die massive Handhabung der Sakramente unmittelbaren Einfluss auf alles Irdische und Diesseitige; es liess manchen heidnischen Gott als Heiligen weiterleben, verwandelte Tempel in Kirchen, deutete Bräuche um und befriedigte durch farbig gemischten Bilder- und Reliquienkult die primitiven Bedürfnisse nach handgreiflichem Zauberwesen und Opferdienst. Wenn die heidnische Philosophie noch einmal in der wundersüchtigen, poetischen Weisheit des göttlichen Zauberers Plotin den Versuch machte, die prophetische Mystik ihrer Weltanschauung als einen schöpferisch tiefsinnigen Gegenwartswert durchzusetzen, wenn der Perser Mani als Neubegründer seiner von Zarathustra abstammenden dualistisch-asketischen Erlösungslehre den Kreuzestod erlitt und seine Anhänger, die Manichäer, im ganzen Orient die Kunde von ihm verbreiteten — so haben die christlichen Kirchenväter und Theologen gegenüber alledem die Person und die Opfertat Christi als einen Tatbestand von einfacher Grossartigkeit mit Energie und Exklusivität zu behaupten gewusst, weil sie alle Überwindung des Bösen, alles Logoschicksal, alle Emanation, alles erlösende Martyrium als wesentlich, ursprünglich und entscheidend christlich nachwiesen. Es störte sie dabei wenig, dass diese in der Trinitätslehre gipfelnde Dogmatik, die zugleich eine Intellektualisierung und Hierarchisierung bedeutete, von dem ethischen Grundgehalt der Lehre oftmals abführen mochte. Schon flüchteten sich ja die Ernstesten mit ihrer seelischen Not in die Askese, in die Überweltlichkeit, die weltflüchtige Absage des gottgeweihten Kloster- und Einsiedlerwesens. Die



Standbild eines Bodhisattva

Louvre, Paris

Photo Giraudon

Weltgeistlichen liessen sie gewähren. Sie taten nach ihrer Meinung genug und taten wirklich viel, wenn sie in einer Zeit der Heim-suchung durch Armut und Krankheit die Wohltätigkeit und Fürsorge mit Entschlossenheit in die Hand nahmen. Diese frohe Tat-, Hilfs- und Werkbereitschaft, diese positive Betätigung des Liebesgedankens hat der christlichen Kirche entscheidend geholfen. Das darf man nicht vergessen, wenn man die weniger erbauliche Kunde von den Dogmenstreitigkeiten vernimmt. Die ganze eitele, wissensgierige Beflissenheit griechischer Dispute und orientalischer Geheimnisdeuterei ging ja jetzt auf die spekulativen Haarspaltereien der christlichen Theologie über: nicht die Lehre des Arius, sondern die des Athanasius gewann zuletzt den Sieg: dass nämlich Christus eine gottgleiche Natur gehabt habe. Damit war seine unbedingte Überlegenheit über alle sonstigen Weisen, Lehrer, Sektierer und Märtyrer erstritten; — gegenüber dem heidnischen Gottkaisertum bedurfte man notwendig eines solchen Himmelskaisertums Christi. Die erste Entscheidung über diesen Lehrstreit und nicht nur über ihn brachte auf dem Konzil von Nicaea (325) ganz persönlich Diokletians grösserer Nachfolger Konstantin zustande.

Diokletian hatte sich, mit der ernsten Gelassenheit und Würde eines Altrömers das Kaisertum absichtsvoll zeitlich beschränkend, nach seiner Heimat Spalato zurückgezogen und die Sprengel des umgebauten Reiches eifersüchtigen Augusti und Cäsaren überlassen. Aus ihren langwierigen Rivalitätskämpfen ging schliesslich Konstantin hervor, der sich und seinen Sieg als Werkzeug und Wille der Gottheit betrachtete, jener Gottheit von neutraler Blässe, an die dieser religiös indifferente Heliosjünger allein zu glauben vermochte: aber er arbeitete, als ein kluger Kenner und Verehrer geschichtlicher Wirklichkeit, in enger Verbundenheit mit der christlichen Kirche; ihr Kreuz wurde dem naiven Landsknechte, der auch noch in ihm steckte, ein willkommener Siegesfetisch. Schon sein Vater Konstantius Chlorus hatte als Unterkaiser die diokletianische Christenverfolgung möglichst gemildert. Der Sohn Konstantin war nun, durch seine Kreuzesvision in der Entscheidungsschlacht erschüttert und gestärkt, zum Alleinherrn geworden. Aber bis zu seiner Todesstunde, die auch seine Taufstunde war, gehörte Konstantin, im Interesse endgültiger Sündenvergebung und der Unabhängigkeit vom Priestertum, der christlichen Kirche nur als „Hörer“ an (es war Gewohnheit, die Heiden im Vorhof die Verlesung des Evangeliums mit anhören, nicht aber an der Messe teilnehmen zu lassen). Konstantin brauchte zur Vollendung seines staatsmännischen Werkes den wohlgefühten Bau dieser weltklug gewordenen Bischofskirche, deren Haupt natürlich er selbst sein musste: sie, die das Reich zu erschlagen gedroht

hatte, sollte nun mithelfen, es wieder zusammenzufügen, und sie tat es gerne. Der Cäsaropapismus kündigt sich an. *Ein Reich, ein Kaiser, eine Kirche, ein Gott!* Konstantins Kaisertum bedeutete die Vollendung einer zugleich weltlichen und geistlichen Autokratie: des Kaisers Wille ist direkte und alleinige Quelle des Rechtes, die zivile Verwaltung wird von dem Militärkommando völlig getrennt, die Provinzen werden durch besondere Vertrauensleute des Kaisers regelmässig besichtigt; schon Diokletian hatte ein steifes Hofzeremoniell eingeführt, mit prunkender Kleidung, fein abgestimmten Titulaturen, einem Heer von Schranzen — die Person des obersten Herrn und Herrschers verschwand dahinter in übermenschlicher Ferne. Das alles vollendete Konstantin. Er besass vier verschiedene Kanzleien für die Reichsregierung, für Kabinettsbefehle, für auswärtige Politik, für Justiz und Verwaltung. Die Beamtschaft wechselte oft, sie produzierte unendlich viel Akten, die Archive schwellen an. Sogar die Advokaten vor Gericht waren beamtet. Es entstand eine sorgfältig beaufsichtigte, innerlich starre, ganz von Gnade und kaiserlicher Macht abhängige, durch harte Strafen eingeschüchterte Gesellschaft.

Konstantin war persönlich eine kalte, höhnische, schwer zu durchschauende, im Innersten vielleicht unsichere Natur, die keinen Wortbruch und keine Schandtat scheute — sympathisch noch am ehesten durch seine Rastlosigkeit. Schaffen, Befehlen, Bauen — das war seine eigentliche Leidenschaft. Er presste sich das Geld, das er brauchte, rücksichtslos zusammen und verschwendete es, besonders im Alter, bedenkenlos. Wie manchen heidnischen Tempel hat er aus Geldnot geplündert, die Laterankirche hat er verschwenderisch ausgestattet; aber trotz seiner nahen Verbindung mit dem Christengott baute er auch wieder bis zum Schlusse heidnische Tempel auf, denn mit den alten Göttern mochte er es doch nicht ganz verderben. Seine unsterbliche Hinterlassenschaft wurde nun die Stadt, die seinen Namen in alle Zukunft trug — Konstantinopel: diese Gründung symbolisiert die Absage an Rom, und damit das tiefste Wesen dieses revolutionären kaiserlichen Werkes. Rom mit seinem Senate, seinem Forum, seinen alten Tempeln, seiner immer noch irgendwie republikanisch-patrizierhaften Haltung, Rom, die erlahmende, heruntergekommene Hauptstadt des absteigenden Westens war für einen Konstantin nicht mehr als Residenz zu brauchen. Der Osten hatte Rom besiegt, politisch, wirtschaftlich, geistig-religiös. Konstantinopel war mehr als eine Städtegründung — es bedeutete ein Bekenntnis, ein Programm. An dieser altbesiedelten Stelle, unmittelbar benachbart dem illyrischen Mutterboden der letzten Kaisergeschlechter, entwickelte sich der griechische Völkerbrückenkopf Byzanz zu einer Land- und See-

festung, zu einem Markte beider Welten, zu einem Reichsmittelpunkt von einziger Kraft, von betäubender Schönheit, in der Anlage der Strassen und den öffentlichen Bauten zunächst eine verwegene prunkende Kopie des alten Rom, gemeint als ein neues, jüngeres, zukunftsvolleres, meerverbundenenes Rom, durch rücksichtslosen Kunstraub ausgestattet, bald aber ganz persönlich und schicksalhaft geprägt: auf Befehl des Christengottes, so erklärte Konstantin, habe er Konstantinopel gegründet — er weihte aber die Stadt der antiken Schicksalsgöttin Tyche! Er blieb eben bis zuletzt der Pontifex Maximus für die Heiden sogut wie für die Christen. Er baute die Apostelkirche und widmete der Weisheit, der Sophia, ihren berühmtesten Tempel.

Christentum und Weltreichsgedanke hatten sich gefunden. Konstantin hat aber auch in folgenschwerer Weise das Germanentum mit dem Reichsgedanken zusammengebracht. Er machte das Heer ganz germanisch; nicht nur die Truppenmasse, bei ihr überwogen ja schon lange die verschiedenartigsten „Barbaren“; die hohen Kommandostellen wurden von Konstantin jetzt an vornehme Germanen gegeben. Es gab kein römisches Reich des Augustus mehr. Ostrom war entstanden: das absolutistische byzantinische Reich mit seiner christlichen Reichskirche, von den Germanen verteidigt, von den Germanen bedroht.

10. GERMANISCHE HERRSCHAFTS-GRÜNDUNGEN. BYZANZ.

10. GERMANISCHE HERRSCHAFTS-GRÜNDUNGEN. BYZANZ.

Das Prinzip der Erbfolge durch Blutsverwandtschaft und das Prinzip der freien Auswahl des Nachfolgers nach Befähigung haben in der Geschichte des römischen Kaisertums ständig abgewechselt. Beide Prinzipien besaßen Nachteile; und die Nachteile des einen liessen die Vorteile des anderen zu Tage treten. Der blutsverwandte Thronerbe, womöglich gar der Sohn eines grossen Vaters, begann die Regierung mit einer Autorität, die dem frei gewählten Thronfolger auch durch das Mittel der Adoption nicht zu verleihen war. Besass dieser freilich Kraft und Fähigkeit und — Zeit genug, so konnte er schnell an Ruhm und Geltung einen Erben übertreffen, der, oftmals entartet und durch den enttäuschten Anspruch der jüngeren Generation belastet, mit vergeblichem Eigensinn gegen den Schatten väterlicher Überlegenheit ankämpfte. Je mehr sich im römischen Reiche die absolute Militärmonarchie entwickelte, desto bedeutsamer wurde die Frage der Erbfolge. Sobald aber Dynastien sich durchgesetzt hatten — die Erfahrung hatte es gelehrt — rotteten sie sich selbst durch Verwandtenmord wieder aus. Das Erblichkeitsprinzip war gewissermassen gemildert und eingeschränkt durch die blutgierige Eifersucht der Anwärter. Eben dadurch stiegen aber wieder die Aussichten von Begründern neuer Herrscherhäuser. Man kann also nicht sagen, dass das Staatswesen an Stetigkeit gewonnen habe durch den dynastischen Erbfolgegedanken.

Das weltgeschichtliche Bündnis, das der grosse Konstantin zwischen dem römischen Reich und der christlichen Kirche schloss, wurde ihm gedankt durch die Heiligsprechung; dieses neugeformte, durchorganisierte und gefestigte Reich war aber durch seinen Tod denselben irdischen Sorgen und Gefahren preisgegeben wie früher. Drei Söhne stritten sich um den Erbanteil; Usurpatoren benützten die Wirren für eigenen Anspruch; der frühe Tod des übriggebliebenen und

schliesslich siegreichen Sohnes Konstantin II. überliess das Reich einem Neffen Kaiser Konstantins — Julian, den die Historie mit dem Beinamen Apostata brandmarkte, weil er noch einmal das Christentum zurückzudrängen, das Heidentum zu beleben versuchte. Julian war Neuplatoniker und verlangte auch vom Christentum gerade das, was es nicht bieten konnte — Toleranz. Die heidnischen Tempel wurden wieder geöffnet, der heidnische Schulunterricht hergestellt, auf dem Lande überwog das Heidentum noch erheblich, das Christentum war städtisch, es hatte sich von Stadt zu Stadt fortgepflanzt; blutig verfolgt wurde das Christentum aber jetzt nicht. Julian dachte auch daran, das Judentum als Nation in seiner alten Heimat wieder einzupflanzen; er war durchaus kein Romantiker, sondern ein sehr anständiger, schlichter, sauberer Mensch, allem höfischen Prunk und Intrigenwesen feindlich, als Feldherr und Verwaltungsmann hochbegabt, persönlich anspruchslos, in der Haltung salopp, begrenzt freilich durch eine gewisse eitle Neigung zum Reden: also ein beinahe grosser Mann, der als Zweiunddreissigjähriger im Kampf gegen die Perser fiel und so zur wirklich kaiserlichen Tat gar nicht gekommen ist.

Die neue valentinianische Dynastie war wieder soldatenkaiserlich; durch die Verwandtschaft mit ihr kam Theodosius auf. Alle diese Kaiser waren entschlossen christlich, die Valentinianer in der Art Konstantins, Theodosius ein christliches Gegenstück zu Julian, bemüht um Gerechtigkeit und um ethische Lebensauffassung. Das Christentum selbst war jetzt kein politisches Problem mehr; grossartige Kirchenbauten erhoben sich überall, Goldmosaik schmückten die Apsiden und Triumphbögen, eine neue Kunstübung setzte sich durch: befangen, eckig, archaisch, voll starken, seelischen Gehalts, allem intellektuellen Virtuositentum feind, entschlossen, kindlich-wahrhaftiger Ausdruck eines Glaubens zu sein. Das Heidentum wurde stiller und resignierter; es gab jetzt Tempelzerstörungen und heidnische Märtyrer. Eine wortreiche und salbungsvolle fromme Schriftstellerei entstand; der Dogmenstreit riss nicht ab, es entwickelte sich hingebender Wetteifer um den Geruch der Heiligkeit.

Der grösste Lehrer der Christenheit aber wurde Augustinus, der, selbst geläutert durch das Erlebnis und die Überwindung aller grossen Zeitströmungen, der Kirche den Weg wies in eine entfernte Zukunft; hätte die Kirche nur mehr auf diesen mächtigsten Geist der Spätantike und auf seine Mahnung zur Versöhnlichkeit und zum Frieden gehört! Den Widerspruch zwischen dem Wesen der jungen germanischen und slawischen Völker einerseits — und dem Christentum als einer resignierenden Lebensform des sterbenden Imperiums andererseits hat Augustin als erster begriffen.

Dies christlich werdende, durch die Kirche zusammengehaltene Reich stand ja mitten in einer Wandlung von schicksalhafter Grösse — sie hatte sich lange vorbereitet und vollzog sich jetzt mit erschütternden Schlägen: alles Überkommene, alle Kraft der Einzelpersonlichkeit wurde klein und müde an so übermenschlichem Geschehen. Wir wissen, wie sich die römische Armee und infolgedessen die Einwohnerschaft der Grenzprovinzen mehr und mehr germanisierte. Dieser Prozess hätte sich in den nun einmal üblich gewordenen Formen noch einige Menschenalter weiter vollziehen können, wenn nicht die ganze germanische Welt durch den Einfall der Hunnen in Aufruhr geraten wäre.

Aus dem Innern Asiens kommt dies Steppenvolk — mongolischer Art, das erste, das von dort Vernichtung und Brand nach Europa trug: Reiter und Pferd sind wie *ein* zentaures Wesen, beide kleinwüchsig und zottig, bei all dieser Unscheinbarkeit zähe — eine unstet schweifende Nomadenhorde, blut- und beutegierig, besser gesagt ein Bündel von Horden, unter sich uneinig, jede auf grössten Gewinn bedacht, leicht zu trennen und gegeneinander zu verwenden, aber widerspenstig, unzuverlässig, und immer doch zueinander hingezogen: alles in allem, eine Volksmasse von grossen militärischen Qualitäten, beweglich, anspruchslos, aufopferungsfähig, erst später durch den mächtigen Attila zu einer Herrschicht von zeitweiliger Sesshaftigkeit erzogen und bezwungen.

Die germanischen Stämme hatten sich seit dem ersten nachchristlichen Jahrhundert zu grösseren Herrschaftsgruppen zusammengefügt, die man mit dem Begriffe „Reich“ staatlich wohl etwas überschätzt: es waren lockere Gebilde mit wechselnden Heerkönigen, auf Eroberung und Versklavung aufgebaut und zu neuen Unternehmungen gleicher Art stets bereit. Alemannen, Franken, Goten mussten von den römischen Reichsgrenzen immer wieder zurückgedrängt werden; fürchterlich war der Goteneinfall in die griechische Reichshälfte im dritten Jahrhundert. Es war ein günstiger Umstand, dass die Germanenstämme sich auch untereinander erbittert bekämpften. Der Völkersturm der Hunnen schuf nun eine völlig neue Lage. Ergriffen wurden zuerst die Alanen, dann die grosse Ostgotenherrschaft, die sich von Finnland bis zum schwarzen Meer erstreckt haben soll, dann die Westgoten, die in der Moldau und Walachei sassen; so zitterte der Stoss weiter und liess das römische Reich tief erbeben. Man siedelte die flüchtigen Stämme in Thrakien an, sie empörten sich unter den Schikanen der kaiserlichen Beamten. Kaiser Valens verlor Schlacht und Leben bei Adrianopel. Theodosius nahm dann die Goten als Verbündete in den Reichsverband auf, in aller Form, sie bekamen Land und Abgabefreiheit, eigene Recht-

sprechung und Verwaltung; dafür sicherten sie dem Kaiser Heeresfolge zu. Diese Goten waren Christen, dank vor allem der Missionstätigkeit jenes Wulfila, der auch die Bibel ins Gotische übersetzt hat: Christen, überwiegend der arianischen Richtung, die sich auch in Ostrom bis zum Tode des Kaisers Valens hielt. Dass sich zu den Rasse- und Kulturgegensätzen zwischen eindringendem Germanentum und der vorhandenen Bevölkerung nun auch noch dieser konfessionelle Gegensatz gesellte, war von der grössten geschichtlichen Tragweite. Der Arianismus wirkte eine gute Zeit lang als germanische Nationalreligion. Er sättigte sich mit altüberliefertem Brauch und brachte so eine Art von geistiger Einheit zustande, der aber politisch nichts Ebenbürtiges entsprach.

Konstantinopel, das Kaisertum, der Reichsgedanke berauschte diese Goten: sie heirateten Römerinnen, erhielten hohe Stellen, zeigten sich gelehrig und bildsam. Der alte Vermischungsprozess griff von den unteren Schichten bis in die höchsten. Der Vandale Stilicho wurde der Schwiegenerneffe des Kaisers Theodosius und der treue Fürsorger der beiden noch unmündigen Thronfolger Arkadius und Honorius, die die Ost- und Westhälfte des Reiches übernahmen. Das war und blieb eine Schattenregierung: ganz andere Mächte entschieden jetzt. Ostrom und Westrom, die nun zeitweise sogar kriegerisch einander gegenüberstanden, blieben rechtlich und der Idee nach immer eine untrennbare Einheit; da der ältere Bruder Arkadius Konstantinopel als Residenz erhalten hatte, schien die Überlegenheit von Ostrom damit entschieden zu sein. Byzanz hat den Anspruch darauf, Hauptstadt des Gesamtreiches zu sein, niemals aufgegeben. Deshalb ist auch das sogenannte Ende des weströmischen Reiches ein so bedeutungsloses Datum: nach byzantinischer Auffassung waren die letzten weströmischen Kaiser immer nachgeordnet: wenn dieses Teilkaisertum aufhörte, bestand das übergeordnete oströmische eben weiter als die oberste weltlich-geistliche Macht.

Den Konflikt zwischen Westrom und Ostrom benutzte der westgotische Fürst Alarich, der als römischer Offizier zu Kriegserfahrung gekommen war und nun gegen gutes Geld und Beute mit seinen Volksgenossen ein saftiges Kondottiereleben führte; abwechselnd in ost- und weströmischem Dienst, ungebärdig und wortbrüchig, so wurde dieser zum Herzog und dann zum König gekürte Heerführer der erste, der nach Griechenlands Brandschatzung und nach wiederholten Erpressungen Rom selbst plünderte und ausraubte. Es mag ganz richtig sein, dass die Goten wie auch später die Vandalen zu einer wirklichen Zerstörung der antiken Bauwerke weder die technischen Mittel noch die Musse hatten. Erst das Erdbeben von 801 hat die grossen Bauwerke Roms zertrümmert. Es kam den germani-

schen Heervölkern ja auch vor allem auf Gold und Kostbarkeiten, seidene Gewänder und Gewürze an. Geschont wurden nur die christlichen Kirchen, — während man die heidnischen Tempel, besonders den in Eleusis, mit besonderer Gründlichkeit heimsuchte. Irgend eine ernstere politische Idee ist bei Alarich nicht wahrzunehmen; er benutzte ohne Hemmung jede vorhandene Gelegenheit, sich und den Seinen Schätze zu sichern. Begreiflich genug, dass dieser rohe Einsatz barbarischer körperlicher Kraft alles, was es noch an römischem Selbstbewusstsein gab, aufs äusserste aufstachelte; es entwickelte sich ein wahrer Germanenhass, dem die vornehme Persönlichkeit Stilichos sinnlos zum Opfer fiel, und der unter anderem eine scheussliche Niedermetzlung germanischer Soldatenfrauen und Kinder hervorrief. Es gab sogar manche, die all dies Elend auf die Vernachlässigung der alten Heidengötter zurückführten. Nach Stilichos Tode war niemand mehr da, der die Grenzen des Westreiches geschützt hätte. Sächsische Seefahrer überfielen Britannien und machten in jahrhundertelangen Kämpfen die Insel englisch, Vandalen und Sueben kamen nach Gallien und Spanien, die Burgunder zogen von der Ostsee zum Rhein, wo sie von den Römern Land bekamen, und fielen gleichfalls in Gallien ein, die Westgoten zogen unter Alarichs Nachfolger nach dem südlichen Gallien, dann weiter nach Spanien; die Vandalen, vielfach gemischt mit den sarmatischen Alanen, die teilweise mit ihnen zogen, besetzten unter ihrem König Geiserich die römische Provinz Afrika und bedrohten Sizilien. Alle diese Ereignisse, die sich in ein paar knappe Sätze zusammenfassen lassen, bedeuteten nach den Jahrhunderten der römischen Reichsgeschichte etwas Ungeheuerliches: die Erschütterung aller überkommenen Autoritäten, Herrschafts- und Wirtschaftsformen, die ruckweise Überantwortung aller wichtigen Stellen, aller wertvollen Besitztümer an die neue germanische Herrenkaste, die unbedenkliche Beseitigung mancher Widerstrebenden, die Verschmelzung und Einbeziehung eben fügen, es liess sich ungern sinnlos totschiagen, zog vielmehr vor, mit den neuen Herren in einem leidlichen Verhältnis weiterzuleben, sie zu schulmeistern, ihre Seelsorge zu treiben, ihnen Manieren, Handfertigkeiten und Künste beizubringen, sie durch Abgabe von Land, Vieh und Früchten zu beruhigen und sie als Händler womöglich tüchtig übers Ohr zu hauen. Es wäre falsch, sich die sogenannte Völkerwanderungszeit als eine ununterbrochene Orgie von Blutrausch, Vergewaltigung und Vernichtung vorzustellen; der passive Widerstand der eingesessenen Bevölkerung war vielmehr recht erheblich. Die Germanenstämme waren weder an Volkszahl gross genug, noch hatten sie ausreichende Selbstzucht, um sich gegenüber

der Intelligenz, dem Raffinement, der Kulturtradition und dem inneren Zusammenhalt der „Römer“ rein und stark zu erhalten. Die Germanen führten ein hemmungsloses Herrenleben, viele verlumpeten und versumpften, die Behaglichkeit und die Genüsse des Südens brachten sie aus dem Gleichgewicht. Hier liegt einer der Gründe für den kurzen Bestand der meisten germanischen Herrschaftsgründungen auf altrömischem Reichsgebiet. Technik und Erfahrung des Regierens wollten erst gelernt sein; am dauerhaftesten blieb die Auffüllung und Aufmischung der Bevölkerung selbst. Bodenbesitz und Bodenverteilung, geregelt nach den auf die Germanensiedlung angewandten römischen Einquartierungsgesetzen, wurden nun ganz und gar entscheidend für den neuen Gesellschaftsaufbau.

Zum zweiten Male wurde Rom mit furchtbarer Gründlichkeit von den Vandalen geplündert — ihr König Geiserich behauptete bis zu seinem Tode im hohen Greisenalter (477 n. Chr.) die Herrschaft im westlichen Mittelmeer und zerriss dadurch unwiederbringlich die jahrhundertalte Einheit der Mittelmeerwelt. In dieser wilden und bunten Übergangszeit hing ja alles an der persönlichen Bedeutung der hochgekommenen Führer. Geiserich war ein verschlagener Seefahrerkönig, der eine schroff absolutistische Monarchie begründete und nach Erstgeburtsrecht vererbte. Dies war ein ganz alleinstehender Fall in der germanischen Welt. Mächtiger als alle germanischen Herrschaftsgründungen, mächtiger als Ost- und Westrom war das Hunnenreich unter Attila, das vom schwarzen Meer bis nach Süddeutschland reichte und viele germanische Stämme militärisch verwendete. Der oströmische Kaiser musste den Barbarenkönig durch Geldzahlungen und die Hand einer Prinzessin beschwichtigen; in der Schlacht auf den katalaunischen Feldern, in der Champagne, wurde dem Vordringen der Hunnen im Westreich Halt geboten, von ihrem alten Parteigänger, dem römischen Generalissimus Aetius, natürlich auch durch germanische Hilfsvölker, Burgunder, Franken, Sachsen, Westgoten. Die Völkerschlacht war für keine Partei ein Sieg; Attila unternahm einen Plünderungszug nach Italien, schonte aber Rom und zog zurück nach Osten, zum Schutz der gefährdeten Grenzen. Er starb plötzlich am Blutsturz in seiner allerletzten Hochzeitsnacht, die er mit einer germanischen Prinzessin feierte (453). Sein Andenken lebt fort, in der Sage und im grossen deutschen Epos; das Reich der „Gottesgeissel“ zerfiel nach seinem Tode — geschichtlich war der Hunnensturm überaus folgenreich; er beförderte die germanische Zersplitterung und hinderte eine gesunde Verbindung zwischen Westrom und dem Germanentum, die damals möglich gewesen wäre und das Reich Karls des Grossen vorweggenommen hätte.

So sehen wir überall nur Teilherrschaften: Westgoten und Sueben in Spanien, übergreifend nach Südfrankreich, die Franken im Westen und Norden Galliens, die Burgunder im Südosten, die Sachsen im heutigen Niedersachsen und Dänemark, die Thüringer in Mitteleuropa, die Alemannen am Oberrhein, die Langobarden und Gepiden in Mähren und Ungarn; östlich der Elbe und tief nach Süddeutschland waren aber bereits slawische Völker vorgestossen. Was sollte aus Italien werden? Seit dem Vandalensturm war das geschütztere Ravenna die neue Hauptstadt: ein Schattenkaiser folgte dem anderen, Kaisermacher waren germanische Heerführer. Einer der bedeutendsten wurde der Rugier Odowakar, der seinem aus den verschiedensten Stämmen zusammengewürfelten Volkshaufen das gewünschte Bodendrittel, dem römischen Einquartierungsgesetz entsprechend, verschaffte und, als „patricius“ von Ostrom anerkannt, dreizehn Jahre lang Italien beherrschte; er ist hier der eigentliche Begründer eines dauerhafteren Germanenregiments gewesen. Der Ostgotenfürst und byzantinische Offizier Theoderich war lediglich sein Erbe; der oströmische Kaiser schickte ihn, der aufsässig Konstantinopel bedrohte, mit Ehren überhäuft samt seinen Ostgoten gegen Odowakar, in der Hoffnung, sie möchten sich gegenseitig zerreiben: Theoderich beseitigte heimtückisch Odowakar und seine Anhänger und stattete nun seine Herrschaft mit der geschlossenen Volkskraft seiner 200 000 Ostgoten aus, als Feldherr und „patricius“ von Ostrom legitimiert, kaiserlicher Reichsverweser und germanischer Heerkönig zugleich. Den bösen Anfang seines Regiments liess Theoderichs massvolle Herrscherklugheit bald vergessen; er bemühte sich, Germanen und Römer getrennt zu halten und jede Gruppe nach ihrer Art und ihren Gesetzen zu betreuen, vor allem Frieden zwischen seinen arianischen Landsleuten und den Katholiken zu wahren. Weit über Italien dehnte er seine Herrschaft aus, durch mannigfaltige Familienverbindungen suchte er sich mit den germanischen Nachbarreichen freundlich zu stellen und spielte den Schiedsrichter. Es war ein von germanischer Seite bis dahin noch nicht erlebtes System der Autorität, der Schonung und des Taktes, gewiss ein Glück für die Untertanen des weisen Gotenfürsten, aber doch nicht imstande, eine dauerhafte Grundlage für die Zukunft zu bilden. Ostrom liess den grossen Theoderich, in dessen Erfolgen es nur Usurpation zu sehen vermochte, gewähren und wartete auf die Zeit nach seinem Tode (526). Theoderichs Reich wirkt in der Geschichte nach als eine geniale Improvisation, gegen deren innere Schwäche schon ihr Urheber vergebens ankämpfte. Wie anders bei den Franken! Auch ihre Anfänge an der Schelde und am Niederrhein waren bescheiden; es sollte ihr Glück sein, dass sich ihre ver-

schiedenen Stämme von den germanischen Ursitzen nicht zu weit entfernten, dass sie überhaupt in lebendigem nachbarschaftlichen Zusammenhange mit allem Germanischen blieben. Langsam drangen die Franken im römischen Gallien vor — was sie hier an Einwohner-schaft fanden, war romanisiertes Keltentum, also ihre nächste Verwandtschaft, die ihnen wie allen Germanen schon manchen Schritt vorgemacht hatte. Hier liegt ein entscheidendes Moment der Kraft und der Überlegenheit des Frankenreiches. Wenn sich Theoderich für sein wanderndes Volk erst den Boden der Herrschaft suchen musste, so war der fränkische Reichsgründer Chlodowech schon ein Merowingischer Erbe und Enkel, der auf angestammtem Boden, geopolitisch ausserordentlich begünstigt, arbeiten konnte. So nahm er sich denn Stück für Stück und Stamm für Stamm, er beseitigte, was es an Verwandtschaft und sonstiger Konkurrenz geben konnte. Mit dem Rest römischer Statthalterschaft wurde begonnen, zu den Alemannen, den Burgundern, den Westgoten fortgeschritten. Das Ergebnis war eine vollkommen neue Schöpfung, ein monarchisches Gebilde von Straffheit und Folgerichtigkeit, eine königliche Gewalt, die für die römischen Untertanen völlig die kaiserliche Autorität ersetzte. Wesentlich für dies fränkische Königtum und sein weiteres Schicksal wurde nun der Entschluss Chlodowechs, die katholische Form des Christentums anzunehmen. Es mag ihm dies durch das Bekenntnis der Keltoromanen nahegelegt worden sein; ausschlaggebend war wohl die politische Erwägung, dass der katholische Klerus gegenüber den benachbarten Germanenreichen von arianischem Bekenntnis ein überaus wertvoller Bundesgenosse sein musste. So hat auch Ostrom den rechtgläubigen Frankenkönig mit dem Konsultitel, mit Purpur und Diadem begabt. Heldenhafter und menschlich gewinnender mögen gewiss die Könige der Ost- und Westgoten gewesen sein; der barbarische Bauernfürst Chlodowech, der immer auf der Lauer lag, um dann fest und eisern zuzupacken, schuf ein politisches Werk, dem eine grosse Zukunft gehören sollte. Die Teilung des Frankenreiches unter seine Söhne war nur vorübergehend; der einheitliche Charakter nach aussen blieb gewahrt; die Merowingerkönige eroberten Burgund, unterwarfen das Land der Thüringer und der Bayern — damit war der Hauptstock der Germanen der neuen Staatsschöpfung angegliedert. Schon jetzt war es deutlich: nicht in dem politisch zerrissenen Italien, sondern im Frankenreiche entstand die geschichtliche Fortsetzung von Westrom.

BYZANZ

Noch hielt freilich Ostrom am grossen Reichsgedanken fest. Kaiser Justinian fühlte sich als Nachfolger Kaiser Konstantins und begann eine neue Glanzzeit. Während die Uneinigkeit der germanischen Herrschaftsgründungen und die Verschiedenheit ihrer Bekenntnisformen im Westen die besondere Autorität des Bischofs von Rom aufkommen liess, sorgte die kaiserliche Gewalt in Konstantinopel wohlweislich dafür, dass der Patriarch, das geistliche Kirchenhaupt, ihr immer untergeordnet blieb. Der dogmatische Streit freilich gefährdete auch hier die Reichseinheit. Hatte Christus nur eine Natur, die göttliche, oder zwei Naturen, die göttliche und die menschliche? Syrien und Ägypten hielten an der *einen* Natur fest und verbohrt sich so, unter der eifersüchtigen Führung des Patriarchen von Alexandrien, in einen bitteren Gegensatz zu Konstantinopel. Die oströmischen Kaiser, die sich von ihren Patriarchen krönen liessen und dadurch dies Amt zu besonderer Heiligkeit verklärten, versuchten immer wieder, den kirchlichen Frieden herzustellen und zogen dabei auch den Bischof von Rom heran. Die kirchliche Einheit des alten Gesamtreiches war aber nicht mehr zu formen; um so kräftiger wurde der imperiale Gedanke für Ostrom ausgeprägt und von Ostrom aus verbreitet. Die Historie Justinians und seiner Kaiserin Theodora wird durch alte Klatschereien beschattet, die immer wieder die Jüngeren den Älteren geglaubt und nacherzählt haben. Geschichtlich wichtig sind aber nicht die Zirkusskandale und der arrogante Intrigenkram des heiligen Kaiserpalastes. Wichtig ist, dass dieses Herrscherpaar allen Hemmungen der Herkunft und der Charakterveranlagung zum Trotz eine Kunst kaiserlicher Macht- und Würdeentfaltung ausübte, die nicht nur die Zeitgenossen bezwang. Konstantinopel war die gesteigerte griechische Polis, der Zirkus war die Volksversammlung, seine im Kirchenleben wurzelnden zwei Parteien waren organisierte Machtgruppen mit bürokratischem und militärischem Apparat. Ihr Wettkampf erzeugte Meinungen und bestimmte Handlungen; von der hauptstädtischen Akklamation hing schliesslich selbst der Kaiser ab, so unantastbar er auch als östlicher Despot über der beherrschten Provinz walten mochte.

Gegenüber Persern und Hunnen, gegenüber dem ganzen Wirrwarr der germanischen Reichsgründungen, gegenüber dem furchtbaren Einbruch der Bulgaren und der nachdrängenden Slawen in das Balkengebiet, ja gegenüber einem lebensgefährlichen Aufstand in Konstantinopel selbst — vermochte sich der byzantinische Staatsmechanismus doch mit Zähigkeit zu behaupten, ja, er konnte kriegerische Ausdehnung und Rückeroberung wagen. Von den Persern freilich

musste der Friede durch Tributzahlungen erkaufte werden. Es war aber schon eine Leistung, diese Sicherheitssummen aufzubringen und ohne Schaden der eigenen Wirtschaft abzuführen. Zinszwang, Staatswerkstätten, Handelsmonopole kennzeichnen dieses System. Der Beamtenapparat des Reiches arbeitete eben noch ausgezeichnet, unbarmherzig gewiss, aber auch kaufmännisch intelligent und organisatorisch überlegen. Solchem Geiste entsprach es, wenn das überlieferte römische Recht in seinen Fällen, Erfahrungen, Entscheidungen jetzt gesammelt wurde, als Nachschlagebuch, als Lehrbuch und als Festlegung geltender Normen — eine zunächst ganz praktisch gedachte Kodifizierung, die der Rechtsfindung der damaligen Gegenwart nützlich sein wollte, dann aber sich geschichtlich auswuchs zu einer exemplarischen rechtsschöpferischen Tat, die, von der orthodoxen Kirche entwickelt und bewahrt, im elften Jahrhundert auch auf den Westen zurückschlug und so die kulturelle und politische Entwicklung Europas massgebend gestaltet hat.

Justinian schloss die platonische Akademie in Athen (ihre Mitglieder fanden Zuflucht im persischen Ktesiphon) und baute unter vielen anderen Kirchen die grossartigste aller Kuppelkirchen, die Hagia Sophia in Konstantinopel. Diese beiden Taten gehören innerlich zusammen. Die Zeit des freien griechischen Geistes war vorbei; die Weisheit durfte nur noch heilig sein, im kirchlich erlaubten Sinne. Aber die „Romäer“ in Konstantinopel versuchten noch einmal, die lateinische Überlieferung mit dem Griechisch-Östlichen zu verbinden, christlich und absolutistisch zugleich. Diese Synthese mochte in ihrem Besten der schwebenden Kuppel des machtvollen Zentralbaus gleichen, die den Himmel selber kosmisch bannt. Geschichtsschreibung und Dichtung dienten ebenfalls dieser Reichsidee christlicher Weltherrschaft, gehorsam, gläubig und etwas befangen, wie dunkel-äugige Mosaikfiguren auf Goldgrund.

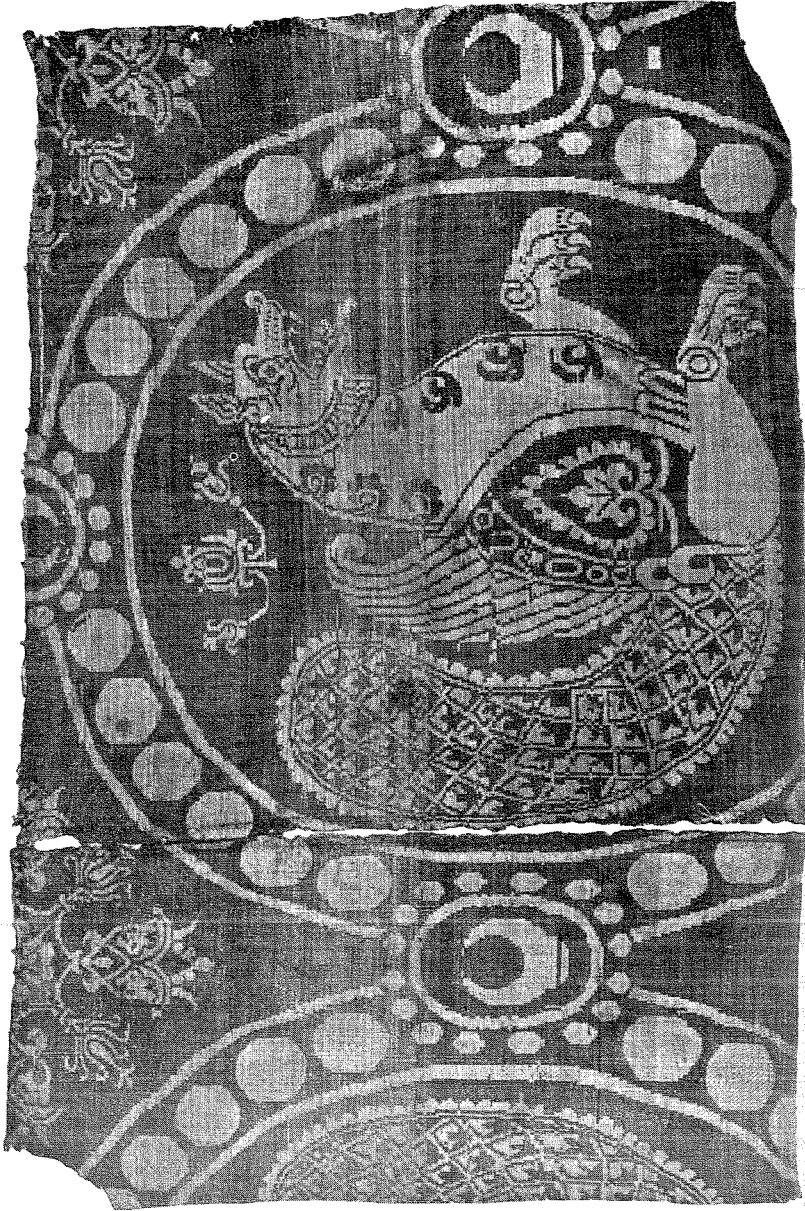
Die Staatsideologie von Konstantinopel verdeckte gewiss nicht die grauen Seiten der Wirklichkeit. Die unteren Schichten der Hauptstadt mussten oft darben, politisch Verdächtige verloren schnell Vermögen und Leben, die Reichspolitik mit ihrem Söldnerwesen verschlang grosse Summen, aber es muss anerkannt werden: die zähe Klugheit Justinians erreichte viel. An der scharfen Strategie seiner Heerführer, an der soliden Bewaffnung seiner Truppen gingen die germanischen Mittelmeer-Reiche zugrunde. Zuerst machte Belisar dem Vandalenreich in Afrika, das schlecht genug verteidigt wurde, ein rasches Ende. Dann fand, nach viel heroischem Auf und Ab, das Ostgotenreich den Untergang; Italien wurde eine oströmische Provinz, im Exarchat Ravenna regierte Justinians Feldherr Narses. Und sogar nach Spanien griff Justinian: Cordoba wurde den West-



Detail von dem Montier Diptychon

Römisch (?) Letztes Viertel des 4. Jahrh.
Victoria and Albert Museum, London

goten abgenommen und zu einer eigenen byzantinischen Provinz eingerichtet. Die Frage erhob sich, ob auf die Dauer die Überlieferung des römisch-griechischen Imperiums oder die germanische Volkskraft den Sieg behalten würde. Aber die Entscheidung hing nicht mehr allein von diesen Mächten ab. Seit Alexander dem Großen hatte Europa die Offensive gegen Asien geführt. Attila gab die erste Antwort darauf. Jetzt folgte ein viel gewaltigerer Gegenschlag.



Fragment aus Seidendamast. Fabeltier
Sassanidisch. 6-7. Jahrh. n. Chr. Victoria and Albert Museum, London

11. INDIEN UND CHINA. DER ISLAM

11. INDIEN UND CHINA. DER ISLAM

In keinem Werke der indischen Literatur wird der Alexanderzug erwähnt. Für Indien ist also grade *das* Ereignis nur eine kaum gefühlte Episode gewesen, das die übrige alte Kulturwelt aufs tiefste erschütterte. Immerhin hat politisch der Einfall der Griechen und die zeitweilige Besetzung von Teilen Indiens eine Art national-indischer Bewegung hervorgerufen, die sich später in einer grossen neuen Reichsgründung ausdrückte. Hellenismus und Indertum haben sich tief berührt. Es gab an der Westgrenze eine griechisch-indische Staatenbildung mit einer sehr verworrenen Geschichte: in hundert Jahren regierten hier dreiunddreissig Herrscher. Ganz deutlich ist der griechische Einfluss in der bildenden Kunst und im Drama Indiens zu spüren. Die Buddhadarstellungen von Gandara zeigen griechische Auffassung. Vom indo-parthischen Reich drangen hellenistische und auch skythische Elemente nach Indien ein. Diese Mischkulturen zeigen ebensosehr die Anpassungsfähigkeit des griechischen, wie die Wandelbarkeit des indischen Geistes. Die Periode, die von der Gründung des zweiten indischen Kaiserreichs bis zum achten und neunten Jahrhundert nach Christus reicht, ist eine wahre Glücksperiode für Indien gewesen; eine wirklich dauerhafte Reichsbildung freilich ist auch damals nicht gelungen, ein Mosaik von Staaten trat an ihre Stelle, aber das indische Kulturgefühl konnte sich jetzt noch einmal frei und ohne den Zwang einer Fremdherrschaft entfalten. Der Buddhismus starb mehr und mehr ab — das Brahmanentum hatte sich behauptet, es erhob sich von neuem, fand in der Sanskritliteratur und in der philosophischen Spekulation seinen kostbarsten Ausdruck und liess, weise und reif geworden, dem Hinduismus, dem Bedürfnis und Wesen der breiten Volksschicht sein Recht, mehr als es je vorher geschehen war. Die alten Volksgötter standen wieder auf. Nichts ist bezeichnender, als dass sogar der

Begriff des Brahman, der Welt-Seele, zu einem Gotte Brahma verkörperlicht und popularisiert wurde. Sonderbare Sekten, wilde, dunkle Kulte, phantastische Mythen, ein fabulierender Glaube an den Widerstreit von Genien und Dämonen belebt diese Zeit. Die berühmte Witwenverbrennung entstand damals; rechtens war sie nie — es war der Witwe nur verboten, nochmals zu heiraten; sie sollte in Zurückgezogenheit gute Werke tun.

Die grossen Werke der Sanskritliteratur haben die Sagenwelt episch festgelegt; sie sind zugleich lehrhaft auf eine poetische Art. Wir haben Rechtsspiegel, Spruchdichtung, Lyrik, Dramen, moralisierende Schriften — alles in sich sehr gleichartig an Scharfsinn, Lebensklugheit, Motivenfülle, geistiger Feinheit. In der Spätzeit, die weit über die islamitische Eroberung hinausreichen sollte, entwickelte sich dann eine wissenschaftliche Literatur voll problemsuchender Kraft: Poetik, Grammatik, Astronomie, philosophische Kategorienlehre, alles das erwuchs in einer gesellschaftlichen Atmosphäre von Eleganz, höfischer Verfeinerung und ritterlicher Gesinnung. Es war die Kultur einer herrschenden, aristokratisch-fürstlichen Schicht, die, mit Selbstgefühl und etwas hochmütigem Mitleid gegenüber der Masse, die Anmut und den Glanz ihres Lebens genoss. Die Denkmäler der bildenden Kunst dieser Jahrhunderte bauten den Schauplatz, auf dem sich soviel Geschmack und Tiefsinn erging. Stark war auch weiterhin der persische und der griechische Einfluss. Er zeigte sich freilich mehr im Einzelnen, etwa bei den Reliquienbehältern und Götterstatuen. In der grossen Architektur blieb die indische Kunst immer tropisch überquellend, ohne konstruktive Bewältigung. Was Rom rechtlich und organisatorisch für Europa gewesen ist, sollte diese indische Kultur in anderer Weise für Hinterindien, Ceylon, Kambodscha, Tibet, Birma, Siam und die Malaienstaaten bedeuten.

Sowohl Indien wie China sind vom Hunnensturm berührt worden. Während sich aber im Osten der Anprall an der chinesischen Mauer brach, sind in Nordindien die sogenannten weissen Hunnen eingedrungen und haben das Land zu einem Teil des zentralasiatischen Hunnenreiches gemacht. Das Ende der vier Jahrhunderte alten Gupta-Dynastie bedeutete das Ende unabhängiger altindischer Art. Hier wird der tiefste Gegensatz zwischen dem indischen und dem chinesischen Wesen deutlich. Indien hat sich allen fremden Einflüssen und Eroberungen mit äusserer Wehrlosigkeit hingegeben. Das chinesische Reich blieb viele Jahrhunderte hindurch widerstandsfähig, obgleich auf Perioden des Glanzes und Aufschwunges immer der Zerfall und die Zerrüttung folgten. Und als später die fremde Eroberung kam durch die Mandschus, gab es ein chinesisches staat-

liches und kulturelles Selbstgefühl, welches gerade den Eroberer sich zu amalgamieren vermochte. Während der jüngeren Hanzeit ist der Buddhismus in China eingeführt worden. Er konnte sich durchsetzen, trotz teilweiser Verfolgung, nur indem er sich chinesierte und mit dem entarteten Taoismus eine merkwürdige Verbindung einging. Das sichtbare religiöse Leben wurde jedenfalls von jetzt an durch die Priester und den Tempeldienst des Buddhismus bestimmt. Sehr viel anderes blieb daneben bestehen. Die Taiping war eine religiös-politische Sekte, die bei dem Sturz der Handynastie mitwirkte und die tiefsten patriotischen Instinkte des Chinesentums zum Ausdruck brachte, die erste jener Geheimgesellschaften, der so viele andere im unterirdischen China folgen sollten. Schon während der Hanzeit begann die kriegerische Expansion nach Westen, die Feldzüge nach Ostturkestan und dem Partherreich. Als sich infolge der Zersplitterung Nordchinas der politische Schwerpunkt nach dem kultivierteren Süden verlegte, konnte sich der Handel bis nach Malakka, Ceylon und dem persischen Golf ausdehnen. Diese Entwicklungen erhielten ihre höchste Steigerung unter der Tangdynastie (seit 619), die China von neuem zu einigen vermochte. Die Osttürken wurden unterworfen, die Mongolei einverleibt, die Westtürken und Tibetaner besiegt. Es folgte der Gegenstoss der Araber, das Wiedererstarben der türkischen Herrschaften, es folgte in einer Reihe von Feldzügen ein neues siegreiches Vordringen Chinas. Diese Vorgänge, die sich bis in das neunte Jahrhundert hinein abgespielt haben, bewiesen wohl die grossen Vorzüge der chinesischen Militär- und Staatsorganisation, bedeuteten aber für die Gesamtbevölkerung die schwersten Verluste an Gut und Blut.

Kulturell hat China während der Tangzeit einen zweiten Höhepunkt erreicht. Die heroische Anspannung aller Kräfte fand ihre Voraussetzung in einer Festlegung der chinesischen Lebensform, die sich ihrer Einzigkeit, ihres Übergewichts ja von jeher bewusst war, die nun aber im aussenpolitischen und kriegerischen Erfolg die Bestätigung der eigenen Mustergültigkeit erblickte. Es war das goldene Zeitalter der bildenden Kunst; die Dichtung brachte ganz persönliche und wegen ihrer klassischen Formung später immer wieder nachgeahmte Werke hervor. Porzellan, Papier, Buchdruck, Holzschnitt, Pulver, Magnetnadel wurden erfunden und durch alles das eine technische, zivilisatorische und künstlerische Höhe erreicht, die in sehr vielen Punkten dem Abendlande überlegen war. Der Einfluss Chinas ging ostwärts nach Korea und Japan, westwärts nach Hinterindien und Turkestan; auch weiterhin wurde manches durch die arabischen Kaufleute vermittelt. Das Strafrecht wurde damals kodifiziert, eine straffere und schlagkräftigere Behördenorganisation wertete alle Erfolge im Innern

energisch aus. Der Niedergang begann, wie immer in China, mit der Entartung der Dynastie. Eunuchen- und Frauenregiment lähmte die Zentrale, die Aufstände in den Provinzen eröffneten eine neue Zeit der Zerrüttung. Kulturell begann das Sammeln und Sichten; der Geschmack für das Enzyklopädische, für den immer bereiten, geschickt zurechtgemachten Bildungsstoff setzte sich durch. Alles erstarrte und wurde zum Dogma. Die Lehre des Konfuzius wurde wiederum hervorgeholt und zur bindenden Staatsmoral dogmatisiert. Nach Sprache und Gesinnung hatte sich die Volksentwicklung von jenem Klassizismus längst entfernt; das war gerade ein Grund mehr, das gelehrte Beamtentum durch diese überlieferte Autorität zu einer exklusiven Kaste zu machen, die alle Staats- und Wirtschaftskräfte für sich in Anspruch nahm. Unduldsam und hochmütig, jeder neuen Entwicklung abhold, aber freilich höchst kultiviert, patriarchalisch, zäh und eifrig — so stand das Chinesentum als ein festgefügtter Kulturtypus aufrecht da, zur Verteidigung seines inneren Wesens und seines geistigen Besitzes immer bereit und imstande, aber dem Sturm fremder gewaltsamer Überschwemmung äusserlich nicht mehr gewachsen.

DER ISLAM

Die germanischen Völkerwanderungen sind an Umfang und Wirkung nur von der arabischen übertroffen worden. Bei den Germanen gab es eine Vielheit der Stämme und eine Fülle der Möglichkeiten der Verbindung mit dem Vorhandenen. Hier aber ist Einheitlichkeit, Energie und Fanatismus ohne jede Rücksicht. Die Ursachen dafür liegen im Volkstum und in der religiösen Erweckung.

Mehr ein Kontinent für sich als eine Halbinsel, lagert sich Arabien schwer zwischen Afrika und Asien, trennende Schranke und nicht Brücke, durch Ausdehnung und Wüstenei die Nachbarn abschreckend, voll köstlicher Geheimnisse im Innern und an entfernten Rändern. Das römische Reich und die Perserkönige verpufften hier erhebliche Kräfte — denn die Verlockung zu Herrschaft und Gewinn zerging sehr schnell, der Wüstenspiegelung vergleichbar. Byzanz und die Sassaniden wiederholten jene alten Erfahrungen. Es gab sagenhafte Staatengründungen in arabischer Vorzeit — was sich wirklich erhielt und durch vielerlei Wandlung dauerte, war klein an Umfang, wenn auch zäh an Kraft. Die Masse der Stämme blieb nomadisch ungebunden, verzehrte sich gegenseitig in Blutrache und endlosen Fehden um Herden und Oasen. Der Sippenverband trotzte der Einsamkeit und den Gefahren der Wüste — stärkere politische Bildung hätte das Freiheitsgefühl gehemmt. Solch wildes und buntes Leben feierte sich selbst dichterisch-phantastisch, in sorgsam verfeinerter

Sprache, tief gefühlt, gewissenhaft geformt. Das war zugleich religiöser Dienst, stark in der Empfindung, sehr einfach aber in der Form: eine Art Selbstbejahung des eigenen Stammes, mit beschwörender Anrufung von Naturgewalten und Fetischanbetung. Das grösste Heiligtum, die Kaaba in Mekka, der schwarze Stein, war ursprünglich dem Mondgotte geweiht. Feldzüge, Raub und Handel, einförmige Unternehmungen, die von alledem etwas in sich trugen, die, verzettelt und dem Augenblick dienstbar, doch aufgesummt mit ihrer Spannung und ihrem Gewinnstreben das arabische Leben beherrschten — sie hatten besonders in Mekka eine kaufmännische Herrscherschicht entstehen lassen.

Zu ihr gehörte erst halbwegs durch seine reiche Heirat jener Mohammed, der aus den Arabern ein Weltvolk machen sollte: ein Ekstatiker, vom geschauten Antlitz Gottes tief erschüttert, zur rücksichtslosen Hingabe bezwungen, als Prophet erweckt und erwählt. Menschlich war dieser kleine Geschäftsmann Mohammed ein Unterdrückter, dessen Erregbarkeit und glühendem Herrscherbedürfnisse Abhängigkeit, bescheidene Lebensverhältnisse und jahrelange vergebliche Propagandaarbeit unerträglich schienen. Christliche und jüdische Lehre wurden ihm bekannt; die Offenbarung, die den Arabern noch nicht zuteil geworden war, wollte er ihnen bringen. Nie wäre es ihm genug gewesen, allein von Gott erhoben zu sein; seine persönliche Heiligung bedeutete die Hingabe für die andern — Hingabe, „Islam“, an Gott und den Propheten, Ergebung in den personifizierten Willen Allahs. Mohammed entwickelte den schon vorhandenen arabischen Stammesgott Allah zum Weltgott — auf jüdisch-christliche Art bekämpfte er Götzendienst als Barbarei, duldete freilich den Kaabakult, um überhaupt die herrschende Klasse in Mekka für sich zu gewinnen. Diese aber verharrte in spöttischer Ablehnung. Nun wandte sich der verkannte Prophet gegen die Reichen und Mächtigen: tief verstimmt verlässt er Mekka, nicht in Form einer Flucht (Hedschra), sondern nach sorgfältiger, auch kaufmännischer Vorbereitung, ein Auswanderer, welcher der Einladung nach Medina zur Versöhnung lokaler Clans folgt und als Sieger zurückkommen will. Damals erwägt er noch Verbindung mit christlichen oder jüdischen Gruppen — die Ablehnung der Juden erbittert ihn tief und gibt seiner Lehre die Entschlossenheit, das Judentum und damit auch das Christentum durch sein Eigenes zu übertrumpfen: alles Voraufgegangene verkleinert sich in seinen Augen zum Vorläufertum — die wahre Erfüllung, die Reinheit des Gottesglaubens, bringt nur er, der Prophet des Arabertums. Die Anhängerschaft schwillt an, dem überzeugten Führer zum Handeln wenden sich alle Aufstrebenden und Schlechtweggekommenen zu, der Prophet wird zum Cäsar, er ist zugleich Herrscher und Feld-

herr, er predigt Rache und verspricht Beute, vielen verzeiht er, die Spötter, besonders die reichen, lässt er erbarmungslos hinrichten. Eine sehr arabische Bewegung also, von früheren Fehden nur unterschieden durch den Rausch ausserordentlicher, nicht vergeistigter, sondern massiver Prophetie: räuberische Eroberung vollzieht sich nun durch den Gesandten Gottes, als ein Kampf der Gläubigen gegen die Ungläubigen. Das Arabertum wird gereinigt — das Unwahrscheinlichste geschieht um der Mission willen. Die im Innern durch Bruderkampf zerzankten Stämme bekommen ein grosses geschichtliches Ziel: viel Kraft ist aufgespeichert, sie setzt sich nun ein für missionarische Herrschafts- und Reichtumsgewinnung. Mohammeds Geist und Selbstgefühl befeuert seine Gläubigen; er gibt ihnen auch ihre heilige Schrift, damit sie darin nicht hinter Juden und Christen zurückstehen, den Koran, Wort und Wille Gottes, Jenseitsschilderung, Diesseitsvorschrift, Regel, Gebot, Ritus, Versprechung der werdenden Tat- und Glaubensgemeinschaft, zauberisch eintöniges Mittel zur Selbstbetäubung und seelischen Zusammenfassung. Mohammed lebt sich voll aus — bis zu seinem frühen Tode, ein uner-sättlicher Eroberer von Frauen, ein eiserner Bezwinger jedes widerstrebenden männlichen Willens, ein Schwelger in Macht, Besitz und Lebensgenuss, der erste von vielen Paschas des Orients, durchaus kein verschlagener Rechner, sondern nun zum Schluss durch den hinreisenden Erfolg voll ausgewachsen zur ekstatisch spontanen, zur mitreissenden, naturhaften Persönlichkeit, charismatisch sicher in sich selbst.

So gewaltig, so betäubend blieb sein Andenken, dass, wer hinter ihm kommen sollte, nur Statthalter — „Kalif“ dieses Propheten sein konnte. Mohammeds majestätisches Vermächtnis war der Kampf gegen die Ungläubigen. Was bisher Blutfehde, politischer Mord und Beuteverteilung war, das wurde nun Glaubenskrieg, Wettstreit der Dynastien, Unterwerfung und Reichsgründung. Die Theokratie der Moslem wurde getragen von einer nomadisierenden Herren- und Kriegerkaste, die andersstämmige Herrenkassen ausmordete, nicht-arabische Untertanen aber als „Herde“ (Raja) in Tributspflicht nahm, als Bebauer des Bodens, der selbst nur den echten Gläubigen gehören konnte. Dieser Glaube war einfach bis zur Eintönigkeit, lebensbejahend, elastisch, praktisch hilfsbereit, mit wenig Wissen und Grübeln beschwert, Angelegenheit der Stimmung, ja der Suggestion, voll irdischen und ganz männlich herrenmässigen Selbstbewusstseins, dem Judentum durch den stolzen Gedanken expansiver Mission überlegen, propagandistisch auch durchschlagender als die Gestalten- und Ideenfülle der christlichen Kirche: denn hier im Islam war alles straff, hart, entschlossen zur Wirkung und zum

Sieg. Der Wille des Propheten galt als Ausfluss des Willens Gottes: Kismet, das durch allerlei Zauberriten erforschte Schicksal, nahm damit seinen Lauf — ein Tor, wer sich nicht fügte. Die Kraft dieser Lehre lag jedenfalls im Diesseitigen; die Jenseitsvorstellung stattete sich jüdisch-babylonisch-persisch aus und schwelgte auf eine recht irdische Art in männlichen Paradiesfreuden und entsprechender Höllenpein. Der heilige Krieg war gegen Heiden ohne weiteres geboten; gegen Juden und Christen erst nach dreimaliger Aufforderung zum Übertritt zum Islam. Das Verhältnis zum Christentum trug von Anfang an einen grossen weltanschaulichen und politischen Zug; Intoleranz stand gegen Intoleranz, Monotheismus gegen Heiligenwesen, Kalifatsidee gegen Cäsaropapismus. Der Islam war gewissermassen der erste Versuch einer protestantischen Reinigung des Christentums, Jesus war ja für ihn der vorletzte Prophet. Gehässiger, eifersüchtiger war die Stellung zum Judentum. Mohammeds verletzter Stolz schlug hoch. Durch seine phantastische legendäre Reise nach Jerusalem nahm er die Judenstadt als eine der heiligsten Stätten auch für die Moslem in Anspruch. Mit semitischer Vetterverachtung wurde das Judentum als eine in Hochmut erstarrte, zurückgebliebene Sekte behandelt. Die gedrückte Stellung der Frau, die ganze Haremswirtschaft, ist keine Erfindung des Islam, sondern altorientalischer Herkunft: sie ist altpersisch, hat sich fortentwickelt in Byzanz und von dort aus über die islamitische Welt verbreitet.

Eine solche entstand ja nun überraschend schnell: arabische Erobererzüge griffen nach dem Westen und nach dem Osten: sie überfluteten Nordafrika und Spanien, sie drangen über Syrien und den Irak nach Persien, Mittelasien, Indien — bis nach China. Nicht das Familiengezanke um Besitz und Nachfolge des Propheten ist geschichtlich wichtig — sondern vielmehr die Erscheinung, dass das Kalifat eine gottgewollte Völker- und Weltherrschaft in Anspruch nahm, mittels bekehrender Eroberung, kraft eines leidenschaftlichen Antriebes, der mindestens an vorwärtsstrebendem Drange den römischen Herrschaftswillen übertraf, den stärksten also der bisherigen Geschichte. Das Arabertum hatte sich lange ausgeruht — nun blendete es durch die Fülle seiner Talente, kaufmännische, religiöse, politisch-militärische vor allem, wie sie der grosse Omar besass. Die arabische Völkerwanderung hatte sich in einer vordrängenden Unruhe der Stämme und Stämmchen angekündigt — nun gab der Prophet den Glauben und mit ihm die Stosskraft. Arabien war zurückgeblieben, verarmt, ausgetrocknet, Hunger und Besitzgier zwangen allein schon zur Einigkeit und zum Angriff. In Byzanz und Persien hatten Glaubensverfolgungen und ewige Kriege Bevölkerungsschwund und Ver-

wüstung hervorgebracht: Seuchen vollendeten die Zermürbung. Die Bahn war also frei.

Das erste Ziel der arabischen Bewegung waren Ägypten, Syrien und Byzanz; sie scheiterte an Konstantinopels unvergleichlicher Festungslage, brachte aber durch ihren Stoss die Armenier, die Chasaren am schwarzen Meer und die weissen Bulgaren an der Wolga in Bewegung. Der Druck von Süden löste den bulgarisch-slawischen Gegendruck von Norden aus — Byzanz bedurfte seiner letzten besten Widerstandskräfte, um sich in diesem seinem Orient zu behaupten, der sich so stürmisch neufurmte. Viele Griechen wurden aus Abscheu vor dem westlichen „Katholizismus“ lieber Moslem, besonders von den alten Sekten, den Monophysiten und Nestorianern, fanden grosse Mengen ihre Ruhe im Islam. Das Sassanidenreich stürzte zusammen, heroisch bis zuletzt, vermachte aber seine hohe Kultur dem Sieger. Afghanistan, Transoxanien, der Pendjab (712) wurden erobert, zur gleichen Zeit ist Spanien erreicht worden. Die Küsten des Mittelmeeres, seine wichtigsten Inseln wie Cypern, Sizilien fielen den „Sarazenen“ zu. Die kriegerischen Einfälle der Araber rissen überall ganze Schichten der eingesessenen Bevölkerung als Bekehrte mit; die neue Herrschicht gründete, abseits von älteren Siedlungen, ihre Militärkolonien, wie Fustat in Ägypten, die als geschlossene, familienhaft aufgebaute Genossenschaften ihre Existenz bestritten aus den Steuern und Tributen der Unterworfenen. Wer zum Islam übertrat, nahm teil an allem Vorteil der herrschenden Kaste; sobald sie sich stark vermehrte, musste sie nach neuem Land und neuer Untertanenschaft Umschau halten. Die Araber rissen in den Strudel ihrer Glaubens- und Herrschaftsexpansion verwandte Völker wie die Berber Nordafrikas — diese Berber eroberten Spanien und drangen bis nach dem Herzen Frankreichs vor. Perser wiederum führten unter arabischer Leitung Krieg gegen Afghanistan, Turkestan und China. Es folgte der Gegenstoss Chinas. Viele Menschenalter war Zentralasien erfüllt von jenen furchtbaren Umwälzungen, die oben geschildert sind. Das Ergebnis war die Verselbständigung des östlichen Turkestan, der zunehmende Einfluss der westlichen Türken im Kalifenreiche, die völlige Abschnürung Tibets von der Aussenwelt. Die gewaltigen Ländermassen, die sich der Islam so unterwarf, die vielen Völkerschaften, die er sich in dieser oder jener Form angliederte — wirklich arabisch konnte das alles nicht werden. Arabisch blieb die heilige Sprache des neuen Kultus, arabisch wurde in der ersten Zeit auch das politische und soziale Leben, Arabien selbst blieb das verehrte und verwöhnte Heimatland des Propheten, Medina die ganz unpolitische, mit Gaben überschüttete Kultusstätte der neuen Glaubensgemeinschaft. Ein religiös-dynastisches Privilegienwesen, eine

fliegende, rauschende Militärespotie voller Grausamkeit, Verschwendung und Habgier — das war die Kalifatsherrschaft sowohl unter den Omajaden wie unter den Abassiden, die sich durch Mord und Treubruch an ihre Stelle setzten. Im Kalifat von Bagdad überflügelte nun das persisch-iranische Element alles Arabische — nicht etwa, als ob damit etwas rein „Arisches“ hervorgetreten wäre; im Sassanidenreich herrschte ja schon eine aramäisch-iranische Mischbevölkerung. Wohl aber setzte sich dieses Nationalpersische gegenüber dem Arabischen auch in der Lehre durch, im Ethos und in der Bildlosigkeit. Während Syrien durch das Kalifat von Damaskus ganz arabisiert wurde, gingen die Perser ihren eigenen Weg — Schiiten wurden sie genannt, nach Schia, Partei. Das Reich des Islam war zu gewaltig geworden für *einen* Kalifen — es spaltete sich politisch und damit zugleich völkisch-religiös in mehrere Teile. Der Kalif wurde wohl zunächst noch als geistiges Oberhaupt geachtet — die politische Herrschaft aber rissen Emire und Sultane als Begründer eigener Dynastien in Tunis, Ägypten, Ostafrika, Mittelasien an sich. Der letzte Omajade beanspruchte dann als Herr von Cordoba auch die Kalifatswürde, die Fatimiden in Nordafrika folgten — sie verliessen Fustat und gründeten Kairo. Das Vordringen der West-Türken schuf eine neue Lage: wie die Germanen gegenüber Rom, so setzten sich diese innerasiatischen Wanderkrieger als eine Art Prätorianergarde im Reiche von Bagdad fest, beschränkten die Abassiden auf die geistliche Gewalt und verfügten über alles Weltliche — der Truppenführer wurde Sultan. Die Türkensultane haben den Islam in das innere Indien getragen; die türkische Seldschukendynastie nahm die Kämpfe mit Byzanz wieder auf und gründete das Sultanat von Chiwa. Schliesslich brachten die Türken sogar das wieder geeinigte Kalifat an sich. Das Aufkommen der Türken bedeutete für die klein- und mittelasiatische Kultur die schwerste Gefahr. Denn die Araber hatten, angeregt von der griechischen Erbschaft, die sie voranden, aber aus innerster Kraft zu schöpferischer Arbeit berufen, ihre religiös-militärische Ausdehnung geheiligt und weltgeschichtlich gerechtfertigt durch die Pflege von Wissenschaft und Kunst. Ihre eigentliche Begabung betraf das Mathematisch-Astronomische, die Medizin und jede Art Naturwissenschaft; allem Geistigen gegenüber betätigten sie eine ihnen sonst fremde Toleranz, ihr Herrschafts- und Glaubensinstinkt liess, aus einem ganz richtigen Gefühle heraus, Studium, Versenkung und persönlich-aristokratische Schönheitsliebe gewähren. Die vielen Hauptstädte der Teilreiche wetteiferten im Bau von Hochschulen, Sternwarten, Laboratorien und Bibliotheken — Palermo, Cordoba, Granada, Samarkand, Ispahan, Damaskus, Kairo beschämten das

christliche Europa. Die technische Begabung, der Sinn für das Praktische, Gediogene und Gefällige, die rechnende Klugheit des Arabertums entwickelten einen Lebensstil, der bis in die unterste Schicht Geschmack, Hilfsbereitschaft, Behaglichkeit und Zufriedenheit verbreitete — einen Lebensstil, der das späte Altertum an Farbe und Fülle, an Geschlossenheit und Echtheit übertraf, der also vielen Generationen jene Lebensharmonie sicherte, die, aller sozialen Unfreiheit zum Trotz, das Wahrzeichen lebendig reifer Kultur ist. Die Moschee war zugleich Gotteshaus, Lehrstätte, Bibliothek, Museum, Armenhaus und Hospital. Der Moscheenstil, einzigartig ausgeprägt in Kuppel, Minarett und Inschriftenwesen, lenkte mit seiner zwingenden Magie das Leben der Gläubigen. Der Islam erfasste die Totalität des Lebens: Gottesgelehrtheit, Rechtswissenschaft, Philosophie entstammten dem Koran und galten gewissermassen nur kraft des Zusammenhanges mit ihm. Abwandlung, Ausbau und Vertiefung waren freilich nötig und möglich; hier setzte sich gegenüber der arabischen Nüchternheit der persische Ideenreichtum durch. Altiranische, neuplatonische, christliche und buddhistische Gedanken befruchteten Mönchtum und Fakirwesen, entwickelten jede Art von Mystik und Kritik. Hinter dem äusserlich so leicht erfüllbaren Ritus entstand eine schwer erkennbare Welt der Abkehr vom Wirklichen, der Verneinung, der Vergottung und Beseelung, oft auch ein dunkler und trüber Wust entarteter Phantastik. Es lag ein grosser Vorteil des Islams darin, dass er alle diese Strömungen kannte und aufnahm, ohne sich jemals von ihnen beherrschen zu lassen. Ausgesprochen persisch war auch die islamische Poesie des grossen Epikers Firdusi, des Lyrikers Hafis und so manches andern genussfrohen und lebensdurstigen Sängers: hier war alles voll Wachheit, Witz, Sinnenlust, Formenreichtum, Farbengequirl, voll jener geheimnisvollen Buntheit, Linienfülle, Blütenpracht, woraus die Teppiche geknüpft wurden. Persisch in Erlebnis und Form, oft indisch an Herkunft und Motiven, sind auch die Märchen von Tausend und einer Nacht. Persische Kultur, Kunstübung und Sprache beherrschten bis in die Neuzeit das Leben des nahen und mittleren Orients. Wie im Osten das persische Element, setzte sich in Spanien gegenüber dem berberischen Islamismus der niemals abgestorbene altiberische Geist durch: in der mystischen Musik der Ornamentik und des Farbenspiels von Sevilla und Granada, in dem Selbstgefühl und der Emsigkeit des Maurentums steckt auch eine urspanische Eigenart. Gedankenwelt und Sittenlehre empfangen dazu starke Einflüsse vom Judentum. Vergleicht man den jüngsten der grossen Religionsschöpfer Mohammed mit Buddha, Kongfutse und Laotse, mit Zarathustra, der jüdischen Prophetie, den antiken Mysterienkulten und zuletzt mit

Christus, so zeigt sich folgendes: der arabische Prophet ist bei aller ekstatischen Gottverbundenheit der Diesseitigste; seine Lehre ist praktisch, sie erzieht ihre Jünger zur Disziplin, zur Tat, zum Dienst, zur Todesverachtung, sie ist eine ausserordentlich wirksame, in ihrer Zähigkeit und Lässigkeit unwiderlegbare Verbindung von Materiellem und Ideellem. Der Gegensatz zwischen kirchlich und weltlich, zwischen Idee und Interesse, zwischen Dogma und Moral besteht hier gar nicht oder nur unwesentlich. Das Völkergemisch des Orients ist durch den Islam zum ersten Male zu einer geistig-religiösen und auch politisch-wirtschaftlichen Dynamik zusammengezwungen worden — weder Zarathustra, noch der griechische Geist, noch das römische Imperium, noch das Christentum hätte das in solcher Art auch nur versuchen können. Trotz aller Zwiespälte und Sonderbildungen wirkte sich diese Einheitlichkeit von Weltanschauung und praktischem Lebensstile geschichtlich mit grösster Wucht aus. Es war eine Art Wiederholung des Alexanderzuges — vom Standpunkt des Abendlandes sein Gegenschlag, vom Standpunkte des Morgenlandes seine Übertrumpfung. Germanische und islamische Völkerbewegung hatten nun das römische Reich geschmälert, geschwächt und in die Verteidigung gedrängt. Konnte es sich behaupten? Konnte es sich noch einmal zusammenraffen und von neuem vorstossen? Das waren die Fragen; die nächste weltgeschichtliche Stunde musste die Antwort geben.

12. KARL DER GROSSE

12. KARL DER GROSSE

Der Islam bedrängte die Christenheit mit solcher Wucht, dass die Erhaltung ihrer geistigen und politischen Selbständigkeit zeitweise unwahrscheinlich war. Wie schnell wurde etwa das Westgotentum in Spanien überrannt von der arabischen Eroberung — innerlich zermürbt wie es war durch das Wahlprinzip der Thronfolge und die Schwierigkeit, Juden und romanisierte Iberer zu beherrschen! Jener Sieg des fränkischen Hausmeiers Karl Martell bei Tours und Poitiers (732) über die Mohammedaner, denen er zuerst ebenbürtige fränkische Reitergeschwader entgegenzustellen wusste, gehört deshalb zu den ganz grossen weltgeschichtlichen Entscheidungen. So wie das westgotische, das jüdische und das iberoromanische Element durch den Islam ja keineswegs in Spanien vernichtet worden sind, so hätte auch das kelto-romanische und fränkische Gallien unter der Fremdherrschaft einer zahlenmässig kleinen arabisch-berberischen Herrschicht vielleicht lange auf Befreiung warten müssen. Diese naheliegende geschichtliche Möglichkeit scheiterte an der kriegerischen und politischen Widerstandskraft des *Frankenreiches*. Wie gesund und bevorzugt diese Staatsgründung war, lässt sich am besten ermassen an den unerhörten Belastungen, die sie sich selbst schuf und die sie immer wieder aus sich überwand. Gebietsteilung, Erbschaftsstreit, Verwandtenmord, Eid- und Treubruch, Verrat und Hinterlist, Ehrgeiz des Adels und politisches Sondertum der Landschaften erfüllten die Geschichte des Merowingerreiches mit dem widrigen Geruch von Blutrausch und sittlicher Verwilderung. Den Gedanken der Staatseinheit und kriegerischen Bereitschaft vertrat gegenüber so viel Zerrüttung das Hausmeiertum, ursprünglich das Amt des Oberhofmarschalls und Gardeobersten, bald aber durch die Familie der Karolinger zur Statthaltertschaft entwickelt, ähnlich dem Wesirat im Orient. Die Karolinger

brachten nun in drei aufeinanderfolgenden Generationen aussergewöhnliche Herrscherpersönlichkeiten hervor — Karl Martell, Pippin den Jüngeren und Karl den Grossen. Diese Tatsache gab dem Frankenreiche zu allen Vorzügen geographischer und ethnischer Natur noch den gewichtigeren einer heroisch-genialen Leitung. Karl Martell war unter den dreien der begabteste Feldherr, Pippin, der sich zum König machte und bereits die bedeutungsvolle Verbindung mit dem Papst in Rom einging, der gewandteste und nüchternste Politiker: Karl aber, der Grosse, der Heilige, der Kaiser, Karl, der in die Jahrhunderte nachwirkte, von dem Sage und Legende berichten mussten, weil die Geschichte nicht alles von ihm zu wissen schien, Karl, der Übergewaltige und Übermenschliche, der mythische Herr des christlichen Abendlandes, der erste und auch der letzte, den es tatsächlich gab — er ist von den dreien persönlich und historisch die mächtigste Figur.

Von welchen Kräften war die politische Welt beherrscht, die Karl vorfand? Wir kennen Byzanz und den Islam. Die stärkste germanische Reichsgründung neben der fränkischen Herrschaft war die der Langobarden, sie füllte Oberitalien stürmisch aus (ausser Ligurien und dem Exarchat Ravenna), griff nach der Mitte der Halbinsel, wetteiferte mit Byzanz und dem Papsttum, immer eigenwillig, innerlich durch Dynastenzank zerrissen, auch durch den Arianismus belastet: Sonderherrschaften wie die Herzogtümer Benevent und Spoleto kamen daneben auf. Abseits, in örtlichem Zwist verkrampft, lief das Leben auf den britischen Inseln. Die kirchlich-religiöse Frage verband diesen Raum allein mit dem grossen abendländischen Geschehen. Heidentum, Arianismus und römische Rechtgläubigkeit standen dort in bitterem Kampf, der Gegensatz von Keltentum und Germanentum wurde durch dieses geistige Moment noch mehr verschärft. Politisch erhielt sich die Zersplitterung sehr lange und nahm alle Kräfte übermässig in Anspruch; kirchlich siegte das römische Bekenntnis. Besonders eigenartig war die Entwicklung in Irland, wo die Mönche als Erbe der Druiden ihre Klostersgemeinschaften zellenmässig über das städtelose Land verbreiteten. Die alten Bardenschulen setzten sich als christliche Kultstätten fort, eine eigene keltische Heiligenverehrung entstand, griechisch wurde vielfach studiert und damit etwas Östlich-christliches aufgenommen. Trotz der Verbindung mit Rom wurde selbst der Papst mit einem gewissen kritischen Vorbehalt behandelt. Von der irischen Kirchenkultur ist das karolingische Frankenreich stark beeinflusst worden, Island und Skandinavien wurden von hier missioniert, auf eine merkwürdig duldsame feinfühlige Art, die alten Volksbrauch schonte und ehrte. Päpstlicher und strenggläubiger als die irische

waren die schottische und die angelsächsische Kirche. In mönchischem Wetteifer wurden diese drei die Mütter der christlichen Mission im heidnischen Germanentum des Festlandes. Willibrord ging zu den Friesen, der Ire Kilian zu den Thüringern und Mainfranken, Columban der Jüngere ins Rheinland, Bonifazius endlich, der bedeutendste und erfolgreichste, ins Kerngebiet des heidnischen Widerstandes, in das Land der Hessen, Sachsen und Friesen. Ein Aristokrat und feingebildeter Gelehrter, wurde er der grosse Säuberer und Organisator, keiner hat wie er, der erste germanische Legat und Erzbischof, die Verbindung mit Rom betont. Bei allen diesen Unternehmungen stand das Ansehen, der Anspruch der fränkischen Vorherrschaft dahinter. Die fränkischen Missionare bereiteten ja auch dies Werk vor und wetteiferten mit den britischen. Belehrung, Kirchenstiftung, Klostergründung — das waren wie üblich ebenso sehr religiösgeistige, wie politisch-wirtschaftliche Taten. Es gab keinen heidnischen Priester- und Gelehrtenstand, der Volkstum und Sprachgut bewahrt hätte. Die christliche Kirche sicherte sich ein sehr umfangreiches Kirchengut, sie erweckte dadurch mancherlei Eifersucht und Streit, behauptete sich aber jedenfalls auch als die ökonomische Patronin der unteren Volksschicht. Mochte diese noch lange gefühlsmässig heidnisch bleiben, sie hatte sich mit der neuen Bodenverteilung abzufinden und in der Kirche mindestens die mächtige Grundherrin zu achten. Alles, was geschah, geschah eben im Namen sowohl des Frankenkönigs wie der römischen Kirche. Man sieht, wie das Bündnis zwischen dem Frankenreich und dem Papsttum durch gemeinsame Arbeit, gemeinsame Erfolge vorbereitet war.

Eine denkwürdige, einzigartige Fügung hatte ja aus dem Bischof von Rom den Papst gemacht — aus jenem Bischof, der zuerst nur ein Bischof wie andere Bischöfe war, bald aber als Herr der Gemeinde der alten Welthauptstadt, als Verwalter der Wirkungsstätte der Apostelfürsten, ein besonderes Ansehen genoss. Er nahm Einfluss auf die römische Stadtverwaltung, erwarb Häuser und Güter, dehnte seine Herrschaft durch weise Finanzverwaltung über das platte Land und in die kleinen Nachbarstädte aus, trat so nach und nach ein in die Lücke, die der Wegzug des Kaisertums und die Vormachtstellung von Ravenna entstehen liess. Der römische Quiritenstolz erhöhte nun den Bischof: wer Rom beherrschte, so schien es, musste auch weiter die Welt beherrschen. Schon war ja der werdende Papst Metropolit von Unter- und Oberitalien, von Südfrankreich; die ganze Kirche sollte seine Kirche werden, eine römische, das heisst eine universale und imperiale Kirche; ihr Haupt beanspruchte höchste richterliche Gewalt, es erkannte kein fremdes Gericht über sich.

Der byzantinische Kaiser konnte darin nichts sehen als Abfall und Aufstand; war nicht *sein* Patriarch, der Patriarch von Konstantinopel, ökumenischer Patriarch, also der eigentliche Papst? Das Rom des Westens stritt gegen das Rom des Ostens; dogmatisch, kirchenpolitisch standen sie gegeneinander. Die Trennung war längst da, ehe sie sich vollkommen sichtbar vollzog. Gregor der Grosse erkannte die andern gleichberechtigten Patriarchate an, bestritt also Konstantinopel den ökumenischen Charakter und begnügte sich mit der Unabhängigkeit der westlichen Kirche; das war eine Bescheidenheit, aus der stärkster Anspruch für die Zukunft wuchs. Dieser Zukunft gehörte Gregors ganze Arbeit: seine Verwaltung des weltlichen Besitzes, zuerst als *praefectus urbis*, seine kluge Behandlung der Lombarden, seine Sorge um die Ausgestaltung des Gottesdienstes, auch durch die Musik, seine Festlegung der Lehre auf Grund so vieler Meinungen und Deutungen der Kirchenväter. Er selbst wurde damit der letzte, aber praktisch einflussreichste Kirchenvater, zugleich Vater des neuen vergeistigten Imperiums.

Es war ein grosser Tag, als der Statthalter des byzantinischen Kaisers aus Rom vertrieben wurde: seitdem war der Papst der weltliche Herr seiner Stadt, selbst ein Stück römischer Kaiser, und deshalb notwendig darauf bedacht, solche Landesherrschaft auszudehnen gegenüber all den Staatsbildungen, die in Italien entstanden. Wer konnte dem Papst dabei ein besserer Helfer sein als der rechtläubige König des Frankenreiches? Die spanische Kirche wollte von dem Papste nichts wissen, die Langobarden waren Ketzer und gefährliche Nachbarn. Loyal waren auch die Briten, Bonifazius erschien persönlich in Rom. Was der Frankenkönig gewann, das kam offenbar dem Papste zugute. Es wäre an sich wohl möglich gewesen, einen fränkischen Bischof zum Patriarchen des neuen Westreiches zu machen; dazu war aber der Papst schon zu stark und zu nahe. Der Papst war universal, der Frankenkönig musste es auch werden. Der Papst war ein italienischer Fürst, nur der Frankenkönig als der grosse Nachbar Italiens konnte diese Stellung verstärken; deshalb kam es zur sogenannten Pippinischen Schenkung, die in Wirklichkeit eine Besitzgarantie des Frankenkönigs für die dem Papste von den Langobarden entrissenen Gebiete war; mit Einsatz seiner ganzen kriegerischen Macht sorgte Pippin für die Rückgabe der umstrittenen Länder an den Papst: der heilige Petrus, seine römische Kirche besass nun einen von der stärksten Autorität des Abendlandes beschützten Staat. Dafür salbte der Papst den König und begabte ihn mit dem Titel Patrizius: es war das Prädikat des Exarchen von Ravenna und des byzantinischen Statthalters in Rom. Nahm damit der Papst selbst die kaiserliche universale Gewalt in Anspruch oder wollte er dem

Frankenkönig die Anwartschaft darauf geben, Imperator und Augustus des Westens zu werden?

In dieser Zeit entstand in Rom auch eine der berühmten Fälschungen der Geschichte, die sogenannte Konstantinische Schenkung: danach sollte Konstantin der Grosse dem Papste den Vorrang vor allen Patriarchen, eine Fülle von Ehrenrechten und den Landbesitz von ganz Italien und der westlichen Länder geschenkt haben. Die Fälschung beweist, auf welche letzten Ziele die päpstlichen Machtansprüche gehen mochten.

* * *

Will man Karl den Grossen verstehen, dann muss man jene erhabenen thronende Figur mit dem langen wallenden Barte und der Kaiserkrone, das Sinnbild weltgeschichtlicher Ruhe und Würde, vollkommen vergessen. Er war derb von Gestalt, kurzackig, der wuchtige Rundkopf trug den fränkischen Schnurrbart; sein Geist war hell und arbeitete behend, beweglich, unermüdlich, rasch, manchmal zu rasch dreinfahrend, aber jedenfalls mit gründlichster Energie. So erscheinen seine Fehler und Irrtümer genau so grossartig wie seine Erfolge, sie ähneln sich gewissermassen, denn sie entsprechen einer Persönlichkeit, die in sich folgerichtiger war als in ihrem Handeln. Menschlich führte er mit seinen vielen Frauen und Nebenfrauen ein saftiges Dasein, unbeschwert von zu viel Frommheit und Weisheit, nachsichtig auch gegenüber leichtsinnigen Töchtern, sonstigen Angehörigen und Hausgenossen, ein urwüchsig-naiver, humorvoller Germanenfürst, hierin nicht wesentlich unterschieden von vielen andern, es sei denn durch Gesundheit und Kraft. Naiv und deshalb empfindlich bis zum äussersten war seine Freude am Herrschen: hier lag seine grösste Stärke und zugleich seine Schwäche — hier riss er mindestens für lange Augenblicke die Menschen mit, hier bezwang er in einem erstaunlichen Masse die Schwierigkeiten der Entfernung, der Verkehrswege, des Nachrichtenwesens; dies *Organisatorische* ist vielleicht sein Bedeutendstes. Wehe aber denen, die solcher Herrschlust irgendwie zuwider waren! Dann verliess den mächtigen Mann jedes Bedenken, er tobte und wütete gegen die Gegner und damit im Grunde gegen sein eigenes Werk.

Die privatrechtlich bestimmte fränkische Überlieferung brachte die Reichsteilung mit sich, vielleicht als das einzige Mittel, um Thronzwistigkeiten zu verhindern. Karl erbt also von seinem Vater Pippin das Nordreich, der jüngere Bruder Karlmann das Südreich. Dessen früher Tod erlaubte es Karl, unter Nichtachtung der Ansprüche seiner Neffen, das Reich wieder zu vereinigen. Das bedeutete freilich, dass er es durch Angriff zu verteidigen hatte. Karl schickte dem

Langobardenkönig Desiderius die Tochter zurück, die erste der vier Gemahlinnen, die er hatte. Die langobardische Verwandtschaft, die Herzöge von Bayern und Benevent stellten sich nun zu den Gegnern. Karl vollbrachte seine erste grosse Tat: die Niederwerfung des Langobardenreiches und seine Vereinigung mit dem Frankenreiche, aber nur in Personalunion, unter Belassung bestimmter Selbständigkeit, aber mit der festen Absicht der allmählichen Angleichung. Damit war Karl der Nachbar des Kirchenstaates und des byzantinischen Kaisertums geworden: den Landbesitz des Papsttums schützte und ergänzte er, sicherte sich aber praktisch hier eine Art Oberherrschaft; die Reste des byzantinischen Machtbereichs respektierte er nach vieljährigem Konflikte zuletzt gerne, denn eine schwerere Aufgabe nahm die Hauptkraft in Anspruch — die Unterwerfung der freien heidnischen Sachsen. Dreissig Jahre und mehr hat dieses Unternehmen gedauert, Eroberung und Bekehrung zugleich, von der hohen Geistlichkeit, der brauchbarsten Stütze des Reichsgedankens, immer wieder gefordert und gefördert als ein Gott wohlgefälliges Werk, von Karl selbst in eifersüchtigem Zorn als sein Eigenstes mindestens bis zu einem äusserlichen Erfolge zu Ende geführt. Die Sachsen waren damals kein geschlossener Stamm wie bereits die Franken oder die Schwaben. So konnte Karl, dessen Vater ja schon Sachsenkriege geführt hatte, vorhandene Rivalitäten benutzen und eine Gruppe der Edelinges gegen die andere verwenden. Der Westphale Widukind hatte offenbar den Ehrgeiz, seinerseits das Land zu einigen, und wurde deshalb der gefährlichste Gegner des Frankenkönigs. Widukind war der Schwiegersohn des Dänenkönigs und vermochte durch diese skandinavische Verbindung seine Stellung noch zu stärken. Näheres über seine Persönlichkeit ist nicht bekannt, die Wissenschaft darf ihn also füglich der Legende überlassen. Karl war im übrigen genau so germanisch wie Widukind, und es hat deshalb keinen Sinn, vom völkischen Standpunkt aus den einen gegen den andern auszuspielen. Ein Deutschtum gab es damals ja überhaupt noch nicht.

Im Weserlande wird Karl noch heute von den Bauern gehasst als ein fremder Zwingherr und Mörder der Freiheit. Unvergessen ist auch noch jenes Blutgericht von Verden, die Enthauptung von angeblich 4500 Sachsen an einem Tage, die als Aufständische ausgeliefert worden waren. Gewiss war manche Grausamkeit von den Sachsen begangen worden; gewiss gibt es auch sonst Beispiele aus dem frühen Mittelalter für die Niedermetzelung zahlreicher Aufrührer und Gefangener. Meist handelt es sich aber dabei um den Kampf gegen Volksfremde, während hier gegen die nächsten germanischen Blutsverwandten und noch dazu im Namen des Christentums ge-

wütet worden ist. Das Christentum musste seinen Charakter als Leidens- und Jenseitsreligion schon sehr wandeln, um dem germanischen Geiste überhaupt etwas verständlicher zu werden — solche Gewaltpropaganda belastete nun vollends die ganze Mission in kaum erträglicher Weise. Auch rein politisch gesehen hat sich diese aussergewöhnliche Härte Karls nicht gelohnt — denn die Aufstände wurden nun gerade erst besonders heftig und umfassend, die Befriedung des Sachsenlandes dauerte nun ein halbes Menschenalter länger, als sie sonst wahrscheinlich gedauert haben würde, und schwächte das Frankenreich so wesentlich, dass sein Fortbestand gefährdet war. Überhaupt ist die Vorstellung reizvoll, wenn auch müssig: wie sich die deutsche Geschichte entwickelt hätte, hätte Karl der Grosse seine Hauptkraft nicht gegen die Sachsen angesetzt. Der Übergang zum Christentume wäre wie bei den nordischen Völkern später doch, und zwar auf mildere Art erfolgt, eine eigene Staatsbildung hätte von hier ausgehen können. Nun, gleichviel: Karl der Grosse ging einen Weg, den nur er so gehen konnte. Er bedrohte die Unterlassung der Taufe, den Bruch der Fastenordnung, die Leichenverbrennung mit der Todesstrafe, er nahm den freien Besitzern Land weg, um damit Bistümer, Kirchen und Klöster auszustatten, er zwang den Zehnten auf und trieb ihn ohne Gnade ein — dies vielleicht die schwerste Belastungsprobe; er verpflanzte mindestens 50 000 Sachsen ins Frankenland, verstreut natürlich als kleine Deportierengruppen, und setzte dafür fränkische Siedler an — und er erzwang durch alles das Ruhe, Gehorsam und die Ergebenheit einer neuen Generation, gegen die man milder sein konnte. Das Schicksal der Sachsen wäre vielleicht nicht so schwer gewesen, wenn sie schon eine herrschende Dynastie gehabt hätten, an die sich der Frankenkönig politisch hätte halten können. So war es in Bayern — Herzog Tassilo trotzte schon zu Pippins Zeiten auf seine Unabhängigkeit, pflegte seine Verbindungen zu den italienischen Machthabern und erweiterte missionierend seine Herrschaft in den Alpenländern. Nach wiederholten Zusammenstössen nahm ihm Karl Thron und Land. Der Herzog verschwand mit seinen Familienangehörigen — der fränkischen Gepflogenheit entsprechend — im Kloster. Bayern wurde dem Reiche einverleibt. Damit war Karl Nachbar der Slawenvölker und der Avaren geworden; er führte Krieg mit diesen, sowie mit Tschechen und Sorben, verbündete sich aber mit den Abodriten in Mecklenburg gegen die Sachsen und den Dänenkönig. Von einem „germanischen“ Solidaritätsgedanken war also durchaus nicht die Rede: die fränkische Grenz- und Handelspolitik im Osten war vielmehr erfüllt von sehr vorsichtiger Taktik und hat durch ihre elastische Klugheit den Slawen solchen Eindruck gemacht, dass bei ihnen

Karls Namen in der Form „Kral“ die sprachliche Bezeichnung für König geworden ist.

Der gemeinsame Gegensatz zu Byzanz trug dem Frankenkönig die freundschaftliche Verehrung des östlichen Nachbarn von Ostrom, des Kalifen von Bagdad Harun el Raschid ein; die beiden grossen Herrscher tauschten nach der Überlieferung bedeutungsvolle Geschenke aus. Das entsprach auch der alten Spannung zwischen den Franken und den spanischen Omajaden, Haruns Todfeinden. Karl wurde früh zum Eingreifen in Spanien veranlasst, musste sich aber mit der wiederholten Besetzung Barcelonas und der Gründung der spanischen „Mark“ begnügen, einer Art von militärisch-politischem Glacis — so wie er im Osten die sorbische und die pommerische Mark einrichtete. Immerhin wirkte der fränkische Einfluss kirchlich und politisch auf das spanische Christentum ein und stärkte es in seinem Widerstande gegen den Islam. Der Kampf gegen die Sarazenen, in Karls Lebenswerk ein verhältnismässig unbedeutender Abschnitt, hat gerade sein mythisches Nachleben als christlicher Glaubensheld und Vater der Kreuzzüge begründet. Den Gedanken des Gottesstaates auf Erden, des christlich-friedlichen Universalismus, hat er auch ganz persönlich erfasst und sich als Vorkämpfer dafür gefühlt. Seine Aachener Palastkapelle sollte ein neuer Tempel Salomons sein: der Patriarch von Jerusalem sandte ihm die Schlüssel der Stadt und die des Heiligen Grabes. Die Apostelkirche in Byzanz war das Modell mit ihrer Empore für den Hofstaat. Dieser erste nord-alpine Zentralbau zeugte von der Unsterblichkeit der imperialen Idee. Karl fühlte sich als der Fortsetzer des Theoderich. Ravenna und Rom mussten für Pfalzen und Kirchen heilige Geräte, Marmorsäulen und Mosaikbilder liefern. Es hatte nur eine kurze Pause in den Beziehungen gegeben, ein Bruch wurde nicht anerkannt.

So formt sich aus dem verwirrenden Hin und Her der Feldzüge, der Reichstage, der Verordnungen, der Glaubensentscheidungen, der Verwaltungs- und Kulturmassnahmen doch ein grosser klarer Lebensinhalt: die Betreuung eines abendländischen, kontinental-europäischen Reiches germanisch-römischen Charakters, des fränkischen Erbes, das nun um ein Mehrfaches erweitert und abgerundet war, vielgestaltig und jeder Vereinheitlichung widerstrebend, zusammengezwungen aber durch einen absolutistischen Willen, wie es ihn seit der grossen römischen Kaiserzeit so nicht mehr gegeben hatte.

Am Weihnachtstage 800 setzte Papst Leo III. dem Kaiser Karl, als er sich vom Gebet am Grabe der Apostel erhob, eine Krone auf und huldigte ihm samt der Geistlichkeit als dem Augustus, dem grossen Kaiser der Römer.

Vom Standpunkte des Papstes aus war dieser berühmte Akt die end-

gültige Absage an Byzanz, das Bekenntnis zu einem neuen, aus dem Patriziat erwachsenen westlichen Kaisertum, aber auch der Anspruch, kraft seiner Machtvollkommenheit angeblich konstantinischer Herkunft, kirchenimperialistisch und landesherrlich über die oberste weltliche Würde frei zu verfügen.

Vom Standpunkte des Frankenkönigs sah sich der Vorgang ganz anders an. Karl war sehr unangenehm überrascht und versicherte nachher, er hätte an diesem Tage die Kirche nicht betreten, wenn ihm die Absicht des Papstes bekannt gewesen wäre. Man fragt sich aber doch, ob er im Moment den Vorgang nicht hätte verhindern oder abwandeln können. Vielleicht war informell verabredet gewesen, dass der Papst dem Könige die Krone zur Selbstkrönung darbringen sollte.

Peinlich war dem Kaiser wohl weniger die Verschärfung des Gegensatzes zu Byzanz, den er nicht zu fürchten brauchte, als die päpstliche Anmassung. Er betrat Rom nicht mehr, führte den Kaisertitel zunächst nur als ein persönliches Ehrenprädikat, bis er von Byzanz die Anerkennung erlangte, und übergab bei der Kaiserkrönung seines Sohnes Ludwig diesem persönlich die Krone, damit er sie sich selber aufsetze. Freilich liess sich dieser später von dem Nachfolger Leos aufs neue weihen und krönen. Das einmal Geschehene wirkte also fort: der kaiserlich päpstliche Dualismus im Abendlande war nun eine Tatsache; dieses neue römische Reich konnte schliesslich keine andere Hauptstadt haben als *Rom* — dort aber herrschte der Papst, und wer wahrhaft Kaiser sein wollte, musste erst nach Rom ziehen.

Karl sah seine beiden älteren begabten Söhne ins Grab sinken; übrig blieb der beschränkte fromme Ludwig — als Erbe des Gesamtreiches, das der Vater eigentlich wieder hatte teilen wollen, in der vollkommen richtigen Erkenntnis, dass es so, wie es geworden war, nicht zusammengehalten werden konnte. Man darf also den späteren Zerfall nicht zur Entwertung von Karls Lebensarbeit verwenden. Das Reich, er wusste es selbst sehr gut, war eine kolossale, improvisierte Ländermasse, buntscheckig an Völkern, Rechtsnormen und Sitten, mit vielen lokalen Zentren und Interessen, beruhigt und eingeschüchtert vom Ansehen des einzigen Herrschers, der schiedsrichterlich darüber hinausragte, für irgend einen anderen aber gar nicht praktisch zu bewältigen. Die Markgrafen bewachten die Grenzen. Kaiserliche Prinzen taten ihr Bestes als Unterkönige. Die alten Herzogsgeschlechter und andere Grosse mit fürstlichem Ansprüche wurden unterdrückt, kleinere Bezirke wurden verwaltet von den mit Land begabten Grafen, dieser neuen Beamtenaristokratie manchmal unfreier Herkunft, zuerst ganz abhängig, bald aber eigenwillig nach

oben und unumschränkt nach unten. Karls Notbehelf zur Kontrolle waren die reisenden Königsboten, ein geistlicher und weltlicher Bote, Vertrauensmänner des Hofes, ausgestattet mit weitester Vollmacht, Auge, Ohr und Mund des Königs, der nicht überall sein konnte, aber es doch eigentlich sein musste — ein Organ, nur mit Reiseentschädigung begabt, ungebunden, wechselnd, verantwortlich allein der obersten Stelle, besonders im Anfang tatsächlich sehr leistungsfähig, schliesslich aber doch wegen des unsicheren Amtscharakters der Gefahr verfallen, feudal zu werden, lokal zu verwurzeln und deshalb die Zentrale zu lähmen, statt ihre Tatkraft zu schärfen. Es war überaus schwer, einen Amtsstaat aufzubauen angesichts des Widerstandes der landbesitzenden Geschlechter. Diese stammten von den alten Senatorenfamilien ab, sie waren der Verdorrung der Städte entronnen und hatten sich als Grundherrschaft festgesetzt. So stellten sie als lokale Gewalt ein zähes, wirtschaftlich unabhängiges, an Autonomie gewöhntes Gebilde dar.

Die Grossen, die neuen Grossen neben und über diesen alten, waren in der Tat die Hauptbedrohung für das angeschwollene Reich. Reichsbeamter sein, das hiess Grundbesitz ansammeln; gegenüber dem Bannerherrn, dem Gerichtsherrn, dem Gutsherrn hatte es der alte Gemeindefreie schwer; seine persönliche und wirtschaftliche Leistungskraft wurde übermässig durch Heeresdienst und Steuern beansprucht. Der Amtsadel drückte ihn herunter. Der Hofbeamte sogar, der Ministeriale, der zum dauernden Waffendienst berufene Mann oft unfreier Herkunft stieg über ihn hinaus. Solche Dienstleute wurden dann Ritter, während der freie Bauer zum Ackerknecht herabsank. Die christliche Kirche beförderte diese Entwicklung durch ihre Vorstellung von der gottgewollten, gottverordneten Obrigkeit und der Gefolgsmannschaftstreue gegenüber jeder Herrschaft wie ja auch gegenüber Christus. So zersetzten diese Oberen mit ihrer Macht und ihrem Ansprüche die Selbstverwaltung der freien Gemeinden; die Hof- und Reichsversammlungen waren Zusammenkünfte der Notablen, vom Volke spürte man dort nichts mehr. Karl hat manches getan, um den Stand der Gemeindefreien zu schützen, die Entwicklung, die schon vor ihm eingesetzt hatte, aufzuhalten, vermochte er nicht.

Noch verlangte jeder damals, nach seinem Rechte zu leben, der Germane nach germanischem, der Römer nach römischem; den Vorteil dabei wahrte doch das geschriebene Recht der altrömischen Gebiete, mit seiner Konvention, seiner Klarheit und seinem städtisch-geldwirtschaftlichen Charakter. Auch die Geistlichen waren natürlicherweise beeinflusst von dieser Seite; sie besetzten die wichtigsten Posten in der Kanzlei und der „Hofkapelle“ des Königs — schreib- und

geschäftskundig, unbestechlich, lauter, zuverlässig und uneigennützig, wie sie zumeist waren. Es ist begreiflich, dass der König, auch ganz abgesehen von religiösen Gesichtspunkten, ihnen am liebsten Vertrauen schenkte. Gegenüber der Rohheit und den Schandtaten, die leider gerade in den alten germanischen Adelsfamilien üblich waren, bedeutete die Haltung des *Klerus* ein vorbildliches Mass von Rechtschaffenheit und verfeinerter Sitte. Der Hauptinhalt dieser Epoche ist und bleibt der Sieg des Christentums römischer Gestalt in West- und Mitteleuropa. Slawen und Skandinavier blieben noch lange heidnisch. Das Germanentum wurde christianisiert, das heisst romanisiert. Es trug, wie man weiss, sehr viel von seinem primitiven Brauch und Glauben in das neue Kirchenwesen hinein, so dass man ebensogut sagen kann: das Christentum wurde germanisiert. Das Weihwasser, die Priestertonsur, der Reliquienkult waren dem germanischen Heidentum geläufig, sie lebten nur gewandelt fort als christliches Ritual. Das Christentum hatte so viel Wesentliches von der orientalischen und griechisch-römischen Kultur empfangen — es blieb seinem innersten Wesen und Gehalt also gerade am treuesten, wenn es sich allem Heiligen, was überkommen war, anglich. Aber das Christentum brachte in diesen neuen Lebenszusammenhang auch unbekümmert ein gutes Mass heidnisch-antiker Mitgift mit. Schon um sie zu widerlegen, sagten die Kirchenväter mit naiver Weisheit, muss man die alten Autoren kennen. Der griechisch sprechende Orient hielt sich seinen Aristoteles lebendig, und die Islambekenner lasen ihn auf arabisch. Die Westkirche lebte und lehrte in der Sprache der Römer, sie machte aus ihrem Latein das Idiom des Kultus und damit jeder Kultur, sie vermittelte den spätantiken Begriff der sieben freien Künste der neuen Epoche. Die christlichen Klöster, am frühesten der Monte Cassino des Benedikt, wurden nicht nur Zentren des Gewerbefleisses und einer neuen landwirtschaftlichen Bflissenheit, sondern auch die unmittelbare Fortsetzung antiken Hochschulwesens: abseits vom weltlichen Zank, von der Eifersucht der Würdenträger und dem Streit um den Buchstaben offener Lehre, entwickelte sich hier ein Leben stiller Versenkung, ein Leben der friedlichen Abkehr vom Irrtum des Irdischen, ein Leben, das sowohl praktischem Tun wie wissenschaftlicher Arbeit und frommer Weisheit gewidmet war. Hier bewährten sich in den trüben und dumpfen Zeiten des Überganges die reinsten und ernstesten Kräfte des Geistes. Aber eine Versöhnung der Lebensverneinung oder mindestens Lebensentsagung der wahren christlichen Lehre mit der spontanen Lebensbejahung der jungen, zur geschichtlichen Tat berufenen Völker war nicht zu finden.

Wer einmal das Pergament einer frühen Klosterhandschrift berührt

hat, wer den Charakter dieser behutsam gezeichneten Minuskeln, die sanfte Energie der goldig-bunten Illustration hat auf sich wirken lassen, der weiss, welch ein Schatz von Geschmack und Geistesadel hier in die Zukunft getragen worden ist. Mancherlei Denker, Geschichtsschreiber und Dichter umfasst diese geistlich-geistige Latinität des Westens — so Boethius, Cassiodor, Ausonius. Der Faden ist in der Tat nie abgerissen, er wurde weitergesponnen, nicht von Naturen, die urwüchsig kraftvoll waren, sondern auf eine milde, behutsame, seelsorgerische, pädagogische Art. Der römische Geist sah schnell ein, dass er die saftige Primitivität der neuen Völker erziehen musste und auch erziehen konnte. Die Franken besaßen ihren Gregor von Tours, die Angelsachsen ihren Beda Venerabilis.

Ein nachgeborener Mönch von St. Gallen hat die lustigen und erbaulichen Geschichten von der unermüdlich eingreifenden Landesvaterschaft des grossen Kaisers Karl überliefert. Alkwin aus Northumberland, von Karl zum Abte des vornehmsten und reichsten fränkischen Klosters St. Martin von Tours gemacht, wurde das unbestrittene Haupt jenes Kreises von Paladinen, der sich um den Kaiser sammelte, einer Tafelrunde, die Karls allseitigem Interesse und Sinn für behagliche Kameradschaft wohlthat. Es gab eine Hofbibliothek, es gab eine Hofschule, und ähnliche Einrichtungen entstanden in Verbindung mit vielen Klöstern und Domen. Die karolingische Minuskel, die in den Schreibschulen gehandhabt wurde, ist die Grundlage unserer Schriften. Mit der Bezeichnung „Renaissance“ hat man freilich dem Kulturleben des fränkischen Königshofes irreführendes Unrecht getan. Das fränkische Reich war aus mehreren Gründen kulturell gegenüber Irland und England und natürlich gegenüber Italien zurückgeblieben. Die irischen Handschriften sind die schönsten der Zeit; Rom schuf seiner Kirche auch künstlerisch die neue Lebensform, es gestaltete den Gottesdienst, regelte das vielumkämpfte von den byzantinischen Kaisern bedrohte Bilderwesen, stellte den Glockenturm neben die von antiken Tempelsäulen getragene Basilika und stattete alle Gewänder und Geräte ornamental mit überkommenem Feingefühl aus. Von da war der Schritt zur Veredlung auch des profanen Lebens bald getan. Die Pilgerstadt Rom strahlte aus, überallhin. Das reich und mächtig gewordene Frankenreich musste sich dieser Bewegung anschliessen. Es war bezeichnend, dass der altgermanische Sinn für Schätze gerade die Goldschmiedekunst aufblühen liess, mit dem Zentrum in Paris. Kaiser Karl machte sich alle diese Entwicklungen zu eigen zum Besten der Kirche und seines Reiches, aber auch aus einer ganz spontanen Liebe. Die Kleriker irischer, angelsächsischer, spanischer oder langobardischer Herkunft mögen in seiner Akademie die Mehrheit ge-

bildet haben — die stärkste Persönlichkeit war wohl der ostfränkische Laie Eginhard, Schriftsteller und Baumeister der Königspfalzen, in allen Geschmacksfragen massgebender Berater und zuletzt ehrfürchtig-ehrllicher Biograph des Kaisers. Der innere Widerspruch, der Karls Lebenswerk durchzieht, offenbart sich gerade am meisten im Kulturellen. Der Kaiser sprach seine fränkische Mundart, kleidete sich immer fränkisch und machte nur ganz selten das lästige Zugeständnis an die römische Etikette, er lernte erst spät Latein und Griechisch nur ganz wenig; das Schreiben blieb ihm eine schwere Kunst. Für Monate und Winde führte er die germanischen Namen ein, predigen liess er in der Landessprache, die alten Heldenlieder der Germanen liess er sammeln (Ludwigs kirchliche Devotion vernichtete dann solch heidnischen Greuel) — auch die alten Volksrechte wollte er bewahren, eine germanische Grammatik wurde begonnen: aber Erziehungs- und Wissenschaftswesen konnte er doch nur fördern durch die römischen Kleriker, deren gewandte Latinität sich alles Volkstümlich-Germanische zurechtschliff, deren kirchliches Selbstbewusstsein die Antike etwas herablassend anerkannte, aber zu eigener grosser Schöpfung doch durchaus nicht befähigt war. Nur der germanische Volksgeist, der das Hildebrandslied und den Beowulf hervorgebracht hatte, wäre zu solcher Leistung imstande gewesen. Gerade er aber wurde unterdrückt oder mindestens gezähmt, verwässert und beschulmeistert.

Manchmal hat Karls des Grossen Geist merkwürdig in eine ferne Zukunft hineingegriffen — etwa wenn er den Versuch machte, Altmühl und Rednitz durch einen Kanal zu verbinden und so das geographisch nach Südosten abschweifende Donaugebiet fester an das Rheinland zu ketten. Hier lag eines der schwersten Probleme späterer deutscher Geschichte. In anderen Dingen hat Karl sich und den Nachfolgern die Arbeit sauer gemacht. Sein Leben und sein Werk sind ein Einzelfall, umleuchtet vom magischen Scheine des Genies. Es gibt Unternehmungen, die als Versuch grossartiger sind denn irgend eine denkbare Erfüllung. Die Folgezeit ertrug kein Imperium des europäischen Kontinents mehr. Die Stammesführer erhoben sich, es bildeten sich Sonderstaaten mit beginnender nationaler Prägung. Unerschüttert davon blieb das Papsttum. Das Schicksal des Kaisergedankens aber wurde ungewiss.



Photo-Giraudon

Reiterstatue Karls des Grossen

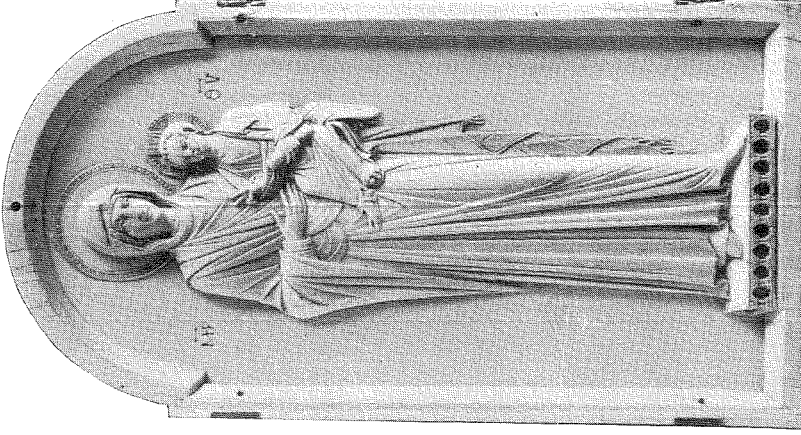
Musée Cluny, Paris

13. DIE ENTSTEHUNG EUROPÄISCHER SONDERHERRSCHAFTEN UND DIE DEUTSCHE VORMACHTSTELLUNG



Madonna

Karolingisch. Victoria and Albert Museum,
London



Madonna

Byzantinisch. Spätes 10. Jahrh.
Erzbischöfl. Museum, Utrecht

13. DIE ENTSTEHUNG EUROPÄISCHER SONDERHERRSCHAFTEN UND DIE DEUTSCHE VORMACHTSTELLUNG

Die Geschichte der Karolinger klingt kläglich ab in ewigem Familien- und Erbschaftszwist. Unter den vielen Teilungen hatte keine dauernden Bestand; deutlich zeichnete sich nur ein westfränkisches und ein ostfränkisches Reich ab. Frankreichs und Deutschlands Urgestalt war da. Das Mittelreich schob sich zwischen diese beiden, genannt nach dem zweiten Lothar, der auch Kaiser wurde, „Lothari Regnum“. Dieses Reich trug also den Gedanken des Universalen weiter — mit besonders schwachen Kräften, denn es besass keine Einheit, keine Linie, keinen Sinn, weder ethnisch noch geographisch. Mit seiner fließenden Ostgrenze und Westgrenze wurde es das notwendige Kampfobjekt zwischen dem Ostreich und dem Westreich, zwischen dem germanisch-keltisch-römischen Gebiet, wo sich das Deutschtum entwickeln sollte, und dem germanisch-keltisch-römischen Gebiet, wo das Franzosentum entstand. Die künstlich gezogenen Grenzen hatten nicht das geringste mit dem geformten Volkstum, soweit das schon bestand, zu tun. Es gab westfränkische und ostfränkische Dialekte; das sprachliche Sondertum fing an, eben jetzt, sich als die erste Komponente zu künftigem nationalen Leben auszubilden, wie es die Strassburger Eide der Söhne Ludwigs des Frommen, Karls und Ludwigs, von 842 zeigen. Der Vertrag von Verdun sollte der Eintracht der Teilreiche dienen. Er konnte die vorhandene Zwietracht nicht aufheben und deshalb vertiefte er sie noch. Aber das eigentlich Triebkräftige dieser Zeit waren nicht diese flüchtigen vorausgeworfenen Schatten der viel späteren nationalen Formung. Im Vordergrund steht die Tatsache, dass sich die alten Stämme wieder gegen jede Art höherer Einheit erhoben, jene alten Gemeinschaften, die Karl der Grosse als Hauptgefahr bekämpft hatte. Hoch- und Niederburgund machten sich selbständig, die Langobarden errichteten wieder ihr eigenes Königreich, Aquitanien

und die Bretagne, Lothringen, Sachsen, Bayern, Schwaben bekamen wieder Herzöge; ein neues rhein-mainisches Herzogtum Franken gesellte sich hinzu. Die Grenzherzogtümer und Markgrafschaften Barcelona, Flandern und Friaul gingen eigene Wege, persönliche Herrschaften wie Benevent, Spoleto, Tusciern wurden wiederhergestellt. Es war alles in allem ein Aufstand alten und neuen Adels gegen die königliche Gewalt, gestützt auf das althergebrachte Sondernertum, befördert durch die Übermacht an Besitz und Einfluss, die sich in der Hand der grossen Vasallen vereinigte: sie konnten nun, in einem engeren Kreise leichter alles überschauend, bald daraus eine wirkliche Herrschaft, ein regelrechtes Regiment schaffen und dem Könige trotzen, für den fast nichts mehr übrig blieb. Die fränkischen Teilstaaten wurden also in demselben geschichtlichen Augenblicke innerlich gelähmt, in dem ihre europäischen Nachbarn eine starke politische Entwicklung erlebten. Die drei nordischen Reiche Dänemark, Norwegen und Schweden entstanden nach einem langen und wüsten Ringen der skandinavischen Gauhäuptlinge als selbstbewusste Königsherrschaften und wandten sich, wenn auch langsam und mit schweren inneren Hemmungen, dem christlichen Bekenntnisse zu. Entwickelte sich hier doch die besondere nordische Götterlehre reicher und voller als irgendwo sonst, beeinflusst zuletzt sogar vom Christentume selbst. Das Julfest stammt ja zum Beispiel vom antikehrlichen Weihnachtsfeste ab, und nicht umgekehrt.

Polen bildete bereits im 9. Jahrhundert unter den Piasten ein eigenes Reich, dann entstand Mähren, dann etwas später und dauerhafter Böhmen unter den Przemysliden. Das grossbulgarische Reich dehnte sich über den grössten Teil des Balkans; dazwischen schob sich nach vielen bösen Raubzügen durch Mitteleuropa das Reich der Ungarn, von Stephan dem Heiligen gegründet. Mit Mühe behaupteten sich dagegen Kroaten und Serben. Die kleineren slawischen Stämme im Gebiete der Elbe und Oder und bis ins Thüringer Land blieben beim lokalen Fürstentume und entwickelten keine anspruchvollere staatliche Form.

Die seekundigen Dänen haben die angelsächsischen Gauherrschaften immer wieder räuberisch bedrückt und im Nordosten Englands ein dauerhaftes Regiment aufgerichtet, das regelmässige Tribute von den Nachbarn eintrieb. Viel skandinavisches Blut kam so nach Nord- und Mittelengland. Die Kriege zwischen den Angelsachsen und Skandinavien trugen einen überaus wilden Charakter. Gefürchtet waren die doppelseitigen Streitächte der Nordländer; erwiesen ist auch, dass die Angelsachsen gefangenen Dänen die Haut abzogen und diese an die Kirchentüren nagelten. Alfred der Grosse hat es dann zuerst erreicht, die kleinen und schwachen Gauherrschaften

zu einem kräftigeren Königreiche zu einigen. Persönlich ein kränklicher Mann, der gelehrten Studien zugetan war, wurde er nicht nur der erste Gesetzgeber und Kulturförderer Englands, sondern auch der, der den Heeresdienst ordnete, der die kleinen Lehnbesitzer als berittene Infanteristen organisierte und der eine Flotte erbaute. Schulen wurden gegründet, eine ordentliche Verwaltung gebildet, die ersten angelsächsischen Schriften entstanden. Mit Recht ist Alfred verglichen worden mit dem grossen fränkischen Karl; er wirkte in viel kleinerem Raume, aber gerade deshalb war ihm ungebrochene Nachwirkung sicher.

DIE NORMANNEN

Das Werden der europäischen Sonderstaaten und Nationen ist überhaupt aufs stärkste beeinflusst worden durch die kriegerischen Raubzüge der Nordvölker, der skandinavischen Normannen. Diese Gesamtbezeichnung umfasst in brauchbarer Weise Dänen, Norweger und Schweden; die erwähnte Sonderung dieser drei Völker vollzog sich unter Kämpfen, bei denen Ausfahrt und Abschub ganzer Stammesgruppen eine wesentliche Begleiterscheinung war. Das Nordgermanentum, ganz unberührt von den Römern, sehr wahrscheinlich aufgemischt mit vorindoeuropäischen Urbevölkerungsbestandteilen, erschreckte durch Seetüchtigkeit, kriegerische Härte und grausame Plünderungssitten mehrere Menschenalter ganz Europa. Eine Zeitlang war diese skandinavische, die nordische, Gefahr mindestens so gross wie die östliche Gefahr, die in den Völkerstürmen der Hunnen, Ungarn, Mongolen und Türken viele Jahrhunderte hindurch zum Ausdruck kam. Die Normannen gründeten im Anfang des neunten Jahrhunderts ein Reich in Irland, besetzten später die Orkney- und Faröer Inseln, kamen nach Island, Grönland, ja bis Nordamerika. Die ostfränkischen und westfränkischen Küsten wurden immer wieder von diesen „Wikingern“ heimgesucht. Sogar im Mittelmeer erschienen sie. Im Anfange begnügten sie sich mit der Zerstörung von Hafenorten und Klöstern, deren Schätze und verklavte Einwohner sie mit sich schleppten. Dann fuhren sie die Flüsse hinauf, erpressten Lösegeld, tobten sich in abscheulichem und sinnlosem Blutvergiessen aus — tief verhasst und gefürchtet als Sendlinge heidnischer Teufelei. Schliesslich fanden grössere Normannengruppen Gefallen an den bevorzugten Ländern des Westens und Südens, sie setzten sich fest, bildeten richtige Heere aus, überwiegend Reiter, und kämpften um dauernde Herrschaft. Orléans, Aachen, Köln, Trier, Paris wurden von den Normannen bedrängt und geplündert. Ihrem Herzog Rollo gab schliesslich 911 der west-

fränkische König Karl der Einfältige die Normandie zum Lehen, im Anfang zugleich mit der Bretagne. Diese Herrschaft war bald das straffste Staatswesen des Westens: der normannische Geist erzog die anderen und sich selbst, aus den wilden Reitern wurden feudale Ritter, die ursprüngliche Roheit, Verschlagenheit und Untreue verwandelte sich zu schöpferischer politischer Begabung. Von hier aus ist das Angelsachsenentum in England überfallen und zu neuer politischer Daseinsform gezwungen worden, nachdem England bereits vorübergehend von dem Dänenkönig Knut beherrscht worden war. Freilich war diese Personalunion für England sehr leicht zu tragen. Sprache und Wesen der Angelsachsen wurden geachtet, die Stadt London weise gefördert; der grosse Dänenkönig starb schon mit vierzig Jahren — er hätte bei längerem Wirken sich eine kaiserliche Stellung schaffen können, besonders da er mit der Geistlichkeit auf sehr gutem Fusse stand.

Auch die Bildung des Franzosentums als Nation, die Entwicklung des französischen Königtums ist durch das Zwischenreich der Normandie aufs Nachhaltigste beeinflusst worden. Verwandtschaft und tiefer Gegensatz, jahrhundertelange Feindschaft und wechselseitige Anziehung von England und Frankreich beruhen wesentlich auch auf dem gemeinsamen Normannentum. Früher noch als in England erschienen die ersten Normannen im griechischen Süditalien und gründeten hier nach langen Kämpfen mit Byzantinern und Sarazenen ihr sizilisches Königreich; die politische Zerreißung Italiens war damit vollendet — ein neues Element für die Bildung einer zukünftigen italienischen Nation hatte sich aber in denkwürdiger Weise eingeschaltet. In Deutschland, dem klassischen Lande der Rassen- und Völkervermischung, ist rein „Nordisches“ nur in Schleswig und in Friesland erhalten geblieben.

RUSSLAND. DER BALKAN

Normannen waren es endlich auch, die von Schweden aus das Land der Ostslawen bestürmten. „Waräger“ nannten sich diese Skandinavier, die benachbarten Finnen, die sich vielfach mit ihnen vermischten, haben sie zuerst als „Russen“ bezeichnet; dieser Name ist dann auf das gesamte, von den Skandinaviern aufgewühlte und zeitweise beherrschte Ostslawentum übergegangen. Bis ans Schwarze Meer, wo neben den alten Griechenstädten die Skythen und Sarmaten sassen, halb-mongolische Nomadenvölker, bis an die kleinasiatische Küste, bis vor die Mauern von Konstantinopel drangen die normannischen Heerführer vor. Sie nahmen auch, wenn Geld genug geboten wurde, Dienste beim byzantinischen Kaiser und trieben Raub und

Handel, wo es Gelegenheit gab. Rurik war der Herr von Nowgorod, das bis zum Tatareneinfall ein Markt von überragender Bedeutung blieb und eine selbständige Stadtverwaltung behielt. Die Hauptstadt des werdenden russischen Reichs wurde dann das südlichere Kiew, das näher dem Schwarzen Meer und dem erschnittenen Konstantinopel lag. Wladimir, der grosse Grossfürst von Kiew, heiratete die Schwester des oströmischen Kaisers und liess sich taufen. So wurde das russische Christentum, das sich freilich langsam genug ausbreitete, ein Abkömmling von Byzanz und bildete eine neue Provinz der griechischen Kirche. Der Baucharakter und die Mosaiken der Heiligtümer von Kiew bezeugen noch heute diesen weltgeschichtlichen Zusammenhang. Freilich vermochte der ökumenische Patriarch in Konstantinopel sich nie eine so überragende Stellung gegenüber diesen neuen Glaubensgenossen zu schaffen, wie es der Papst gegenüber den Bekehrten der römischen Kirche zu tun verstand. Bezeichnend dafür war die Durchsetzung des Slawischen als der liturgischen Sprache. Ein Grieche Konstantin, als Mönch Kyrill genannt, brachte zuerst den Mähren zugleich mit dem Christentume die aus dem Griechischen entwickelte Schrift und die Übersetzung der heiligen Bücher. Mähren wurde aber dann für die römische Kirche gewonnen, ebenso später die Kroaten und Slowenen, die Bulgaren jedoch wandten sich ihr ab und übernahmen das Kirchenlawische. Dies entschied ihre Slawisierung. Das Kirchenlawische ging dann auf die Serben und Russen über und begünstigte, beschleunigte, vollendete die national-religiöse Entwicklung dieser Völker. Die Walachen und Rumänen, deren romanisches Sprachgut das einzige Überbleibsel der christlich-römischen Kultur auf dem Balkan war, wurden gleichfalls von der orthodoxen Kirche neu bekehrt.

Nachschub normannischer Clans nach Russland fand noch im 11. Jahrhundert statt; man kann aber nicht sagen, dass die normannische Komponente irgendwie entscheidend den Charakter des werdenden russischen Volkes beeinflusst hätte. Sie hat, wie überall, auftreibend und erregend gewirkt, zerging aber nach kurzer Zeit in der Flut des slawischen Volkstums und in der Weite des russischen Raums. Das Reich von Kiew schwächte sich durch Teilungen. Erst neue Anstöße von aussen vermochten aus Russland eine neue politische Macht zu bilden.

Jedenfalls: das Slawentum war nun auch in das grosse Drama des Weltgeschehens eingetreten — ein Problem für alle seine Nachbarn, besonders aber für das werdende Deutschtum. Die Westgrenze des ostfränkischen Reiches blieb, wie gezeigt, aus geschichtlichen und auch aus geopolitischen Gründen unabsehbaren Schwankungen un-

terworfen; mit der Ostgrenze stand es eigentlich noch schlimmer. Denn hier sassen, auf einem vormals von germanischen Stämmen besiedelten Boden, alle diese Westslawen, bis zur Elbe und Saale, aber auch über sie hinaus bis ins Thüringische und Mainfränkische. Dazu die Südslawen in Kärnten, der Steiermark und Niederösterreich. Die Auseinandersetzung mit dem Slawentum war zweifellos die dringendste Aufgabe der kommenden deutschen Geschichte. Das ostfränkische, das werdende deutsche Volk hatte nur schmalen Raum in Besitz, es verfügte im Verhältnis dazu über eine erhebliche politische Potenz, wie sie sich besonders in den Stammeshertümern zeigte; Christianisierung und zugleich Kultivierung der West- und Südslawen war auch eine geistig kirchliche Aufgabe, an der nicht vorbeizugehen war. Der innerste Trieb blieb natürlich ein spontaner Ausdehnungsdrang, der sich den Ort des geringsten Widerstandes aussuchte. Das Slawentum lud nun, man muss es zugeben, geradezu ein zu solchen Unternehmungen. Politisch unorganisiert, ohne Energie, dem Drucke von aussen leicht nachgebend, aber argwöhnisch gegenüber einer jeden Überordnung aus dem eigenen Kreise, unstät, dem Genuss des Augenblicks ohne viel Sorge, aus voller Sinnenkraft hingegeben, dabei gutmütig, gastfrei und gesellig, mehr zum Schwatzen als zum Handeln aufgelegt — so wurde dies zersplitterte und zumeist noch ganz primitive Volkstum leicht das Opfer eines härteren, bewussteren, überlegeneren Wollens. Das Wort „Slawe“ kommt bekanntlich von „Sklave“; mit gefangenen Slawen wurden tatsächlich viele Menschenalter hindurch die Sklavenmärkte Europas und Asiens angefüllt; was vormals die Römer den Kelten und Germanen angetan hatten, das mussten nun die Slawen leiden. Die Mehrzahl der Süd- und Westslawen in Süd- und Mitteldeutschland und östlich bis zur Oder ist aber nicht verstreut, sondern leibeigen gemacht und damit für das werdende Deutschtum gewonnen worden. Zur germanisch-keltisch-alpinen Mischung gesellte sich nun das slawische Element als ein wesentlicher Faktor bei der Entstehung des Mittel- und Ostdeutschtums — also gar nicht wegzudenken, auch in ganz positivem Sinne, aus der Entwicklungsgeschichte der deutschen Nation.

DEUTSCHLAND

Gegenüber so vielen, teils partikularen, teils ethnischen Sonderbildungen haben es das westfränkische und das ostfränkische Königtum eigentlich gleich schwer gehabt, sich durchzusetzen. Wenn im Westfrankenreiche geopolitisch die Verhältnisse günstiger lagen, so bedeuteten die Gegensätze etwa zwischen dem harten Normannentum und dem gefestigten römischen Wesen des Südens, der Provence

(jetzt ein Teil von Niederburgund), eine sehr grosse Schwierigkeit. Stämme und Vasallen befehdeten sich in einem ewigen Kleinkriege; die letzten Karolinger hatten es schwer, und das Königshaus der Capetinger nahm nur sehr mühsamen Aufstieg (seit 987).

In Deutschland erlangte der unechte Karolinger Arnulf von Kärnten noch einmal eine gewisse Autorität; er besiegte die Normannen bei Löwen, zog zweimal nach Italien und erlangte sogar die Kaiserkrone, die zum Kampfpfeil eifersüchtiger italienischer Grosser herabgesunken war. Sie bedeutete freilich nur eine äusserliche Oberhoheit. Das Papsttum war nach Zeiten mächtiger Ansprüche auf einem Tiefstand angelangt: ehrgeizige Kliken von Lokalfürsten, habgierige Barone mit beherrschendem weiblichem Anhang zankten sich um Land, Privilegien und das immer noch dem päpstlichen Namen anhaftende Ansehen. Es ist eigentlich erstaunlich, dass Kaisergedanke und Papstidee nicht in diesem wilden Wust gänzlich zugrunde gegangen sind. Es wäre vielleicht ein Glück für Europa, besonders für Deutschland gewesen. Aber es beweist gerade die unzerstörbare Macht des universalen, des römischen Gedankens, dass beide Institutionen, wenn auch in Erniedrigung und Schande, doch irgendwie weiterlebten und auf neue starke Träger warteten. Der karolingische Zentralismus als Regierungssystem war jedenfalls zusammengebrochen. Nicht der persönlich schwache und hilflose Frankenherzog Konrad vermochte nun als deutscher König gegen die Stammeshertöge und die bedrohliche auswärtige Nachbarschaft aufzukommen, sondern der Herzog des geschlossensten, härtesten und selbstsichersten Stammes, der Sachse Heinrich: eine nüchterne, vorsichtige Herrscherpersönlichkeit, die mit ihrer Ruhe und behutsamen Kraft das Wesentliche leistete: er zwang die nachbarlichen Elb- und Oderslawen, ja das Königreich Böhmen zur Anerkennung der Oberhoheit und Tributzahlung, was gewiss nicht allzuviel, aber doch einen Anfang bedeutete, er gewann das nach Westfranken abgeschwenkte Herzogtum Lothringen zurück, er schlug an der Unstrut die Ungarn, deren immer wiederholte Raubzüge und durch zeitweilige deutsche Tribute beschwichtigte Gewaltsamkeiten ganz Mitteleuropa beunruhigten. Er plante sogar den Zugriff auf die Lombardei. Die grosse und geschonte Selbständigkeit des Bayernherzogs hätte freilich dergleichen erschwert. Heinrich blieb eigentlich selbst immer nur eine Art grösserer Herzog, hart und berechnend, geistlicher Bevormundung abgeneigt. Den Beinamen Städtegründer hat er mit Recht wieder verloren. Was er gründete, waren Burgen als Zufluchtsorte, die organisatorisch selbstverständlich Bestandteile der Grundherrschaft blieben, wie ja auch die alten Städte im Westen damals nach dem Prinzip der Grundherrschaft geordnet

waren. Heinrichs ganze Lebensarbeit war eine Vorbereitung, ein Versuch; was konnte sein so anders gearteter Sohn Otto daraus machen?

Ottos gewaltige Erscheinung mit dem wallenden Bart, sein selbstbewusstes, bebendes und loderndes Pathos, sein Anspruch, majestätisches Gefäss des göttlichen Willens zu sein, haben wohl für Zeitgenossen und Spätere das Erinnerungsbild Karls des Grossen umgeformt. Otto strebte zum Karolingischen, er fühlte sich ihm zauberhaft verbunden und wollte auf eine romantisch anmutende Art die Zukunft durch überlieferte Vergangenheit bewältigen. Wenn die Geschichte ihn den Grossen genannt hat, so ist damit dem grösseren Karl und den grösseren Saliern und Staufern Unrecht geschehen. Ottos Gewaltsamkeit, sein Zornesmut, sein unermüdliches Planen und Wagen haben auf die Mitlebenden tiefen Eindruck gemacht; er errang, wenn auch mit vielen Mühen, bedeutende Erfolge, er hinterliess aber zuletzt eine Erbschaft, deren Erhaltung noch grössere Genialität erforderte, als er selbst besass. Otto glaubte immer vor allem an sich und seine *Mission*; nichts konnte ihn davon abbringen, er war überzeugt, doch eigentlich immer das Richtige getan zu haben, und kam so über die bösen Folgen eigener Vertrauensseligkeit leicht hinweg. Dieser optimistische und spontane Zug, diese beinahe naive Freude am persönlichen Eingriff und Zugriff, dies Blitzende und Unruhige begrenzten seine Erfolgsmöglichkeiten als Staatsmann und Feldherr wesentlich, gaben ihm aber menschlich einen Schwung, eine ansteckende, mitreissende seelische Wucht, der sich Helfer, Jünger und Verwandte, schliesslich doch bezwungen, zu- und unterordneten.

Als Erstes wollte Otto ein Königtum mit voller geistlicher Weihe und voller weltlicher Macht; wenn sich die Herzöge gegen solche Steigerung wehrten, so mussten sie die harte Hand des Herrschers spüren — der Franke erfuhr das zuerst, dann der Lothringer. Der Geist der Auflehnung ergriff aber Ottos eigenes Haus. Sein ältester, nicht ebenbürtiger Halbbruder Thankmar, dann, viel gefährlicher, der purpurborene Bruder Heinrich erhoben sich; Rebellion und Verrat pflanzten sich weit fort. Otto entwickelte allmählich ein ganzes System, sich die Herzogtümer zu sichern: er liess sie unbesetzt, er setzte in jedes Pfalzgrafen als königliche Vertrauensleute ein oder er vergab sie neu an zuverlässige Verwandte, an hohe Geistliche, schliesslich auch, da es nicht anders ging, an angesehene Stammesgrosse. In der zweiten Hälfte der Regierung folgte auf den Bürgerkrieg der Brüder der Bürgerkrieg der Söhne, noch stärker als jener nibelungenhaft, ein Ausfluss des persönlichen Ehrgeizes, aber doch auch des volkhafte lokalen Widerstandes gegen das Uni-

versale und überraschend durch die zähe, wilde, ruchlose Bedrohung, die den Gedanken der ordnenden Zentralmonarchie geradezu als missglückt erscheinen liess. Das Absteigen des Bauerntums, die Verkehrsarmut, die naturalwirtschaftliche Vereinzelung gab jedem Territorialherrn eine willkommene Möglichkeit für schwer zu erschütternde provinzielle Machtbildung. Otto musste sich solchen Gefahren gegenüber mehr und mehr auf das geistliche Beamtentum stützen; er ordnete die Bischöfe unmittelbar sich selbst unter und besetzte die Stühle mit seiner Verwandtschaft und Freundschaft; Bischöfe und Äbte erhielten Grundbesitz, Privilegien, Immunität, Münz- und Marktrechte, ja die Grafschaftsrechte und bildeten so ein wiederum zentralistisch orientiertes System beamteter Vertrauensmänner, von denen Kontrolle und Lähmung der Partikulargewalten auszugehen vermochte. Dies konnte eine Zeitlang gut gehen, Kulturzentren wie Magdeburg und Quedlinburg verkünden bis heute den Ruhm der ottonischen Zeit. Das Bedenkliche des Systems lag gewiss nicht in der klerikalen Stellung dieser neuen Schicht — in dieser Beziehung gab es ja kaum einen Gegensatz, dem christlichen Gedanken wollten und mussten alle dienen, der geistliche Charakter hatte sogar oft genug unter der weltlichen Betätigung zu leiden. Die finanzielle Macht des Klerus wuchs sehr an, die Handwerker, die Gewerbetreibenden, die so wichtig waren, waren seine unfreien Leute. Das Wesentliche war dies: der Kaiser musste die Kirche in der Hand halten. Solange er dies tat, ging es gut. Aber hier setzte gerade die Wendung ein: die privilegierte, wohlausgestattete, festeingessene hohe Geistlichkeit konnte und musste eines Tages gemeinsame Sache machen mit den weltlichen Gewalten, gegen die sie angesetzt war. Dann stand die königliche Autorität einem doppelten Partikularismus gegenüber. Noch mehr: die Hierarchie konnte fürstlich, sie konnte auch päpstlich werden. Dann wurde es sehr ernst für den Kaiser.

Vielleicht ist Ottos schönster und unbestrittenster Erfolg der grosse Sieg über die Ungarn bei Augsburg auf dem Lechfelde (955). Auch als strategische Leistung bemerkenswert! Er brachte die endgültige Abwehr des bösen Feindes und damit die Möglichkeit einer Befestigung der deutschen Grenze nach Südosten; die Markgrafen an der Donau behaupteten ihr Ostreich „Osterreich“ und rundeten es ab, als Nachbarschaft der Ungarn, die nun bald als sesshafte Ackerbauern der europäisch-christlichen Kultur angeschlossen wurden. Die Sachsen waren der einzige deutsche Stamm, der beim Ungarnsieg nur unbedeutend vertreten war: denn hier drohte ein gefährlicher Slawenaufstand — Otto vermochte ihn mit Hilfe seines treuen Markgrafen Gero schnell zu ersticken: die brutale Abschlachtung

von Kriegsgefangenen, die er dabei vornahm, ist nur einer der zahlreichen Grausamkeitszüge, die sich gerade bei den Slawenkämpfen finden. Jeder Treubruch, jede Tücke schien gegenüber heidnischen Rebellen erlaubt zu sein.

Hoch- und Nieder-Burgund und Italien bildeten jetzt einen politischen Bereich, der zeitweise unter gemeinsamer Herrschaft verbunden war und mit seinen Wirren eine politische Bedrohung am meisten für Frankreich, aber auch für Deutschland darstellte. Ein kräftiges Königtum in Frankreich hätte damals sicher den Zugriff nach Italien und der Kaiserkrone gewagt — er wäre von dort geopolitisch und ethnisch am natürlichsten gewesen, hätte freilich das deutsche Königtum notwendig herausfordern müssen. Denn von Kaiser Arnulf her bestand hier eine Überlieferung, freilich ausgesprochen südostdeutschen Charakters. Das Interesse des sächsischen Stammes war dem Süden ab- und dem Osten zugekehrt. König Otto freilich gehörte, wir wissen es, seinem innersten Wesen nach dem Universalen, dem römisch-sakralen Denken an. Die kleindeutsche Schulweisheit braver Nationalisten des 19. Jahrhunderts hat die Italienpolitik der deutschen Kaiser, die entscheidend mit Otto begann und so wesentlich für die europäische Kultur wurde, gravitätisch missbilligt. Es kann zunächst nur einen Streit um die Beurteilung Ottos selbst geben — denn die Nachfolger konnten wohl kaum, unter den vorhandenen Umständen, ohne den empfindlichsten Verlust an Ansehen den eingeschlagenen Weg verlassen. Für Otto war die Italienpolitik ein Schicksal, das aus seinen Charakter- und Geisteseseigenschaften zwingend hervorging; er hätte wahrscheinlich nach Burgund und nach Italien gegriffen, auch wenn die politische Lage und Familienverbindungen ihn nicht so stark dazu aufgefordert hätten. Karolingische Überlieferung und tief persönliches Bedürfnis nach dem höchsten Herrschaftssymbol liessen ihn nicht zufrieden sein mit der leicht errungenen Position eines „Königs der Franken und Langobarden“ (951). Er wünschte die Kaiserkrone, weil er an ihren frommen Zauber glaubte, er war fest entschlossen, sie dem widerstrebenden Papsttum und dem eigenwilligen weltlichen römischen Patricius abzurufen. Wer sich so des Klerus bediente wie er, musste auch den Papst beherrschen. Es gelang erst beim zweiten Zuge nach Italien; der wenig würdige jugendliche Papst Johann XII. krönte Otto jetzt in Rom (962) auf Grund gewisser Übereinkunft. Den päpstlichen weltlichen Besitz bestätigte der Kaiser in der üblichen Weise, beanspruchte freilich die Oberhoheit und die vorherige Zustimmung bei zukünftigen Papstwahlen. Nun war er, seinem innersten Wunsch gemäss, der neue Imperator — aber gerade in Italien musste er gegenüber römi-

scher Verräterei, gegenüber dem volkstümlichen, einheitlichen Widerstand der sich sonst bitter befehrenden italienischen Lokalfürsten, gegenüber der byzantinischen Eifersucht beständig um sein Ansehen kämpfen. Die Kaiserwürde war beinahe am wirksamsten für die Stellung in Deutschland und gegenüber den östlichen und nordischen Nachbarn. In Italien rief sie für das volksfremde Deutschtum dauernd Verwicklung jeder Art, Kompetenzkonflikte, Blutvergiessen, Zank um Besitz und Rechtsnorm hervor. Otto musste sich ziemlich ruhmlos mit den Griechen in Unteritalien herum-schlagen, erlangte aber dann doch die Heirat seines bereits zum Kaiser gekrönten Sohnes und Thronfolgers Otto mit der byzantinischen Prinzessin Theophano. Glaube und Traum des kaiserlichen Mystikers waren mindestens äusserlich verwirklicht: viele Jahre opferte er in Italien und setzte seine höchsten Kräfte an die Verwirklichung der kaiserlichen Herrschaft dort. Niemand darf aber meinen, er habe Deutschland darum vernachlässigt; für die zukünftige Ostgrenze hatte er das Seinige getan. Das deutsch-italienische Reich, das er hinterliess, war äusserlich kompakter als das karolingische; im Innern war es unzusammenhängend, widerstrebend, spröde; kulturelle Werte kamen vorwiegend aus dem geistlichen Bezirk, eine wahrhafte Lebendigkeit fehlte hier, alles war christlich-römisch, lehrhaft und karolingisch, also entschieden epigonenmässig. Kaiser Otto hatte ja selbst eine theokratisch-fatalistische Grundrichtung, und dem entsprach der herrschende Geist. Das deutsche Volkstum regte sich nur schüchtern, da und dort, niemand versuchte, es zu fördern, es galt irgendwie als unförmig, königs- und kaiserfeindlich. Der Laienadel benahm sich wild und rauflustig, Grund genug, um von den Bischöfen ermahnt und bevormundet zu werden. Was es an Dichtung gab, war bescheiden und natürlich lateinisch korrekt. Heiligenleben zur Erbauung wurden besonders gepflegt und galten als heilsame geistige Nahrung für Zerknirschte. Übersetzungen in die Muttersprache wagte zuerst Notker der Deutsche von St. Gallen. Um den kleinen Mann konnte sich der Kaiser nicht kümmern, kaum der Herzog wollte das, der Bauer war völlig gebunden und befangen, auch da, wo er noch seine Freiheit und sein Eigentum behaupten mochte. Wirkliche Städte gab es im Norden und im Osten noch nicht. Die ummauerten Flecken und Märkte waren nur eine Vorstufe. Der Kaiser-König besass keine Hauptstadt, sein Arm wäre dort nur im kleinen Kreise zu spüren gewesen, er musste umherziehen. Wo er hin kam, sah er nach dem Rechten; war er fort, dann liefen die Dinge wieder ihren eigenen rohen Weg, der meist vom zentralen Willen abführte. Bedeutungsvoll waren die grossen burgartigen Kirchen und Klosterbauten, wie Hildesheim,

Goslar, programmatische Denkmäler der weströmischen Religionsform und deshalb, soweit diese reichte, entwickelt und im Gegensatz zum byzantinischen Stil als „romanisch“ gekennzeichnet. Landschaftlich, stammesmässig hat sich diese Bauweise wohl abgewandelt, es gab sicher eine sächsische und eine fränkische Art, etwas Gesamtdeutsches ist hier noch nicht zu spüren.

Im Sprachlichen mag es sich zuerst ausgeprägt haben, das ist aber ein langwieriger und schwer greifbarer Vorgang. Die grosse Macht der Kirche, also einer bewusst universalen Einrichtung, bleibt für das Deutschland der Ottonen das wichtigste Lebensprinzip; weil diese Macht so überragend war, begann jetzt schon mancher Missbrauch.

Die Kirche nahm für sich ihre eigene Rechtssphäre in Anspruch und hielt es nicht für nötig, sich den staatlichen Mächten unterzuordnen, die im Vergleich zu ihr etwas Improvisiertes und Umstrittenes besaßen. Die Kirche verlangte freie Wahl der Äbte und Bischöfe durch die Geistlichen selbst, — es war dies der entscheidende Übergang zur Autonomie, zur partikularen Sonderung. Glanz, Ruhm und Anspruch der kirchlichen Organe wurden mit frommer Naivität durch Umdatierung, Verschiebung, ja Fälschung urkundlicher und reliquiärer Zeugnisse vermehrt. Ein gewisser Widerstand gegen das Mönchswesen setzte schon jetzt im Laientum ein: ob wohl Eltern ihre Kinder dem Kloster geloben konnten? Ob es gut sei, wenn Kirchen und Klöster immer mehr Land von Gläubigen zusammenerbten, denen um ihr Seelenheil bange war?

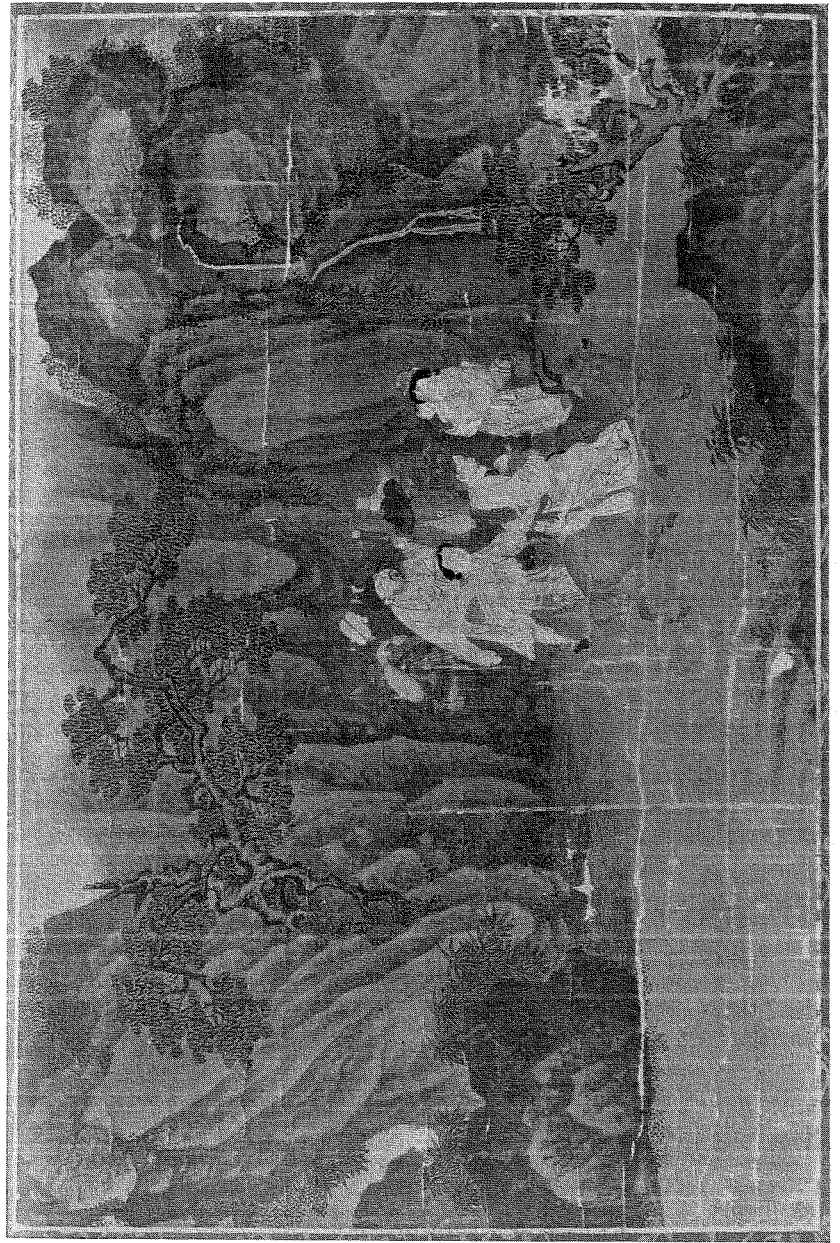
Eine Weltmacht hat Otto der Grosse seinen Nachfolgern durchaus nicht hinterlassen — aber doch eine Vormachtstellung im damaligen Europa, die freilich überwiegend auf seiner faszinierenden Persönlichkeit, viel weniger auf Homogenität und Reife der politischen Schöpfung beruhte. Für jeden wäre ein solches Erbe schwer gewesen; nun wurde der zweite Otto bereits nach zehnjähriger Regierung, erst sechsundzwanzigjährig, dahingerafft: redlich hatte er sich nach allen Seiten hin bemüht, die Autorität des Kaisertums zu wahren, unglücklich aber besonders gegenüber den Griechen und dem in Unteritalien vordringenden Arabertum. Ein grosser Slawensturm zerstörte gleichzeitig im Elbland das ganze Werk der letzten Jahrzehnte. Der dritte Otto hatte vom Grossvater den mystischen Glauben an kaiserliche Begnadung, aber weder die Körperkraft noch die geistige Beweglichkeit geerbt. Die Vormundschaftsregierung der byzantinischen Mutter und der burgundischen Grossmutter Adelheid bewahrte gegenüber einheimischen Herzögen und den slawischen Nachbarkönigen gerade das Notwendigste. Polen wurde jetzt unter Boleslaw Chobry ein mächtiges Reich, das Preussen, Pom-

mern, Teile Schlesiens und Böhmens umfasste und auch kirchlich im direkten Verhältnis zum Papste stand. Die kaiserliche Lehnsherrlichkeit schrumpfte gegenüber solch eigenwilliger Zusammenballung von Macht zur leeren Form. Die Einrichtung des selbständigen Erzbistums Gnesen sollte diese Entwicklung vollenden. Als Otto III. selbst zu regieren begann, stand er, der prinziplich verwöhnte, feingebildete, tief religiös empfindende Phantast, hilflos zwischen Weltflucht und feierlich eitlen Anspruch schwankend, einer Wirklichkeit gegenüber, die sich hartnäckig seinem aufgeregten Werben und Beschwören entzog. Rom war für ihn der wahre Weltmittelpunkt, Kaisertum und Papsttum sollten, eng verbunden, als gedoppelte Macht die Christenheit regieren; der Kaiser der Römer fühlte sich völlig theokratisch auch als Diener der Apostel. Das Imperium kam diesem ehrgeizigen Augustus, der zugleich Caesar und Konstantin sein wollte, wie ein grosser Kirchenstaat vor. Römisches, im Geist der Antike erzogenes, byzantinisches Vorbild nach-eiferndes Beamtenum, einheitliches Kanzleiwesen, fromme und zugleich weltgewandte Bildung sollten die Schicksale dieses Gottesreiches auf Erden bestimmen. Otto III. wallfahrtete zum grossen Kaiser Karl nach Aachen und störte huldigend dessen Grabesruhe — ein grösserer Gegensatz ist nicht denkbar als der zwischen jener derben Klugheit des Alten und dieser unreifen Schwärmerei des schwächlichen, zärtlich und ängstlich erschauernden Jünglings. Als der Einundzwanzigjährige todes- und gottesselig starb, hinterliess er nichts als Missmut, Widerstand und Verwirrung; er hatte den römischen Gedanken zur obersten Forderung erhoben und damit nur dem Papsttum und seiner Ideologie genützt; das Kaisertum musste sich vor allem nach den sachlichen Bedingungen seiner Herrschaftsansprüche umsehen, und die lagen in Deutschland. Der letzte Sachsenkaiser, Heinrich II., Vetter des unglücklichen dritten Otto, verstand das wohl; er bediente sich wieder ganz des deutschen Episkopats, ist ja auch zugleich mit seiner kinderlosen Gemahlin Kunigunde später heiliggesprochen worden — auch persönlich ein sehr frommer Mann, der keine neuen Ideen hatte und ohne viel Glück oder Glanz sich mit den erstarkenden Territorialherren des Nordens, mit der burgundischen Verwandtschaft und ihren Grossen, mit dem Westslawentum herumschlug, hierbei, trotz aller Kirchlichkeit, gelegentlich auch verbündet mit heidnischen Stämmen unter Anerkenntnis ihres Götzendienstes. In Italien holte er sich die lombardische und die römische Krone, überliess aber, im Vertrauen auf die hohe Geistlichkeit, die politischen Kräfte sich selbst und ihrem Widerstreit; auch das Papsttum musste sich der Sarazenen

mit Hilfe der viel heimgesuchten Küstenstädte Pisa und Genua selber erwehren.

Eine deutsche Vormachtstellung konnte erst wieder von dem neuen Kaisergeschlechte der Salier errungen werden. Wie viel weniger Glanz zeigte im Vergleich zu Deutschland die Entwicklung des französischen Königtums! Es besass jedoch den einen oft hervorgehobenen Vorzug — die Herrscherfamilie der Capetinger starb nicht aus. Diese Herzöge von Franzien hatten es bitter schwer, aus der kleinen Hausmacht an der Seine und Loire herauszuwachsen und gegenüber den grossen Herren in der Champagne und Aquitanien, gegenüber den schon ganz feudalisierten Erzbischöfen und Bischöfen etwas zu bedeuten. Wiederholt traten die Sachsenkaiser in diesen französischen Wirren als Schiedsrichter auf. Aber gerade die beinahe provinzielle Gebundenheit des damaligen französischen Königtums besass eine gewisse Anziehungskraft für Burgund, Ober- und Niederlothringen und die Grafschaft Flandern. Sie neigten sich nach Westen, weil ihnen vom deutsch-römischen König-Kaisertum ein viel stärkerer Druck drohte. Die Misstände in der christlichen Kirche prägten sich aus den gleichen Ursachen in Frankreich viel früher und bedenklicher aus als in Deutschland. Die Verweltlichung war gross, das Laienelement machte sich breit, Bildungs- und Glaubensfragen traten gegenüber Besitzinteressen zurück.

So versteht es sich, dass gerade hier die grosse Reformbewegung entstand, die den wahrhaft christlichen Geist erneuern, wiedererwecken wollte — die Bewegung, die nach dem Kloster Cluny in Burgund genannt wird, die mehrere Menschenalter hindurch die ganze römisch-kirchliche Welt erfüllte, die in ihr eine neue Gemeinschaftsgesinnung erweckte und so die Kreuzzugsunternehmungen möglich gemacht hat. Die Benediktiner von Cluny wollten vor allem, angesichts hartnäckiger und wieder zunehmender Rauheit und heidnischer primitiver Lebensführung, wahrhaft christlich fromm sein, im Geiste ihres Heiligen. Sie wollten noch mehr: die Unabhängigkeit ihrer Arbeit von jeder weltlichen oder geistlichen Macht, das Recht, Tochterklöster zu gründen und im Sinne der Reform zu leiten. Sie brauchten dazu die Zustimmung und den Schutz des Papstes — nur ihm wollten sie also gehorchen, nur ihm unterstellt sein. Eine neue kirchliche Aristokratie wollte sich also bilden. Die Bewegung hatte grossen Erfolg in Frankreich, sie griff bald nach Deutschland über. Das anspruchsvolle, geistig und politisch überragende französische Episkopat sah sie anfänglich nicht ungern, fühlte aber bald, dass sie organisatorisch die Zentralgewalt des Papsttums stärkte und damit die bischöfliche Macht bedrohte. Nirgends fanden die päpstlichen Ansprüche auf Suprematie und die römische, vor direkter Fälschung (pseudo-



Chinesische Malerei

Wahrscheinlich Sung Dynastie. Victoria and Albert Museum, London

isidorische Dekretalien!) nicht zurückschreckende Kampfweise eine so sachkundige und gewissenhafte Kritik wie bei dem grossen Erzbischof Gerbert von Reims, den sich Otto III. als Lehrer und Berater holte und dann selbst zum Papst machte. Was er wollte, blieb Episode. Die Cluniazenische Richtung breitete sich weiter, im Westen bis nach Spanien und auch in den deutschen Klöstern aus. Die Erneuerung ernstes Christentums konnte den deutschen Königen ja nur recht sein. Aber die Unabhängigkeit und Wahlfreiheit der geistlichen Würdenträger gehörte so wesentlich zu ihrem Regierungssysteme, dass die Möglichkeit kurialer Eingriffe eine ernste Gefahr für die nahe Zukunft bedeutete.

Mit dem Salier Konrad II., der durch weibliche Erbfolge von den Ottonen abstammte, kommt endlich wieder ein erfrischender weltlicher Zug in das deutsche politische Leben. Er war ein fester, grober Geselle, von Bildung unbeschwert, voll derben Humors, gewohnt, seinen Vorteil zu wahren, und, wenn nötig, hart dreinzuschlagen mit der Faust, aus kleinen Besitzverhältnissen emporgekommen und deshalb nicht geneigt, unnötig etwas wegzuschenken. Seinen Stiefsohn Ernst von Schwaben haben Legende und Poesie unangemessen veredelt. Ernst war in Wahrheit ein unbotmässiger, übelberatener Geselle, der zuletzt eine Art Räuberleben im Schwarzwald führte. Das Vorgehen Konrads war hart, aber nicht unbegründet. Die Episode des Herzogs von Schwaben ist nur ein verhältnismässig unwichtiges Stück des Lebenswerkes Konrads, dessen originelle Kraft manchen Zeitgenossen an Karl den Grossen erinnerte. Die Bischofssitze verteilte er nach überwiegend politischen Gesichtspunkten, das Kirchengut musste sich von dem klugen Finanzmanne manchen Zugriff gefallen lassen, Geistliche wurden selbst in rein kirchlichen Dingen einfach kommandiert. Gegenüber allen grossen Herren, den geistlichen und weltlichen, schuf sich Konrad einen Halt, in dem er den kleinen Lehnsträgern die Erblichkeit verlieh. Es war ein Schlag, gerichtet gegen das Stammesherzogtum, ein Schlag, dessen zum Teil bedenkliche Folgen durch das Königtum aufgehalten werden konnten, sofern es in kraftvollen Händen blieb. Zu manchem andern hatte Konrad auch noch Glück: das Polenkönigtum versank in Teilungswirren, dies erleichterte den Osten, die Lausitzen konnten zurückgewonnen werden, der Dänen- und der Ungarnkönig liessen sich durch Landabtretungen des darin gänzlich unsentimentalen Konrad beruhigen: so machte er sich den Rücken frei, konnte die burgundische Erbschaft antreten und, französischen Plänen zum Trotz, die widerspenstige Lombardei gewinnen und sich zum Kaiser krönen lassen. Dass das Papsttum in unwürdigen Händen war, schien Konrad gleichgültig zu sein, er fand es sogar vorteilhaft vom Stand-



Einband eines Evangelienbuches

Deutsch. Um 1100. Victoria and Albert Museum, London

punkte des Laien und Staatsmannes. Wie anders dachte darüber sein Sohn Heinrich III., der mit 22 Jahren dem Vater folgte! Dieser Grübler war erzogen worden im Geiste von Cluny und hat sich sein ganzes Leben lang bemüht, die erneute, wahrhaft christliche Lehre durch das Königtum zu verwirklichen; den tiefen Widerspruch zwischen beschaulicher Resignation und schaffender Aktivität zu sehen, war Heinrich gewiss klug genug; er hielt es aber, ernst, zähe und voll Verantwortungsgefühl, für seine Pflicht, das irgend mögliche zu tun. Wenn er sich selbst nichts nachsah, wenn er öffentlich im Büsserkleide erscheinen und allgemeine Vergebung verkünden konnte, in wahrhafter Ergriffenheit, so war er auch streng gegen die anderen: Achtung und Scheu konnte ein solches Wesen erwecken, fortreissend und erwärmend war es nicht. Heinrichs bezeichnendste Tat ist es wohl gewesen, den im zersplitterten und von Fehden verwirrten Frankreich entstandenen Gedanken des „*Gottesfriedens*“ auf Deutschland zu übertragen. Es war dies eher ein Waffenstillstand zu nennen, der die zweite Hälfte der Woche, vom Mittwoch bis Montag früh, umfassen sollte und praktisch doch eine wesentliche Erleichterung bedeutete, vor allem deshalb, weil die Geistlichkeit die gewonnene Pause zu Vermittlungsversuchen erfolgreich verwenden konnte. Man muss sich den ganzen Leichtsin, die törichte und rohe Blut- und Kraftverschwendung damaliger Rauflust vorstellen, um die Wohltat solcher Regelung zu begreifen. In Frankreich, wo die Not grösser war, mag das Ergebnis tiefgreifender gewesen sein. Deutschland stand ja in einem früheren Stadium der Feudalisierung.

Als Friedenspolitiker, aber doch durchaus mit klarem Sinn für die Reichsinteressen, betätigte sich König Heinrich III. im Osten: er gewann das an Ungarn abgetretene Land zurück, schlichtete die Zwiste der westslawischen Herzöge und verpflichtete alle zur Lehensabhängigkeit. Eine grossartige kirchliche Organisationsarbeit konnte der von Heinrich eingesetzte Bremer Erzbischof Adalbert in ganz Niedersachsen, Dänemark und Mecklenburg entfalten, zum Ärger freilich des Billungischen Herzogshauses; Adalbert war tatsächlich, wenn auch nicht formal, ein nordischer Patriarch. An Kirchengut sich zu vergreifen, wäre der priesterlichen Gewissenhaftigkeit König Heinrichs unmöglich erschienen; er vermehrte es sogar, sorgte aber freilich dafür, dass es in zuverlässige und fromme Hände kam. Er sah sich als den betreuenden Oberherrn der Kirche an, scheute sich auch gar nicht, drei unwürdige Päpste in einem Jahre durch Synoden abzusetzen, und liess sich von dem zum Papst Klemens VI. erhobenen Bamberger Bischof als Kaiser krönen. Auch die nächsten Päpste wurden unter seinem Einfluss gewählt, lauter

Anhänger der Reformpartei. In Süditalien förderte er, dem Beispiel seines Vaters folgend, die normannischen Fürsten, zum Schaden der griechischen Herrschaft, zum Vorteil der eigenen: Aversa, Salerno, Capua, Amalfi, Apulien, Benevent wurden normannischer Lehnsbesitz. Unbequem war freilich das starke Anwachsen der tuskanischen Markgrafschaft in Mittel- und Norditalien, die die Machtgrundlagen des Reiches schmälerte und durch eine Heiratsverbindung mit dem feindlichen Lothringen noch mehr bedrohte. Heinrich III. stand gross, voll Bedeutung und gesammelter Kraft nach aussen da, wie kaum einer seit dem ersten Otto — war es erstaunlich, dass sich Eifersucht und Ehrgeiz der Stammesherrzöge auch gegen ihn verschworen? Er wurde solcher Schwierigkeiten Herr und hätte bei längerem Leben noch schlimmere Verfallserscheinungen bezwungen: seiner Zähigkeit, seinem Eifer und der Gunst, die er bei den kirchlichen Reformern genoss, konnte eigentlich keine der grossen schwebenden Fragen unlösbar erscheinen. Das Verhängnis Deutschlands nahm auch ihn schnell hinweg; der Nachfolger war ein sechsjähriges Kind.

Welch günstige Gelegenheit für alle partikularen Gewalten Deutschlands und Italiens, für alle selbstsüchtigen Nachbarn im Osten und Westen Europas, nicht zuletzt auch für das Papsttum, die deutsche Vormachtstellung zu zerstören! Mehrere Päpste waren nun Deutsche gewesen, Leo IX. sogar ein Vetter Heinrichs III. Gerade mit ihm, dem vormaligen Bischof Bruno von Toul, setzt aber der geistige und politische Aufstieg des Papsttums ein, der es in den tödlichen Gegensatz zum Kaisertum führen sollte. Leo IX. erschien im Pilgergewand in Rom, er liess sich dort von Klerus und Volk nach überlieferter Vorschrift wählen. Der Geist von Cluny hatte auf dem Stuhle Petri Platz genommen. Es gab genug zu tun: der oft ausgeflickte Bruch mit der griechischen Kirche wurde nun in aller Form vollzogen und damit die Neuschöpfung der römischen, ohne irgend eine Bindung, möglich gemacht.

Die „*Simonie*“, die Verquickung also der Verleihung kirchlicher Ämter mit weltlichen, materiellen Interessen, der Ämterkauf erfuhr jetzt, mit scharfer Zuspitzung gegen das deutsche Kaisertum, grundsätzliche Bekämpfung, die Priesterehe, an sich eine altchristliche Einrichtung, die sich ja auch in der griechischen Kirche erhielt, sollte jetzt ausgerottet und damit die Weltgeistlichkeit dem mönchischen Wesen angeglichen werden.

Diese und andere Reformgedanken fanden nun ihr Gefäss in dem überragenden Manne, der schon als römischer Mönch Hildebrand tuskanischer Herkunft in bedeutenden Stellungen massgebenden Einfluss in der Kurie ausübte und zuletzt als Gregor VII., vom ein-

mütigen Willen des römischen Volkes, aber kaum der Regel entsprechend, emporgehoben, den päpstlichen Stuhl bestieg: selbst ein Mann des Volkes, kümmerlich von Gestalt, aber dämonisch beredt, unbekümmert in der Wahl seiner Mittel, glühend gehasst, aber hinreißend für viele, zugleich weltlich und geistlich ehrgeizig in der kühnsten Form, vom Misserfolg nur zu härterer Tatkraft gereizt, vom Erfolg zu übersteigeter Hybris verblindet. Auf seinen Rat ging schon jenes Dekret von 1059 zurück, das die Papstwahl in die Hand des Kardinalskollegiums legte und damit den kaiserlichen Einfluss völlig ausschaltete. Im gleichen Jahre empfangen die Normannenfürsten Unteritaliens ihr Land vom Papst zu Lehen, verliessen also den Kaiser und machten den Bischof von Rom vollends zum weltlichen Imperator; Hildebrand nahm den Treueid Robert Guiscard entgegen. Der Herzog von Lothringen, der Pfalzgraf von Burgund, die Grafen von Toulouse und Savoyen, der Erbgraf von Barcelona, der König von Dänemark, die Herzöge von Böhmen und Polen leisteten dem Papste ähnliche mehr oder weniger verpflichtende Treuschwüre, die Könige von Ungarn und von Kroatien-Dalmatien erkannten das Lehensband an, Herzog Wilhelm von der Normandie eroberte England mit päpstlicher Anerkennung. Die gegen die Deutschen aufwallende Mailänder Volksbewegung, das erste Anzeichen eines italienischen Nationalismus, fand sogar päpstliche Förderung. Der Cäsaropapismus, von dem Otto III. träumte, wurde also von Rom selbst leibhaftig in Anspruch genommen. Gregor VII. war eine Kampfnatur von barscher, drohender Leidenschaftlichkeit, von einer ganz weltlich wirkenden Härte. Er bevorzugte die stärksten Mittel und war viel lieber grausam als milde. Als ein Abt seinen aufsässigen Mönchen Zungen und Augen ausreißen liess, machte er den tüchtigen Mann zum Bischof. Die von Gregor VII. verlangte Durchführung des Zölibats wirkte in den ausserlateinischen Ländern geradezu revolutionierend und erfolgte oft unter widerlichen Ausschreitungen und Gewaltakten, die dem Ansehen der Kirche nur schaden konnten. Aber Rom siegte.

Schwieriger war die Durchführung des Verbots der Vergebung kirchlicher Ämter und Besitztümer durch Laien: auch wo der Bischof oder Abt den Vorschriften der Kirche entsprechend korrekt gewählt wurde, erfolgte die Einsetzung, die „Investitur“, die Bekleidung mit den Zeichen der Amtswürde, doch stets durch den Landesherrn, der ja Eigentümer des Kirchen- und Klostersgutes war und auch im Geistlichen seinen Lehensmann zu sehen berechtigt sein durfte. Besonders in Deutschland war diese Beanspruchung der Investitur für den Klerus durch die Kurie ein tödlicher Schlag gegen das seit Otto dem Grossen bewährte Regierungssystem. Frankreich

wurde viel weniger von dem päpstlichen Ansprüche getroffen — hier war ja der gefährlichste Gegner nicht das schwache, durch päpstliche Drohungen leicht eingeschüchterte Königtum, sondern das selbstbewusste, weltlich lebende und wirkende Episkopat, dessen Trotz Gregor VII. wohl zu brechen verstand; die französische Kirche liess sich jetzt von Rom durch einen ständigen päpstlichen Legaten regieren.

Gregors Gegenspieler, Heinrich IV., bleibt doch die unglücklichste Figur unter den deutschen Kaiser-Königen: während seiner Minderjährigkeit hin und her gezerzt, unterdrückt und schlecht beeinflusst, versuchte sich der Frühreife, schlau und empfindlich wie er war, mit hastiger Herrschsucht, mit Verstellung und Skrupellosigkeit durchzusetzen. Sein Lebenswandel mag gewiss nicht besser und nicht schlechter gewesen sein als der sonst irgend eines unter solchen Umständen heranwachsenden Prinzen. Das Misstrauen, das seine Art hervorrief, und der Ehrgeiz der Grossen, der ihm die schon genug herabgekommene Königswürde neidete, neigten dazu, alles Trübe und Zwiespältige, das Heinrich anhaftete, noch zu verdunkeln, noch zu vertiefen. Tapfer war der König gewiss, und er wehrte sich heldenhaft bis zum Alter gegen den Fluch, der nun einmal von Anfang an sein Dasein und Wirken zu belasten schien. Zuerst musste der Sachsenaufstand bewältigt werden, und so lange hielt Heinrich, dem das Religiöse der Clunyreform schon gar nicht lag, den Papst geschickt hin. In Deutschland siegreich, ging er weiter zum Angriff vor: er beanspruchte und betätigte die Investitur, verbündete sich mit den Gegnern Gregors und bezeichnete ihn, wegen der unkorrekten Wahl, lediglich als *falschen Mönch Hildebrand*. Der Papst richtete nun an den König ein Schreiben so ultimativ drohenden Charakters, dass Heinrich nur der Kampf übrig blieb, ein Kampf, der das Innerste der beiden Weltmächte der römischen Christenheit in Anspruch nahm und erschütterte. Heinrich liess den Papst durch die Wormser Synode der deutschen Bischöfe mit teilweise angreifbarer Begründung absetzen, die Synode der Bischöfe Reichsitaliens bestätigte dieses Vorgehen. Päpste waren ja schon früher abgesetzt worden, mit mehr oder weniger Recht. Gregor VII. fand aber jetzt eine Antwort, die freilich kein Papst vor ihm zu finden gewagt hatte: er verfluchte den König. Der Geist von Cluny war schon überall zu mächtig. Rom war zu sehr die Quelle und Schauplatz der Weltgeschichte, der Papst war persönlich zu sehr geachtet und gefürchtet. Alles wandte sich deshalb gegen den König: die Herzöge von Sachsen, von Bayern, Schwaben und Kärnten, die deutschen Bischöfe, denen der Mut wegblieb; Heinrich sollte die Krone verlieren, darauf einigte man sich mit dem päpstlichen Legaten, wenn er nicht

binnen Jahresfrist des Fluches ledig würde. Die Zeit und ihre Menschen waren gebunden; König Heinrich selbst konnte und wollte kein Ketzler sein: weltlich nach Art seines Grossvaters Konrad, vermochte er doch nicht als Mensch, Christ und Fürst die Last des römischen Fluches zu tragen. Er musste ihn loswerden, auch nach innerstem persönlichen Gefühl, nicht nur um König zu bleiben, und deshalb ist der weltberühmte Vorgang von Canossa sicher ein Stück Erfolg: er zwang als Büsser den widerstrebenden Papst, ihn vom Fluch zu lösen — die Formen, unter denen es geschah, hatten aber doch auch für den mittelalterlichen Menschen sehr viel Demütigendes, sowohl menschlich wie politisch. Heinrich musste als Bedingung der päpstlichen Gnade alle seine feierlich verkündeten Grundsätze aufgeben, den Wormser Beschluss fallen lassen und sogar den Papst als Schiedsrichter zwischen sich und den deutschen Fürsten anerkennen. Die Fürsten wählten dann doch einen Gegenkönig, Gregor sprach sich vergebens für diesen aus, Heinrich liess jetzt Gregor zum zweiten Male des Papsttums verlustig erklären und errang den schweren Sieg über die deutsche Gegnerschaft. Nun zog er nach Italien, führte Krieg mit dem Papste, dem keiner seiner Verbündeten energisch half und helfen konnte, und liess sich vom Gegenpapste Clemens III. zum Kaiser krönen. Erst dann griff Robert Guiscard, der Normannenfürst, zu Gunsten Gregors ein, seine Leute, zum Teil sarazenische Söldner, schändeten Rom durch Plünderung und Greuel, Gregor musste sich in die Hand dieses seines Vasallen geben und starb verlassen in Salerno. Er war aber nur äusserlich besiegt. Die Ideen waren grösser selbst als dieser Mensch. Überleben musste ihn der ungeheure Machtanspruch, wie er ihn selbst hat aufzeichnen lassen und verkündet hat; das Recht des Papstes, Bischöfe abzusetzen auch ohne Verfahren der Synoden, das Recht, Bischöfe zu versetzen und die Bistümer neu einzuteilen, das Recht, überall Weihen zu erteilen und fremde Sprüche umzustossen; ohne Zustimmung des Papstes sollte keine Vorschrift, kein neues Gesetz erlassen werden.

Gregor VII. glaubte nur das alte kanonische Recht auszulegen, sich an die Kirchenväter und die bestehenden Satzungen zu halten, deren schlagendste Stellen nur leider unecht waren. Gleichviel: er war der erste päpstliche Absolutist, Erbe altrömischer Machtvollkommenheit, Prophet geistlich-weltlicher, abendländischer, ja ökumenischer Herrschaft. Der Papst, so hat er es zuerst gewollt und gelebt, sollte König der Könige, Fürst der Kaiser sein; so wie jeder Priester dem Laien vorgehen sollte, so habe der Bischof dem König und Herzog, der Papst allen irdischen Gewalten ein für allemal vorzugehen; der heilige Petrus ist der Herr der irdischen Welt, die Apostel verfügen über den Himmel und die Ewigkeit, also um wieviel gewisser auch

über das Diesseits mit seinen Gütern und über jede Art Zeitlichkeit. Das Ungeheuerliche dieses römischen Gott-Kaisertums traf auf die Schranken der gegebenen Wirklichkeit. Gregor VII. fand manchen Widerspruch, am offensten den Wilhelms des Eroberers, manche nur scheinbare Anerkennung, manche fatale Anhängerschaft schwacher Glücksjäger. Seine Schroffheit, seine so undiplomatische Neigung zu Zorn und Schelten hat ihm noch dazu manche Hoffnung, manche Aussicht verdorben. Mit wenig äusserem Glück hat er auch, als erster Papst, das Schwert selbst geführt. Das Schwert hat sich gegen ihn gewandt, aber es war nicht sein gefährlichster Feind. Vernichtender für diesen friedlosen Machtpapst war das Diabolische seiner innersten Natur, das selbst treue Anhänger scharfäugig erkannten.

Heinrichs IV. Regierungszeit ging stürmisch zu Ende, wie sie begonnen hatte: ein zweiter Gegenkönig, dann sein ältester Sohn Konrad, der vor ihm starb, seine zweite Gemahlin Praxedis, die Welfenfamilie, sein zweiter Sohn Heinrich wandten sich nacheinander gegen ihn und stürzten ihn in die peinlichsten, langwierigsten Wirren, denen selbst seine zähe Wendigkeit kaum gewachsen war.

Der Investiturstreit wurde erst durch den Sohn und Nachfolger Heinrich V. beendet: vielleicht die unsympathischste Gestalt unter den deutschen Fürsten des Mittelalters, pietät- und gefühllos, unzuverlässig, berechnend, von rein egoistischen, oft niedrig materiellen Beweggründen getrieben, dabei ein gerissener Kopf, der wohl zu kombinieren und zu disponieren verstand und deshalb zu bestimmten Erfolgen kam. Das Wormser Konkordat (1122) bedeutete einen teilweisen Sieg des Kaisertums: es erhielt die Regalieninvestitur mit dem Szepter und den Lehensstreueid, während es die kirchliche Investitur mit Ring und Stab preisgab; in Deutschland sollte die königliche Investitur der Weihe vorausgehen, hier konnte also damit auf die Wahl eingewirkt werden; in Burgund und in Reichsitalien war die Reihenfolge umgekehrt — der Kaiser blieb hier ganz in der Hinterhand; auf den Kirchenstaat bezog sich das Konkordat überhaupt nicht. Die Wahl selbst sollte in Deutschland nach kanonischem Recht, aber doch in Gegenwart des Königs erfolgen; bei Streitigkeiten hatte er im Einvernehmen mit dem Episkopat das Schiedsrecht. So sah also dieses „einstweilige“, aber durchaus nicht dem Kaiser Heinrich V. nur persönlich zugestandene Kompromiss aus; Gregor VII. war noch einmal besiegt worden. Doch auch das deutsche Königtum musste sich umstellen. Den Haupterfolg hatte das deutsche Fürstentum davongetragen; die geistlichen Fürsten verstärkten jetzt mit ihrer grösseren Unabhängigkeit die partikuläre Entwicklung. Als Heinrich V. kinderlos frühzeitig starb, war eine

gewisse Beruhigung eingetreten, aber die Vormachtstellung Deutschlands bestand nicht mehr. Das Königtum war durch die aufstrebenden Sondergewalten im eigenen Lande geschwächt; der universale Machtanspruch des Papstes hatte zwar kein päpstliches römisches Reich schaffen können, hatte aber den kaiserlichen Hegemonieanspruch gegenüber der sonderstaatlichen Nachbarschaft zersprengt. Wenn die deutschen Könige noch einmal die Vormacht erringen wollten, so bedeutete das die Wiederaufnahme des Kampfes mit dem Papsttum; und gerade jetzt war dies Papsttum im Begriff, den Zusammenschluss der römisch-christlichen Welt durch eine grosse gemeinsame Idee zu versuchen — durch den Kreuzzugsgedanken.

14. DAS ZEITALTER DER KREUZZÜGE

14. DAS ZEITALTER DER KREUZZÜGE

Das „römische Kaisertum deutscher Nation“ hatte immer um seine eigentliche Verwirklichung zu kämpfen; Niedergang, Unglück, Gegnerschaft bedrohten es mit Zähigkeit und Härte. Es erreichte, wenn man scharf hinsieht, stets nur Momente des Glanzes, geschichtliche Momente, die einige Jahre, aber niemals Jahrzehnte dauerten. Was unter Karl notwendig und gross, was unter Otto begreiflich und verlockend, was unter Konrad II. und Heinrich III. noch natürlich und unbedenklich war, musste unter den Späteren an Aussicht und Vernunft verlieren, nicht nur weil der Erfolg, wie immer, von seltenen persönlichen Eigenschaften abhing, sondern weil auch die neuen jungen Kräfte der römischen Christenheit, die Kräfte partikularer und universaler Natur gerade der Verwirklichung der Kaiseridee am meisten entgegen wirkten.

Das byzantinische Kaisertum besass demgegenüber den grossen Vorzug geistlich-weltlicher Geschlossenheit und ungebrochener imperialer Überlieferung. Diese Momente hielten das Reich von Konstantinopel lange zusammen, allen Verfallsanzeichen, allen äusseren Anstürmen zum Trotz. Man war im Westen lange ungerecht gegenüber diesem Staatswesen und hat, ein wenig unbesonnen, auf die gesunde Volkskraft des Abendlandes gepocht; diese gesunde Volkskraft widerstrebte nur leider stärkerer politischer Formung, sie war ungebärdig, ungeistig, ihr Bestes verzehrte und verschwendete sich im Bruderzwist. Reif, kultiviert, vornehm, geschult, meisterhaft in Form und Takt, würdig und heilig wirkte im Vergleich dazu das freilich sehr unnaive byzantinische Wesen; mit Unwillen, aber mit Achtung und einem etwas peinlichen Gefühl eigener Unzlänglichkeit, ist es deshalb auch von den Machthabern des Okzidents immer angesehen worden. Erstaunlich bleibt, wie dieses herbstlich angebräunte kaiserliche Regiment von Konstantinopel doch gegenüber den furcht-

baren Anstürmen des Islam von Süden und der Bulgaren von Norden jahrhundertlang ein Kern- und Herzstück des Reiches behauptete, Thronstreitigkeiten und schweren inneren Wirren zum Trotz, und wie es aus immer erneuten Wandlungen weitere Lebenskraft gewann. Konstantinopel zeigte seine magnetische Fähigkeit, anzu ziehen, sich zum Mittelpunkt, zum Umschlagplatz zu machen und Herrschaft auszuüben. Daneben hielten sich höchstens noch Saloniki, Korinth und Trapezunt, vorwiegend als Wirtschaftszentren. Venedig, Neapel, Genua begannen ihre eigenen Wege zu gehen. Griechenland, das kleinasiatische Festland nahmen rein agrarischen Charakter an, Athen sank zum Dorf herab. Alter und neuer Glanz sammelte sich in Konstantinopel, der grossen Zauberin unter den Städten, die keinen loslässt, der sich ihr nähert, und alles in Geist, Genuss und Kostbarkeit verwandelt, was sie berührt. Die Kaiserresidenz konnte auch keine kirchliche Unabhängigkeit neben sich dulden. Im Bilderstreit wütete die orientalische, vielleicht islamitisch beeinflusste Askese gegen die griechische Freude an Gestalt und Symbol. Es war ein Sieg der Sinne über die Spekulation, ein Sieg der Autorität über die Theologie, ein Sieg endlich des antik imperialen Gedankens über alles Sonderwesen, wenn sich nun Konstantinopel als Sitz des bilderfreudigen Staatskirchentums durchsetzte.

Byzanz duldete kein machtgeriges Papsttum, sein Patriarch blieb ein kaiserlicher Hofbischof. Diese Bejahung und Bekräftigung griechischer Art erweckte in Konstantinopel seit dem neunten Jahrhundert eine neue und überraschend fruchtbare, wenn auch archaisch-romantische Kulturblüte: man malte und baute hellenistisch, man schwelgte in köstlichem Kunstgewerbe, man liess die freche Griechenzunge geschwätzig-kritisch spazieren gehen, die Hochschule pflegte enzyklopädisch die Wissenschaften, eine kluge und rationell durchorganisierte Finanzverwaltung raffte die Mittel zum Besten der Hauptstadt. Die makedonische Dynastie (867-1056) führte Byzanz auch militärisch und politisch zu neuer Machtstellung. Ein stolzer Militarismus entstand. Soldatensiedelungen sicherten die Grenzen. Die arabischen Reiche waren jetzt zersplittert und wichen dem griechischen Vorstosse: Mesopotamien, Armenien, die Insel Kreta wurden zurückgewonnen, die Plage der Seeräuber erfolgreich bekämpft. Zypern, Aleppo, Damaskus wurden wieder byzantinisch, bulgarische Angriffe im Rücken konnten mit Hilfe der Ungarn zurückgewiesen werden. Das östliche Bulgarien wurde sogar byzantinische Provinz. „Bulgarentöter“ heisst nicht umsonst Kaiser Basilius II. Im Kaiserpalaste von Byzanz sass also eine absolutistische Staatsregierung, deren sorgfältig ausgebildetes Kanzlei-

wesen alles Leben der Untertanen mit rechnendem Bedacht betreute, nicht ohne klug dosiertes Wohlwollen, aber hart und unerbittlich, wenn es sein musste. Der Kaiser führte das zeremonielle Dasein des Gottbegnadeten, des die Stelle Gottes auf Erden vertretenden Herrschers, alexandrinisch-orientalisch, Quelle der Gesetze, Herr über den Gesetzen, Herr in der Wahl seiner Werkzeuge und Berater, Herr über die juristisch und praktisch vorzüglich durchgebildeten Beamten, Herr über Handel und Wandel, Herr über die buntscheckigen Söldnertruppen, Oberhaupt der Kirche, oberster Besitzer des Grund und Bodens, den er an Klöster, Kirchen und grosse Familien lehensmässig vergab. Der freie, unabhängige Bauernstand ging freilich dabei zu Grunde; wer sich gehorsam und bescheiden dem System einfügte, erhielt Schutz und Förderung. Die erste Diplomatie der damaligen Zeit war die byzantinische, der erste mit raffiniert abgestuften Titeln und Würden, in weiser Berechnung des eiteln Geltungsbedürfnisses der Menschen, ausgestattete Hofadel war der byzantinische.

Die komnenische Dynastie konnte auf die Dauer die überkommene Machtstellung nicht behaupten: Unteritalien ging an die Normannen, der grösste Teil Kleinasiens an die vordringenden Seldschuken verloren, auf der Balkanhalbinsel mussten die Petschenegen abgewehrt werden. Die abendländische Kreuzzugsbewegung stellte Byzanz dann vor ganz neue Aufgaben: das Unternehmen ging aus von der römischen Kirche, von der die griechische verflucht war, konnte also deshalb dort nur schweren Verdacht erregen. Politisch aber musste der oströmische Kaiser, der Kaiser der „Rhomaier“, in den weströmischen Christen Verbündete gegen den Islam sehen. Die verhängnisvolle Wirkung des Schismas, der Kirchenspaltung, trat hier in einem weltgeschichtlichen Augenblicke offen zu Tage. Wo war die oberste Gewalt, die alles hätte zusammenfassen und einer Idee hätte dienstbar machen können?

SPANIEN

Schon Papst Gregor VII. hegte gleich zu Anfang seiner Regierung den Plan, die ganze *ecclesia militans*, die kämpfende Kirche, gegen den Islam in Kleinasien aufzubieten und so das heilige Land zu befreien. Die Vorstellung, dass das Christentum durch Waffengewalt Ausdehnung und Herrschaft gewinnen müsse, war völlig geläufig geworden, ursprünglich sicher als Zugeständnis an den germanischen Kampfinstinkt, dem demutsvolles Leiden unverstänglich war; Christus als Herr des Gottesreiches auf Erden, als priesterlicher Weltkaiser, zu dessen Ehre man als getreuer Vasall

die Nichtchristen plünderte und tötete, das war eine Vorstellung, die dem primitiven Verständnis leicht einging. Die Kämpfe Karls des Grossen gegen die Mauren und Sachsen, dann die Kämpfe gegen die Slawen waren von solchen Ideen beherrscht — sie waren geschichtlich bereits die ersten Kreuzzüge. Abwehr des überlegenen Sarazentums wurde dann die dringendste Aufgabe christlicher Selbstbehauptung. Alle Kämpfe der byzantinischen Kaiser tragen eigentlich auch Kreuzzugscharakter; Sizilien und Spanien wurden die Schauplätze gleichgearteter Konflikte. Wenn die *ecclesia militans* noch eines Anspornes bedurfte, so bot sich dieser in dem blutigen Ausdehnungs- und Unterwerfungsdrange des Islam. Angriff und Abwehr pflegen sich ja stets in der Geschichte in Methode und Propagandamitteln anzugleichen.

In Spanien vollzog sich seit der Zeit Karls des Grossen die sogenannte „*reconquista*“, die Wiedereroberung: in unausgesetzten Kämpfen zwischen den wenigen kleinen übriggebliebenen christlichen Königreichen und der Herrschaft der Moslem, die zu ihrem Schaden nicht einheitlich war und von Gegensätzen der Führer und Stämme gelähmt wurde.

Hier ist zuerst von den Berbern der Gedanke des islamitischen „heiligen Krieges“ mit Fanatismus gepredigt worden. Navarra, Aragon, Katalonien, das letztere besonders eng geistig und kirchlich mit Südfrankreich verbunden, sie alle aber von französischen Ideen angeregt, durch französische Kreuzritter verstärkt und vorangebracht, haben in Sieg und Niederlage, heldisch und verwegen den Krieg gegen die Mauren geführt, wechselseitig sich steigernd zu grausamer Vernichtung, aber auch immer ergriffen und angezogen von dem Reize der Fremdheit des Gegenspielers. Von aristokratischen Kreuzfahrern ist auch 1094 die Mark Portugal gegründet worden, bald ein eigenes Königreich und unabhängig von dem „Burgland“ Kastilien, das, mit Leon vereinigt, an den Glaubenskämpfen zur spanischen Zentral- und Vormacht erstarkte, gehemmt freilich durch landschaftliches und volkliches Sondertum; in der gebirgsdurchzogenen Halbinsel wusste sich der Regionalismus zu halten. Neuer Nachschub aus Afrika gefährdete die christlichen Gründungen; immer mehr zerging der germanische Einschlag; da sich die verschiedenen Emire genau so wie die christlichen Könige auch untereinander bekämpften, da sogar von einzelnen Führern Fäden mit den Glaubensfeinden gesponnen wurden, wie es der Cid Campeador getan hat, da es wechselseitig zu Bündnissen und Bekehrungen kam, so stellt die Christianisierung Spaniens einen trüben und wirren geschichtlichen Prozess dar, dessen Erzeugnisse — Hochmut, Glaubensfanatismus, Härte und Sinn für ritterliche ro-

mantisierende Lebensform — bis heute zu spüren sind. Das Königtum musste hier, angesichts der ständigen Kampfesnot, militärisch stark bleiben; es stützte sich deshalb schon früh gegenüber dem hohen Adel auf die Städte, die es als Festungen reichlich anlegte; diese Städte hatten eine eigene Vertretung, die Cortes, bei denen Adel und Klerus zunächst nicht zugegen waren, und erfreuten sich besonderer Freiheiten, die sie durch Bünde zu schützen wussten. Als Gegengewicht zum hohen Adel, den „ricos hombres“, entwickelte sich der Stand der *hidalgos*, der kleinen Ritter, deren Abenteuerlust, Ruhm- und Landgier für den Maurenkrieg immer zur Verfügung standen. Während Kastilien eine strengere aktivere Monarchie entwickelte, kannte Aragon zuerst auf der iberischen Halbinsel eine staatsbürgerlich freiheitliche, im Eigenrechte der Stände ausgeprägte Gesinnung, die ihre Kraft auch in der Toleranz gegenüber den Mauren erwies. Früh gediehen hier Erdkunde und Völkerrecht. In der Mitte des 13. Jahrhunderts war die Reconquista im wesentlichen abgeschlossen. Das Emirat von Granada hielt sich noch als letztes Überbleibsel des Islam. Während die „Mosquita“ von Cordoba ihre heute noch unwahrscheinlich wirkende Umwandlung in eine christliche Kirche erlebte, setzte sich das Maurentum in der Alhambra sein letztes schimmerndes Denkmal, jenem Märchenschloss, dessen Säulen, Bogen und Brunnen, dessen Tore und Decken, dessen Dächer, Balkone und Kuppeln durch Durchblick und Überschneidung, Vertiefung und ornamentales Gewirr, durch Farbenschaten und räumliche Harmonie den magischen Kreis so zwingend um den Wandelnden ziehen, dass ihm die dunkle Musik dieses Lebens für immer in Ohren und Nerven summen muss.

ENGLAND

Abseits von der Kreuzzugsbewegung stand England, wenn auch die mittelbaren Folgen hier stark zu spüren gewesen sind. Nur Richard Löwenherz wagte einmal ein Flottenunternehmen nach dem Orient und musste es mit dem bitteren Schicksal eines königlichen irrenden Ritters büßen. Die normannische Eroberung hatte England aus dem nördlich-skandinavischen Kulturkreise losgelöst und es mit dem westeuropäischen Kulturkreise verbunden. Auch jetzt behielt es noch die Stellung eines etwas abgelegenen Vorwerks. Die normannische Eroberung hatte auch eine kritische Übergangszeit im Lande selbst eröffnet, die alle schlummernden Kräfte Englands erweckte und beschäftigte, aber doch auch in wohlthätiger Weise zu Hause festhielt.

Wilhelm der Eroberer war schon in seiner heimatlichen Normandie

ein starker Herzog gewesen, der keine Selbständigkeit von Vasallen oder geistlichen Würdenträgern duldete. Er selbst war oberster Richter und Träger einer bis ins lokale Kleinleben eingreifenden Verwaltung. Die Normandie galt mit Recht als das bestorganisierte Staatswesen auf dem Kontinent; die militärische Stosskraft ihrer Reiter und Bogenschützen spürten die Angelsachsen zu ihrem Schmerze. Ein neuer kecker Geist wurde nach England hinübergetragen. Der Herzog sah das ganze Land als sein Eigentum an; zu allererst wurden die alten grossen Earldoms zerschlagen und damit jeder Ansatzpunkt zum Widerstand vernichtet. Aber auch wer sich nur zweifelhaft verhielt, wurde schnell beseitigt, der widerstrebende Norden Englands verwüstet und ausgemordet. So konnte die neue Austeilung von stattlichen Lehen an die normannischen Kampfgenossen erfolgen. Diese jedoch vergaben die Afterlehen wieder an ihre Leute, ohne viel Rücksicht auf den alten freien bäuerlichen Besitz — der König nahm aber auch diese Aftervasallen in ein direktes Dienst- und Treueverhältnis. Die Feudalisierung war also für die Zentralgewalt nicht gefährlich; sie wurde auch wettgemacht durch den vermittelnden Einfluss der Kirche und durch die Beibehaltung der alten angelsächsischen Grafschaftsverfassung, deren Beamte königliche Beamte blieben und als solche das Gerichts- und Steuerwesen betreuten. Auch pflegte der König durch Spezialbevollmächtigte direkt einzugreifen. Normannisch-französisch wurde das Leben des Hofes und der herrschenden Gesellschaft. Das angelsächsische Volkstum seufzte erbittert gegen die Zwingburgen der Barone, deren Regiment glanzvoll und energisch, aber auch geistig roh und vollendet brutal war. Das berühmte Domesday Book, das den gesamten Landbesitz Englands mit seinen Erträgnissen vor und nach der Eroberung aufzeichnete, das erste Grundbuch dieser Art, diente der wirtschaftlichen Durchführung der neuen Herrschaft.

Es gab also in England weder einen reinen Despotismus noch einen reinen Feudalismus. Es entstand ein nur historisch begreifbares Mischsystem, in dem sich schon damals die verschiedensten Kräfte die Waage hielten. Die englische Kirche wurde mit dem Geiste von Cluny erfüllt, der beginnende Einfluss auf Wales, Irland, Schottland bedeutete ein verlockendes Zukunftsprogramm, auch politisch; kein Wunder, dass die römische Kurie im Hinblick darauf dem Normannenkönige das Besetzungsrecht der Krone für Abteien und Bistümer liess, ja sich mit der Priesterehe einstweilen abfand. In diesem und in den anderen Normannenstaaten ist späterer Absolutismus vorgeformt worden. Der angelsächsische Freiheitssinn setzte sich aber in England auf die Dauer doch gegen die normannische Tyrannei durch. Merkwürdig schnell lernten die normanni-

schen Eroberer sich als Engländer fühlen und verteidigten ihre Interessen als altenglisch. Unter dem Herrscherhause Anjou-Plantagenet (seit 1154) setzte sich diese Entwicklung voll durch. Man griff gerne zurück auf das alte Gewohnheitsrecht der vornormannischen Zeit. Die Pflicht zum feudal gebundenen Heeresdienste wurde durch Geldleistungen abgelöst, die landgesessenen Barone waren Insulaner geworden und verspürten keine Freude am kontinentalen Kriege. Der alte bäuerliche und bürgerliche Freibesitz angelsächsischer Herkunft gewann infolgedessen auch wieder seine Unabhängigkeit und verschmolz jetzt mit dem gleichfalls frei werdenden Stande der kleinen Aftervasallen zu einer neuen Schicht, der Gentry. Die sass nicht mehr in Zwingburgen, sondern in friedlichen Herrenhäusern. Der älteste Sohn erbte den Besitz, die jüngeren Kinder mussten sich selbst ihren Weg zum Lebensglücke suchen und heirateten ohne Standesbindung. Die Gutsverfassung bedeutete auch für die unfreien, an die Scholle gebundenen Leute einen verhältnismässig hohen Grad von Lebenssicherheit und Rechtsstabilität. Durch all diese Momente war das Lehnsystem sehr wesentlich gemildert; Vertreter der Gentry wirkten bei der Steuererhebung mit, sie nahmen an der Gerichtsbarkeit teil, die trotz aller ausländischen Rechtseinflüsse immer altenglisch, das heisst gewohnheitsrechtlich und kasuistisch blieb. Die Gentry organisierte auch die aus allen freien Leuten bestehende Miliz. So stellte sich die Selbstverwaltung mit ihren unbesoldeten Ehrenbeamten neben die Bürokratie der Krone. Auch die Städte regten sich und kümmerten sich selbständig um ihre Sachen. Als erste sicherten sich die Londoner die Wahl ihres Mayors.

Das englische Königtum hätte sich wahrscheinlich energischer gegen einen solchen Lauf der Dinge gewehrt, wenn es nicht durch seine kontinentale Machtpolitik aufs stärkste in Anspruch genommen worden wäre. Das Haus Anjou-Plantagenet besass an sich schon ganz Westfrankreich, damit vereinigte es nun die Normandie und England — einen überragenden Komplex, die stärkste Hausmacht der Zeit, die für die gesamte Nachbarschaft, Schottland im Norden und das schwache französische Königtum eine gefährliche Bedrohung darstellte und auch auf das römisch-deutsche Kaisertum drücken konnte. Diese Stellung auf dem Festland wurde gegenüber den französischen Angriffen lange behauptet und noch erweitert. Der König von England brauchte, ganz ähnlich wie das deutsche Königtum für seine Italienpolitik, dauernd Geld und Soldaten, er war lange Zeit von London abwesend auf kriegerischen Unternehmungen. Während aber in Deutschland diese Lage dazu benützt wurde, die Territorialherrschaften im partikularen Sinne als Sondergewalten

gegenüber der Reichsgewalt zu entwickeln, haben in England alle Stände gegenüber dem Königtum zusammengehalten, der hohe Adel an der Spitze. Der Feudalismus verbündete sich mit dem Geiste des Common Law gegen den Despotismus der Krone. Das Ergebnis dieser geschichtlichen Zusammenarbeit ist die berühmte Magna Charta von 1215 — das erste Garantiesetz für Recht und Unverletzlichkeit aller freien Leute, eine Festlegung altgermanischer Vorstellungen vom Staate als einer politischen Genossenschaft, ein ganz praktisches Programm ausserdem für Stadtrechte, Verkehrspolitik, Handelssitten und den Anspruch der Ratsversammlungen, bei Regierungsmassnahmen, insbesondere bei Steuerauflagen, mitzuwirken. Selbstverständlich ist die Magna Charta geschichtlich das Privileg einer Herrenklasse, die für ihre Interessen, wie üblich im Namen der Allgemeinheit, kämpfte, aber sie bedeutete doch den ersten Schritt zum späteren parlamentarischen System.

Das englische „Parliamentum“, die „Aussprache-Gemeinschaft“, ist aus den Hoftagen der Könige entstanden. Es war der Hofrat, also eine nicht gewählte, niemanden repräsentierende Ratsversammlung, die ursprünglich nur aus den Häuptionern des Hochadels und den Prälaten bestand, zu denen dann die königlichen Beamten hinzutraten, zumeist Männer anderer Herkunft, aber jedenfalls eingeladen ohne Rücksicht auf die Herkunft. Dieser Hofrat debattierte, erteilte Antwort auf Fragen und urteilte als höchste Instanz in Staatsprozessen. Der Anspruch der Earls und Barone, die höchsten Beamten der Krone, Kanzler, Schatzmeister und Justitiar, sollten von diesem Parlament gewählt werden, war nur das Vorspiel noch stärkerer Forderungen, die auf ein regelrechtes Adelsregiment mittels des Parlamentes und seiner Ausschüsse hinausliefen. Um sich solcher Machtverschiebung zu erwehren, hat dann die Krone ihrerseits auch regelmässig gewählte Vertreter der unteren Schichten zum Parlament zugezogen, zuerst aus den Grafschaften, dann auch von den geldbeherrschenden Städten, — das waren die „Gemeinen“. So ist der alte Kronrat sehr allmählich eine Art Volksvertretung geworden, die sich das Recht der Zustimmung zu Steuern, Kriegen und Gesetzen Stufe für Stufe erkämpfte und auch den Anspruch durchsetzte, alljährlich mindestens einmal geladen zu werden. Die Trennung in Oberhaus und Unterhaus erfolgte erst viel später (1352). Sie war einzig in ihrer Art und entsprach dem historischen Gegensatz von Hochadel und Gentry, der in England massgebender war als die auf dem Kontinent übliche Einteilung der Stände in die drei Gruppen Adel, Geistlichkeit und Bürgertum.

Gegenüber dem normannischen Absolutismus hat sich also in England das alte dualistische Prinzip urgermanischer Herkunft durch-

gesetzt: Krone und Parlament mussten sich miteinander vertragen, sie verhandelten als Macht zu Macht und mussten sehen, wie sie auskamen. Die Rechtssphäre auch des kleinen Mannes war hier in einem Grade gesichert wie kaum sonst in der damaligen Christenheit; der Erbpächter konnte unschwer Freibauer werden, der Fronknecht durfte sich loskaufen. Es wäre aber ein Irrtum, wenn man sich den politischen Einfluss der unteren Schicht irgendwie bedeutend denken wollte. Die „Gemeinen“ waren im Anfange nur als stimmlose Teilnehmer geduldet, sie kamen gar nicht gerne, denn es war kostspielig, sie mussten sehr bescheiden sein und einen zähen Kampf um ihren Anteil an den Geschäften führen. Parlament und Selbstverwaltung waren Organe des grössten stärksten Standes, also der Grundbesitzer. Wer viel besass, hatte grossen Einfluss; die Earls, Barone und Prälaten behaupteten also schlechthin die beherrschende Stellung, gegenüber der Gentry und den Städten und auch gegenüber dem Königtum. Hier in England kam es zuerst im reiferen abendländischen Mittelalter vor, dass Könige von ihren Grossen abgesetzt und beseitigt wurden.

Normannische Herrenkaste und angelsächsisches Volkstum wurden einig vor allem, wenn es gegen die Kelten ging: grausamer Ausrottung verfiel die alte einheimische Dynastie in Wales, dessen Fürstentitel seitdem der englische Thronfolger trug. Das zersplitterte Irland erwies sich als ein dankbares Opfer für allerhand beutegierige Abenteurer aus England und Wales. Die antirömische Haltung der irischen Geistlichkeit veranlasste Hadrian IV., den einzigen englischen Papst der Geschichte, den englischen König Heinrich II., mit der Eroberung der Nachbarinsel zu beauftragen. Nur die Gegend von Dublin wurde aber damals gewonnen. Schottische Raub- und Eroberungszüge gegen Irland waren viel wirksamer.

In Schottland war der südliche Teil, das Niederland, englisch-normannisch kolonisiert und stand zu England im Verhältnisse feindlich-freundlicher Nachbarschaft. Feudaladel und Geistlichkeit wurden hier nach englischem Muster organisiert, viele Abteien und Kirchen erbaut, das Keltentum unterjocht und versklavt. Die Unabhängigkeit gegenüber England wurde von König Robert Bruce gesichert, der Grenzkampf ging aber als Kleinkrieg durch die Jahrhunderte weiter. Im Hochlande hielt sich das Keltentum mit seiner Clanverfassung (bis 1346) und verzehrte sich in düsterer und blutiger Vetterfehde, trotzig versessen auf die eigene unabhängige Lebensform, argwöhnisch gegenüber dem Fremden und womöglich noch mehr gegenüber dem Stammesgenossen, der sich über die anderen erhob — ein besonders zähes Volkstum, das die Wildheit seiner Fjorde, die Nebelfeuchte seiner Berge und Seen in sich trug. Von den Wallace,

Bruce, Douglas und Gordon, von ihrem bitteren, verwegenen Heldenkampf gegen den Macht- und Lehensanspruch der Engländer sang die Sage, balladisch, schwermütig und vergrübelt, der Gespenster und der Gesichte voll.

WEST-ÖSTLICHE HANDELSWEGE

Die Kreuzzüge und damit die Zeitverhältnisse, deren Charakter sie bestimmt haben, werden nur verständlich, wenn man sich klar macht, dass sie durch drei Faktoren möglich geworden sind. Der erste ist der päpstliche Oberherrschaftsanspruch, dem die Wiedergewinnung des heiligen Landes, aber mindestens ebenso die Rückkehr der orientalischen Kirche zur römischen am Herzen lag; der zweite ist der normannisch-französische Abenteuer- und Erobererdrang, dessen selbstmörderische Fehdelust auf ein höheres verlockendes Ziel abgelenkt werden sollte; der letzte ist das Handelsinteresse der aufblühenden Städte, besonders der italienischen, an deren geldwirtschaftlicher Einstellung die Kurie aus gemeinsamer alt-römischer Überlieferung gerne teilnahm. Byzanz und die islamitischen Reiche behaupteten gegenüber der agrarischen Bescheidenheit und Stumpfheit der germanischen Staatsbildungen besonders nördlich der Alpen eine wirtschaftlich durchaus überlegene Stellung. Der byzantinische Kaufmann kam auf den alten phönikisch-griechischen Seewegen nach Marseille und Cadix, er erreichte von Marseille das Rheintal und die Nordsee, er ging aber auch vom Schwarzen Meer flussaufwärts nach Kiew, Moskau, Nowgorod und bis zur Ostsee. Die östlich-westliche Querverbindung lief dann über Danzig und Wisby nach London, das seit der Normanneneroberung zur Stellung einer westlichen Handelsmetropole aufstrebte. Normannen und Byzantiner haben auf diesen Strassen seeräuberisch-kaufmännisch gewetteifert. Deutschland stand dabei weltverkehrspolitisch zurück — Flandern, Elsass und Rheinfranken, die Schweiz hatten es noch am besten: auch die Donaulinie wurde für den Zusammenhang mit dem Südosten bald wichtig. Pelzwerk, Bernstein, Fische, Leder, Schafwolle, Flachs, Leinen, Zinn holten sich die byzantinischen Kaufleute aus dem Norden; aber was der Norden dafür haben wollte, war viel kostbarer, und daran lässt sich Umsatz und Gewinn ermessen: Mosaikmalerei, Metallarbeiten, Elfenbeinschnitzereien, Goldschmiedesachen, Seidenstoffe, vor allem für die so beherrschenden kirchlichen Bedürfnisse, dann auch für den erwachenden Luxusgeschmack des Fürsten- und Rittertums. Das byzantinische Reich stellte diese Köstlichkeiten nur zum Teile selbst her, mehr bezog es aber selbst von den arabischen Kaufleuten: auch sie drangen den Dnjepr und

die Wolga aufwärts. Sizilien und Spanien waren ja lange genug in ihrer Hand, dann aber führte sie der wichtigste Weg ostwärts über den Kaulpass nach Indien, über Samarkand nach der Mongolei und China. Farbige, gold- und silberbestickte Seidengewebe, Teppiche, Brokatstoffe, Atlas, — diese Namen schon kommen ja aus dem Arabischen — dann Baumwolle, Kamelhaar, Porzellan, dann Gewürze von den malaiischen Inseln, Parfümerien, Arzneimittel, Drogen und Räucherwerk und schliesslich das Begehrteste: Edelsteine — alles das kam, unverarbeitet, verarbeitet, je nachdem, aus dem Osten. Kein Wunder, dass diese orientalische Welt, an deren Pforte das gewinnsüchtige Konstantinopel sass, im primitiv rohen Westen erschien als ein unerschöpfliches Emporium der köstlichsten irdischen Schätze.

In Wettbewerb mit Byzanz trat nun zuerst Venedig, die Schifferstadt ohne lateinische Tradition, dem Meere vermählt, ihr Gesicht nach Osten gewendet und doch nahe den Alpenpässen, an der Adria zu ihrem Heile etwas versteckt, durch die Lagune geschützt gegen das Festland, amphibisch wendig also von der Geburtsstunde an, selbst eine Art Wunder und schon deshalb berufen zur Statthaltschaft des Orients im Westen. Die Venezianer standen unter ihrem Dogen, gehörten aber der Form nach noch immer zu Ostrom, genossen also in Konstantinopel Heimatsrecht, beteiligten sich hier an Handel und Gewinn, der Anwartschaft zukünftigen Erbes immer sicherer und deshalb anspruchsvoll in ihren Forderungen auf Monopole, Zollfreiheit und Quartierrecht in Pera. Genua, Pisa, Neapel blieben dagegen etwas zurück, sie wetteiferten aber doch erfolgreich mit Marseille und Barcelona — sie verdrängten Byzantiner und Araber von den italienischen Inseln und Illyrien. Genua allein setzte sich später dauernd in der Levante durch, Neapel, ebenso Amalfi fielen der unteritalienischen Normannenherrschaft zu und teilten deren Schicksale.

DER KREUZZUGSGEDANKE

Pilgerzüge nach dem heiligen Lande hatte es immer gegeben, und das Arabertum hatte die christliche Kultbetätigung in Jerusalem nicht gehindert. Unter den türkischen Seldschuken wurde das anders. Als Urban II., Franzose von Herkunft, vormals Mönch und Abt von Cluny, in Konstantinopel wegen der Wiedervereinigung der griechischen und römischen Kirche anklopfte, nahm Kaiser Alexis den Gedanken freundlich auf, denn er rechnete auf militärische Hilfe gegen die Seldschukengefahr. Der Papst war bereit, sie zu besorgen: 1095 erliess er seinen denkwürdigen Aufruf: Gottesfriede

sollte herrschen, bischöflicher Güterschutz wurde versprochen, allgemeiner Ablass in Aussicht gestellt: mit Gottes Hilfe und Willen sollte das Kreuz genommen, das heilige Land wiedererobert werden — für die in der Papstkirche geeinigte Christenheit. Der Erfolg war an Ausdehnung und Wucht gewaltig, dem Papste wahrscheinlich selbst unerwartet — er trug ihn im Triumphe zur Höhe weltgeschichtlichen Unterfangens. Wie stark die geistige Bindung der damaligen abendländischen Menschheit war, wie die dringendsten Kämpfe und Interessen im Stiche gelassen wurden, wie fürstlicher Ehrgeiz und adeliger Machthunger sich wandelten und plötzlich ein Ziel erhielten und einen Sinn bekamen, wie sich Massen in Bewegung setzten, erfüllt von dem Glauben, das Ende der Tage nahe nun heran, die Erfüllung sei da, das menschliche Seelenheil könne jetzt errungen und entschieden werden — das alles wurde offenbar, zuckend, mit erschreckendem heissen Erlebnis, grossartig und bedeutungsvoll bis in die fernste Nachwirkung.

Die Könige von Deutschland, England und Frankreich befanden sich im Kirchenbanne, kamen also für das päpstliche Unternehmen nicht in Betracht; die kleineren Vasallen, über die der Papst verfügte, waren sicherer und wahrscheinlich auch dem byzantinischen Kaiser willkommener — lothringische Herzöge, französische Prinzen von Geblüt, normannische Fürsten, der Graf von Toulouse: eine bunte Gesellschaft von Feudalherrn, denen es in der Heimat bei reichlich angesammelter Sündenschuld zu enge war, und die nun, als Ritter, Abenteurer und mystisch Gläubige, Land, Erlebnis und Vergebung zugleich suchten.

Die Verwirklichung des Kreuzzugstraumes abendländischer Christenheit vollzog sich, wenn auch unter mancherlei enttäuschenden und schmerzlichen Umständen, zunächst als Erfolg. Die diplomatische Kunst der Byzantiner vermochte die Gefahr so überstarker Hilfe weise abzulenken; Antiochien und Jerusalem wurden eingenommen, im Glaubensrausch und unter greulicher Hinschlachtung der Mohammedaner; die helfenden Ägypter wurden sogar noch besiegt. Eine ganze Reihe von Herrschaften konnte gegründet werden, zum Teile als Lehen des byzantinischen Kaisers, jedenfalls unter der vom Papst beanspruchten obersten politischen Hoheit: Königreich Jerusalem, Fürstentum Antiochia, Grafschaften Tripolis und Edessa, streng feudale Bildungen nach französischem Muster, mit beherrschender Geistlichkeit und privilegierten Städten; hier überall, besonders an der Seeküste, gründeten Venedig, Pisa, Genua, Marseille und Barcelona Niederlassungen: ihre Flotten hatten die Eroberung ermöglicht, ihre Transportschiffe brachten den nötigen Nachschub von Pilgern, sie übernahmen nun auch den Wa-

renaustausch, begünstigt durch zahlreiche Privilegien der dankbaren lateinischen Fürstenschaft. Zwei neue Patriarchate, Jerusalem und Antiochia, konnte jetzt der Papst der römischen Kirche zufügen; der byzantinische Kaiser und seine Kirche hielten sich freilich abseits, zugleich erleichtert und bedroht durch den Kreuzzugserfolg. Man zählt üblicherweise sieben Kreuzzüge; in Wirklichkeit sind damit nur die hervorragendsten Unternehmungen zusammengefasst; es gab viel mehr; zweihundert Jahre waren vom Kreuzzugsgedanken als dem beherrschenden Antriebe erfüllt. Ein Rauschen ging durch die römische Christenheit: Gefühl der Gottverbundenheit, Sehnsucht nach der märchenhaften Ferne, Opfermut, Neugier, Wissbegier wirkten zusammen. Für jede Schuld, für jede rasche Untat bot sich die gegebene Sühne, das Gelöbnis, ins Heilige Land zu fahren. Aus der lokalen Befangenheit reckte sich der abendländische Mensch ins Weite. Er sah andere Sitten und Lebensformen; er musste Bewaffnung und Ausrüstung entwickeln, er bedurfte dazu der Freundschaft und des Kredits. Die Geistlichkeit und auch das städtische Bürgertum halfen dem ausziehenden Ritter, die Stellung der Daheimbleibenden stärkte sich naturgemäss. Viele hatten jetzt ein Schicksal, von dem sich erzählen liess; das Fabulieren von Erlebtem und Nicht-Erlebtem wurde Gewohnheit; fremde, ferne Strassen mussten gesucht und gebahnt werden, der Seetransport wurde eine zwar gefährliche, aber gewinnbringende Beschäftigung, all dieses Technische erhielt Gewicht; Sprachen vermengten sich, die entstehenden Nationen, die verschiedenen Rassen wurden durcheinandergemischt, fremdes Blut brachte Schwung, Last und Spannung. In der zusammengetriebenen bunten Masse mussten sich Gruppen und Einzelne unterscheiden, Name, Farbe, Abzeichen, Wappen legten sich fest, die letzteren beeinflusst von byzantinischen oder moslemischen Tier- und Pflanzengestalten oder vom geometrischen Ornament. Ja, die byzantinischen Goldmünzen, deren schöne, echte Prägung weit über die oströmischen Grenzen hinaus den Wert bestimmte, wurden in manches abendländische Wappen aufgenommen.

DIE ERSTEN HOHENSTAUFEN

Die *ecclesia militans* entwickelte sich zur *ecclesia triumphans*. In Deutschland herrschte der Klerus so vollkommen, dass die beiden Königswahlen — Lothars von Supplinburg und Konrads III. — von ihm gemacht wurden: zuerst wurde der angejahrte Sachsenherzog gegen den staufischen Anspruch, dann wurde der liebenswürdige und unternehmende, aber ganz unstaatsmännische Hohenstaufe gegen das zu stark gewordene sächsisch-bayrische Haus gekürt:

man sieht das Kräftespiel, man sieht, wie die königliche Würde zu einem Mittel herabsank, Gegensätze auszugleichen zum Besten der Kirche.

Es war noch nicht dagewesen, dass ein gewählter König den Papst um Wahlbestätigung bat, wie es Lothar getan hat. Neben dem Welfenherzog Heinrich dem Stolzen, seinem Schwiegersohne, spielte Lothar dauernd eine nur bescheidene Rolle. Die Eifersucht zwischen den Häusern der Welfen und der Waiblinger (genannt nach einem Gut der Stauer an der Rems) begann das deutsche Leben völlig zu beherrschen — der alte Dualismus fand damit verhängnisvolle Wiederbelebung.

Neue Orden entstanden im geistigen Zentrum der Kreuzzugsbewegung, in Frankreich: die Zisterzienser, die Prämonstratenser — asketischer noch als Cluny, strenger, auf schlichte Arbeit mit Laienbrüdern und auf Seelsorge eingestellt. Das Mönchtum trat also noch mehr heraus in die Welt, zum Besten der Kirche. Der stärkste Träger dieser Richtung wurde Bernhard von Clairvaux, der gewaltige Prediger und Seelenaufzüchtler, dessen überragende Persönlichkeit seine ganze Zeitgenossenschaft beherrschen sollte. Ungelehrt, ein Mystiker, verkündigte dieser Abt aus dem französischen Burgund den Menschen Jesus als das Gefäss der Seele Gottes, zu dem sich der Gläubige stufenweise hinaufläutern soll, nicht aber um in betäubter Schau demütig zu verharren, sondern um, gestärkt und ohne irdische Zweifelhemmung, Werke der Liebe zu vollbringen, der Kirche zu Nutz und Stolz.

Bernhard war vor allem ein Meister der Menschenbehandlung durch die Rede: er wollte nicht erkennen und lehren, sondern wirken, schaffen, Menschen und Dinge vorwärtstreiben. Seine Sprache war ganz biblisch gesättigt, er schien ein wiederauferstandener Prophet, die Macht und die reiche Mannigfaltigkeit seiner Register gemahnten an die Orgel. Dieser dämonische Propagandist griff in das abendländische Geschehen nur deshalb so stark ein, weil die Kurie die Höhe der Zeit Gregors VII. nicht zu halten vermochte. Die Aufgaben wuchsen ins Ungemessene, jeder wollte in Rom etwas wissen oder erreichen, der geistliche Betrieb musste erst der beanspruchten, westöstlichen Oberherrschaft angepasst werden. In der Stadt Rom erstarkte der niemals ganz versunkene Quiritengeist: Arnold von Brescia übte scharfe Kritik an der Verweltlichung und Versumpfung der Geistlichkeit, an der jeder apostolischen Armut spottenden Uppigkeit der Kurie, er vertrieb den Papst aus der Stadt und richtete eine kommunale Selbstregierung ein — es entstand ein neuer Senat, erfüllt vom altrömischen Republikanergeist, ein Patriarchus wurde eingesetzt, das Kapitol wieder aufgebaut. Hier war eine

Wandlung, die damals ganz Italien erfüllte. Die Seestädte zuerst, dann alle übrigen von irgendwelcher Bedeutung, schufen sich unabhängige Verfassungen, wählten „Konsuln“, erweckten römische Rechtsvorstellungen und behaupteten diese Selbständigkeit um so zäher, als sie geldwirtschaftlich wohl fundiert waren und durch den Adel gefördert wurden: dieser besass innerhalb und ausserhalb der städtischen Mauern Besitz und sorgte, dass der ganze Gau der führenden Stadt auf dem Wege zur politischen Sonderentwicklung folgte. Nun standen dem Papsttum und dem Kaisertum ausser den ehrgeizigen und schwierigen Lehnfürsten in Italien auch noch diese empfindlichen Stadtrepubliken gegenüber, deren wachsender Reichtum Rücksicht und Vorsicht verlangte.

Von solchen Schwierigkeiten war die abendländische Christenheit erfüllt, als gefährliche Stösse des wiedererstarkenden Islam den ganzen Landgewinn des ersten Kreuzzuges erschütterten. Edessa fiel, Antiochien wurde bedroht, in Jerusalem bestand eine Minderjährigkeitsregierung. Jetzt kam die Stunde Bernhards von Clairvaux. Schon lange in die Rolle des Mahners und Mittlers zwischen Fürsten und streitenden Päpsten hineingewachsen, machte der souveräne Agitator jetzt den grossartigen Versuch, durch die Gewalt seiner hinreissenden Rede das Abendland zu einigen und die mächtigsten Könige selbst als Kreuzfahrer zu gewinnen. Wiederum entstand eine Massenbewegung mit allen guten und bösen Nebenerscheinungen, wie der Verfolgung der Juden. Das grosse, höchste Wunder sollte geschehen. Selbst Heinrich der Löwe, der selbstsüchtige sächsische Herzog aus dem Welfenstamme, nahm das Kreuz, freilich nicht, um nach dem Orient zu gehen, sondern um mit Billigung des Papstes eine näher liegende Aufgabe zu erfüllen: er zog mit vielen seiner Grossen gegen die heidnischen Wenden, Pommern und Obotriten. Das Bistum Ratzeburg wurde gegründet, die Mark Brandenburg ausgebaut.

Man sieht, wie der Kreuzzugsgedanke das Leben der Zeit vollkommen durchströmt; politische Einigkeit und deshalb einen durchschlagenden Erfolg im Morgenlande vermochte er freilich nicht zu erringen. Der Herzog, bald der König Roger von Sizilien, jetzt der mächtigste Mittelmeerfürst, hielt sich abseits, der byzantinische Kaiser schloss einen Waffenstillstand mit den Seldschuken. Die Truppen des deutschen und des französischen Königs gingen zum grössten Teile in Kleinasien zugrunde, von Krankheit, Lebensmittelnot und den Angriffen der Ungläubigen gehetzt, durch Uneinigkeit und Treulosigkeit geschwächt. Den Rest, der schliesslich in Palästina ankam, legte die Eifersucht der dortigen Machthaber lahm. Der Misserfolg war vollkommen und wirkte empfindlich auf das An-

sehen der Ideen Bernhards von Clairvaux zurück. Das Lebensinteresse, die Anschauungsweise des Laientums erhob sich gegen die Gefahr mönchischer und kurialer Bevormundung.

Dieser Auftrieb sollte einen glänzenden Träger in der Person Friedrich Barbarossas erhalten. Der Schwabenherzog, in dem sich stauisches und welfisches Blut zum Symbol erhoffter Versöhnung vereinigten, war der Typus des deutschen Feudalherrn der Zeit, leicht rückwärts gewandt in seinem Lebens- und Herrscherideal, ottonischer und karolingischer Überlieferung verbunden, kein Recke oder heroischer Gewaltmensch, sondern schon in der äusseren Erscheinung harmonisch ausgewogen. Er war vor allem Ritter, der oberste Ritter der Ritterschaft, höfisch geschmackvoll, wenn auch ungeistig, mit viel Sinn für Geste, Form und Zeremoniell, gewandt und beherrscht, als Krieger voll wilder Energie und ehrlicher Freude am Blutvergiessen, als Heerführer besonnen und kühn zugleich, ein Feldherr grösseren Stiles aber doch nicht. Mit dem soldatischen verband sich der richterliche Zug: er sprach gerne Recht, anspruchsvoll und hart, er wollte immer recht haben, fusste auf Rechtsansprüchen, gleichviel ob altgermanischer oder justinianischer Herkunft, verliess Rechte und kämpfte das erkannte Recht mit Zähigkeit, mit Eigensinn durch. Gerade hier aber lag die Grenze des Staatsmannes. Die Schlichtheit seines Denkens, die simple Gradheit und die gelegentlich ebenso naive, ihm selbst schmerzliche Treulosigkeit seines Handelns verletzte und forderte Widerspruch heraus. Er hatte nur wenig Instinkt für die neuen Zeitströmungen, für die Interessen des Bürgertums, für das Erwachen nationalen Eigenlebens; hier sah er leicht nichts als Rebellentum und wehrte sich dagegen mit dem ganzen stolzen Sicherheitsgefühl des geborenen Reaktionärs, der, hochgemut aus innerster Natur, überall geringe Leute nicht aufkommen lässt. Das Anständige, Gesunde, Unkomplizierte seines Wesens machte ihn trotz allem volkstümlich. Wenn sich die Sage schliesslich gerade seiner Person bemächtigt hat, an Stelle seines klügeren und originelleren Enkels Friedrich II., so fühlte sie, warum. Das Romantische fand sich selbst in diesem Manne.

Friedrichs Anfänge sind bescheiden: die Vereinigung der Herzogtümer Sachsen und Bayern in seines Veters, Heinrichs des Löwen, Hand musste er dulden; er selbst war auf den Rest von Deutschland angewiesen, wo er sich aus seinem dürftigen Erbe durch zähe Territorialpolitik eine ansehnliche Hausmacht schuf. Wenn Heinrich der Löwe, trotz der Abtrennung Osterreichs als eines selbständigen besonders privilegierten Herzogtums, im Osten kraft des ihm überlassenen Investiturrechtes geradezu die Stellung eines Vizekönigs einnahm, so bekam Friedrichs Politik ebendadurch den erwünschten

Stoss nach Süden. Auf Hochburgund, jetzt nach Arles arelatisches Königreich genannt, hatte er Anspruch durch seine zweite Heirat, der Weg nach Italien öffnete sich — es wäre den Zeitgenossen widersinnig erschienen, wenn er ihn nicht beschritten hätte. Aber welche Widerstände erhoben sich hier dauernd gegen die Deutschen! Schon im französierten Arelat wirkte ihr Regiment als Fremdherrschaft; das werdende Italienerium war nun vollends der Einmischung von Norden müde. Arnold von Brescia bot immerhin dem deutschen König eine vielleicht gewaltige Möglichkeit, sich durchzusetzen — ein Bündnis gegen das Papsttum, bei Anerkennung der stadtrömischen Selbstverwaltung unter einem neuen Cäsarentum! Friedrich lehnte ab, kirchlich gebunden und herkömmlich loyal wie er nun einmal war, er überlieferte der Kurie ihren gefährlichsten Gegner zur Hinrichtung, aber nur um selbst sogleich in bitteren Gegensatz zum Papsttum zu geraten. Friedrich wollte nicht Vasall des Papstes sein und nicht als solcher scheinen — er verstand sich trotzdem dazu, ihm, nach angeblich altem Gebrauch, Stallmeisterdienst zu leisten, das Ross zu führen und den Steigbügel zu halten; er erlangte auch die Kaiserkrone, ging aber schnell nach Deutschland zurück, zweifellos vertragsbrüchig, und überliess den Papst allein dem Kampf mit dem republikanischen Stadtrömertum und dem sizilischen Normannenregiment; kein Wunder, dass sich die Kurie mit den Normannen vertrug, ihrem Herzog die Königswürde zuerkannte und so eine starke Front gegen Reichsitalien und das Kaisertum aufbaute.

Friedrich nahm den Kampf mit dem Papsttum entschlossen auf, unter schlechteren Bedingungen sicher als die grossen Salier; ganz persönlich, aus seinem Herrschergefühl heraus, konnte er gewiss nicht anders handeln. Das Wichtigste war, Reichsitalien zu sichern, dessen städtische Selbständigkeitsentwicklung dem alten Hoheitsrechte des lombardischen Oberherrn zweifellos widersprach. Friedrich nahm alle Regalien von neuem in Anspruch, er setzte Reichsbeamte ein und wollte die Städte durch diese Beamten an Stelle der selbstgewählten Konsuln regieren. Eine blühende, wirtschaftlich so erfolgreiche Entwicklung ausgesprochen italienischen Charakters, die bedeutungsvoll in die Zukunft wies, sollte also durch das geschichtliche Recht rückgängig gemacht werden, unter Anwendung von Mitteln, die auf ihre fürstliche Art freilich auch wieder modern waren und kraft ihres bürokratischen Charakters Freiheitssinn und geistiges Selbstbewusstsein der Lombarden besonders reizen mussten. Mailand stand an der Spitze der Gegner des Kaisers, das eifersüchtige Cremona wandte sich mit seiner Gefolgschaft gegen Mailand. Der Gegensatz zwischen Papsttum und Kaisertum, verschärft noch

durch den Zank um die tuskische Erbschaft der Markgräfin Mathilde, kam voll zum Ausdruck bei der Papstwahl von 1159. Alexander III. wurde als Vertreter der kaiserfeindlichen Richtung, Viktor IV. als Vertreter der Gegenseite gewählt. Für Friedrich war ein Papsttum Alexanders III. die offene Kriegserklärung; nicht nur Italien, auch die übrige römische Christenheit drohte, sich gegen ihn zu wenden. Vergebens versuchte er eine Entscheidung durch das von ihm massgebend beeinflusste Konzil von Pavia: der von ihm abgelehnte Papst genoss die Sympathien der europäischen Nationen gerade deshalb, weil ihnen eine Oberhoheit des Papsttums mit ihrem überwiegend geistlichen Charakter immer noch erträglicher erschien als die viel derbere kaiserlich-königliche deutsche Hegemonie.

Friedrich war Soldat, er kämpfte also um sein Recht und wollte siegen. In der Tat — er warf Mailand nieder und entschloss sich, als Entgelt für die Zerstörung von Lodi und Como, die stolze Stadt zu vernichten: was von Einwohnern übriggeblieben war, wurde in vier offenen Flecken als fron- und abgabepflichtiges Bauerntum angesiedelt — eine sinnlose Gewaltmassregel, die den Gang der Geschichte nicht hat ändern können.

In Tuschien begannen nun die Welfen kraft ihrer Erbberechtigung die Sache des päpstlichen Lehnsherrn zu verteidigen und gerieten so in erneuten bösen Gegensatz zum staufischen Kaiser; Friedrich schob sie zurück, gewann Genua und Pisa durch Privilegien und Belehnung, endlich bereitete er den Angriff auf Sizilien vor. Der gegnerische Papst begab sich unter den Schutz des französischen Königs — die deutsche Politik beantwortete diese Wendung durch entschiedene Annäherung an das überlegene England. Aber in Deutschland wie in Italien war Friedrich von zunehmender Gegnerschaft bedroht. Das Schisma blieb bestehen, und der vierte Römerzug endete als völlige Katastrophe, infolge einer furchtbaren Seuche, mit Abfall, Aufstand, Verlust und Niederlage überall. Es dauerte geraume Zeit, bis der Kaiser die Italienpolitik wieder aufnehmen konnte, die ihm nun einmal als ritterliche Ehrensache erschien. Eine Vormachtstellung in Europa bestand schlechterdings nicht mehr; das anglonormannische Reich wirkte als Gegengewicht im Westen — durch Annäherung an Frankreich, durch Anknüpfung mit Sizilien versuchte der Kaiser dagegen aufzukommen. Der grösste Erfolg in Italien gelang ihm durch ein gutes Geschäft: er kaufte den verschuldeten Welfen ihre Rechte auf Tuschien, Spoleto, die mathildische Erbschaft und die Inseln Korsika und Sardinien gegen bar ab und sicherte sich so eine mittelitalienische Machtstellung, die sowohl auf die Lombardei wie auf den Kirchenstaat stärksten Druck aus-

übte. Mit den lombardischen Städten verstand er sich jetzt zu einem ersten Kompromisse, diese nutzten aber seine militärische Schwäche aus, Heinrich der Löwe liess den Vetter im Stich, Friedrich erlitt die furchtbare Niederlage bei Legnano und schloss jetzt, wiederum unter Eidbruch gegenüber dem Gegenpapste, notgedrungen seinen Frieden mit Alexander III. Er gab die Reichshoheit über den Kirchenstaat preis, erkannte die Ansprüche der Kurie auf die mathildische Erbschaft an, behielt sie aber in der Hand bis zur Entscheidung eines gemischten Schiedsgerichtes über wechselseitig umstrittene Besitztitel. Mit den Lombarden und mit Sizilien wurde ein vieljähriger Waffenstillstand geschlossen. Man darf sagen: Friedrich ist aus einer unhaltbaren internationalen Lage noch leidlich herausgekommen, er hat schliesslich Prestigefragen preisgegeben um faktischer Besitzinteressen willen. Die Weltautorität des unabhängigen Papsttums, das es umgekehrt machte, wurde nun auch vom Kaiser nicht mehr bestritten.

Das in Deutschland von den Pfaffenkönigen Lothar und Konrad vernachlässigte Investiturrecht hat Kaiser Friedrich von Anfang an energisch gehandhabt, begünstigt durch den Zeitgeist, der die hohe Geistlichkeit von einseitiger Kirchenfrommheit abzog und zu treuer, tätiger, loyaler Lehnsmannschaft entwickelte — ein gebildetes, vorurteilsfreies, praktisches und diplomatisch geschultes Bischofsgeschlecht, dessen vornehmster Vertreter, Friedrichs Kanzler, Reinald, Graf von Dassel, zuletzt Erzbischof von Köln gewesen ist: der Berater während der ersten Regierungshälfte, ein hastiger Stürmer und Vorwärtsdränger, der manchen Fehler und Misserfolg mitzuverantworten hat. Dem Geist des Lehnswesens half überhaupt Friedrich Barbarossa zum vollen Siege: er legte die Ritterbürtigkeit als Voraussetzung des Vasallentums fest gegenüber Bürger und Bauer, er schloss das Rittertum als Stand nach unten ab und vollendete so, im Gegensatz zur englischen Entwicklung, die ständische Erstarung in Deutschland. Der alte Fürstenstand, der dem Amte entsprang, wurde durch einen neuen Fürstenstand rein lehnsrechtlicher Herkunft vermehrt, aber eben dadurch auch zersetzt, gelähmt und aufgelöst. Alle Herrschaft, Amtsgewalt und Hoheit fand schliesslich den sichtbarsten und wirksamsten Ausdruck in der Stufenfolge der Lehensschilder, deren unterster von den Ministerialen und unfreien Rittern getragen wurde.

Jene furchtbare und verhängnisvolle Erfahrung mit Heinrich dem Löwen traf das Lehnsherrengefühl, die Vorstellung von Ritter- und Mannestreue bei Friedrich Barbarossa im Wesentlichsten und Tiefsten. Der Löwe verhielt sich bei der berühmten Szene in Chiavenna auf seine Art herrisch und gewinnsüchtig: er wollte die Reichsstadt

Goslar haben und stellte dafür Hilfe in Aussicht. Kaiser Friedrich verabscheute ein solches Geschäft; seine mehr zum Pathetischen neigende Natur liess ihn den Fussfall machen, eine Selbsterniedrigung, die unpraktisch war und die er schon deshalb nicht vergessen konnte. Dies bleibt Friedrichs grosse Torheit: was war ihm schliesslich Goslar?! Nun musste er die Macht des Löwen zerbrechen und Deutschlands Unglück damit begründen.

Denn dieser Heinrich, der stolzere Sohn Heinrichs des Stolzen, Kaiser Lothars Enkel, ein dunkelhaariger Mann mit schwarzen spitzen Augen, war gewiss nicht so anziehend wie Friedrichs rotblondes Heldentum, aber ein ganzer Kerl, fest und gross. Er ist der vornehmste Vollstrecker des gewichtigen Erbes deutscher Kolonisation im Osten. Wir wissen, dass seit der Karolingerzeit Landbesiedlung und Missionstätigkeit sich hier vollzogen haben, eigentlich also zwei Seiten einer in sich einheitlichen Bewegung, mit Unterbrechungen und Rückschlägen natürlich, nicht wirklich systematisch, aber doch durch einzelne Bischöfe und Markgrafen immer wieder aufgenommen und gegen slawischen Widerstand, gegen slawische Wendigkeit fortgeführt. Deutschland erfreute sich einer starken Bevölkerungsvermehrung, die man in einzelnen Bezirken während der Zeit vom 9. bis 12. Jahrhundert auf das Vierfache geschätzt hat. Zum Teil strömte die Überschussquote in die Städte, auf dem Lande war nicht viel Platz, da die Grundherren ihren Besitz gerne an Kleinpächter abgaben und sich selbst von der Bewirtschaftung fernhielten; die jüngeren Söhne der Feudalen waren also genötigt, sich anderswo Unterhalt und Stellung zu verschaffen; das Bauerntum selbst, das aus der Wertsteigerung des Bodens viel Nutzen zog, liess sich nicht ungerne durch Pacht-, ja selbst durch Fronverhältnisse an Stärkere binden, um nur das Land sicher zu haben; es verlor also oft seine Freiheit und konnte bei der weitgehenden Landzersplitterung gleichfalls die nachgeborenen Kinder nicht mehr versorgen. Auch hier entstand eine Schicht, die aus engen heimischen Verhältnissen heraus wollte. Wenn nun gar, wie in Flandern, infolge der stark entwickelten alteingesessenen Tuchindustrie eine Art Übervölkerung selbst in den Städten entstand, dann entwickelte sich ganz elementar der Drang nach neuem leeren Raum. Die vlämischen Ostlandfahrer haben den westöstlichen Auswandererstrom im beginnenden 12. Jahrhundert recht eigentlich in Bewegung gesetzt. Die Slawenlande waren im Vergleich zu diesen deutschen Verhältnissen dünn bevölkert, sie litten schwer unter den Einfällen zuerst der Ungarn, später der Mongolen, waren auch in der Technik der Bewirtschaftung und Urbarmachung ganz zurückgeblieben. Die deutschen Grundherren und Bauern, die hier eindringen, waren, wie alle Auswanderer, sehr

zielbewusste Leute, die sich in dem Neuland ein grösseres Mass von Besitz, Arbeitsmöglichkeit und Freiheit schaffen wollten als zu Hause. Sie nahmen nicht viel Rücksicht und stärkten ihr Gewissen durch das Bewusstsein, dass ja dies fruchtbare Land scheusslichen Heiden weggenommenen wurde und somit etwas durchaus Gottwohlgefälliges geschähe. Holstein, Pommern und Rügen, Mecklenburg, das Land also der Liutizen und Obotriten, wurde so in Angriff genommen, oft kamen die Slawen durch schnelle Scheintaufen grösserer Gewalttätigkeit zuvor — Tribute mussten sie auf alle Fälle zahlen. In die neuen Marken setzten die deutschen Könige zuverlässige Fürsten ein — die Stammväter der Wettiner und Askanier. Die Königreiche Böhmen und Polen mussten diese Entwicklung dulden: Polen sah sich genötigt, schon Kaiser Lothars Oberhoheit wieder anzuerkennen — Friedrich Barbarossa unternahm mehrere Feldzüge gegen Polen und brachte Schlesien an ein deutschfreundliches Fürstengeschlecht. Albrecht der Bär schuf sich im Havelland einen grossen Besitz, den Grundstock der Mark Brandenburg. Heinrich der Löwe hat Wagrien, Lauenburg und den westlichen Teil von Mecklenburg eingedeutscht, die Grafschaft Schwerin zwar als Lehen an den Obotritenfürsten zurückgegeben, das übrige Land aber durch eine straffe Beamtenorganisation voll nutzbar gemacht. Auch die pommerschen Herzöge waren seine Lehensleute. Lübeck wurde von ihm neugegründet, der Handel nach Skandinavien gefördert; die Slawen, die er bekehren wollte, gingen gelegentlich in ihrer furchtsamen Verehrung vor ihm so weit, dass sie ihn selbst als ihren Gott bezeichneten, mit dem sie zufrieden wären. Sieht man sich diesen Machtbereich des Löwen genau an, erwägt man, dass er durch die Heirat mit der englischen Königstochter auch noch in nächster Verbindung stand mit dem stärksten westeuropäischen Staatsgebilde, so ist es deutlich: der Welfe war hinausgewachsen über die Stellung eines Vasallen des deutschen Königs. Lag aber nicht darin eine Art Versicherung für die deutsche Zukunft? Wenn sich die Hohenstaufen nun immer mehr in Italien festbissen? Sie taten es ja in Wirklichkeit auch. Friedrich Barbarossa erlangte bald die Bekrönung dieser Politik in der Heirat seines Sohnes Heinrich mit der wesentlich älteren Erbin Siziliens Konstanze! Von Anfang an hatte der Kaiser so viel Kraft nach Burgund und Italien hineingepumpt, dass er gar nicht mehr zurück konnte, und seine Nachfolger voraussichtlich ebensowenig, ja noch weniger! War es also nicht ganz gut, wenn sich in Deutschland eine Art Vicekönigtum bildete, mit starker Hausmacht, gestützt auf die robustesten deutschen Stämme, die Bayern und die Sachsen, eine nord-süddeutsche Verbindung also von vielleicht programmatischer Bedeutung?! Durch Verwandtschaft

und Lehnverhältnis wäre sie ja immer an das Kaiserhaus gebunden gewesen; und wenn dies Kaiserhaus das Schicksal der Ottonen und Salier erlebte, früh auszusterben, dann besass Deutschland hier einen Rückhalt.

Friedrich Barbarossa hat die Lage nicht so angesehen. Er hielt es für klug und für nötig, Heinrich den Löwen zu vernichten. Die landesherrlichen Übergriffe, die sich Heinrich gegenüber den kleineren Vasallen erlaubte und die schon manche gefährliche Spannung hervorgerufen hatten, boten dem Kaiser die willkommene Handhabe, ein Rechtsverfahren gegen den Vetter zu eröffnen, das bei dem auftrumpfenden Trotz des Welfen schnell zur Acht, dann zur Aberkennung der Reichslehen, schliesslich zur Erklärung der vollen Ehr- und Rechtlosigkeit und des Verlustes aller Eigengüter führte. Sachsen wurde bis auf einen Rest zerschlagen, von Bayern, das den Wittelsbachern zufiel, wurde die Steiermark abgetrennt; zahlreiche geistliche und weltliche Territorien Norddeutschlands wurden unmittelbare Königslehen. Der Erfolg des Augenblicks war gewiss bei Friedrich; der Welfe, der sich zuletzt demütigte angesichts der rücksichtslosen Exekution, behielt für seine Familie das braunschweigisch-lüneburgische Hausgut und ging für Jahre in die Verbannung. Die geplante Versöhnung mit Friedrich Barbarossas Sohn und Nachfolger, ein Jahr vor dem Tode des Löwen, kam nicht zustande wegen eines Unglücksfalles, der den alten Herzog verkrüppelte. Der Familienzwist ging weiter.

Auch die politische Nachwirkung der Niederwerfung des Welfen gestaltete sich zweifellos ungünstig für Deutschland. Der Dänenkönig fühlte sich sehr erleichtert durch den Sturz der welfischen Grossmacht, die Slawenlande an der Ostsee waren ihren energischsten Zwingherrn los. Die deutsche Kolonisation musste viel bescheidener werden. Den dauernden Vorteil von der ganzen Angelegenheit hatte endlich viel weniger die kaiserliche Gewalt als das territoriale Fürstentum.

Diesem augenblicklichen Triumphe Friedrichs in Deutschland stand in dem begehrten Italien der Kompromissfriede mit dem lombardischen Städtebunde gegenüber (1185). Der Kaiser liess den Städten alle Regalien innerhalb der Mauern, ausserhalb unter Vorbehalt schiedsrichterlicher Entscheidung, ferner die freie Konsulwahl unter Vorbehalt kaiserlicher Investitur; die Städte verpflichteten sich zu Zahlungen nur, wenn der Kaiser in Italien weilte. Die Selbstverwaltung war also durchgesetzt, der Kaiser behielt ein überwiegend formales Hoheitsrecht nebst finanziellen Vorteilen — ein Ergebnis, das nach den ungeheuren Ansprüchen und Anstrengungen einer Lebensarbeit doch gering genannt werden muss. Es lag aber in der Art

Friedrichs, über solche Enttäuschungen mit gutem Mute und rauhenden Festen hinwegzukommen. Italien glaubte er eben doch in der Tasche zu haben, seit jener Verlobung, die Sizilien in der nächsten Generation dem staufischen Hause sicherte — ein fernes Land, den wirtschaftlichen und marinestrategischen Brennpunkt des Mittelmeeres, Brücke nach Afrika, Station zwischen Spanien und dem Orient, seit Jahrtausenden besiedelt und immer wieder durch Fremde ergriffen; erst im 11. Jahrhundert hatten eingewanderte Lombarden hier das Griechische verdrängt; nun war die Insel von den Normannen zuletzt gewalttätig zentralisiert, beamtenmässig verwaltet und zu Basis und Unterpfeiler höchster imperialer Ansprüche gemacht worden. König Heinrich VI. wurde bei seiner Vermählung vom Patriarchen von Aquileja gekrönt und als Caesar begrüsst — die italische Herrschaft war damit bereits angetreten, zum Ärger des Papsttums. Friedrich stand aber jetzt äusserlich so glänzend da, dass keinerlei Opposition gegen ihn mehr aufkam — der Alternende war, mindestens im Geschick der Menschenbehandlung und an Regiekunst, weit über seine Anfänge hinausgewachsen. Sultan Saladin bedrohte jetzt Jerusalem. Es passte ganz zu Friedrichs Art, dass er nun den Kreuzzuggedanken ergriff und sein Lebenswerk — nach dem so viel bereinigt, versöhnt, aufgegeben, durch Zugeständnis und Opfer beschwichtigt war — krönen wollte durch eine letzte, grosse, befreiende Tat kaiserlicher Lehnsherrschaft, zum Besten der römischen Papstkirche. Das christliche Jerusalem war gefallen — der kaiserliche Kriegsmann machte sich mit stattlichem Heere, unter besten Vorbereitungen zur Wiedereroberung auf. Aber das ganze Unternehmen scheiterte: Friedrich ertrank beim Baden im kleinasiatischen Flusse Saleph, als braver Soldat und etwas romantisch — ein Tod, der zu diesem Leben passte.

Heinrich VI., sein Nachfolger, trägt nicht die gewinnenden Züge Barbarossas: er war eine rein politische Natur, ehrgeizig, ruhelos, ein bleicher, finsterner Grübler, immer angespannt, von höchsten unsagbaren Wünschen der universalen Oberlehnsherrschaft besessen — verächtlich deshalb gegenüber Genuss und menschlichem Glück, schonungslos in der Wahl der Mittel, der geborene schroffe Absolutist, dem vielleicht nur das längere Leben gefehlt hat zu grundlegender staatsmännischer Tat, der so aber, schnell hinweggerafft, eine überwiegend dunkle Erinnerung hinterlässt: die Art, wie er Tuskulum unter Bruch heiligster Versprechungen an die Römer zur Zerstörung preisgab, die Art, wie er die Gefangennahme des Kreuzfahrers Richard Löwenherz zur Erpressung politischer Vorteile ausnutzte, deren Mehrzahl zudem vage genug war, die Art, wie er den nationalen, bis zur Attentatsvorbereitung gesteigerten

Widerstand in Sizilien mit Mitteln niederschlug, die selbst die harten Zeitgenossen ungewöhnlich grausam fanden — das alles wirkt durchaus abstossend, es machte ihn verhasst selbst bei seiner Gemahlin Konstanze und wäre nur durch grosse positive Leistungen aufzuwiegen gewesen. Die Ansätze dazu sind vorhanden, er plante ein deutsches Erbkaisertum und bot den Fürsten dafür sehr viel — die unbeschränkte Erbllichkeit der Reichslehen: er hielt, als der eigentliche Herr Italiens, das Papsttum unter politischem Druck, bewies aber seine kirchliche Loyalität durch Ketzerverfolgung und Kreuzzugsversprechen; auch wollte er der Kurie, gegen Verzicht auf umstrittene Gebiete, einen regelmässigen Anteil an den Einkünften zunächst der Reichskirchen gewähren — wiederum ein wahrhaft schöpferischer Gedanke, der in viel spätere Zusammenhänge römischer Finanzorganisation weist. Der Tod des erst zweieunddreissigjährigen Kaisers (1197) schuf eine völlig veränderte Lage. Sizilien hatte sich an dem Fremden durch das Gift seines Sonnenklimas gerächt.

KAISER FRIEDRICH II.

In Sizilien eine Regentschaftsregierung für den minderjährigen Sohn Kaiser Heinrichs, in Deutschland Bürgerkrieg zwischen den Gegenkönigen, dem Staufer Philipp von Schwaben und dem Welfen Otto IV., unter Teilnahme der Nachbarmächte England und Frankreich, in ganz Italien erbitterter Widerstand gegen die deutsche Fremdherrschaft: konnte es für das Papsttum eine bessere Gelegenheit geben, alte Machtansprüche aufzugreifen und neue zu erheben? Gewiss erstarkte überall das Laiantum, gewiss machte sich innerhalb der römischen Kirche selbst immer lebhafter das Bedürfnis geltend nach Vergeistigung, nach Überwindung des Hierarchisch-Weltlichen durch den wahrhaft christlichen Gedanken. Überraschend stand dennoch die Kurie da. Rom regierte seine Kirche, das war Brauch, System, herrschendes Recht; keine irdische Macht konnte noch dagegen streiten. Aber die Bischofswahl wurde in den verschiedenen Ländern verschieden gehandhabt, die Frage war schon deshalb nicht geklärt; die Kleriker blieben jedenfalls zugleich Lehnsleute und somit dem Laienherrscher verpflichtet. Wenn aber nun der Papst selbst der oberste Lehnsherr war? Er übte ja diese Lehensgewalt in einzelnen Fällen praktisch aus; Bernhard von Clairvaux hatte die Theorie von den zwei Schwertern vorgetragen, nicht nur das geistliche, auch das weltliche Schwert gehöre der Kirche, sie lasse es nur durch den Staat nach ihrem Willen führen. Der Papst betätigte sich als Schiedsrichter, er bestätigte die königliche Würde da und dort, er fühlte sich trotz zeitweiliger Kompromisse

schliesslich doch als Lehnsherr des Kaisers. Die Zeit formte ja alle politischen und rechtlichen Verhältnisse nach dem feudalen Schema, sie liess so eine Stufenleiter der Herrschaft entstehen — mit einer gewissen Natürlichkeit setzte sich der Papst als Pyramidenspitze obenauf.

Innocenz III., seit 1198 Papst, war nun gewiss die grosse Persönlichkeit, deren Beruf es sein konnte, den römischen Weltreichsgedanken für den Stuhl des heiligen Petrus zu verwirklichen: aus altem Grafenhaus der römischen Campagna stammend, Theologe Pariser Schulung, Jurist von Bologna, als Schriftsteller voll Geist und in der präziösen Art dem Zeitgeschmack durchaus gemäss, als Redner gewaltig und gefühlvoll zugleich, ein überzeugender, überströmender, schmeichelnder Meister des Wortes — so hat dieser Papst sich als Persönlichkeit voll eingesetzt, mit all seinem Reichtum an Stimmen und Farben, und hat das Idealbild eines gebildeten, besorgten und gebietenden Weltherrschers in hohem Grade verwirklicht. Das Papsttum, so sprach er es aus, steht zwischen Gott und der Menschheit als Statthalterschaft Christi; es übt den Principat, das Fürstentum, über alles Land aus, es hat das Rügerecht gegenüber jedem Christen und deshalb die Schiedsgewalt bei Streitigkeiten gegenüber allen weltlichen Regierungen. Der Papst ist zugleich oberster Bischof und Kaiser auf Erden. Es war die alte Lehre vom hohenpriesterlichen Imperator, aber schärfer und eleganter geprägt, von kühnem Geist dynamisch beschwingt, von lebenssicherer Geschmeidigkeit gehandhabt, zudem überraschend begünstigt durch Umstände und Bedürfnisse der Zeit.

Innocenz III. fing an mit dem nächsten: er unterwarf sich seine Römer, sicherte sich die Campagna durch Bruder- und Vetterschaft, bezwang auch den schwierigen nördlichen Kirchenstaat. Dann machte er sich an die Vergrösserung — ganz in der Art der damaligen Könige, die um eine ordentliche Hausmacht besorgt sein mussten: die mathildische Erbschaft, die pippinische und karolingische Schenkung und was es sonst an Rechtstiteln geben mochte, mussten erhalten — der Staat des heiligen Petrus sollte bis in die Lombardei reichen. Die toskanischen Städte einigten sich damals und unterstellten sich der päpstlichen Führung — ein italienisches, vom Papste geführtes Italien zeigte sich als Ziel, auf den Trümmern natürlich der deutschen „Tyrannei“. Um das Königreich Sizilien wurde lange gekämpft, der Papst, dem sich die verwitwete Konstanze vor ihrem frühen Tode noch zuwandte, liess den festländischen Teil, Unteritalien, einstweilen besetzen. Die Deutschen wurden nach bösen Wirren von der Insel vertrieben, die Regentschaft unterwarf sich dem Papste, der mündig gewordene König Friedrich

bekam eine Prinzessin aus dem ganz römisch gesinnten Hause Aragon zur Frau.

Auch beim Streit um die deutsche Krone beanspruchte der Papst das entscheidende Wort, beim Kampfe zwischen England und Frankreich begünstigte er beide Gegner abwechselnd und vermehrte dadurch die Rechte der Kurie; er förderte den Welfen Otto, verhandelte mit dem Staufer Philipp, und krönte nach dessen Ermordung den willfährigen Otto IV. mit besonderer Befriedigung zum Kaiser, tat aber dessen Verbündeten England in den Bann und gewann, von jeher franzosenfreundlich, Philipp August von Frankreich zum Exekutionskriege; dann brach er wieder mit dem vom Welfenfluche belasteten Kaiser Otto und ging gerne darauf ein, dass König Johann von England sein Königreich vom Stuhle Petri zu Lehen nahm.

Es war eine bewegliche, jeder neuen Situation schnell angepasste Politik, die der Papst trieb — immer zum Besten seiner Hoheit, immer mit erfolgreicher Erweiterung der römischen Obödienz. Portugal erkannte die päpstliche Oberherrschaft an, der König Pedro von Aragon liess sich vom Papste als Lehnsman salben, für seinen unmündigen Nachfolger führte Innocenz die Vormundschaft. Ebenso fügten sich Polen, Ungarn, Galizien und Lodomirien, Serbien, Kroatien, Bulgarien in verschiedener Form der Autorität des Papstes. Seine Schiedsgerichtsbarkeit wurde gern in Anspruch genommen; in Südfrankreich verfügte die Kurie über zahlreiche Lehnsleute; was von den Eroberungen des ersten Kreuzzuges noch übrig war, war selbstverständlich lateinisch, dazu kam Armenien und Cypern. Gewiss kann man sagen, dass vieles an diesem Macht-komplex des Papstes überwiegend formalen Charakter trug, auch einer vorübergehenden Konstellation sein Dasein verdankte: grossartig bleibt diese Stellung doch, sowohl an tatsächlichem Gehalt, wie in der Auswirkung — kraft der bewährten Geschicklichkeit der Kurie, bestehende Gruppen gegeneinander zu führen, sie beiderseitig zu schwächen und dann wieder mit überlegener Würde zu versöhnen. Unter keinem Kaiser hatte die römische Christenheit allen bleibenden Gegensätzen zum Trotz eine solche Einheitlichkeit dargestellt. Es war natürlich, dass ein so überragender und vom Erfolge verwöhnter Papst auch den Kreuzzugsgedanken wieder aufgriff. Die Vorbereitungen setzten gleich nach seiner Thronbesteigung ein. Geldmittel wurden Jahre hindurch durch besondere Steuern gesammelt, Pilger und Ritter vereinigten sich in Venedig. Die Stadt des heiligen Markus übernahm gegen fünfzigprozentigen Anteil an den Eroberungen die Überfahrt.

Wieder überwogen französisch-normannische und flandrische

Grosse. Der Papst hatte die oberste Leitung. Ein merkwürdiges Unternehmen, dieser sogenannte vierte Kreuzzug (1202): unstreitig ursprünglich bewegt durch starken religiös-kirchlichen Antrieb, von den Venezianern aber überwiegend als politisch-finanzielle Angelegenheit aufgefasst, und auch von der Kurie schliesslich nicht ungerne politisch und kirchenorganisatorisch ausgewertet, für den Augenblick von unerwarteten Erfolgen gekrönt, im weltgeschichtlichen Zusammenhang aber doch ein besonders verhängnisvolles Ereignis. Zuerst sollte es nach Ägypten gehen, dem Zentrum des orientalischen Islam; die Venezianer, harte Gläubiger gegenüber den saumseligen Kreuzfahrern, veranlassten aber zunächst einmal, gegen den Willen des Papstes, die Wiedereroberung des von ihnen abtrünnigen Zara. Nun hatte der Doge das Unternehmen schon fast ganz in der Hand — er lenkte die Kreuzfahrt gegen das misstrauische und eifersüchtige Byzanz, Venedigs Handelskonkurrenten; ein Thronstreit bot den willkommenen Anlass zum Zugriff, Verstärkung und Schätze lockten von dort — genug: das byzantinische Reich erlag dem fränkischen Ansturm.

Konstantinopel wurde geschändet und geplündert. Römische Christen wüteten gegen griechische in unsagbarer Weise, zum ewigen Schimpf ihres Bekenntnisses und des Rittertums. Bei diesem widerlichen Raubzuge ging Unersetzbares vom direkten Erbe der Antike zu Grunde, noch schlimmer: Westrom nahm eine späte Rache an Ostrom, es zerstörte in seiner Verblendung das letzte Bollwerk des Imperiums gegen den Islam und setzte an die Stelle des angeblich so morschen griechischen Kaisertums etwas viel morscheres — jenes lateinische Kaisertum, ein künstliches Gebilde mit allerhand Nebenprodukten, eine in sich unlebendige, improvisierte und von Ideen oder Überlieferungen gänzlich unbelastete Schöpfung. Alle Küstenplätze von Rang, die ganze Inselwelt, vor allem Cypern, Kreta, Euböia, Korfu sicherte sich Venedig — dies grossartige, allmählich in der Folgezeit erschlossene und ausgenützte Handels- und Kolonialreich war noch das gesündeste Ergebnis des Kreuzzuges. Das lateinische Kaisertum des Grafen Balduin von Flandern blieb selbst nur auf das Kernstück des byzantinischen Reiches beschränkt, war aber Oberlehns-herrschaft des Herzogtums Athen, des Königreiches Thessalonich, der Fürstentümer Achaja und Lakedaimon. Ein neufränkisches Ostreich war also mit einem Schlage hingezaubert, Kopie abendländischen Staatsaufbaus, errichtet über einer griechischen Gesellschaft, die sich unter gänzlich anderen geschichtlichen Bedingungen entwickelt hatte. Als Reiche von Nikaia und Ikonien hielten sich die grössten Teile Kleinasiens unabhängig davon in der byzantinischen Überlieferung. Papst Innocenz III. fühlte sich, so wenig er dies alles

geplant hatte, doch als letzter und höchster Sieger — die Vereinigung der getrennten Kirchen schien entscheidend gefördert. Byzanz huldigte wieder dem Bischof von Rom. Der Orient, so hoffte der Papst, werde nun latinisiert werden; Athen dachte er sich als neuen Mittelpunkt christlicher Wissenschaft. Ein weiterer Kreuzzug sollte das begonnene Werk vollenden. Das Laterankonzil von 1215 zeigte eine Ansammlung von kirchlichen Würdenträgern wie nie zuvor in Rom. Der Papst genoss seine konstantinische Stellung. Im folgenden Jahre starb er.

Das Mündel Papst Innocenz' III., der Hohenstaufe Friedrich II., sollte nun der letzte gefährliche, persönlich bedeutendste Gegner des Cäsaropapismus werden — mindestens vom deutsch-italienischen Machtbereich aus gesehen. Dieser knabenhafte König von Sizilien, der als Jüngling deutscher König und römischer Kaiser wurde, ist seit dem Ende der Antike wohl der merkwürdigste Mensch gewesen — und kann an Eigenart und Schicksalhaftigkeit auch in der Neuzeit wohl nur mit Napoleon I. verglichen werden. Der Enkel Barbarossas und Rogers von Sizilien, des starken staatsgründenden Despoten, hatte von der schwäbischen Art kaum irgend etwas mitbekommen: er war Burgunder und Normanne, aber italienisiert, ein Sizilianer, aufgewachsen in der gespannten und orientalistisch prickelnden Atmosphäre von Palermo, dem Mittelpunkt jener einzigartigen Mischkultur griechisch-jüdisch-arabischen Charakters, die vom Normannentum staatlich überformt worden ist. Rom und Karthago, Christentum und Islam hatten um Sizilien gerungen — seiner Dome Decken trugen griechische Säulen, die Kuppeln und Chöre schimmerten im Goldmosaik von Byzanz — die Insel hatte schon so vielen und schliesslich nur sich selbst angehört: Friedrich, der zuerst Konstantin heissen sollte, der genialste Sizilianer, wurde der erste europäische Mensch. Die Jugend des doppelt Verwaisten war schwer: in äusserlichem Glanz einsam, hin- und hergerissen, umlauert, ausgenützt, entwickelte er ebensoviel Misstrauen wie heftiges Selbstgefühl, ebensoviel Rachebedürfnis wie beherrschten Ehrgeiz. Warm und weich konnte ein solcher Fürst nicht werden; wie strahlend hebt sich aber der Reichtum seines bunten Lebensinhaltes von der biedereren Eintönigkeit Barbarossas, von der kahlen politischen Spekulation Heinrichs VI. ab!

Friedrichs steilgestirnter, ganz bartloser, rötlich behaarter Kopf sass auf einem Körper mittlerer Grösse, dessen gesunde Kraft, immer geübt und gestählt, starken Anstrengungen und starkem Genuss gewachsen blieb. Unheimlich leer, fast schielend blickten seine grossen Augen. Mit Pomp trat er auf, Neger, maurische Tänzer, der Harem begleiteten ihn. Vier Harems besass er allein in Apulien,

auch ins Feld nahm er die Frauen mit. Die drei legitimen Gemahlinnen, die er im Laufe der Jahre nahm, liess er von Eunuchen bewachen. Solch sultanischer Luxus, der normannisch-sizilische Tradition war, rief immerhin anderswo Bedenken und Ärgernis hervor; er kümmerte sich nicht um diese und andere Schwierigkeiten, verwöhnt durch frühes, traumwandlerisches Glück, eine heitere, rasche, bis zuletzt jugendlich festliche Natur, staufisch und südlich zugleich. Friedrich liebte Tiere und studierte sie mit der scharfen Beobachtungsgabe und dem selbständigen Forschergeiste des geborenen Naturwissenschaftlers; die Löwen, Elefanten und Panther, die er mit sich führte, dienten durchaus nicht nur harmloser Schaulust. Sein Buch: Über die Kunst der Jagd mit Vögeln — beruht auf ernsthaftem, der Empirie mit reinem Erkenntnisdrange gewidmeten Studien. Sogar die Staatsmaschinerie musste sich in Bewegung setzen, um Beobachtungsmaterial für den fürstlichen Zoologen zu sammeln.

Mit Unbefangenheit pflegte Friedrich sarazenischen Verkehr, zum Ärger beschränkter Geister, er förderte die Ärzte, deren staatliche Prüfung er einführte, er beteiligte sich an den Disputationen der Mathematiker, er zog selbst spanische Juden zur Erörterung persönlich heran und sammelte so eine Art Akademie um sich, bei der auch der Hofastrologe nicht fehlte. Für Belagerungen wertete er die mathematisch-technischen Erkenntnisse praktisch aus. Übersetzungen griechischer, hebräischer und arabischer Werke entstanden auf seine Anregung — er selbst war imstande, alles das im Urtext zu lesen, gross geworden wie er war im sizilianischen Sprachgemenge. Dieser geistvolle, in vielen Zungen redende Sprecher sprach am schlechtesten deutsch. Neapel wurde der Sitz der von ihm nach dem Muster von Bologna, aber auch gegen Bologna gegründeten ersten europäischen Staats-Universität. Persönlich war er kein Philosoph im vollen Sinne, trotz seiner bohrenden Art, verwunderte Fragen zu stellen, sondern mehr ein Skeptiker und zynischer Spötter, durch seine scharfe Zunge und sein leidenschaftliches Temperament auch zu bösen Ausserungen über kirchliche Dogmen und Bräuche verleitet; doch hat er, schon aus Diplomatie und Sinn für vorhandene Mächte, nie daran gedacht, sich vom Christentume loszulösen; jene Schmähworte über die „betrügerischen“ drei grossen Religionsstifter, die ihm gehässig nachgesagt worden sind, waren ihm freilich zuzutrauen. Er war ein im Geistigen toleranter Humanist, der erste, den es wieder gegeben hat, gewiss nicht aus Güte oder Wohlwollen, sondern aus Welterkenntnis und überragender Intelligenz. Zum Ketzerverfolger war ein solcher Mensch persönlich nicht geschaffen, machte er sich doch in den Augen römischer Rechtgläu-

bigkeit selbst der Ketzerei mindestens dringend verdächtig. Friedrichs Ketzergesetze richteten sich in erster Linie gegen das Verbrechen gegen den Staat, dessen Autorität durch keinerlei Rebellion erschüttert werden durfte. Sterbend liess sich der Freigeist in das Zisterziensergewand hüllen und nahm die letzte Ölung, die er manchem papsttreuen Bischof und Kleriker hatte verweigern lassen, wenn er sie unbedenklichen sarazenischen Henkern überlieferte.

Die Kanzonen, die Friedrich in der italienischen Volkssprache dichtete und selbst in Musik setzte, sind von Dante als der Anfang der italienischen Poesie gewürdigt worden. Sein ganzer Hof dichtete, auch alle seine Söhne. Friedrich suchte Werk und Geist der Antike, er sammelte ihre Überreste, prägte Münzen nach ihrem Vorbild und baute seine Burgen und Schlösser mit Eigenwillen, mit empfindlichem Sinne für Massenwirkung und grosse beherrschende Form, mit neuem Gefühle für Bodenständigkeit und symbolische Wirkung ins Weite — in einer Geistesart also, die ihn an den Anfangspunkt der Renaissance stellt. Man darf gewiss nicht das „Moderne“ dieses „Staatsmetaphysikers“ überschätzen, man muss vieles auf Einflüsse zurückführen — die französisch-norditalienische Kulturbewegung der Zeit tritt dabei neben die sizilische Erbschaft und das spanische Beispiel: denkwürdig und einzigartig bleibt aber die Synthese in dieser Persönlichkeit. Sultan und Cortegiano (Hofmann), Triumphator, Heilsbringer, Signore, Tyrann und *principe*, Forscher und Poet — die normannische Piratennatur hält schliesslich alles das zusammen und gibt ihm die geschichtliche Wucht. Friedrich II. konnte berücken und beglücken, wenn er wollte und wenn es ihm passte; er verstand sich auf die Wirkung fürstlicher Gnade und leutseligen Wesens — er liebte Freigebigkeit bis zur Verschwendung: aber er war gewohnt, für alles das auch volle Hingabe zu verlangen. Kritik, Selbständigkeit oder gar Gegnerschaft reizten ihn; dann wurde eine dunkle Dämonie in ihm wach, die vor keiner Treulosigkeit, keiner Grausamkeit, keiner Wütereie im Schrecklichen zurückbebt. Vielen war dieser „Terribile“ unheimlich, eine so gebundene und abergläubische Zeit traute ihm das Böseste zu, also jede Art von Magie und Teufelsdienst, ja meinte sogar den Antichrist in ihm zu sehen. Andere haben ihn völlig hingerissen bewundert, lieben konnten ihn unter Männern wohl nur wenige, ganz erfassen keiner.

Die Geschichte muss Friedrich vieles verzeihen, denn sein Weg war schmerzlich schwer. Dem Papste Innocenz III. hatte er noch vor dessen Tode versprechen müssen, im Falle der Kaiserkrönung auf Sizilien zu Gunsten seines kleinen Sohnes Heinrich und einer Regentschaft unter päpstlicher Obhut verzichten zu wollen. So versuchte die Kurie, die drohende Machtanhäufung abzuwehren. Fried-

rich tat alles, um sie doch zu erlangen: er opferte den deutschen geistlichen Fürsten eine Reihe der wichtigsten Hoheitsrechte (Errichtung von Zoll- und Münzstätten, Regalienheimfall u.a.) und setzte so die Wahl des jungen Heinrich zum deutschen Könige durch; das Kreuzzugsversprechen sicherte ihm dann selbst die Kaiserkrönung. Die Aussichten auf Erfolg schienen freilich gering. Der fürchterliche Kinderkreuzzug, der tausende von Halbwüchsigen als willkommene Ware in die Sklavenmärkte des Orients brachte, die Flottenunternehmung gegen Ägypten (1221), die mit einem unrühmlichen Waffenstillstand endigte, konnten nur entmutigend wirken. Friedrich musste an das Nächste denken — sein Leben pendelte zwischen deutschen Nöten und italienischen Wirren hin und her. In Sizilien stellte er als der harte liebende Vater dieses Landes die Königsherrschaft von ehemals wieder her und steigerte sie durch die sakrale Majestas vorausschauenden Waltens. Er brach die Burgen der eigenmächtigen grossen Barone mit Hilfe der kleinen dienenden Ritter, er errichtete landesherrliche Festen, er schuf sich Söldnerheere und Flotten, er beraubte Genua und Pisa ihrer Privilegien zum Besten des staatlichen Handels, er vernichtete möglichst die Ansätze zur städtischen Selbständigkeit und sprach Recht durch königliche studierte Justitiare auf Grund seiner eigenen Gesetzsammlung, des „*liber augustatis*“, hier wie überall ein Vollstrecker staatlicher Notwendigkeiten. Er bezwang also hier in seinem sizilianischen Familienerbe genau die gleichen Kräfte, denen er in dem grossen fernen Deutschland Spielraum lassen musste. Alle positiven Leistungen, wie etwa die Zurückdrängung des Dänenkönigs, geschahen dort durch die Territorialherrschaften. Mit der Erneuerung der Reichsfreiheit für die Stadt Lübeck tat Friedrich einen entscheidenden Schritt auf dem Wege zu der zukünftigen Entwicklung des deutschen reichsstädtischen Wesens. Die Lombardenstädte aber waren ihm mit ihrer Eigenmächtigkeit unbequem; sie störten die strategischen Linien seines Machtbereiches, er wäre gerne gegen sie gewaltsam eingeschritten, musste sie aber infolge päpstlicher Vermittlung dulden.

Das Papsttum wollte diesen zweiten Friedrich ja nicht zu gross werden lassen: die ständige Forderung, das Kreuzzugsgelübde zu erfüllen, hatte auch einen sehr selbstsüchtigen Grund. Als das Unternehmen 1227 infolge einer Seuche aufgegeben werden musste, tat Gregor IX. den Kaiser in den Bann. Friedrich liess sich dadurch nicht abhalten, im folgenden Jahre den Kreuzzug zu vollbringen — mit einem erstaunlichen Erfolge, der nur der Geschicklichkeit des Kaisers zu danken ist, das ihm wohl vertraute, von ihm bewunderte, ja beneidete Mohammedanertum richtig zu behandeln. Friedrich

bekam Jerusalem mit Bethlehem, Nazareth und der zugehörigen Küste als Königreich. Die Sarazenen schlossen einen zehnjährigen Waffenstillstand und behielten die ungestörte Religionsübung in der Omar-moschee von Jerusalem. Den Glaubensfanatikern konnte eine solche Toleranz ebensowenig angenehm sein wie die Tatsache, dass der exkommunizierte Kaiser sich notgedrungen die davidische Königskrone in Jerusalem selbst aufsetzte. Der Patriarch von Jerusalem beantwortete diesen Vorgang mit dem Interdikt: die erste Eigenkrönung hatte stattgefunden — begann die Monarchie der christlichen Welt sich zu säkularisieren? Kaiser Friedrich vollendete sein Werk durch den Friedensschluss mit der Kurie — er brauchte die Absolution und opferte deshalb ungescheut die wichtigsten Rechte gegenüber dem sizilischen Klerus: ein Vertrag, in dem der kommende Vertragsbruch schon steckte, der aber wenigstens für einige Zeit Ruhe schaffte. Friedrich bedurfte ihrer sehr: denn sein Sohn Heinrich, anfänglich vom Kölner Erzbischof geleitet, war allein den deutschen Schwierigkeiten nicht gewachsen. Ein Zugeständnis nach dem andern wurde dem Territorialfürstentume gemacht — geistliche und weltliche Herren waren sehr einig, wenn es sich um Unterdrückung des städtischen Bürgertums und um eigene Machtvermehrung an Rechts- und Münzhoheit handelte. Friedrich konnte und wollte diese Entwicklung nicht hindern, die Landesherrschaft siegte über das Königsrecht: den widerspenstigen Sohn, der sich schliesslich sogar mit den reichsfeindlichen, vom Papst geförderten Lombardenstädten verbündete, zwang er zur Unterwerfung und liess ihn in einem calabresischen Bergschloss verkommen. Heinrich nahm sich schliesslich das Leben. 1235 verkündete Kaiser Friedrich den „Landfrieden“, das erste Reichsgesetz dieser Art in Deutschland, zum ersten Male auch in deutscher Sprache, politisch der majestätische Versuch, trotz aller Zugeständnisse an die Fürsten die monarchische Autorität in Deutschland zu wahren und seine reichen Kräfte für den Endkampf in Italien frei zu machen. Denn darauf kam es Friedrich doch an: die Lombardei und die Kurie wollte er bezwingen, und daran scheiterte er. Als er die „rebellischen“ Mailänder und ihre Verbündeten bei Cortenuova besiegt hatte, ergriff ihn die imperatorisch-cäsarische Hybris — er versuchte, seinen Beamtenzentrismus in Reichsitalien durchzusetzen, er forderte den Papst durch eine Reihe unkluger Handlungen des Triumphes heraus. Der zweite Bannfluch war die Antwort; ein furchtbarer Kampf — Ideenkrieg, Weltmachtskrieg und Bürgerkrieg zugleich — durchtobte nun Italien, jahrzehntelang. Es ging um das römische Imperium. Klarer Sieg und klare Niederlage konnte jetzt nur noch das Ende sein. Das staufische Kaisertum, das staufische Haus gingen unter.

Friedrich legte seine harte Hand auf ganz Italien — überall setzte er seine Generalvikare, meist aus der eigenen Verwandtschaft, mit ihren Unterbeamten ein, sie drangen auch in den parteizerklüfteten Städten schnell durch und begründeten hier als nepotische Diadochen des Kaisers die spätere signoria; Friedrichs natürlicher Sohn, der König von Sardinien, Enzio, stand als Generallegat an der Spitze der italienischen Verwaltung; jener blondlockige Enzio, den später die Bologneser lebenslang gefangenhielten. Rom selbst wurde vom Kaiser schwer bedrängt. Der Kurie zum Trotz trat Friedrich als Haupt der weltlichen Fürstenschaft und als cäsarischer Friedensbringer auf, er predigte seine Messiasbotschaft persönlich von der Kanzel des Domes zu Pisa. Der neue Papst Innocenz IV. (seit 1243), aus der Genueser Familie der Fieschi, nahm aber den römischen Ober-Herrschaftsanspruch mit der ganzen berechnenden Zähigkeit des Ligurers und einer völlig neuen Skrupellosigkeit auf; er begab sich nach dem Scheitern der Verhandlungen mit Friedrich in das französische Lyon, berief dorthin, des westeuropäischen Schutzes und Anhanges gewiss, ein allgemeines Konzil und sprach Friedrichs Absetzung aus.

Von überallher kam jetzt Unglück über den Kaiser: der Mongolensturm lähmte Osteuropa und bedrohte selbst die deutsche Mitte, Jerusalem fiel, wiederholt umkämpft, von neuem den Türken zum Opfer; die deutschen geistlichen Fürsten wurden von der Kurie durch weitgehende Verleihungen gewonnen, ein Gegenkönig, Heinrich Raspe, Landgraf von Thüringen, wurde schliesslich aufgestellt, nach dessen Tode ein neuer in der Person des Grafen Wilhelm von Holland gewonnen, mühselig hielt sich dagegen Friedrichs Sohn Konrad IV., Friedrich selbst, durch den neurömischen Kaiserkult vergottet, aber von Verschwörung, Untreue, Verrat und Attentaten selbst in seinem Sizilien bedroht, brachte den wiederholt geplanten Zug gegen Lyon nicht zustande, sondern erlitt die furchtbare Niederlage bei Vittoria. Was halfen ihm die Grausamkeiten seiner wilden Generalvikare, unter denen Ezzelino da Romano in Verona, einer der kaiserlichen Schwiegersöhne, Friedrichs Schildwache am Brennerpasse, der verruchteste war? Der Papst verfügte über starken finanziellen Zustrom aus England und übte auf den französischen König Ludwig IX. wenigstens so viel Einfluss aus, dass er dem Kaiser nicht half, sondern seinerseits den Kreuzzugsgedanken ergriff und damit Frankreichs politische Kräfte festlegte. Friedrich verzehrte die genialste Herrscherbegabung im Kampf gegen die Umstrickung des Schicksals, tapfer, immer voll Hoffnung, durch jede leichte Besserung beflügelt; als ihn der Tod plötzlich hinwegnahm, hinterliess er ein zerstückeltes, bluttriefendes Italien, ein im

Föderalismus sich auflösendes Deutschland, eine triumphierende Papstkirche — er hinterliess freilich auch die Erinnerung an die Einzigkeit seiner heroischen Sonnengestalt, an einen Gott-Teufel, an einen grossen Zauberer, dessen Geist und Kraft, dessen „virtù“ kein Tod brechen kann, der vielmehr als ein geheimnisvoll Entrückter der erlösenden Errettung harrt und dazu von seinem Volk erwartet wird.

DEUTSCHLANDS ABSTIEG, FRANKREICHS AUFSTIEG

Deutschland stieg abwärts, Frankreich stieg aufwärts. Die französischen Könige liessen sich nicht in einen sagenhaften Berg verbannen, sondern lebten und wirkten in Paris. Ihr Kampf mit den grossen Kronvasallen, die sich zu annähernder Unabhängigkeit aufschwangen, endete schliesslich doch mit dem Sieg der Zentrale, weil deren Träger es verstanden, diese Lehen beim Aussterben der direkten männlichen Linie wieder einzuziehen. So gelang es Philipp II. August, die Normandie, Anjou und die Bretagne in seine Hand zu bekommen und nach dem Süden vorzudringen. Der Kronbesitz wurde durch Landeshauptmannschaften verwaltet. Herumreisende Richter, „baillis“, führten darüber die Kontrolle. Die Städte durften sich nicht in der Art der deutschen und italienischen zu kleinen Republiken entwickeln, sondern mussten dem Könige und seinen Vertrauensleuten gehorchen und Steuern zahlen. Die geistige und wirtschaftliche Blüte des Landes kam so nicht den Seitenzweigen, sondern dem Hauptstamme zugute. Der Glanz, die Fülle des Feudalsystems durften nicht überwuchern; selbst das Organ der obersten Gerichtsbarkeit in Paris, in dem die Grossen sass, wurde vom Königtum allmählich umgewandelt in eine überwiegend von beamteten Richtern gebildete Körperschaft, das sogenannte Parlament, das in den Provinzhauptstädten nachgeformt wurde, als Sinnbild und Träger der richterlichen Gewalt der Krone. Gerade die beständige Bedrohung des französischen Königtums durch das englische Festlandsreich hat bei ihm die stärkste Abwehr und die energischste Kraftzusammenballung hervorgebracht. Ludwig IX., den die Kirche später heiligsprach, ist ein berufener Erbe solcher Gesinnungen gewesen. Persönlich anspruchslos bis zur Askese, ein guter Kenner der Bibel, ein Freund von Wahrhaftigkeit, Gerechtigkeit und ehrlich christlichem Wandel — hat er es doch fertig gebracht, die Vasallen zu züchtigen, fremde Einmischungen abzuwehren und ganz Südfrankreich der Krone zu sichern. Aus dem Kampfe zwischen Kaiser und Papst, in dem er sich möglichst neutral verhielt, zog er gerade dadurch grossen politischen Vorteil; von der

Kurie, die ihn gerne den Zeitgenossen als Gegenstück des unheiligen Hohenstaufen Friedrich vorstellte, hielt er sich schliesslich doch unabhängig, auch als sie den Kreuzzug gegen den Kaiser predigte. Ludwig IX. zog es vor, in Ägypten und in Tunis den Islam zu bekämpfen, beide Male mit ausgesprochenem Unglück, aber doch programmatisch in dem gesunden Sinn für besondere französische Ziele. Sein jüngerer Bruder Karl wurde aber durch Heirat Erbe der Provence und schon dadurch in unmittelbaren Gegensatz zum deutschen Königtume gebracht. Er nahm vom Papste das Königreich Sizilien zu Lehen und erkämpfte es sich gegen Friedrichs natürlichen Sohn Manfred. Französisches Geld, französisches Rittertum führten diesen „sizilischen Kreuzzug“ gegen die letzten Staufer siegreich durch. An die Stelle der deutschen Fremdherrschaft begann in Italien die französische zu treten. Herzog Konradin von Schwaben, des frühverstorbenen König Konrads IV. Sohn, Kaiser Friedrichs Enkel, wurde von dem französischen Karl wie ein Rebell und Landräuber hingerichtet. Es war die erste öffentliche Hinrichtung eines doch legitimen Fürsten! Die Kreuzzüge hatten von Frankreich aus die stärksten geistigen und persönlichen Antriebe erhalten; für den Orient blieb der abendländische Europäer stets ein Franke. Es war bedeutungsvoll für jede Weiterentwicklung, dass das Zeitalter der Kreuzzüge schloss mit dem Zusammenbruch des byzantinischen und des deutsch-römischen Kaisertums, mit dem Aufstieg aber der päpstlich-französischen Interessengemeinschaft.

15. DIE KULTUR DER EUROPÄISCHEN FEUDALZEIT

15. DIE KULTUR DER EUROPÄISCHEN FEUDALZEIT

Die römische Christenheit war immer noch mindestens eine geistige Einheit. Das Papsttum strebte darüber hinaus nach der politischen Zusammenfassung nicht allein der römischen, sondern der gesamten Christenheit. Gelungen ist dies niemals; die Teilerfolge waren aber doch sehr erheblich. Gewiss war die römische Christenheit zerrissen durch Uneinigkeit, Fehde, Krieg; es gab bereits fühlbare Abwandlungen im Gesellschaftsaufbau, in den Regierungsformen, in der Bildungsrichtung der werdenden Nationen; der römisch-christliche Gesamtcharakter überwog aber noch bei weitem. Durch den Kreuzzugsgedanken hatte die Kirche dieses universale Moment überall zu bedeutender Wirkung gebracht; der Feudalismus, an sich rein weltlichen Ursprungs, war von ihr zum Ausbau ihrer Macht gerne übernommen und verwertet worden. Der Papst sah in sich den obersten Lehnsherrn, er verlangte ausser dem kirchlichen Gehorsam die Treue und die Gefolgschaft. So umstritten solcher Anspruch da und dort gewesen sein mag — die Autorität der Kurie überragte doch nun einmal alle anderen in der römischen Christenheit; sie war die Sonne, alle weltliche Obrigkeit empfing von ihr das Licht. Das Dogma war jetzt voll ausgereift; zur Feier der Transsubstantiation entstand das Fronleichnamsfest. Der zölibatäre Priester übte durch die zwangsmässige Ohrenbeichte ganz persönlichen Einfluss auf die Laien aus, nur durch seine Hand gab es Anteil an allen sieben Sakramenten. Die Kirche erklärte, über einen angesammelten Schatz an Gnade zu verfügen, infolge der Überschussleistung der Heiligen, und war bereit, davon, gegen entsprechende finanzielle oder sonstige Opfer, etwas abzugeben zum Ablass vom Fegfeuer. Die Kreuzzugspropaganda arbeitete stark mit diesem Mittel. Um so ärgerlicher war es natürlich, wenn Missbrauch mit dem Ertrag des Ablasses oder auch der besonderen Kreuzzugssteuern getrieben wurde. Der Papst,

priesterlich-diplomatischer Doppelkonsul, ständiger Diktator Roms — des niemals gestorbenen römischen Stadtadels Organ, Bevollmächtigter, Schützling und Zwingherr: dieser Papst verfügte über ein ausgedehntes geistliches Beamtenamt, das er, auch darin ganz der Fortsetzer spätantiker Organisation, durch seine Sendboten (Legaten) kontrollierte. Die Abgaben, die in Rom aus der ganzen römischen Christenheit zusammenflossen, entwickelten eine höchst leistungsfähige Finanztechnik. Hier ist der wahre Ursprung des modernen Kapitalismus. Den Kampf um den Zehnten focht die Kirche überall mit entscheidendem Erfolge durch. Schenkungen, Dispensationen, die Sporteln der geistlichen Gerichtsbarkeit erhöhten noch die Einnahmen des Klerus. Durch die Entwicklung des kanonischen Rechtes vermochte er in das praktische Leben tief einzugreifen und die wirtschaftlichen Verhältnisse zu beeinflussen. Nur das Verbot des Zinsnehmens unter Christen vermochte sich nicht durchzusetzen. Es zog freilich jüdisches und anderes orientalisches Vermittlertum gross. Das Pfründenwesen machte die Geistlichkeit meist ganz unabhängig von weltlichen Verhältnissen politischer oder persönlicher Natur, entwickelte aber viel unerfreuliche Züge. In den Klöstern und Kapiteln wurde von Klüngeln und Vetternschaften nach Kräften gemarktet, geschachert und geschoben. So wie der Papst als Herr über Eide, Pflichten, Gut, Leben und ewige Seligkeit einen schlechthin beherrschenden Einfluss auf Berufsstellung, Ansehen, Eheglück, Erfolg und Gewissen ausüben konnte, so beanspruchten die Bischöfe, Äbte, Priester bis hinab zum kleinen Kaplan innerhalb ihres Wirkungskreises nicht nur die selbstverständliche Achtung, sondern auch uneingeschränkten Gehorsam. Das erstarkende Selbstgefühl der Laienwelt mochte sich dagegen wehren — die Machtstellung war da und setzte sich immer noch mit überlegener Wucht auch gegenüber Widerständen durch.

Die Klöster, ursprünglich ja Zufluchtsstätten weltabgewandter Naturen, waren zu bedeutsamen Kultur- und Wirtschaftszentren gediehen: sie verbreiteten Lehren und Kunstfertigkeit, sie bauten, siedelten und liessen ihre Leute leben. Wenn es unter ihren Insassen viel Zwist, Eifersucht und Zänkerei gab, so wunderte das keinen Einsichtigen; schlimmer war die oft auftretende Land- und Geldgier, die Verknüpfung mit den Interessen und Wünschen der Mächtigen, der herrschenden Stände, die Entartung zum Versicherungs- und Versorgungswesen. Der unerfreulichste Zug in der ganzen geistlichen Welt war die skrupellose Art der Fälschung von Reliquien, der Verurteilung und Fabrikation von Urkunden, oft peinlich plumpe, manchmal raffinierte, aber in einer so unkritischen Zeit durchweg erfolgreiche Versuche, die Ansprüche auf Besitz und Verehrung beweis-

kräftig zu begründen. Die Kurie selbst bot bei solchen Verfahren ja das sichtbarste Beispiel.

Angesichts der vielfachen Verweltlichung und Entartung musste das Bedürfnis nach wahrhaft christlichem Wesen, Wandel und Wirken stark werden. Ein Lyoner Kaufmann, Petrus Waldes, verschenkte 1173 seine ganze Habe und begann ein Dasein apostolischer Armut, bettelnd und predigend zur Busse. Viele schlossen sich an; verboten und verfolgt, behaupteten sie sich doch in den West-Alpentälern, gehorsam mehr ihrem Gotte als den Menschen. Unter Duldung des Grafen von Toulouse entstand in Südfrankreich, um 1200, die nach der Stadt Albi genannte Albigenser-Bewegung, eine Sekte gnostisch-manichäischer Richtung, die bis nach West-Deutschland Anhänger gewann und sich selbst „Katharer“ (Reine, daraus „Ketzer“) nannte. Die Kurie versuchte wohl Beruhigung und Bekehrung, schritt aber dann zum rücksichtslosen Kampfe, der sich durch Jahrzehnte hinzog. Er rief die scheusslichsten Niedermetzelungen Unschuldiger unter Führung von Geistlichen hervor, er verquickte sich mit ganz weltlichen Interessen ehrgeiziger Herrschaftsgewinnung und liess zuletzt das unglückliche, verödete, schöne Südland dem französischen Könige zufallen. Alles das geschah im Namen und unter dem Zeichen des Kreuzes! Vielleicht noch schamloser war die Vernichtung der sächsisch-friesischen Stedinger Bauern durch einen Kreuzzug: sie wollten dem Bremer Erzbischof den Zehnten nicht zahlen und wurden deshalb als Ketzer ausgerottet.

Die Bekämpfung der Ketzer machte sich nun der spanische Geistliche Dominikus zur Lebensaufgabe — ein Mann von Gelehrsamkeit und Kämpferfreude, Meister der Organisation und der Predigt: der Dominikanerorden ist sein Werk, er wurde der Hauptträger der von Rom zur Bekämpfung der Ketzerei nach römischen Rechtsprinzipien eingerichteten Inquisition. Konrad von Marburg, der fanatische, rohe Zuchtmeister der heiligen Elisabeth, schwelgte in blutigen Kreuzzugsphantasien als erster deutscher Inquisitor. Die Inquisitionsgerichte liessen kaum eine Verteidigung der unglücklichen Angeklagten zu, sie arbeiteten mit der Feuer- und Wasserprobe, natürlich auch mit der Folter, bedienten sich eines üblen Bespitzelungssystems, vor dem kein alter Volksbrauch und Überrest früheren Glaubens sicher war, überantworteten den Schuldigen dem Scheiterhaufen der weltlichen Gewalt und bereicherten sich durch einen Anteil seiner Habe. Zerstörung des Rechtsgefühls, Hass und Verängstigung mussten die Folge solchen Terrors sein.

Ein anderes, echteres Christentum predigte der heilige Franz. Der Kaufmannssohn von Assisi ist vielleicht der erste wieder, dessen reines Wollen, dessen grosses gutes Herz ihn neben Jesus selber stellen:

ein liebenswerter, liebevoller Mensch, südlich heiter, naturfroh, lebensnah, bemüht um Not und Krankheit, um das Elend des jetzt entstehenden städtischen Proletariats, schwärmerisch allumfassend, ein erfindungsreicher Sänger vom Worte, von der Weisheit und der Güte des Herrn. Freiwillig arm, als Bettler umherziehend, hat er sich seine Seelen gesucht, hat er viele, viele Menschen gereinigt und beglückt, hat er Tiere, Pflanzen und Gestirne brüderlich gepriesen, selbst ein Auserwählter, von königlicher Sicherheit, aber mit Willen dienstbar, loyal gegenüber Kirche und Obrigkeit, bezwingend durch sein stilles, wissendes Lächeln, das demüthige Lächeln des Verbundenseins mit dem Ewigen.

Der Franziskanerorden verbreitete sich in der ganzen Christenheit: diese Minoriten standen immer im Wettbewerb mit den Dominikanern. Beide Bettelorden glichen sich im Organisatorischen an, behielten aber die Eigenfarbe ihrer Herkunft und stellten mit ihren Nebengebilden, den Schwesterorden, den angeschlossenen Laiengruppen eine vollkommen zuverlässige, dem Papsttum tief ergebene Kampftruppe dar, die, trotz mancher Spannungen auch im Verhältnis zu den Weltgeistlichen, die Zugehörigkeit zur Kirche befestigte und lebendig machte — besonders gerade unter der breiten Bevölkerungsschicht der wachsenden Städte.

Mönch und Ritter, der kriegerische Mönch und der fromme Ritter, waren die beiden charakteristischen Typen der europäischen Feudalzeit: ihre Verbindung ist in den geistlichen Ritterorden der Johanniter, Templer und Deutschherrn versucht worden, Kampfgenosenschaften, die, von den Zisterziensern angeregt, alles das vereinigen wollten, was der Kreuzzugsgedanke verlangte: Glaubenskampf, Martyrium, Pflege der Armen und Kranken, die Eigenschaften also des christlichen Kriegsmannes, in ihrem starken inneren Widerspruch und ihrer blendenden anziehenden Form. Interessen, Wünsche, Leidenschaften des Einzelnen wurden zur Belebung und Erhöhung der Genossenschaft verwendet. Jede Überwindung bedeutete Heiligung. So wie das Papsttum seinen Machtanspruch als den des heiligen Petrus darstellte und rechtfertigte, so wie die Signoria von Venedig alles für den heiligen Markus unternahm, zu seinem Glanze, zur Vermehrung seines Ruhmes: so kämpften die ritterlichen Mönche zur Ehre und zum Wachstum ihres Ordenspatrons, ihrer Ordensidee — gegen die Ungläubigen vor allem, aber auch bald wider weltliche Gewalten. Herrschsucht und Herrscherbegabung der abendländischen Ritterschaft haben sich hier mit besonderer Kraft ausgeprägt. Alle europäischen Nationen waren in den beiden älteren Ritterorden vertreten und steigerten durch den Wettbewerb der Gruppen die Leistung, den Stolz, die Würde. Als erfahrene Rat-

geber, deren geistliche Bindung persönliche irdische Interessen ausschliessen sollte, kamen diese Ritter zu Einfluss, wo sie auch auftreten mochten. Der Reichtum und die internationale Verpflichtung der zahlenmässig stark anschwellenden Orden reizten aber das gleichfalls aufsteigende Königtum. Abscheulich war die Art, wie in Frankreich der Templerorden vernichtet wurde, ohne dass ihn das Papsttum zu schützen wagte. Ein besonderes Schicksal hatte der zuletzt und etwas spät gegründete Deutsche Orden, dem Kaiser Friedrich II. so besonders wohlwollte; er wurde zuerst nach dem siebenbürgischen Burgenlande als Wachmannschaft gerufen — auch die älteren Ritterorden fanden solche Verwendung gegen östliche Stämme — und ging von da nach Preussen, auf Anregung des preussischen Herzogs von Masowien: in diesem Neulande war ein starkes, festes Heidentum zu bekehren, hier war Boden zu erschliessen und Herrschaft zu gewinnen. Der Hochmeister wurde deutscher Reichsfürst; das Land wurde aber nicht Reichsland sondern direkt dem heiligen Petrus unterstellt. Kurland und Livland missionierte auf gleiche Art der Orden der Schwertbrüder, mit ihnen vereinigten sich später die Deutschherrn.

WESEN DES RITTERTUMS

Aus dem weltlichen Rittertum ist auf dem europäischen Kontinent der niedere Adel entstanden. Sein Ursprung liegt in dem Absterben der altgermanischen Wehrhaftigkeit jedes freien Bauern. Der Landmann war mehr und mehr nur noch zu haben für notgedrungene Selbstverteidigung gegenüber volksfremden Eindringlingen. Für die Fehden der grossen Grundherren war er sich zu schade. So mussten sich diese eine eigene, lange recht klein bleibende Kampftruppe schaffen; nicht anders ging es den Königen selbst. Der Kriegsdienst entwickelte sich zu einem Gewerbe, das von unfreien Leuten, die zu etwas kommen wollten, mit Freuden ergriffen wurde. Die Ritter waren also arme Ritter im eigentlichsten Sinne, berittene Dienst- und Waffenknechte; sie trugen ihre Haut zu Markte, schlugen sich wacker, wenn auch möglichst mit Schonung des Lebens, und bekamen dafür ein Lehen. Denn Land war noch immer der allein verfügbare und greifbare Wert, also der gegebene Lohn; so wie die grossen Reichs- und Hofämter mit Landausstattung honoriert wurden, so erhielt auch der Kriegsmann für seine Bemühung Land — oft Land, das er sich erst mit Gewalt von anderen älteren Inhabern oder Besitzern holen musste. Er hat dies Land dann meist nicht selbst bewirtschaften können, sondern musste es weiter vergeben; so bildete sich eine neue Schicht, die sich mehr und mehr daran gewöhnte,

ihre ökonomische Unabhängigkeit auf der Arbeit von anderen aufzubauen. Aus dem hohen Adel der Herzöge, Grafen, Markgrafen und Vögte entstand in Deutschland der Reichsfürstenstand; auch in Frankreich hielt sich eine Anzahl von alten grossen Familien mit erheblichem Besitz und starken Privilegien noch lange. Ein selbständiges geistliches Fürstentum gab es aber in Frankreich seit dem 12. Jahrhundert nicht mehr.

Das Vasallenwesen bestimmte auf dem Kontinent schliesslich das gesamte politische und soziale Dasein. Lehnsherrschaft und Lehns-trägerschaft verquickten sich zu einem kaum mehr übersehbaren Durcheinander. Amtslehen und Kriegsdienstlehen glichen sich an, die Herkunft des Lehnsmannes wurde unwesentlich, die gemeinsame höfisch-ritterliche Lebensführung schuf ein neues Standesbewusstsein, das der Ritter teilte mit seinen Vögten und Knechten. Der Verlierende bei dieser Entwicklung war der freie Bauer; auf ihn wurden Arbeit und Last, Fron und Zins gewälzt, er geriet in Abhängigkeit von dem unfreien Ministerialen, der ausser dem Kriegsdienste nichts leisten wollte oder konnte und deshalb selbst Lehen vergab oder Land verpachtete. Das verhängnisvolle Wort: „Landluft macht eigen“ — zwang jedem in der vormals freien Luft des Landes lebenden Manne irgend einen Herrn auf. Wir kennen die Massnahmen Friedrich Barbarossas, die diese Entwicklung eines neuen Standes in Deutschland vollendeten; es war ein Mittelstand, der als Bürgerstand des Landes im sozialen Range zunächst dem Bürgerstand in den Städten entsprach, sich aber bald über diesen erheben sollte. Entscheidend dafür war die von Südfrankreich ausgehende geistige Bewegung. Hier entstand das neue Standesbewusstsein. Die Provence hat immer etwas von ihrer griechisch-orientalischen Überlieferung bewahrt. Das Lehnkriegertum als Kaste lässt sich bis auf das alte Persien zurückverfolgen — es hat von dort sowohl das byzantinische wie das arabische Wesen beeinflusst. Der abendländische Ritter sah sich zu seiner Überraschung einem sarazenischen Ritter gegenüber, dessen Kettenhemd und Ross-Panzer ebenso nachahmungswert erschienen wie die Beweglichkeit und Schlagfertigkeit seiner Angriffswaffen und seiner Taktik. Und diese orientalische Kriegerkaste lebte zudem in einer Atmosphäre von Geschmack, Luxus und gepflegter Sitte, die verführte und berauschte. Gewiss ist der Gedanke von der Treue des Gefolgsmannes altgermanisch, er ist um so stärker betont und gepriesen worden, je häufiger diese übermässig angespannte persönliche Verpflichtung in Wirklichkeit gebrochen wurde; Sprache und Empfindungsweise des höfischen Rittertums, Turniergebrauch und Minnedienst, das ganze geregelte, zeremonielle, stilisierte und zuletzt verkünstelte Wesen, die Veräus-

serlichung und Überfeinerung, die Empfindlichkeit und die Unfähigkeit, frisches und urwüchsiges Volkstum zu verstehen und zu würdigen: das alles ist südlich, französisch-orientalisch, es hat in Deutschland gewiss eine eigenartige Kulturblüte hervorgebracht, ist aber sozialgeschichtlich doch zu schwerer Belastung geworden. Die provenzalischen Troubadours waren Sänger ritterlichen Berufes und Standes; seit etwa 1100 brachten sie in der Volkssprache ihrer Heimat, unter Verwendung alter, noch lebendiger Volkspoesie, Kunstdichtungen hervor, die in fest und fester werdender Form die süsse, wehe Stimmung ihres Landes, den dumpfen Drang des Liebesgefühls, Wonne und Leid grimmiger Kampferlebnisse ausprägten, Schöpfungen ursprünglich von unwandelbarem Werte, dann aber durch endlose Nachahmung überwuchert: Katalonien, die Lombardei zuerst, dann aber ganz Frankreich, Spanien, England und Deutschland dichteten und sprachen zwei Menschenalter provenzalisch — soweit sie zur feudalen Gesellschaft gehörten. Affektion, Selbstüberhebung, Abgeschmacktheit konnten dabei nicht ausbleiben; der Mangel an Kraft und Einfalt musste durch Schnörkel und Virtuosität ersetzt werden. Wunderlich war besonders der Kultus der Minne. Die lateinische Dichtung der fahrenden Sänger hatte in ihrer saftigen Art die natürlichen Dinge natürlich gesagt; jetzt durften zarte Ohren ja nicht beleidigt werden, und es kam ein heuchlerisches, sentimentales Salbadern auf, das mit seinen Spitzfindigkeiten, Verstiegenheiten und schwül verschämten Anspielungen jedes gesunde Liebes- und Lebensgefühl vertrieb, aus der echten Frau aber das gezierte, eingebillete, unsinnlich entartete, zur Scheinheiligkeit emporgezwungene Damengeschöpf machte. Ein jüngeres und unbefangeneres Geschlecht fand glücklicherweise eigenere und bessere Wege: so hat unser Walter von der Vogelweide, der rechte fahrende Ritter unfreier Herkunft, der harmlos schnorrende Spielmann, dem sein Kaiser Friedrich II. schliesslich ein kleines Lehen bescherte, die überkommene und beliebte Weise angefüllt mit Zartheit des persönlichsten Fühlens und anmutiger Bildkraft schöpferisch deutschen Wortes — zu Ehren von Anstand, Wahrheit und Kaisertum.

Die Heimat des ritterlichen Epos ist Nordfrankreich. Hier war schon immer von Kaiser Karl und seinen Grossen, besonders von Roland gesungen worden. Nun strömte aus dem tiefen, wundersamen Schatze des keltischen Sagengutes ein neuer Reichtum an Personen und Motiven heroischer Natur. König Artus und seine Tafelrunde, der Zauberer Merlin, Tristan, Parzival und Lohengrin kommen daher. Der grosse Christian von Troyes war der erste französische Romancier, ein ganz ausgereiftes Talent von unerschöpflichem Erzähler-

reichtum. Mancherlei Novellisten und auch Historiker stehen neben ihm. Das normannische Herrschaftsgebiet in Frankreich wie in England wurde die Grundlage dieses überaus fruchtbaren und weithin wirkenden Kulturschaffens. Denn auch die Deutschen haben hier nachgedichtet — der Ministeriale Wolfram von Eschenbach und der bürgerliche Meister Gottfried von Strassburg. Freilich bewahrt gegenüber der gewandten und flüssig sicheren Latinität der Romanen ihr Deutsch den Vorzug kindlicher Anschaulichkeit und volkstümlicher Kraft, so wie er einem oft noch unbeholfenen herzhaften Ringen um die Bannung dessen entspringt, was gewaltsam hochgedrängt. Unter den vielen dichtenden, nachdichtenden deutschen Epikern wird wohl neben dem sinnfrohen Freigeist Gottfried unser Wolfram als der grösste gelten müssen: der Geheimnisvolle, Heissblütige, der Lauenhafte, der Verlegene, Ungeschickte, dessen Ernst, Tiefe und geformte Wahrhaftigkeit aber beben, erschauern und schweigen lässt.

Vorher noch, um 1200, entstanden auch das Nibelungen- und das jüngere Gudrunlied, im Kerne gewiss Schöpfungen genialer Dichterpersönlichkeiten, aber umkleidet, aufgeschwemmt, belastet — auch sie überraschend weltlich in ihrer Gesinnung, Sammelbecken aller legendenhaft verklärten Erinnerung an die Germanenschicksale der Völkerwanderungszeit, Offenbarungen des Deutschtums, so wie es sich sehen wollte: wacker, kampffroh, unerschrocken, zäh, bärbeissig, selbstsicher und gehärtet in Liebe, Leid und Tod. Im grossen deutschen Volksepos wirkt noch derselbe Geist, der uns in den verschiedenen Abwandlungen der „romanischen“ Baukunst begegnet ist: Festigkeit, ein Beruhen in sich selbst, Demut gegenüber allem Göttlichen und Herrschaftlichen, Zartheit der Seele, aber Scheu, etwas davon zu offenbaren, gediegene Wucht und unbekümmertes Gleichgewicht, Knappheit und Strenge des Stils. Darf man im Gegensatze dazu von einer gotischen Geistesart, von einem gotischen Menschen sprechen?

Stilgeschichtlich ist die sogenannte gotische Bauweise dem Bemühen entwachsen, das Problem der Wölbung leichter und anpassungsfähiger zu lösen, also neben den schwerfälligen Rundbogen den wandelbaren und eleganten Spitzbogen zu stellen. Dies ist, unter dem Einfluss des Orients, zuerst in Südfrankreich geschehen. Sobald der Spitzbogen da war, bildete er aber mit der Eigenwilligkeit der genialen Schöpfung den gesamten Baucharakter um. Er liess die Pfeiler zu entzückender Schlankheit in die Höhe schiessen, er brach in die Wände majestätische Fenster ein, er vereinheitlichte die Wirkung der Schiffe: alles dehnte sich, stieg an, unbelastet, jauchzend, enthusiastisch. Es war eine heroische Stilart, entschlossen, alle anderen Künste dem Baugedanken ein- und unterzuordnen. In der Ile de

France ist diese Art zuerst betätigt worden, im 12. Jahrhundert — von da verbreitet sie sich über Nordfrankreich, Deutschland, aber auch nach dem Süden, bis Italien und Spanien, schliesslich überallhin, wo es lateinisches Christentum gab, überall, wie selbstverständlich, abgewandelt, ihrem französisch-germanisch-keltischen Ursprung aber verhaftet und am echtsten, lebendigsten da, wo sie diesem Geiste treu bleiben durfte. Es war etwas Volkhaftes in diesem Stile, er kennzeichnet die Demokratisierung der christlichen Idee. Er zeigt aber ebenso das entsprechende Bedürfnis nach klarer Kirchenautorität.

Konstruktive Aufgaben der Bautechnik mussten ja der Generation um 1200 in Europa mehr als jemals zum Symbol von Erlebnis und Willen werden: friedlos, erregt, schnsüchtig, dem Grenzenlosen verfallen, vom Süden, vom Orient bezaubert, schwankend zwischen Zerknirschung, Hingabe, Lebensverneinung und Opfermut, Genuss, Lebenssteigerung — dazu spielerisch fanatisch, vom Überkommenen, von der Erde, von alter Sitte losgelöst zum abenteuerlichen Schweifen, zur Nichtachtung des alltäglich Kleinen, um grosser Rauschempfindungen, um höchster Träume willen: so litt, begehrte, verlor, versenkte und übersteigerte sich die Seele des gotischen Menschen. Daher das wunderliche und unheimliche Getier der Wasserspeier, daher das Geranke und Liniengewirr des Fenstermasswerkes; daher das wetteifernde Aufstreben der Fialen, daher die Farbigkeit der Fenster, die Figurenfülle der beherrschenden Fassaden, die blühende Krone der Kreuzblume, das steile Spriessen der Wimperge, das himmlische Erglänzen der Mittelrosen im Westen, daher der gottsuchende Sturm der Doppeltürme aufwärts in die Unendlichkeit. Diese perspektivisch vertieften Portale, auf denen der ganze Heilsplan seit Adam und Eva, nebst allen Tugenden und Lastern, leibhaftig aufmarschierte, luden, warben, zwangen ja zum Eintritt. Diese gastlichen Hallen liessen Hunderte sich im weiten Helldunkel verlieren, diese Turmglocken tönnten in jede Hütte und weckten die Gewissen, von diesen Lettnern dröhnte die mächtige Stimme des Gerichtes. Die erschütterte Zeit wollte und suchte die Erschütterung, sie war heftig und brauchte das packend Sensationelle. Fürstliche und adelige Stifter, Patrone, Ahnherren und Gvatter, Heilige des Ortes, des Ordens, der Familie, des Standes, der Stadt, der Zunft — Schirmherren und Helfer von vielerlei Art und Herkunft: sie alle sind von den meist namenlosen Künstlern der Bauhütten gebildet worden, mit handwerklicher Treue; da löste einer den andern ab, ergänzend, vervollkommnend, in selbstloser, bezwingender Meisterschaft. Jahrzehnte bauten an solchen Kathedralen, Generation folgte auf Generation, Nachbarstädte wetteiferten

leidenschaftlich miteinander. Arbeit war hier Begnadung, auch im ganz kirchlichen Sinne der Vergebung der Sünden, die Gemeinschaft wollte, schuf, vollendete das Haus Gottes, sie lebte dafür und dadurch, sie rechnete nicht nach Stunden und nach Groschen. Der Einzelne war bei solchem Unterfangen gleichgültig, sein Geist, seine Kraft, seine Erfindung waren gross im Dienst und durch den Dienst — Dienste heissen ja die Hilfstützen der Pfeiler nicht umsonst. Sinnreich und voll Beziehung diente hier das Kleine, Persönliche, Besondere dem Allgemeinen, der irdisch-göttlichen Ganzheit — es schenkte Leben, um es ver Hundertfach wieder zu erhalten. Persönlichkeit wirkt hier, wie überall im sogenannten Mittelalter, mit aller Naturkraft; nur persönlichste Begabung, nur persönlichstes Empfinden vermochte solche Köpfe zu formen, solche Gewänder um solche Gestalten zu hüllen, solche Hände sprechen zu lassen. Dies alles konnte geschaffen werden allein durch ein Hochgefühl von Leben, durch eine wahrhafte Freude an der bunten Erscheinung, durch einen Bildnermut, den auch das Gesteigerte und Entartete zum hohen Wagnis reizte. Freilich suchte sich diese seelische Bewegtheit dort gleich wieder bewusst ihre Grenze, bezwungen vom eigenen Widerspruche: das Menschliche, das in den Schöpfern und den Geschöpfen der gotischen Plastik gärt, muss sich fügen. Die Gebärde wird abgedämpft, der Stolz des Ausdruckes wird zu Demut verklärt, die Haltung beruhigt sich zu höflichem Anstand — kirchliche Gebundenheit und die Lebensform ritterlicher Sitte wirken wetteifernd zur Milderung. Nicht umsonst thront ja über all dieser gepflegten Höflichkeit, über der gesellig-heiteren Stimmung und erzogenen Hingabe huldvoll bezwingend die oberste Dame der Christenheit, Notre Dame, Madonna, die göttlich-königliche, liebe Frau, die mütterlich-gütige Jungfrau, die das Gemeine verscheucht und nichts duldet als die Verehrung reinsten Minne.

Neben solchen gewaltigen, leben- und weltumspannenden Gotteshäusern sahen Paläste und Burgen von Fürsten und Rittern noch bescheiden aus. Die Hauptsache blieb die Verteidigung gegen Überfall und Untreue. Feste Mauern mit Zinnen, Gräben und allerlei bössartige Hindernisse schützten nach aussen, die engen winkligen Wohnräume mit kleinen Fenstern, für Männer und Frauen oft getrennt, waren von Türmen bewacht und durch geheime Gänge gesichert; nur die Stätte der Geselligkeit dehnte sich weiter und wölbte sich hoch; abgelegene, halberhöhte, leicht zu verteidigende Plätze wurden für die Burg gesucht, in der Ebene versteckte sie sich zwischen Gewässern und Gesümpfe. Die Frage der Wasserbeschaffung war entscheidend. Regenwasser sammelte sich in Zisternen, Brunnenschächte bohrten sich tief durch den Fels zum Grunde.

Man darf sich das Leben auf den deutschen Burgen in dieser Zeit nicht zu reichlich und nicht zu herrschaftlich denken; es war zu meist ein mühseliges, durch Händel und Raufereien ständig bedrohtes Dasein, abhängig vom Lehnsherrn, abhängig auch von den oft widerspenstigen Landleuten, deren Geschmack, Bildung und Lebenshaltung, trotz gelegentlichen Aufschwunges durch Pachtverdienst, unter dem ritterlichen Drucke mehr und mehr verschlechterte. Fürstliche Höfe und Bischofssitze lockten den Ritter von seiner Burg und brachten ihn in die kulturellen Zusammenhänge, die den ganzen Stand formen sollten. Das Rheinland vermittelte in erster Linie diese grosse, von Frankreich ausgehende Wandlung.

Kaiser Friedrichs II. Pfalzen im Elsass und in Schwaben, Hagenau oder etwa Wimpfen, waren glanzvolle Mittelpunkte des höfisch-ritterlichen Lebens. Und nun gar seine italienischen Schlösser, zum Beispiel Foggia in dem bevorzugten Apulien, strahlten von Marmor, schwelgten in Raum und Schmuck, umschlossen Wettspiele, festliche Aufzüge, Tanz, Musik und jeden geheimnisvollen Genuss. Hier fingen die jugendlichen Knappen ihr ritterliches Leben lernend an, im Marstall, bei der Jagd, und setzten es bald fort im Turnier, dessen feierliches Regelwerk wiederum zuerst in Frankreich Gestalt gewonnen hat. Hier entwickelte sich auch die heraldische Geheimkunst.

WISSENSCHAFT UND RECHT

Frankreich war endlich auch die Heimat einer wissenschaftlichen Betätigung, die schüchtern, aber von ihrem Beruf erfüllt, einen Platz neben der alles beherrschenden Kirche suchte. Abälard († 1142), der grosse Pariser Lehrer und Gelehrte, blieb gewiss zeitlebens ein loyaler Theologe, stellte aber doch schon Fragen und wandte doch schon Methoden an, die das Unbehagen der Prälatur erregten; solch bohrender Scharfsinn, solch kühner Appell an die Vernunft als oberste Richterin, solche Verwertung des kritischen Zweifels, wenn auch einstweilen nur zur Bestätigung des Dogmas, verbreitete Misstrauen und rief Sicherungsmassnahmen hervor; von dem Gelehrten Abälard, dessen melancholische Liebesgeschichte ihn zu einer rührenden Gestalt für die Jahrhunderte machte, ging aber doch die Methode der reifen Scholastik aus. Reims, Chartres, Canterbury arbeiteten vor. Die Grundfrage war: gibt es eine Philosophie ausserhalb der Kirche? Durch die Araber waren ja die Schriften des Aristoteles in der ursprünglichen Fassung nebst arabischen und jüdischen Kommentaren bekannt, die antiken Dichter wurden immer eingehender studiert, die platonische Ideenlehre erörtert. Hier stieg, zunächst ganz bescheiden, schulmässig, konventikelhaft, eine geistige Welt

auf, mit der sich das römische Christentum des Abendlandes auseinandersetzen musste. Die Freude an kniffligen Disputationen hatte sich aus der Antike vererbt. Die griechische Kirche bewahrte diese fatale Überlieferung mit grösserer Unmittelbarkeit. Durfte man hinter Konstantinopel zurückbleiben? Auch Rom schuf sich seinen Apparat und entwickelte die gelehrte Methode des Beweises durch Bibelstellen und zwingenden Aktenbeleg. Wenn sich aber das antike, neu erweckte Schrifttum als autonome Macht *in* der Kirche, *gegen* die Kirche erhob? Die Kirche verbot den Aristoteles mehrfach; was sollte das helfen? Es gab schon Zweifler und Spötter angesichts der Wunder und des Reliquienwesens. Das brave Schema der sieben freien Künste konnte einem tieferen Bedürfnisse nicht mehr genügen. Astronomie, Mathematik, Medizin und Geographie erhielten durch die umfassende Übersetzertätigkeit in Spanien, Sizilien und Konstantinopel stärkste Antriebe, die Medizinschule von Salerno arbeitete im naturwissenschaftlichen Geiste Kaiser Friedrichs II., die Jurisprudenz von Bologna ging ihren eigenen weltlichen Weg, bewusst römischer als das Papsttum selbst, scharf, streng, bald von hohem Einfluss auf Städteentwicklung und Verwaltungsmethoden. Alle diese Fächer und Schulen traten durch rivalisierende wandernde Lehrer und Scholaren von Land zu Land in eine praktische Verbindung, die in Austausch und Disput die Geister sowohl schied wie zusammenführte. Meister und Gesellen fügten sich gildenmässig, zunftartig zu Gemeinschaften, der Nachbar suchte den Nachbarn, Korporation schloss sich an Korporation: es entstanden als genossenschaftliche Selbstverwaltungskörper ortsfremder Lehrer und Scholaren die Universitäten, fest organisiert zuerst in Paris, ehrstüchtig und geehrt, beherrscht von der mütterlichen und allumfassenden Theologie, notgedrungen aber dem philosophischen Geiste geöffnet. Durch ihn ist all dieses ältere Sonderstudium mit seiner praktisch-handwerklichen, schulmeisterlichen Gesinnung allmählich hinausgehoben worden in die reine unabhängige Atmosphäre des spekulativen Forschens um seiner selbst willen. Bis das sich siegreich durchsetzte, dauerte es freilich noch sehr lange. Die Philosophie musste zunächst als gehorsame Magd der Gottesgelehrtheit dienen. Die Artistenfakultät blieb die unterste der vier, das Anfangs- und Durchgangsstadium, der logische Exerzierplatz, beaufsichtigt und geduldet, oft noch in öder Begriffsspielerei über Dreieinigkeit und jungfräuliche Empfängnis aufgehend, immer wieder aufgerafft zu verwegener Fragestellung in dialektischer Freude am widerlegenden Scharfsinn. Mit aller erreichbaren und irgendwie lohnenden Methode stattete sich ja stets gerne die vornehm beherrschende Theologie aus; wenn sie jedes heilige oder profane Textwort nicht nur wört-

lich und eigentlich, sondern auch noch moralisch und symbolisch auslegte, dann konnte solcher kommentierenden Lehrkunst kein Problem irgend einer geistigen Ebene widerstehen.

Aus dem Dominikanerorden sollten nun die beiden Deutschen hervorgehen, denen die höchste Vollendung des scholastischen Wesens in der römischen Christenheit verdankt wird: Albertus Magnus und Thomas von Aquino. Antikes und spanisch-jüdisches Philosophieren hat in ihnen einen schöpferisch bekenntnismässigen Willen zum eigenen Aufbau erweckt. Thomas bewies den Glauben — gewiss; aber welchen umfassenden Glauben mit welcher Souveränität des Beweises! Hier summierte sich Wissen, Erfülltheit, Mission, kosmisches Begreifen zur Kathedrale des christlichen Geistes — dogmatisch gebunden gewissermassen an die West-Ostrichtung gegebener Offenbarung, in sich aber geschlossen und vollendet durch den Reichtum bildnerischer Gottesbewusstheit.

Gottunmittelbare Kirche und gottunmittelbares Kaisertum hatten sich nun durch Menschenalter gegenseitig zerfleischt, dem Doppeladler vergleichbar, dessen Köpfe sich hackend wider einander wenden. Der momentane Sieg des Papsttums über die Hohenstaufenkaiser war erkaufte mit seiner eigenen unheilbaren Vermorschung. Die römische Christenheit war Einheit und Chaos, sie war weltherrschaftssüchtig und trüchtig von Brudermord, sie bejahte die sakrale Justitia mit dem obrigkeitlichen Schwert, seufzte aber in Wahrheit unter dem Widerspruche zwischen beiden Rechten, dem kanonischen und dem weltlichen. Bis ins Innerste ging dieser Gegensatz: dem römischen Rechte stand das Recht des bodenständigen Volkstums, dem kaiserlichen Rechte das Recht der Städte gegenüber. So wie die Treulosigkeit des wirklichen Lebens durch den feudalen Treuegedanken bekämpft wurde, so sollte die rechtliche Treulosigkeit, die naiv brutale Ausnutzung jeder Machtstellung, irgendwie überwunden werden durch die hohe Idee des Rechtes. Papst und Kaiser fühlten sich als Träger der Rechtsordnung, die sich natürlich nach ihrem Wesen und Wollen aufbauen, die sich nur durch ihre Würde erhalten sollte. Jede Sondergruppe bildete aber ebenso ihr Recht aus, Anspruch sowohl wie Sicherheitsgarantie: König, Fürst, Markgraf, Graf und Ritter, Landgemeinde, Dominium, Stadt, die Bünde der Städte, Universität, Kaufmannsgilde, Handwerkerzunft, Judenschaft, alle „Stände“ also: sie waren Träger des Rechtes, die oberen auch ganz bewusst Quelle des Rechtes, sie schufen sich, auf Grund von Ordonanzen, Privilegien, Schutzbriefen, ihr rechtlich gesichertes, sonderwürdiges Leben, eine Rechtssphäre, die bei aller Bindung doch zur Autonomie strebte, zu einem selbstgesetzten Dasein eigener Rechtsprechung, eigener Rechtsschöpfung. Verloren nun die universalen

Gewalten der römischen Kirche und des heiligen Reiches an Macht und Ansehen, dann musste mit verdoppelter Lebensenergie dieser Trieb des Sondertums hochschieszen, ein im innersten politischer Wille, der sich durch Rechtsnormen sanktionierte, der sich „legitimierte“. An diesem Punkte der Entwicklung in Deutschland setzte der Sachsenspiegel ein, das berühmte Werk des niedersächsischen Edlen Eike von Repgow: ganz aus sich heraus, berufen nur durch sein Wissen, seine Überlieferung und sein Rechtsgefühl, legte dieser prächtige Mann, angesichts der Zerfahrenheit und Zersplitterung staatlicher Verhältnisse, das fest, was Brauch und rechtens war, plastisch und kräftig, sinnreich und auch mit Schalkheit, tüchtig und weise; ein Rechtsbuch entstand so, im heimischen Platt, aus dem Volkstum, für das Volkstum, alter und besonders neuer Herrschaftlichkeit gegenüber bald die leitende, warnende Autorität.

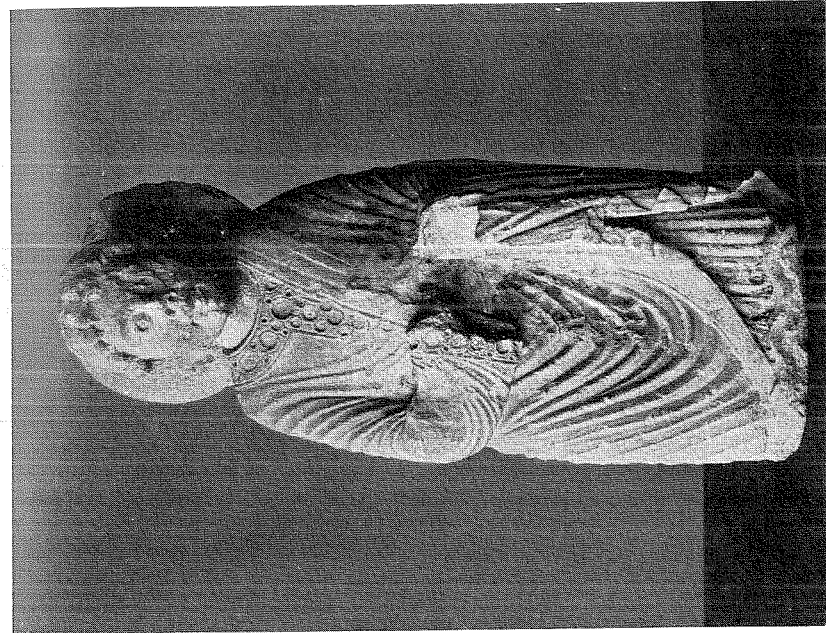
KÖNIGSGEWALT UND STÄDTEWESEN

Die eigentliche Blütezeit des Feudalsystems ist merkwürdig kurz; um so länger ist sein Weiterleben. In gewandelten Verhältnissen wandelte es sich auch, hielt aber von Einrichtung, Brauch und Gesinnung sehr vieles fest und erbte es mit erstaunlicher Zähigkeit fort. Der Adel blieb noch sehr lange der beherrschende soziale Faktor; gerade während seines Niederganges betonte er ritterliche Form und Sitte, sentimental-romantisch, wohl auch ironisch, immer aber zur Bekräftigung hochmütigen Selbstgefühls und im Interesse sehr materieller Ziele. Das Ordenswesen, das Liebesspiel, die gesellschaftliche Form entwickelten im Verfall wunderliche, barbarische, oft geradezu absurde Züge — sie dienten eben dadurch der konservierenden Abkapselung. Zwei Todfeinde hatte das Feudalsystem eigentlich von Anfang an: die königliche Gewalt und das Städtewesen. Das Königtum der werdenden Nationalstaaten erstrebte selbst die oberste Gewalt, *suprema potestas*, Souveränität, und empfand so den päpstlichen Oberlehnsherranspruch genau so als Anmassung wie den kaiserlichen; noch weniger duldeten solche fürstliche Autorität eine Einschränkung nach unten; sie arbeitete mit abhängigen Beamten und Richtern, oder auch, da es nicht anders sein mussten. Die Normannenstaaten bieten das wohlbekannteste Beispiel für diesen Geist, der ja Byzantinisch-orientalisches und Spät-römisches in gleicher Weise wieder aufnahm. Ganz eigenartig war nun die Lebensrichtung der Städte. Die stadtrömische Geschichte, die ununterbrochene Machtstellung von Konstantinopel, der Zusammenhang Aquileja-Venedig — all dies zeigt die uralte, direkt auf

die Polis zurückgehende Entwicklungsgeschichte des bürgerlichen Geistes. Er war längst da vor dem Feudalsystem und hat es lange überlebt. Entscheidend für seinen Aufschwung war die Ansammlung von Reichtum und damit von Macht durch die Städte. Mag dabei in den Städten auf altrömischem Reichsgebiet auch der Ertrag des ländlichen Grundbesitzes mitbestimmend gewesen sein — der grosse Aufschwung zu politischer Selbständigkeit ist dem Handel zu verdanken, mit dem meist ein zum Export geeignetes, örtliches Gewerbe verbunden war. Geldwirtschaftliche Betätigung und Gesinnung haben sich auch im weströmischen Gebiete wenigstens an einzelnen Orten erhalten können — wie in Bari und Amalfi, die ja in engster Beziehung zu Byzanz standen. Wir kennen das Aufblühen der Seestädte Genua, Pisa, Venedig, wir kennen das politische Selbstgefühl der Lombardenstädte. In Italien, aber auch in Südfrankreich, brauchten Städte nicht neugegründet zu werden, sie waren da und erwachten wieder, sie wurden inmitten des agrarwirtschaftlich aufgebauten Feudalsystems die Zellen für eine neue, geldwirtschaftlich orientierte Epoche. Messen, Märkte, Seetransport, Ausrüstung und Verpflegung von Kreuzfahrern und anderen Kriegsmannschaften machten den italienischen Kaufmann gross. Orientalische Gewerbe wurden von Italien übernommen, die Grosshändler gaben Vorschüsse, eröffneten Kredite, gewannen Teilhaber, gründeten Gesellschaften, führten Bücher und stellten Bilanzen auf. Florenz prägte den Florin, den Goldgulden — die Italiener wurden die ersten Bankiers. Die Kurie, selbst eine geldwirtschaftliche Macht ersten Ranges, bekam Geld auch nur gegen Zinsen; das sich von allen Bindungen loslösende, „absolut“ werdende Fürstentum des Hohenstaufen Friedrich II. schuf sich in Sizilien hohe Einnahmen durch ein wohl ausgeklügeltes Finanzsystem und durch staatliche Monopolisierung der Erzeugung von Rohseide, Eisen und Stahl. Pfandleihe, Wechsel- und Anleihegeschäfte bauten sich darauf auf. Die Vermögen, die sich so in Privathänden ansammelten, legten sich in Bergbau, in der Woll- und Leinenindustrie, in grossen Bauten und städtischem wie ländlichem Bodenbesitz fest. Das waren Vorgänge, die schon im 11. Jahrhundert in Italien einsetzten, die im 12. und 13. Jahrhundert dort bereits Wirtschaft und Politik beherrschten. In Deutschland, England und Nordfrankreich war die Entwicklung langsamer, schwieriger und unklarer. Auch hier gab es ja Städte aus der Römerzeit: sie hatten aber keine Möglichkeit, sich geldwirtschaftlich irgendwie zu behaupten, sondern mussten aus Trümmern von den Königen oder Territorialherrschaften neu gegründet werden, als Märkte am Strassenknotenpunkt, als Wohnorte abhängiger Handwerker, von der königlichen, bischöflichen oder fürst-

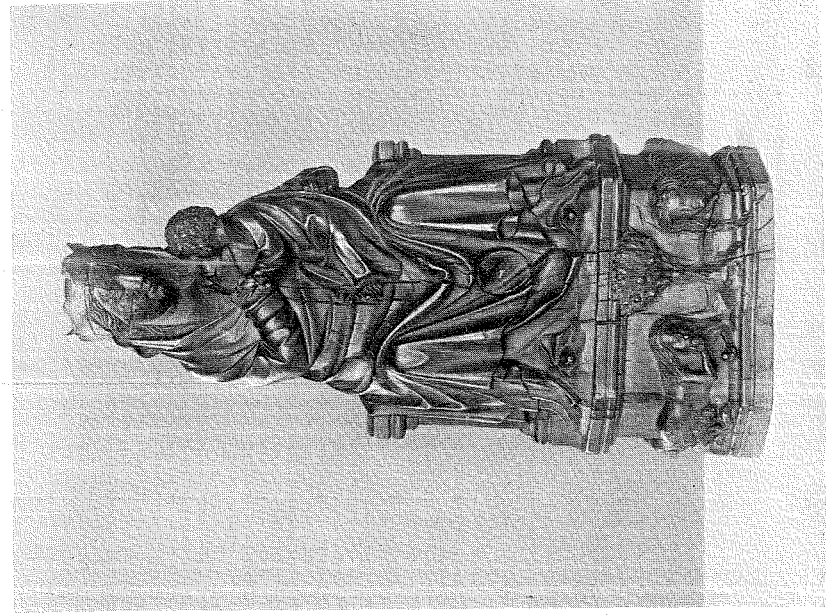
lichen Stadtherrschaft auch bald ausgestattet mit Sonderrechten. Genau so bescheiden und dem feudalen Aufbau zugehörig waren die Städtegründungen etwa in Mittel- und Norddeutschland — Burgen, Sicherheits- und Zufluchtsplätze und Märkte waren auch sie, bald aber auch Stationen des Händlertums, des kleinen und dann des grösseren, das entschlossen war zu Abenteuer und grossem Beutezug und deshalb angesichts der Gefahren und Schwierigkeiten Abhilfe durch korporative Organisation suchte. Das war der neue Typ des Bürgers: der gereiste, gebildete, gewitzte, schlagfertige, unternehmende Mann, der über dem Handwerkertum eine behäbige, verwöhnte, arbeit- und verdienstgebende Oberschicht entwickelte.

Dieses Grosshändlertum erwarb nun auch städtischen Grundbesitz, es verschmolz sich nicht ungerne mit dem feudalgeliebten Ministerialentum des Stadtherrn, es gewann patrizisches Ansehen und wurde der Träger eines eigenen politischen Willens, nun auch gegenüber dem Fürsten oder Bischof. Die bürgerliche Oberschicht verdrängt den Stadtherrn, lässt sich vom König privilegieren, sie regelt das Gewerbe, sie verschafft sich das Aufsichtsrecht über den Markt und das Besitzrecht an öffentlichen Gebäuden, sie übernimmt für die Stadt die Münze, den Zoll, die Steuer, schliesslich Rechtsprechung, Befestigungs- und Bewaffnungsrecht. Das Letzte und Höchste war die eigene Ratsverfassung, die städtische Selbstregierung nach dem Muster der italienischen Städte; Konsuln nannte ja zuerst die Stadt Lucca ihre Regenten, senatorischen Anspruch auf Würde und Macht erhob bald auch in Deutschland das Regiment der Patrizier. Es siegelte seine Urkunden mit eigenem Wappen, es ging Bündnisse ein mit der gleichgesinnten Nachbarschaft, es modelte sich aus den städtischen Einwohnern verschiedenster Herkunft, verschiedensten Standes das Bürgertum zurecht, diesen neuen Stand, der einheitlich frei gegenüber jedem Territorialherrn war: Stadtluft machte frei! Darin lag das Unheimlich-Neue, das vom Feudalgeist in seiner ganzen Gefährlichkeit wohlverstandene Revolutionäre des städtischen Wesens: es gehörte nicht zum System, es fiel heraus, es kapselte sich ab, es wurde eine vollstaatliche Lebensinheit. Inselbildung war das zuerst: aus den Inseln wurde der Kontinent des modernen Staatsbürgertums. Diese neue städtische „Freiheit“ war gewiss durchaus keine Gleichheit, sie bedeutete nur das, allen Stadteinwohnern gemeinsame, Moment der rechtlichen Unabhängigkeit vom — Land; was innerhalb der städtischen Mauern vorging, wie sich die breite Masse der Bevölkerung gegenüber den Geschlechtern verhielt, welche Abhängigkeiten und Verpflichtungen sich hier entwickelten, welche Verlagerung der politischen Gewalt sich vollzog, das war Sorge schliesslich allein der Stadt selbst. Denn diese Städte gaben



Engel

Ile-de-France. 12. Jahrh. Victoria and Albert Museum, London



Madonna

Französisch. 14. Jahrh. Victoria and Albert Museum, London

sich eine Form, einen Rhythmus des Lebens von eigenen Gnaden; ihre Gesellschaft, ihr Geist erfuhr ein besonderes geschichtliches Schicksal, das trotz aller Gemeinsamkeiten doch eine unerhört persönliche Prägung trug. Neben und innerhalb der Geschichte Italiens begann die Geschichte von Venedig, Genua, Florenz; dasselbe erfuhren und genossen in den Niederlanden Brügge, Gent und Antwerpen, in Deutschland Lübeck, Nürnberg, Augsburg und Frankfurt. Viele, viele kleinere stehen überall daneben und dahinter. Diese Städte wurden selbst Herrschaft und Mittelpunkt von Territorien, sie griffen auf das so geringgeschätzte Land hinaus und sicherten sich durch das Pfahlbürgertum, durch patrizischen Landbesitz die agrarischen Nahrungsbedingungen; ihre eigentliche Lebensquelle, den Warenaustausch und die Warenproduktion, befestigten sie durch eine sehr energische Ausnutzung von Stapelrecht und Monopol; diese wehrhaften Republiken wetteiferten mit dem aufkommenden Fürstentum an rationalistischer Lebens-, Staats- und Wirtschaftsauffassung. Innerhalb der wichtigen, zur Verteidigung wohlbewehrten, betürmten und bezinnten Wälle krümmten sich immer enger und winkliger die Gassen; die schmalen Häuser stiegen höher und höher, mit vorgeschobenen Überhängen berührte bald jedes sein Gegenüber. Der kostbar werdende Raum musste genützt werden; im Erdgeschoss schrieten und lärmten Krämer und Handwerker, weiter oben rechnete der Kaufmann, unter dem Dach wimmelten die Familien. Schmutz, Dumpfheit und schlechte Gerüche beherrschten dies Treiben; bei Nacht waren die dunklen, ungepflegten Wege gefährlich. So wenig wie die Burg des Ritters darf man sich das Haus selbst des patrizischen Städters damals irgendwie behaglich oder gepflegt denken. Dergleichen begann erst ganz allmählich in Italien. Und doch lockte die Stadt — durch ihr Selbstvertrauen, durch die Raschheit ihres Lebens, durch ihre verhältnismässige Sicherheit und die Möglichkeit des Aufstieges und Verdienstes. Hier fand der Gelehrte Schüler, der künstlerische Handwerker Aufträge, die er mit sorgsamer Liebe ausführte; neben die Kathedrale, den Stolz der Kleriker, trat hier, wetteifernd mit jedem fürstlichen Schlosse, das Rathaus, breitgelagert am Hauptmarkt, wohlgewölbt, mit hohen freien Sälen, von beherrschenden Türmen bewacht, Sinnbild des bürgerlichen Selbstgefühles, bürgerlichen Gemeinschaftsgeistes, bürgerlichen Sinnes für Recht, Ordnung und Wohlstand. Der städtische und der fürstliche Geist brachten den entscheidenden Zeitenwandel hervor, der das Ende des „Mittelalters“ war. Humanistische und aufgeklärte Selbstüberschätzung hat in ihrer Verlegenheit die Epoche nach dem vermeintlichen Untergang der Antike so genannt und mit allen Vorwürfen der Finsternis und der Be-



Kopf der sog. „Maria“ von J. della Quercia
Lucca, Dom

Photo Minari

schränktheit belastet. Die von den Errungenschaften der französischen Revolutionsepoche enttäuschte Romantik hat dann in schwärmerischer Sehnsucht aus dem Mittelalter ein Paradies von Reinheit, Kraft, Gläubigkeit und echter Lebensfülle gemacht. Die Wahrheit liegt nicht zwischen, sondern über diesen beiden Auffassungen. Es handelt sich um einen geschlossenen Kreis von ziemlich genau erfassbaren geschichtlichen Erscheinungen, denen gewiss der Reiz warmer, naturwüchsiger Jugendlichkeit eigentümlich ist. Diese christliche Welt sieht sich damals wirklich als „Welt“, als einen Mittelpunkt, als eine Vollendung an. Da sie an alles glaubt, glaubt sie auch an sich selbst. Jeder Spätergeborene muss aber die Primitivität, den Irrtum, die Roheit der tatsächlichen Zustände wahrnehmen. Die grosse naive Zuversichtlichkeit dieses Zeitalters macht es trotzdem frisch, leuchtend, liebenswürdig. Das Leben ging langsam, war körperhaft, sinnreich und abenteuerlich, wunderliche Ereignisse und Menschen machten den Alltag aus, die Schwankungen der Eindrücke und Stimmungen blieben stark und durchdrangen mit ihrer Gespanntheit jedes Erlebnis. Alles war sehr ausgeprägt, sinnlich greifbar, mit Vitalität geladen. In der sichtbarsten Öffentlichkeit spielte sich das Dasein ab: Kirchenfeste, Hinrichtungen, Trauerdienste und Hochzeitsfeiern, vor allem die Einzüge der Fürsten. Rivalität, Hochmut, Ehrsucht sind die eigentlichen Laster der Zeit — daher der unablässige Zwist, die Unsicherheit, der Glückswandel. Erwachsen sind daraus der Weltschmerz und das Bedürfnis nach dem Ewigen.

Aber auch die Todesidee wurde jetzt versinnlicht, sie bekam etwas Leibhaftig-Gespensisches. Gestank und Knochengeklapper wurden mit wollüstiger Grausamkeit beschworen, dieser ganze betäubende Wirbel erhielt seinen grinsenden Oberhofmarschall in dem tanzen- den Gerippe. Trotz allem liebte diese Zeit zärtlich sich selbst, dem Morbiden zum Trotz bejahte sie alles, was Natur war. Die Natur waltete über jedem als eine vertraute, zwar kaum wirklich verstandene, aber ohne Reflexion gefühlte Macht. Jeder war ein Stück Natur, Natur war alles. Der Lebensunterhalt auch des kleinsten und bescheidensten Mannes hatte etwas Gefestigtes: Seuchen, Wirren, Fehde, Krieg, Verbrechen und Hungersnot räumten so gründlich auf, dass für die Nachfahren Platz und Arbeit genug war. Alle solche Ereignisse waren letztlich gottgewollt und wurden bei der selbstverständlichen Frömmigkeit hingenommen in der sicheren Hoffnung auf das bessere Jenseits. Die Menschen des Mittelalters im Abendlande waren derbe Geniesser und fühlten sich doch der Ewigkeit gewiss, im unerschütterlichen Vertrauen auf die christliche Lehre. Die Ordnung der Stände schien geheiligt durch die höchsten geistlichen und weltlichen Autoritäten. Daran zu rühren,

galt als aussichtsloser Frevel. Der Einzelne fühlte sich gern geborgen in seiner Genossenschaft — ob das nun Kloster, Gilde, Ritterorden oder sonst ein Bund, eine Zunft war; das Mitglied hatte seine Nahrung, seine Beschäftigung, seinen Schutz, seine Pflege in Krankheit und Not, sein Ansehen im Leben und seine Fürbitte nach dem Tode. Es konnte ihm eigentlich nichts geschehen; es war vielleicht persönlich eine sehr entwickelte Individualität, aber es fügte sich gerne in dies Gemeinsame, sein Instinkt fühlte sich dann geborgen für Zeit und Ewigkeit. Solchen unteren kleinen Zusammenhängen entsprachen schliesslich im aufsteigenden Bau der Gesellschaft die ganz grossen universalen — es gab oder es sollte doch geben *eine Kirche, eine Herrschaft, eine Wirtschaft, eine Sprache, ein Lebensgefühl*. Wir haben gesehen, wie sehr das alles zuletzt nur Forderung blieb, wie die geschichtliche Wirklichkeit sich mehr und mehr davon entfernte. Dieser Widerspruch offenbarte sich als das eigentliche und letzte Wesen des Mittelalters. Es war auch darin jugendlich, Träger einer gärenden Jugendlichkeit, die um die Reife ringt. Die heitere Ruhe und Geborgenheit wurde eine Unwahrheit, die harmonische irdisch-göttliche Lebensgestaltung konnte zwar von Einzelnen oder einzelnen Gruppen vollbracht werden. Für die Gesamtheit galt sie nicht mehr, für sie führte der alte Weg ins Leere. Die Wirklichkeit wurde hart, barbarisch, zum Teil zügellos und ruchlos. Es war der römischen Kirche durchaus nicht gelungen, durch ihre Art von Christentum eine erträgliche und absolut überlegene, endgültige Form menschlichen Zusammenlebens zu schaffen. So steht an dieser Zeitenwende Verzweiflung, Erregung, Absage an das Alte: gegen die Papstkirche tritt auf die Glaubensreform, gegen das Kaisertum das Fürstenwesen, gegen die universale lateinische Christenheit die nationale Sonderentwicklung der Volkskulturen, gegen das agrarisch gebundene Feudalsystem der geldwirtschaftliche städtische Geist, gegen das scholastische Glaubenswissen die freie wissenschaftliche Forschung.

16. DER BEGINN DER ITALIENISCHEN RENAISSANCE

16. DER BEGINN DER ITALIENISCHEN RENAISSANCE

Renaissance, la rinascita, (später erst rinascimento), Wiedergeburt also, — nennen wir, den Zeitgenossen folgend, jene grosse Wandlung des abendländischen Geistes, die sich zuerst in Italien als etwas durchaus Italienisches vollzog; die dann, in Nachahmung und Wetteifer, aber doch innerstem Drange gehorsam, die meisten übrigen Länder ergriff; die mit hohem Anspruch und bezaubernder Frische einsetzte, um schliesslich an ungebrochener Gegnerschaft, aber mehr noch an sich selbst zu erlahmen. Wiedergeburt? Das war zuerst die Wiedergeburt des Einzelmenschen zu einem göttlichen Wesen; der Bindung, Bevormundung, frommen Geborgenheit sagt der Mensch auf, um ganz er selbst, sein eigenes Mass, sein Richter und Erfüller zu werden; aus dem Glied, aus dem anonymen Stück Genossenschaft, aus der dienenden, sich gläubig fügenden Persönlichkeit wird er das losgelöste Ich, das seine Kraft betont, sein Weltbild formt, seine Handlung bestimmt, sein Glück schmiedet, seinen Ruhm mehrt, sein Schicksal vollendet: ichsüchtig bis zuletzt — im tiefen Gegensatze zur Umwelt, ihr Herr, ihr Betrachter und Kritiker, ihr Neugestalter und Zerstörer. Der Mensch will Mensch sein: das heisst, der Mensch in Italien wird zum Italiener. Er verneint hier zuerst politisch das Universale, das sich ihm als Fremdherrschaft entgegengestellt hat; er will von Italienern regiert werden, besser noch sich selbst auf eine italienische Art regieren; er will sein leichtes, bequemes, lustiges und zänkisches Leben führen, nach seiner Manier, liebenswürdig und voller Ränke, aufgereggt, unordentlich, geschäftig, aber ohne Überanstrengung, verwegen, harmlos und gerissen; ein italienischer Lebensstil entwickelt sich voll heiterer Musikalität, gleich wie die Volkssprache (volgare), die aus dem beherrschenden Latein glücklich geformt wird; ein Stil, künstlerisch durch und durch, also illusionistisch und

anschaulich zugleich, selbstverständlich und unmittelbar, wie es seit den Griechen nicht mehr so vorgekommen ist. Gerade dies fühlte die Epoche der werdenden italienischen Kulturnation wohl und deshalb suchte sie so sehnsüchtig die „Antike“: damals hatte es ja wohl ein freies, unabhängiges, mächtiges, geistiges, schöpferisches Menschentum gegeben — voll Weltlichkeit, Tatkraft, ohne Bruch und Hemmung, geniesserisch als schaffender, echter Souverän des Lebens; deshalb wurde im Boden nach Trümmern, in den Bibliotheken nach Handschriften gewühlt — es wurde unendlich viel erschlossen, entdeckt, wieder neu gewertet und gewürdigt: ob es die wahre „Antike“ war — wer konnte und wollte das wissen? Gewiss wurde — einmal wieder — auch ein Stück Antike „wiedergeboren“; das geschah später noch mehrmals; neugeboren wurde aber etwas anderes, was unendlich viel gewichtiger war, was allein erst die Wandlung vollbrachte, die Epoche gemacht hat: der italienische Mensch, das künstlerhaft selbstgewisse Naturgeschöpf, Urbild, erste Erfüllung und ewige Verheissung des freien Kultureuropäers.

„Die Wahrheit ist die Tochter der Zeit“, sagte später Lionardo da Vinci. Das Bezeichnendste der Renaissance ist Weltfreude und Mangel an Konvention. Die Antike, die sie erwecken wollte und zu erwecken glaubte, sollte eine ganz bestimmte Aufgabe für die Gegenwart und Zukunft erfüllen; sie sollte befreien vom Brauch, vom Vorurteil, vom Sittenzwang, von Standesenge, von Autorität, von der Zuchtrute der Jenseitigkeit, von der grossen Angst. Was marmorn aus der Erde aufstieg, sollte Prophet sein, die Segel waren auf Neuland gestellt. Der Trieb, der Schwung, die Sicherheit dieser Menschen riss voran und reisst noch heute mit. Sie machten sich nichts vor. Sie kämpften, weil ihnen Kampf so natürlich war wie Schönheit. Über der Degenspitze schwebte die Krone, über der Krone aber der Lorbeer.

Ein Land der Städte war Italien seit dem Altertum geblieben; in den Städten ist die Renaissance Wirklichkeit geworden — nicht zuerst in den weltläufigen Seestädten, sondern in denen des Binnenlandes, die abgeschlossen in sich selbst, vertieft und verbohrt, ein Schicksal besonderer Art erfüllten: am vornehmsten und eigenmächtigsten Florenz, Fiorenza, die Blumenstadt, sie selbst die Wunderblume am Baume des menschlichen Geistes. Auf altem etruskischem Boden entstand sie als eine kleinere Römersiedlung wie viele, wurde später tuskischer Hauptort, auch Bischofssitz, und stieg, ein Mikrokosmos der Weltgeschichte, durch tausend Wirrnisse empor zum Rang der wenigen Heimatsplätze entscheidender Menschheitsbeglückung. Florenz steht zwischen Athen und Weimar. Ironie und sinnliche Kraft, Scharfblick und heisses Blut, Geschmack und Gei-

stesschliff des Florentiners bestimmten seine Sprache, sein Lebensgefühl, sein Werk — alles das wurde italienisch, weil es florentinisch war. Diese Stadt kämpfte gegen die grossen Universalreiche, den Kaiser und auch den Papst, gegen die Landaristokratenfamilien mit den germanischen Namen; hier entstanden die Parteibezeichnungen Guelfe und Ghibelline; diese Stadt mass ihre Kräfte mit der Nachbarschaft, mit Pisa und Siena — sie wurde bei alledem mehr und mehr sie selbst, sie zwang alle Widerstrebenden, Sondertümelnden zum einheitlichen Bürgertum und schrieb sich ihre Geschichte in der schlichten Sprache ihrer Chroniken — aber ebenso eindringlich in den nackten Mauern und trotzig in den Zinnen der palazzi. Was aus Strassenkampf, Meuchelmord, Verschwörung, Putsch, Bedrückung, Folter und Familienhass — also aus Grauen, Blutvergiessen und Niedertracht hier immer wieder vorbrach, war der stolze Lebenswille der städtischen Kollektivseele; schon 1283 baute diese Kommune ihr Hospital von Santa Maria Novella, ein erstes Denkmal weltlicher Caritas; ein paar Jahre später befreite sie ihre Bauern von jeder Dienstbarkeit — denn das Recht der Natur verlange, dass der Wille des Einzelnen nur von *seiner* Entscheidung, nicht von fremder abhängen; Florenz entrechtete und belastete seinen alten Adel so sehr, dass er sich gerne in die Zunftverfassung fügte, die mehr und mehr einen mittelständlerischen Charakter annahm; unterhalb der berechtigten Zünfte wogte das niedere Volk, *la plebe minuta*, über ihnen erhob sich die neue Magnatenschicht der Grosshändler.

Einig waren alle diese vielverzweigten Klassen in dem Willen: alles für das Wohl der *res publica*, alles für Florenz! Der Dom, den die Florentiner in Auftrag gaben, sollte gewaltiger sein als irgend ein anderer — einem riesengrossen Herzen vergleichbar, in dem sich die Seelen der Bürger zu einem einzigen Impuls vereinigten. Wenn die Glocke des Palazzo vecchio, die *martinella*, „a parlamento“ rief, dann verfügte sich jeder Bürger in seinem roten Leinenkittel auf den Marktplatz — der Staat trat höchst lebendig in Tätigkeit. Beim Alarmsignale der Glocke versammelten sie sich ebenso, nur bewaffnet, die Fahne wehte vom Caroccio, dem Wagen der Republik, dem Stadtsymbol, der Gonfaloniere thronte oben. Gemeinsam wie der Kampf war auch die Freude. Die Gäste des Reichen sassen in der offenen Loggia, das Volk jubelte festlich hinauf. Im Frühling zogen die jungen Menschen zu Hunderten weissgekleidet hinaus, vom Gott Amore geführt — so malte später Sandro Botticelli „*la primavera*“. Zunehmende Macht brachte Entartung. Das ganze Landgebiet, die unterworfenen Nachbarstädte blieben politisch rechtlos. Hier trat der freie Bürger von Florenz auf als Despot. Das vierzehnte Jahrhundert war ja eine überaus glückliche Zeit für Italien — das Papst-

tum blieb zwei Menschenalter in Avignon, kein Fremder brach herein, die Wirtschaft blühte auf. Die Steinmetze, Schlosser, Schmiede, Holzschnitzer von Florenz hätten gerne Frieden gehalten und ungestört gebaut und geschafft. Die grossen Herren wollten aber immer reicher und mächtiger werden. Sie hatten ihre Kontore in Flandern, Spanien, an der Wolga und in Samarkand, sie verhandelten Tuche, Pelze, Gewürze, sie häuften das Geld, liehen es aus, brachten es verzehnfacht wieder ein, kauften alles und hielten alles für käuflich. Diese Geldmagnaten machten Florenz glänzend und hochfahrend: in Venedig, Mailand, Genua war es nicht anders. Der Übermut der Kommunen gebar den Hass, die Verachtung gegenüber dem Nachbarn. Wie triumphtierte das Volk von Florenz, wenn einmal wieder der tote Esel über die Mauern von Siena oder Arezzo ins Herz des Feindes geschossen war! Die Grossmannssucht des Händlertums warb sich Söldner an für ihre Unternehmungen, sie bezahlte sich einen Condottiere, den Geschäftsmann des Krieges; das war ein Kerl, dessen Wesen in Abenteuer, Schlichen und Verrat gestählt war, der, von Vorurteilen und Idealen unbeschwert, sich an das Praktische, den Erfolg und den Verdienst hielt. Das Vaterland war ihm die Kommune, der er sich verdingte, die Kommune war ihm die Partei, die gerade an der Herrschaft war, die Partei war ihm der Führer, auf den es ankam; wenn er konnte, übernahm er die Führung selbst.

Eine Zeitlang besorgten sich die italienischen Kommunen einen ortsfremden „Podestà“, weil nur er sich Ansehen schaffen konnte. Man sieht, wie verschieden die neue Tyrannei verwurzelt ist. Jedenfalls; aus der Kommune wird die Signorie — in Mailand herrschen die Visconti, in Bologna die Bentivoglio, in Mantua die Gonzaga, in Perugia die Baglioni, in Pesaro die Sforza, in Florenz die Medici. Diese neuen Herren hatten keine Tradition, keine Legitimität, es gab viele Bastarde darunter. Was sie besitzen, ist Begabung: Intelligenz, Ehrgeiz, Gewaltsamkeit (*la violenza*); an jedem Tage muss die Herrschaft neu gewonnen werden, die Muskeln federn, die Nerven sind gespannt, wer schwach wird, verliert sein Recht; hinter dem Thron lauert der Mörder als Nachfolger, Argwohn trifft den Pagen, den Priester, die Geliebte — nur Untreue, Verschlagenheit, Grausamkeit weiss sich zu behaupten. Galeazzo Maria Sforza liess seine Opfer lebendig begraben, er zwang einen Bauern, den gestohlenen Hasen aufzufressen mit Haut und Haar, bis er erstickte, er beseitigte, ein zweiter Nero, seine Mutter; Sigismondo Malatesta von Rimini griff nach jedem Reichtum, nach jeder Unschuld; er hasste die Priester und erklärte öffentlich, die Seele ginge mit dem Leibe zugrunde; seiner Konkubine errichtete er in der Kirche ein

Grabmal im „heidnischen“ Stile, mit der „heidnischen“ Inschrift: „*Divae Isottae sacrum*“. Diese signori waren Verbrecher, aber Verbrecher von Haltung, „*terribile*“, selten gemein, meist verrückt, manchmal gewaltig. Sigismondo Malatesta hatte die Seele eines Wolfes, aber das feine Profil erlesenster antiker Gemmen. Er las Petrarca, machte Sonette und mordete nur mit einem Dolche, der ein Goldschmiedemeisterstück war. Es gab auch einige gute Fürsten. Wenn Federigo von Montefeltre, der Herr von Urbino, durch seine Stadt ging, dann brauchte er keine Bedienung. Die Leute fielen auf die Kniee und jubelten ihm zu. Die Fürsten waren Sammler grossen Stils: Handschriften, Statuen, geschnitzte Steine, Medaillen häuften sich in Palästen, die mit Fresken, Teppichen, Fayencen, Gold- und Silbergeschirr geschmückt waren; die Fürsten mussten freigebig sein, sie beschäftigten den Fleiss und die Neugier ihrer Leute, sie zeigten Grossinn, Höflichkeit, Selbstbeherrschung; das Gewand, das Lächeln, die Handbewegung waren gepflegt: alles war gewollt, es wirkte, wie es sollte, es war Stil, der Stil heiterer Gelassenheit, Kunstwerk unter Kunstwerken.

Der Fürst war entweder Bankier oder Condottiere — manchmal beides, jedenfalls ein Emporkömmling, der seine anständige und fleissige Bürgerschaft zu Hause liess, für die Kriegführung aber eine Bande von Subjekten zusammentrommelte, mit denen alles zu machen war: Entgleiste, Arbeitsscheue, Verbrecher, Urmenschen aus den Abruzzen waren genug zu haben, auf beiden Seiten war der Typ der gleiche; Handstreich, Scharmützel, Blutbad, Plünderung und Verwüstung wurden besorgt, wie es bestellt war, mit ermüdender Einförmigkeit, ganz ohne Heldenpose und Heldenphrase, professionell, voll wachsenden Sachverständnisses, mit viel Berechnung und Finesse: das Soldatenblut, das gutes Geld kostete, musste dabei sparsam behandelt werden. Es entstand also ein Spiel von grosser Kompliziertheit, man versuchte Überraschungen, Umgehungen, man führte den Gegner irre und gewann Tempo, man entwickelte eine listenreiche Technik der Einschliessung — Belagerungstaktik und Strategie sind hier entstanden. Ein Finanzmann, der auf solche Art Söldner führte, wurde Diplomat. Mit der Wildheit, der Robustheit war immer weniger durchzukommen. Die Kanzleien erhielten Gewicht: wer sich Bundesgenossen verschaffte, wer seinen Gegner hinhielt, wer Hoffnungen zu erwecken, Versprechungen zu machen und, wenigstens teilweise, zu halten verstand, wer die Geheimnisse des anderen erfuhr, wer das Vertrauen beschäftigte und reizte, wer Ehre und Vorteil vergab, wer jedem mit Herzlichkeit sagte, was er hören wollte, wer gerecht schien gegenüber dem Feinde und sogar die besten Freunde kontrollierte — der kam voran und

beherrschte die öffentlichen Dinge. Geschmeidig, hinterhältig, aber mit der Affektion der Aufrichtigkeit, vorsichtig, intrigant, zielsicher, lächelnd und imponierend durch Selbstgewissheit — so arbeitete der italienische Diplomat der reifenden Renaissancezeit; seine Menschenkennerschaft begann mit Frauenfang — dann kirrte er Freunde, Priester, Geldgeber, Könige, also alles, was Macht hatte und nützlich sein konnte. Diese Diplomaten glaubten nicht an die Vorsehung und nicht an das Glück; sie glaubten an die Vorurteile, Gebundenheiten, Familienpflichten der andern, an die Erfahrung und das Geschick, an das Wissen und die Geisteskraft ihrer selbst, sie beobachteten, schätzten ab, studierten, was es an menschlichen Leidenschaften und Interessen gab, sie werteten es zum eigenen Vorteil, sie selbst geheimnisvoll, doppeldeutig, immer interessant für die aufgeregte Neugier der Menge. Alles das wurde jetzt bewusst getrieben, als eine Kunst, und darin lag das Neue. Die Fürsten verfügten über Spione, Geschichtenerzähler, Berichterstatter, sie kannten also die Schwächen und Pläne ihrer Mitmenschen ganz genau, sie liessen sich nicht überraschen und verwirren, nahmen die Dinge, wie sie waren, überblickten die Möglichkeiten und setzten am richtigen Punkte mit aller Kraft ein, gefasst auch auf den Misserfolg und stets bereit, irgendwie weiter zu handeln. Im „signore“ der verwandelten Kommune steckte der absolute Monarch der Zukunft. Für ihn gab es nur eine Untertanenschaft, deren gesellschaftliche Schichtung ihm bequem war, weil sie die Ursache von Uneinigkeit blieb, die aber politisch eine nivellierte Masse sein musste, um eine tragfähige Grundlage der Herrschaft zu werden. Aristokratischen Wettbewerb um die Macht konnte der principe nicht dulden; es war nicht schwer, dagegen die Kräfte des popolo minuto aufzurufen. Dieses Volk, aus dem der Fürst meistens selbst hervorgegangen ist, wird dann zum Dank von den Anhängern des Fürsten als einfältiger, verwirrter und wankelmütiger Pöbel hingestellt; der Fürst behandelt ihn dementsprechend — er füttert ihn gut, amüsiert ihn, lenkt ihn durch Sensationen ab und lässt ihn bewachen. So wurde der politische Sinn eingeschläfert und schliesslich zum Absterben gebracht, so wurde die militärische Kraft gelähmt — der italienische Fürst saugte alles Staatliche ein, er wurde selbst der Staat, er gab Sicherheit, schuf Ordnung, sprach Recht, wurde reich durch Steuern und Kriegszug, aber er verhinderte, dass die Italiener eine Staatsnation wurden, und gab sie lieber von neuem den Fremden preis.

DER NEUE GEIST

Wenn das Wesen des Mittelalters die Autorität des Genossenschaftlichen war, so wurde das Wesen der beginnenden Renaissance die Respektlosigkeit gegenüber der Gruppe, der Distanz und dem Pathos. Der Adel wurde verachtet — nicht edel *geboren* wird man, schrieb Petrarca, sondern man *wird* edel durch sein persönliches Leben; Fehde wurde also angesagt, mit aller geistesritterlichen Kampflust, dem ganzen Feudalzauber, seinem Abhängigkeitssystem, seinem Begriffe von Ehre, Liebe, Treue, seiner Künstlichkeit und seinem Sentiment. Die gleiche Respektlosigkeit wird dem Schulbetrieb der Universitäten gewidmet: man hat es satt, auf Bänken zu sitzen und auf die Worte der Magister schwören zu lernen; man hat keine Lust mehr, in ehrfurchtsvollem Schweigen zuzuhören, man spottet der Abhängigkeit und zieht vor, selbst, nach eigener Wahl, zu lesen und — zu denken. Jeder will er selbst sein und macht auch am liebsten seine Arbeit allein: die Hilfe Ghibertis lehnte Brunellesco ab, voll eifersüchtigen Stolzes — er gedachte die Kuppel des Domes von Florenz allein zu bauen.

Mit welcher kalten Sachlichkeit wurde jetzt von Gott gesprochen! Viele bekannten sich offen als Atheisten, andere erklärten ihre völlige Indifferenz gegenüber diesem Problem. Im Vaterland sah der Humanist Lorenzo Valla eine Masse von Individuen — man stirbe, meinte er, nicht gern für diesen oder jenen, warum also für sie alle? Pietät in der Familie galt als sehr altmodisch. Söhne belächelten ihre Väter; die Erhebung des Sohnes gegen den Vater war dem Mittelalter geläufig — dies aber war neu. Die Ehe wurde als eine überholte Fron missachtet; niemals hatte ja die römische Kirche, selbst durch die Heiligung der Ehe zum Sakrament, eine praktische Durchführung der Monogamie erreichen können — sie hatte aber wenigstens im Interesse der Frau die Ehe als beherrschende und allein voll geachtete ökonomisch-soziale Einrichtung zu sichern vermocht. Jetzt wurde in Italien von dem neuen Geiste die Ehe in ihrem eigentlichen Wesen überhaupt nicht mehr anerkannt. Verbindungen auf Zeit, ohne jede formale Verpflichtung, wurden üblich, jedermann bekannte sich ohne Scheu zu seinen illegitimen Kindern. Nebenfrauen traten an die Seite der Hauptfrau, die Kurtisanen wurden öffentlich anerkannt, begünstigt, gefeiert und geehrt. Der Mensch wollte nicht mehr Glied der Gruppe sein, nicht mehr leben, insofern er Doktor, Guelfe oder Graf war, sondern leben als Mensch, als er selbst, gemacht, entwickelt, gebildet nur durch sich. Was ist dem Menschen, so fragte die werdende Renaissance, zu hoch, zu schwer, was ist ihm unerreichbar? Der Mensch wurde höchstes Wesen, er wurde vergottet, er wurde



die Urkraft, die Weltweisheit, die Schönheitsvollendung, er wurde Gott selbst. Im Trecento malte noch Andrea Orcagna den Triumph des Todes, Lorenzo Costa malt im Quattrocento den Triumph des Lebens. Leben wollte jetzt der Mensch, mit allen Poren und Sinnen, ohne Ermüdung und ohne Schmerz — er ist auf der Welt und will es recht sein, er schläft, trinkt, liebt, reitet, redet, macht Musik, ballt und formt dieses herrliche Leben durch Kunst, geschaut, genossene, gesammelte, immer neu gelebte Kunst. Er leidet nicht an Melancholie, Selbstmorde werden selten; jeder Einzelne ist sein eigener Kreis, alle wirbeln durcheinander, der Geist fügt sie zusammen, leicht, ohne Verpflichtung, ohne kastenmässigen Zwang gesellt sich der Eine zum Andern: das Fernste interessiert am meisten, jeder bietet etwas zum Tausch, gleich sind alle. Man findet es geschmacklos, durch Titel, Rang, Geld oder Prädikat imponieren zu wollen, anziehend wirkt allein die persönliche Art; es entwickelt sich eine neue menschliche Höflichkeit, die leichte, freie Form verstehender Urbanität, es entwickelt sich etwas unübersetzbar Italienisches: die *gentilezza*. Man ist liebenswürdig, man schmeichelt, kommt zuvor, passt sich an, verwandelt sich selbst, um dem andern genehm zu sein und gerät so in die Unaufrichtigkeit, in die lächelnde Lüge hinein. Das Predigen und Belehren, das Disputieren und Kommandieren wirkt jetzt schwerfällig und komisch — man plaudert, geschmeidig, beflügelt, gewitzt, schillernd, ausfällig, mit boshafter Grazie. Man braucht sich nicht zu wiederholen, denn man hat Einfälle, Geist entzündet sich am Geist, das Talent ergreift alles und will alles bewältigen. Das Diesseits ist ja so schön, man verlernt es, an das Jenseits zu denken. Die Freude wird geliebt, es ist die grosse Zeit der Feste. Man macht keine Umstände, man ziert sich nicht, man redet keine Formeln in vorgeschriebener Manier; man zeigt seine Gefühle. Man versteht und liebt zum ersten Male wieder das Kind und bildet die Engel als richtige, spitzbübische, wirkliche Kinder.

Die Frau wird nicht mehr asketisch als Gefäss fleischlicher Sündhaftigkeit verachtet, noch auch troubadourhaft zu einem Idealwesen übersteigert. Sie wird als Familienmittelpunkt gewürdigt, sie wird als sinnlich-kindhaftes, naturverbundenes, kunstverwandtes Wesen verstanden, sie tritt in den festlichen Saal unter die Männer, geschmückt, erhöht, verehrt, angebetet, aber ganz irdisch-körperhaft, genossen, begehrt, geachtet um ihrer Weiblichkeit willen, als weiblicher Mensch also. Boccaccio war es, der in seinem Buche über die berühmten Frauen für dieses Menschentum der Frau eingetreten ist. Die Frauen lernen Griechisch und Latein, sie laufen und reiten, spielen Ball, streichen die Geige, sticken mit goldenen Nadeln, tan-

zen und singen; sie pflegen sich und machen den Mann manierlich, beweglich, elegant, sie leiten den Streit der Worte, verhindern zu viel Ernst, verbieten zu viel Freiheit, sie sind nicht männlich, sondern erfüllen alle bezaubernden Möglichkeiten befreiten Weibtums.

CHRISTENTUM, ALTERTUM, HUMANISMUS

Was wurde dabei aus dem Christentume? Der Geist der werdenden Renaissance war unchristlich, manchmal bewusst antichristlich, aber er hat den christlichen Kult in Italien nicht zerstören können oder auch nur wollen, er hat ihn gewandelt. Der heilige Franz von Assisi steht nun gewiss nicht am Anfang der Renaissance; seine Überwirklichkeit, sein frommes, poetisches Menschenbildertum gehört, wie gezeigt, in ganz andere Zusammenhänge. Wenn sich der Franziskanerorden mit dem neuen Leben der unteren Schichten beschäftigte, dann konnte er nicht mit naturphilosophischer Lebensvertiefung kommen. Es bedurfte sehr der Versinnlichung, der Betonung des Wirklichen und Greifbaren. So hat Giotto, schon mit entwickelter Technik, seine Verkündigung vom Poverello, dem Heiligen von Assisi gemalt, als ein grosses Bilderbuch gesteigerter Miniaturen, keusch und liebevoll, also dem franziskanischen Geiste treu, aber mit diesseitiger Erzählerfreude, mit gewinnender Unterhaltungsgabe, mit einer merkwürdig packenden Fähigkeit, auch das Allegorische zu verlebendigen, mit der Absicht überzeugend wirkender Hilfe.

Es entstand eine höchst eigenartige und für die Zukunft wichtige Versöhnung von christlichem Geiste und werdender Renaissance. Man macht aus der überkommenen Symbolik eine Lebensfreude, einen Lebensschmuck. Man schweift nicht asketisch im Übersinnlichen, sondern man lässt möglichst jeden an dem reicher und behaglicher werdenden Leben teilnehmen. Jeden Tag entstehen Bruderschaften. Kranke werden gepflegt, Arme besucht, Gefangene getröstet, Tote begraben; Hospitäler, Hospize, Leihhäuser, Waisen- und Findelhäuser werden gebaut. Man hilft also, zunächst natürlich innerhalb des eigenen Kreises, innerhalb der Stadt, bald aber in weiter greifender Caritas. Die Künstler schmücken die neuen Kirchen und gemeinnützigen Anstalten mit Madonnen, Heiligenleben, Geschichten Jesu; die christlichen Feste geben willkommenen Anlass zu Umzügen und Gastereien — auch das wirkt wieder mit aller Lebensfrohheit auf die Kunst ein. Die christlichen Dinge verlieren so ihre ferne und dunkle Heiligkeit, ihren mystisch-fremden, oftmals byzantinischen Zauber, sie werden verwirklicht, vergegenwärtigt, sie werden italienischer Alltag mit seiner Heiterkeit und Fülle.

Die Chroniken berichten weiter von Pilgerfahrten und Wunderzeichen, das Volk bringt weiter seine Kerzen dar und bekreuzt sich, die oberen Stände selbst meiden meist den offenen und feindseligen Bruch, sie führen ihre verwegenen Reden, nehmen aber doch teil an den Sakramenten, die Humanisten mögen dabei ironische Bemerkungen voll besserwissender Selbstgefälligkeit machen — sie merken genau: dieses lebensfrohe italienisierte Christentum ist so „heidnisch“, als sie es sich nur wünschen können.

Das Papsttum konnte die neue Entwicklung nicht mehr beherrschen, es musste sich treiben lassen. Sein Sieg über das Kaisertum der Hohenstaufen gedieh ihm nicht zum Heile. Noch einmal gab es einen Universalisten und Imperialisten auf dem Stuhle Petri, es war der Nachfolger eines franziskanischen Sektierers und Höhlensiedlers, des greisen Coelestin. So stark schüttelten die Gegensätze der Zeit auch die Kurie. Als Bonifaz VIII. den alten Weltherrschaftsanspruch in schroffster Form, juristisch überspitzt, ohne politisches Taktgefühl wiederaufnahm, wäre er damit an dem Selbstbewusstsein des französischen Königtums sicher auch dann gescheitert, wenn seine Persönlichkeit durch Frömmigkeit und sittlichen Wert stärkeren Eindruck gemacht hätte. Erst zum Schluss, in der Gefangenschaft, angesichts des Zusammenbruches seines verwegenen Wollens, bekommt dieses Schicksal etwas vom Goldglanz menschlicher und geistlicher Würde. Es folgte die Zeit in Avignon, der zunehmende französische Einfluss auf das Papsttum, seine starke Berührung mit der provenzalischen Kultur, sein Herabsinken zu einem westeuropäischen, politisch-finanziellen Machtfaktor; es war jetzt umstritten, unselbständig, selber des Haltes bedürftig und deshalb kein Halt mehr für die Christenheit. Dann kam das Schisma; Konzils- und Reformbewegung werden uns später als gesamteuropäisches Problem beschäftigen. Römisch war und blieb die Kirche nach wie vor. Das rettete sie. Die „Romanitas“ erhielt sich, weil der römische Gedanke sich als mächtiger erwies denn alles andere. Das Christentum hatte ja in Rom das Colosseum nicht zerstört sondern geweiht, es setzte sein Kreuz auf die Obeliskten und seine Apostelstatuen auf die Kaisersäulen. Der Weltschmerz, die Mystik, die Gotik, das Glaubenserlebnis unter Gewissenskampf hatten sich in Rom niemals durchgesetzt. Die christliche Lehre war in Rom auf eine antik-heidnische Art, also wahrhaft römisch ausgeprägt worden — eine sakrale Gesetzlichkeit, eine imperiale Funktion, ein politisch-sozialer Organismus waren entstanden. Dies war hier das eigentlich Ewige, das aus dem Boden, den Denkmälern, dem geistigen Rhythmus der Stadt sich immer wieder Erneuernde.

Der Romgedanke, programmatisch verkündet im Jubiläumsjahr 1300,



Lorenzo Magnifico de' Medici

Palazzo Riccardi, Florenz

Photo Alinari



Porträt eines jungen Mannes von Rogier van der Weyden

Sammlung Lord Bearsted, London

von dieser Übergangsgeneration eschatologisch verklärt und prophetisch ausgeweitet, die Vorstellung also der zu solchem Endziel wiederkehrenden vollendeten Weltkaiserherrlichkeit und Welthauptstadtwürde: das alles wurde von Cola Rienzi aufgenommen, dem römischen Tribunen, der, wie einst Arnold von Brescia, den grossen geistlich-weltlichen Cäsar und durch ihn die Freiheit des Volkes, die nationale Einigung Italiens suchte, um an dem zögernden, eigensüchtigen Papsttum, am Hass und Hochmut des römischen Adels, an der weltklugen Skepsis des böhmischen Karl IV. elend zu Grunde zu gehen. Erst die Rückkehr auf seinen römischen Mutterboden hat das Papsttum wieder gekräftigt; den Universalismus musste es sich freilich vorbehalten — die dringendste Aufgabe war, in diesem italienisch werdenden Italien selbst eine italienische Macht zu werden. Mochte sich die Christenheit ruhig beklagen über die Verwirrung der Lehre, den Zank der geistlichen Autoritäten, die Verlotterung und die Uppigkeit des Klerus — die Päpste des Quattrocento führten tapfer das Schwert, sie spekulierten erfolgreich auf menschliche Schwächen und Neigungen, sie gaben sich redlich Mühe, die Schwierigkeiten des Alltags zu bewältigen, gar nicht wuchtig und feierlich, sondern mit der naiven Frische des italienischen Principe; sie hatten genug Sorge, mit den grossen Familien der Orsini, Colonna, Savelli fertig zu werden, sie verschafften ihren Nepoten ein anständiges Auskommen, eine Ausstattung auch für die Zukunft, sie reinigten die Campagna von Briganten, bauten Häuser, sicherten Strassen — die Kardinäle waren ihre Condottieri. Papst Eugen IV. schlug eigenhändig einem Präfekten das Haupt ab! Mit der wahren christlichen Religion hatte dies römische Papsttum kaum mehr etwas zu tun — die eigentlich lebendigen religiösen Kräfte bekämpften es und wurden von ihm verfolgt.

Die päpstliche Finanzpolitik machte alles zu Geld; Ämter, Pfründen, Kardinalshüte wurden verhandelt. Mit den Erträgen dieser Geschäfte schmückte sich ein neues Rom — die alten Kirchen San Stefano rotondo, Sta. Maria Maggiore, San Giovanni in Laterano wurden restauriert, der Vatikan vergrössert, Belvedere und Bibliothek angebaut, die Bibliothek mit den kostbarsten Handschriften gefüllt, die alte St. Peter Basilika niedergelegt, die Stadt mit Mauern und Türmen umgeben. Fra Angeliko, Piero della Francesca, Andrea del Castagno, neben ihnen Dutzende von Elfenbeinschnitzern, Goldschmieden, Teppichstickern kamen nach Rom. Die Kurie glich sich vollkommen dem Geschmack und den Bedürfnissen des Quattrocento an. Von Dante bis Machiavelli haben alle grossen Italiener der Renaissance gewetteifert in Zorn, Verachtung, Spott und Protest gegenüber der sittlichen Verwilde-

zung des Klerus. Antiklerikal, antihierarchisch wurde das werdende Italien von Grund seines Wesens, am christlichen Kult, in der nun einmal entwickelten heidnisch-südlichen Form, hielt es aber fest, weil es doch auf jeden Fall römisch bleiben wollte, weil es ein Italien ohne den römischen Geist nicht geben konnte. Das Papsttum fühlte das wohl — es durfte sich viel erlauben, wenn es ihm nur gelang, weiter als Träger der römischen Überlieferung zu gelten. Aus diesem Grunde duldet es auch den ihm im Grunde so feindlichen Humanismus; ja, es versuchte, sich mit ihm zu verbünden.

Niemals ist ja das Altertum aus Italien tatsächlich verschwunden. Immer ist lateinisch gesprochen und unterrichtet worden, die lateinischen Dichter gehörten so sehr zum wirklichen Leben, dass sich die Kirche manchmal mit Eifersucht gegen den übertriebenen Kult des heidnischen Fabelwesens wenden musste. Das aufblühende Städtetum erhöhte seine Geltung durch antike Überlieferung: Pisa wollte von Pelops gegründet sein, die Florentinerinnen behaupteten, von den Frauen Trojas abzustammen, Achilleus, so hiess es, hat in den Abruzzen regiert. Die Kirche konnte nicht anders, sie musste Cicero, Seneca, Horaz, Juvenal als „Ethiker“ gelten lassen, sie interpretierte Vergil als Verkündiger Christi und die *Ars amandi* des Ovid in der Art des Hohenliedes als Huldigung an Maria. Das Altertum lebte also noch, aber auf eine gespenstische Art, verirrt und verstossen, von der naiven Fabulierlust verwandelt, ohne eigentliche geschichtliche Wirklichkeit. Jupiter war ein König von Kreta, Venus die Königin von Zypern, Theseus Herzog von Athen, Platon einer der acht grossen Ärzte, Aristoteles ein abenteuernder Don Juan, Vergil ein Zauberer und Berggeist.

Das Altertum war also historisch und philologisch neu zu entdecken. Seit dem Ende des 13. Jahrhunderts ist dies geschehen: die Kritik erwacht, die Forschung setzt ein, die Funde jagen sich: Bücher, Münzen, Marmorstücke, Inschriften; jeder wird zum Archäologen und gräbt; im italienischen Boden ist es ja schwer, nichts zu finden! Majestätisch steigt das wirkliche Altertum auf, als eine Gesamtheit, in seiner späten römisch-kaiserlichen Formung, konzentriert also, reich, harmonisch, umfassend — und diese monumentale Rückkehr, bei der die „Antike“ selbst etwas Neues wird, etwas Einheitlicheres, Endgültigeres, Gewaltigeres, als sie es je in einem ihrer tatsächlichen Entwicklungsstadien gewesen ist: diese Rückkehr lässt nun alles Eigene, Überkommene, Übliche als mittelmässig, trivial, abgeschmackt, als beschwert erscheinen durch Irrtum und Vorurteil — diese Antike wird Regel, Gesetz, sie wird Norm des Wahren, Schönen, Guten, sie wird *das Absolute*. Was bedeutete da etwa noch das Gassengewinkel der Kommune im Vergleich zum Glanze, zur Weite des

kaiserlichen Rom, was galten die räuberischen Condottieri gegen Fabius und Scipio, was blieb von den mageren blassen Heiligen und Madonnen eines Cimabue angesichts der Venus von Medici? Man kleidete sich römisch, man benahm sich „akademisch“, die Theologen selbst zitierten den Platon, auf den Festen erschienen die Nymphen und Musen, an den Wänden Götter und Sibyllen. Das war nicht bloss ein Studium der Antike, zu einem reinen Studium fehlte gerade die Sicherheit des eigenen Standpunktes: es war ein Sich-verlieren, eine Nachahmung, eine Verkleidung, manchmal geradezu eine Maskerade, nur im besten Falle eine Neuschöpfung. Der Humanismus wurde eine Lebensform der oberen Stände und erfuhr bei den unteren spöttische Kritik, weil zuviel Affektion, Einbildung, Dünkel und Komödienspiel damit hochkam. So wandte sich die eine Renaissance gegen die andere: jenes werdende Italienerium war irrationell, spontan, natürlich in allen seinen Lebensäusserungen — es wurde unterdrückt und entwertet durch die Gelehrsamkeit, durch einen bewussten, reflektierenden, kühleren Schönheitskult, durch eine scharfe, hochmütige Intellektualität. Überall nahm nun in Italien der Humanist seinen Platz ein — in den Kanzleien der Städte, an den Fürstenhöfen, bei der römischen Kurie; er erzieht die Kinder, pflegt die Bibliotheken, schreibt politische Briefe, schmiedet Liebesgedichte, drechselt Schmahverse, verbeugt sich tief vor den Mächtigen und begräbt grosse Tote mit feierlichem Hymnus: er ist Pädagoge, Gelehrter, Poet, Publizist zugleich, ein brauchbarer, vielgewandter Mann, von seiner Wichtigkeit überzeugt und immer bereit, andere davon zu überzeugen, der Macher der Meinung und des Ruhmes, der Wissende, der Unentbehrliche, der Einflussesreiche, der Mittler und Organisator, durchaus nicht bescheiden, sondern ehrbedürftig, geldgierig, verwöhnt, denn er ist als Feind gefährlich, immer nach Pfründen und sonstigen Einnahmequellen ausschauend, ein Fürst des Geistes und deshalb geneigt, die wirklichen Fürsten als seinesgleichen zu behandeln.

PETRARCA

Der früheste echte Humanist, der Chorführer einer glänzenden Reihe, der erste und wohl gleich der glänzendste von allen war Francesco Petrarca.

Man kann ihn auch den letzten grossen Troubadour nennen und hätte damit seine Stellung an der Zeitenwende richtig bezeichnet. Die Liebessonette an jene unwirklich gnadenreiche, hohe Madonna Laura waren der Abschied des Jünglings von der Provence, von der ritterlichen, kranken Sehnsucht, vom Mittelalter. Damit wandte sich

der Geist des verschwenderisch Begabten einem anderen höheren Ziele zu. Er wollte und konnte kein Fachmensch sein, die Unruhe trieb ihn, er reiste weit um des Reisens willen, er suchte die Natur und unternahm, ein Geniessender, Entrückter, seelisch Erschütterter die erste Bergbesteigung; er kämpfte um sich, er floh vor sich und seinem eigenen Zwiespalt, er war stets ein Einsamer, ein Wanderer. Und immer schrieb er, er lebte eigentlich, um zu schreiben, er tat es, weil er nicht anders konnte, ein wirklicher Schriftsteller, der erste, den es wieder gegeben hat. Er litt unter sich und der Welt, er schwankte zwischen Ruhm und Opfer, zwischen den Sinnen und der Seele, zwischen Cicero und dem heiligen Augustin: er kannte den Schmerz, unzufrieden zu sein mit sich und allem, er trauerte um das immer Ungestillte, Unzulängliche, Unerfüllbare, weil er das Ewige fühlte. Das war das Schicksal des Mannes, dessen farbiges, elegantes Latein die Zeitgenossen beglückte, der mehr als irgendeiner die Umformung vollzog und den Ruhm dafür erntete, der auf dem römischen Kapitol zum Dichter gekrönt wurde und sich so leibhaftig der Antike eingereiht sah; denn sie ersehnte er, schmerzlich romantisch, sie umwarb er, um ihretwillen pries er sein Italien als heiliges Land.

Petrarca und die Humanisten, die nach ihm kamen, schrieben über alles; das Wirksame und Dauerhafte daran war die Stilisierung; Geist, Disziplin, Kritik wurden tatsächlich wiedererweckt. Besonders wichtig war das Rhetorische: elegant, volltönend, rein, genau, würdevoll sollte die Rede sein; Bewegung, Gesichtsausdruck, Mienenspiel sollten sich ihr anpassen. Das frische Sprudeln, der Herzensklang galt als vulgär; auch dabei sollte alles bewusst geschehen, eine Absicht, einen Zweck erfüllen: die feierliche Mächtigkeit der Hochrenaissance begann hier zuerst, alles war geschmackvolle Form, Kunst um der Kunst willen. Die Schulen der Humanisten waren vor allem Schulen der Beredsamkeit: man lernte Sätze bauen, Verse skandieren, man zitierte den Vergil seitenweise und war glücklich, wenn man sein Tun, sein Handeln klassisch belegen konnte. Die Humanisten zeigten sich von der Güte ihrer Lehre völlig überzeugt: wer von der Grammatik und Rhetorik zur Dialektik und Lektüre der Philosophen, dann zur Mathematik, Astrologie und Musik aufgestiegen war, der war, so glaubten sie, nun erst voll imstande, ein praktisches Fachstudium, Theologie, Jurisprudenz oder Medizin zu bewältigen — der konnte alles lernen und alles werden. Die Menschheit teilte sich in zwei Gruppen, in die wenigen, die diese Wissenschaften kannten, und in die vielen, die sie nicht kannten. Man kann nun nicht finden, dass die Ergebnisse der Humanisten für die Forschung als solche sehr bedeutungsvoll gewesen wären. Die abergläu-

bisch symbolische Auslegung erhielt sich sehr lange, es wurde allerlei Torheit an Naturphilosophie in die Klassiker hineininterpretiert; die Alten nahmen die Stelle der Kirchenväter ein, an die Stelle des verbrauchten Idols trat ein anderes, frischeres, man blieb sehr unterwürfig und brauchte eben, im Gefühle der eigenen Unzulänglichkeit, die unfehlbare Autorität. Gerade an der Antike erlahmte etwas der echte, ursprüngliche Renaissancegeist. Das italienische Volkstum fand wohl Mass, Durchsichtigkeit, reine, klare Form durch diese tiefe Berührung mit dem Altertum — und das war das Beste, was daraus erwuchs; bis zur Befreiung und wahrhaften Verselbständigung des wissenschaftlichen Arbeitens dauerte es aber noch lange. Der Wille zur Erkenntnis war wenigstens da — die Humanisten haben mit der Kritik ihrer Texte begonnen und die Grundlagen der Reinigung gefunden. Was war nicht allein da an Lesefehlern, Abkürzungen, Einschaltungen durch Akririe und Scharfsinn auszumerzen! Ihr grösstes Verdienst bleibt endlich, dass sie dem Abendlande die Griechen wiedergegeben haben. Petrarca besass einen griechischen Homer, den er nicht lesen konnte; aber er freute sich seines Anblicks und küsste ihn oft. In Süditalien, etwa in Tarent, war immer noch vom Volke griechisch gesprochen worden, die Kenntnis der klassischen Texte war aber eine grosse Seltenheit. Welch ein Ereignis, als es gelang, am Ende des Trecento für Florenz einen griechischen Diplomaten zu gewinnen, der gegen recht hohes Honorar drei Jahre lang dort seine Muttersprache lehrte! Die Reise nach Byzanz wurde dann für viele die ersehnte Fahrt nach dem Lande der Bildung, wo man Manuskripte kaufen und die Kultur des Griechentums studieren konnte. Bald wurde das Griechische im reifenden Quattrocento die eigentliche Vollendung einer guten Erziehung, auch junge Mädchen lernten die geliebte Sprache. Griechische Gelehrte, Kopisten, Kalligraphen machten in Italien ihr Glück. Es gab schliesslich nach dem Fall von Konstantinopel ein griechisches gebildetes Proletariat, das lästig fiel und Sorgen machte. Oft waren es Rabulisten, nichtsnutzige, windige Schwätzer, „Graeculi“ also, genau wie im alten Rom, die man menschlich nicht gerade besonders achten konnte. Sie haben wahrhaftig nicht die Renaissance gemacht — sie waren nur bescheidene Hilfsorgane bei einer Bewegung, deren Wesentliches immer das Italienische blieb: das Italienische und das Künstlerische.

Denn allem humanistischen Bemühen zum Trotze lebte dieses Italienertum nicht in Reflexionen, sondern in Bildern: alles musste in die liebe, blaue, leuchtende Sinnenwelt übersetzt werden, um wirklich Glauben zu finden. Fassade und Parade, Kavalkade, Maskerade sind italienische Worte für diese Lebensform gesteigerter, bedeutsam

empfangender, spielerischer, prahlender Wirklichkeit. Alles Gesehene wurde hier Ereignis, Schauspiel, Bild, alles Gesprochene plastische Form, farbige Gestalt. Mit scharfen Augen beobachteten diese rastlosen Liebhaber des Lebens Profil und Ohr, Nägel und Frisur, Geste der Hand und Stimmung des Antlitzes, sie erkannten die Unterschiede und Tönungen, die seelische Bedeutung des Wechsels, die Wahrheit des Einmaligen, den Reiz des angespannten Momentes. Diese Bewegung, dieses Sehen, dieses Sprechen war in seiner spontanen Sicherheit, in seinem unbetonten Gewichte selbst schon Kunst.

Lyrik in der Art der Troubadoure trieb das Italien der Hohenstaufenzeit als ein selbstverständliches Gesellschaftsspiel — lateinisch, provenzalisch, dann in der italienischen Volkssprache wurde mit fröhlichem Wetteifer gedichtet, konventionell in der Empfindung, künstlich, virtuosenhaft in der Form. Bald zeigen sich die ersten Ansätze zur Befreiung: wahre Leidenschaft wird erlebt, die alte Regel wird gesprengt; als neue Form, kunstreich geschlossen, knapp, durch den wiederkehrenden Reim musikalisch, tonartmässig gebunden, bei der Klangfülle der Sprache aber doch freier und wandelbarer, als der nordische Übersetzer meint, entwickelt sich das Sonett.

Petrarca gab ihm die vierzeilige Normalgestalt; so wurde es für die ganze Renaissance und weit über sie hinaus das stets gebrauchte, auch oft missbrauchte Kunstmittel einer wählerischen, dichtenden Subjektivität, der das Höchste an Klarheit, Gliederung, Modulation und Steigerung nur eben recht schien.

DANTE

Sonett, Kanzone und Prosa finden sich in der *Vita nuova* Dantes zu einem wundersamen Ganzen vereinigt. Dante gehörte zu jener Gruppe von Florentiner Jünglingen, die den von Bologna stammenden „süssen neuen Stil“ zum Wesensinhalt einer modernen Dichterschule machten: hier wurde das Liebeserlebnis auf platonische Art als grosses Daseins- und Ewigkeitssymbol gefeiert, schwärmerisch gewiss, aber nicht sentimental, sondern in einer Art heiliger Ergriffenheit. Heftiger, gewaltsamer als alle wurde nun dieser Dante von seinem Erlebnis der Urwesensdinge erschüttert. Das Jugendtagebuch der *vita nuova* leuchtete in alle Dunkelheiten und Geheimnisse der Seele, es formte und deutete sie, schmerzlich, feierlich, rührend durch schlichte Schönheit. Der Florentiner Bürger Dante führte Schwert und Feder für seine Stadt, er gehörte zu einer Zunft und musste als Ghibelline in die Verbannung ziehen, weil die Guelfenpartei siegte — das war das Leben eines mittelalterlichen Menschen in einer mittel-

alterlichen Welt, ein Leben voller Erregung, Kummer und Schicksal, ein Leben, äusserlich angesehen wie viele andere damals. Dante galt den Zeitgenossen als ein Gelehrter und Publizist von Gaben, als ein Dichter von Rang, als ein unsteter, glückloser, politisch einseitiger und verrannter Mensch; sie ahnten nicht, dass das Genie Italiens unter ihnen wandelte, grauenhaft einsam, als ein wissender Erbe und ahnender Prophet, als der Vollender und Überwinder des Mittelalters. Denn in dem Weltgedicht der Göttlichen Komödie baute er ja, wie zum Abschiede, noch einmal diesen Dom der scholastischen Theologie auf. Als gläubiger Christ liess er Schuld, Strafe, Erlösung aufeinanderfolgen, liess er die Seele kämpfen um ihr überirdisches Heil, als das letztlich und allein wichtige, dem göttlichen Vorsehungsplane entsprechend, der den freien Willen ringen lässt um Läuterung bis zur höchsten himmlischen Begnadung; vom Zauberer Vergil konnte Dante als erkennender Zeuge des Weltchicksals dabei nur bis zum Fegefeuer geleitet werden, die hochverehrten grossen Heiden mussten in der Vorhölle bleiben: das alles entspricht nach Stoff und Gesinnung der Tradition römischer Kirchlichkeit. Die unerhörte poetische Tat aber, kraft deren dieser Dante, ganz als ein Einzelner, sein Urteil über Leben, Menschen, Geschichte zum gestaltenden Prinzip einer leibhaften, geschauten Höllen- und Himmelswirklichkeit machte; die Kühnheit, mit der er, selbst ein Weltenrichter, selbst ein Herr und Herrscher über das Papsttum, den Punkt ausserhalb des überlieferten Kosmos fand, um so das christliche All in Bewegung zu setzen; die heroische Subjektivität, durch die er, der die Wiederherstellung des kraftvollen abendländischen Kaisertums ersehnte, sich selbst zum Cäsar des Geistes aufschwang und, gegenüber Päpsten, Kaisern und Königen gleichwie gegenüber aller sonstigen irdischen Gestalt, sein moralisches Imperium priesterlich-sakral ausübte: das alles gibt dem Dichter seine Einzigkeit in der Geschichte. Um ihn und seine Tat zu verstehen, muss man das ganze Mittelalter studieren; Ritterromane, Abenteuerergeschichten, Visionen und Höllenfahrten gab es ja genug — hier jedoch war etwas ganz Neues geschehen: eine selbstgeschaffene Welt, sorgfältig ausgedacht, mit eigenen Gesetzen, treuestes Spiegelbild des Diesseits, Vorbereitung, Vorgefühl, Vorschau des Jenseits, künstlerische Wahrheit, wahrer als alles Zufällige, Sinnbild und Schauplatz des ringenden Christen, des kämpfenden Menschen, Werk einer Persönlichkeit, die solche Masse nur aus sich selbst nahm, die ihre Stimme als die Stimme Italiens über Europa strömen liess und die deshalb das Tor dieser Renaissance und aller späteren aufschloss, das Tor zum neuen Leben, zum neuen Menschentum.

DAS QUATTROCENTO

Nur ein halbes Jahrhundert liegt zwischen Dante und Boccaccio. Das junge Italien war nun wirklich da; es verstand kaum mehr das Feierliche, Gewaltige, Gotterfüllte der Wandlungszeit. Dante hatte seine Beatrice zur Himmelsgnade verklärt, Petrarca seiner Laura schmachtend als der Herrin seines Lebens gehuldigt — Boccaccio schuf in seiner Fiammetta die erste psychologische Studie der liebenden Frau, einer sehr wirklichen und erdhaften weiblichen Persönlichkeit, deren Seelengeschichte ihm typische Bedeutung zu haben schien. Boccaccio — das war nun der gesunde, galante Florentiner in seiner ganzen liebenswürdigen, unzuverlässigen, schwadronierenden Eigenart, voll guter Laune, mit leichtem Gewissen, faul, nur von wenig Wissenschaft beschwert, aber ein flotter Beobachter, der alles kräftig anpackte, was ihm vorkam, geboren zum fidelen und unbekümmerten Literatenleben. Doch er wusste eben gutes Italienisch zu schreiben. Es fiel ihm allerhand ein, und was er sonst noch brauchte, sammelte er sich aus den alten Anekdoten, aus Hof- und Stadtklatsch, aus den Schnurren, Witzen und Zoten der Märkte. So entstand der Dekamerone. Es war ein Glück, dass durch solche Geschichten und ihre zahlreichen Nachahmungen die italienische Volkssprache lebendig gehalten wurde. Mit aller Energie, deren er fähig war, kämpfte später der grosse Jurist, Architekt und Erfinder Leone Battista Alberti gegen den bevormundenden Humanistendünkel, für eine lebendige bürgerliche Sprache. Die breite untere Schicht liess sich von den Gelehrten sowieso nicht die Freude am natürlich gewachsenen Schnabel verderben; hier blieb man immer dem grossen Dante treu, an dem spätere Besserwisser so gerne herummäkelten, hier erzählte man sich in der Osteria alte Volkssagen und Wundergeschichten, hier sang man fröhlich und frisch zu Liebe, Trunk und Tanz. Der Cantore erschien weiter auf dem Marktplatz und trug seine Verse vor: vom Kampfe gegen die Ungläubigen, von Roland und Kaiser Karl, von Zaubergrotten, Schiffbruch und geraubten Königstöchtern. Das waren die Vorläufer des grossen Kunstepos Bojardos, Ariosts und Tassos.

Die italienische Volkssprache war selbst Dichtung und Musik; alle Gegenstände des Tages wurden schön durch die bildende Kunst. Es waren nicht der Kirchturm und die Palastfassade allein, um die man sich kümmerte, damit es doch auch ein Zierstück gäbe innerhalb einer sonst banalen Welt: der Becher, die Kaminplatte, die Bettdecke, der Schrank, der Degen, der Mantel — das alles wurde gebildet durch einen Geschmack, der dem Fürsten und dem Gewürzkrämer gemeinsam war. Die Künstler waren selbstverständlich zugleich

Handwerker, sie kamen aus den Bedingungen der sorgfältigen, vorsichtigen und getreuen Handarbeit, sie beherrschten deshalb das Technische und erhielten sich so Sicherheit, Sachlichkeit und natürliche Wirkung. Noch gab es keine feierliche Meisterpose; die Künstler stammten aus dem Volke, gehörten zum Volke, sprachen zum Volke, sie mussten fleissig sein, sie fingen als Lehrlinge an, kehrten die Stube, mischten Mörtel, rieben Farben und lernten ihrem Meister ab, was er konnte. Das ging alles ganz unakademisch zu, ohne Theorie und Vorurteil. Man arbeitete für den Lebensunterhalt. Wenn Ruhm und Ehre sich einstellten, war es gut. Die grössten Bildhauer und Goldschmiede machten Helme, Glocken, Leuchter, die Maler strichen Kisten an und stellten Standarten her für die Bruderschaften. Natürlich wehrten sich die Künstler gegen eine banausische Behandlung ihrer Person und ihrer Arbeit — sie wollten Freiheit und Vertrauen geniessen, sie wollten sich Zeit lassen und geachtet sein, sie verlangten Rücksicht auf die Bedingungen ihres Lebens und Schaffens. Eigenwillen, Selbstgefühl, Unabhängigkeitsdrang, Feinernigkeit des genialen Menschen blitzten auf und verlangten neue Rechte; er erhielt sie unschwer, denn die ganze Umwelt war ja ebenso gestimmt, das Originale, Persönliche, Absonderliche beherrschte die Zeit — bei aller äusseren Bescheidenheit und Demut, die dem Künstler damals eigen war.

So viele staatliche Bildungen, so viel fürstlich-städtisches Sondertum es in Italien gab, so viele künstlerische Stile sind auch entstanden — überall Ausdruck bodenständiger Kraft, herrschaftlichen Selbstbewusstseins, das sich Wohnung und Schutzmauern und Schmuck nach seinem Bilde schuf. Über die Türme der Adelsburgen setzten die Signori Palast und Kirche — im Norden und dann in Neapel wirkte stark der französisch-deutsche Baustil, in Sizilien und in Venedig der byzantinische Geschmack. San Marco in Venedig wurde nach dem Muster einer Moschee in Alexandria gebaut. Das Gotische ist überall nur widerstrebend aufgenommen worden — die Italiener verflachten das Dach, liessen die Wände breit und die Fensteröffnungen rund, sie entwickelten die Fassade selbständig zu reicher Fülle, ohne Rücksicht auf den Turm, den sie einfach daneben stellten und nach eigenem Gesetze behandelten. Was sie von der gotischen Gewölbekonstruktion übernahmen, stimmten sie auf ihr Bedürfnis und ihr Raumgefühl ab. Rom selbst baute schliesslich doch immer römisch, und hier machten die Architekten ihre Studien, dem Rat der Humanisten gehorsam: hier gab es ja nun Säulen, Bogen und Gewölbe, hier gab es Ornament und Proportion, deren Geltung unantastbar schien. Das Ergebnis bleibt aber doch etwas ganz anderes als eine Nachahmung. Die Aufgaben waren neu, die Lösungen

mussten neu sein, wenn sie sich behaupten sollten. Das werdende Italienerntum lernte, um zu beweisen, dass es das Wesentlichste nicht zu lernen brauchte. Zunächst schwelgte man, wie es zu sein pflegt, in der schönen, blühenden Einzelheit, man häufte auf, um die Wirkung ganz sicher zu haben — wie bei der Certosa von Pavia. Bald zeigte Florenz den reinsten und sichersten Geschmack: klar, genau, harmonisch, stolz erhebt sich San Lorenzo, einfach, solide, mächtig der Palazzo Pitti, kühn, konzentriert, mit selbstverständlicher Ruhe und Schlichtheit die Kuppel des Domes. Das war Brunellescos Meisterstück. Gewiss hatte er vorher die epochemachende Reise nach Rom unternommen. Aber seine Erfüllung des Kuppeltraumes von Orient und Okzident war weder antik noch sarazenisch: sie war florentinisch durch und durch. Im Palaststil schuf Leone Battista Alberti den massgebenden Typ durch die Übereinanderordnung der drei antiken Säulen- und Gebälkbildungen, der dorischen, jonischen, korinthischen.

Berühmt ist Vasaris Geschichte von dem Bildhauer Nicolo Pisano, der seine Madonna im Baptisterium von Pisa nach einem antiken Sarkophage des Campo Santo gebildet hat. Der antike Sarkophag mit Hippolytos und Phaedra stand dort ja schon lange; erst musste in der Seele eines Künstlers der Wille erwachen, aus der Steifheit und Gedrungenheit der Überlieferung herauszukommen, ehe er die Kühnheit haben konnte, die natürliche Würde der Phaedra auf die Madonna zu übertragen; und mit der gleichen Kühnheit hat dieser Meister doch auch die Gesichter seiner Pisaer Mitbürger studiert und gebildet. Dies neue Geschlecht stand unter der Wirkung des grossen Hohenstaufenkaisers Friedrich II., der ja in Apulien auch eine eigene Bildhauerschule ins Leben gerufen hat. Akademisch-antiquarisch war der Geist dieser Männer durchaus nicht. Der Geschmack wandte sich mit aller Entschiedenheit zum Realen, zur Bewegtheit und Frische des Lebens in der Stube und auf der Gasse. Was Lorenzo Ghiberti an Reliefs auf die Bronzetüren des Baptisteriums von Florenz setzte, war malerisch empfunden, bewegt, ausdrucksvoll, perspektivisch. Luca della Robbia und Donatello führten dann das eigentlich Plastische auf seine Höhe — Luca, der grosse Porträtist, der Meister der feinen, jugendlichen, beseelten Köpfe und Gesten (Begegnung von Maria und Elisabeth in San Giovanni in Fuorcivitas, Pistoja!), Donatello, der Meister wuchtiger Gestaltung, eckiger und eigensinniger Bewegung, starken, stolzen Ausdrucks. Die Befreiung der Malerei von der Flächengebundenheit, von der Härte und Steifheit des reliefartig gesehenen Mosaiks ist nicht etwa durch Giotto allein vollzogen worden, sondern hat sich in den Miniaturen der Handschriften lange vorbereitet und setzte sich als tech-

nischer Fortschritt in mehreren, unabhängig voneinander schaffenden, lokalen Kreisen annähernd gleichzeitig durch. Die Entwicklung wurde massgebend beeinflusst durch das Form- und Raumgefühl der zuerst lebendiger und origineller schaffenden Plastik, sie wurde dann auch stark gefördert durch die Architektur, die grosse Flächen für die neue Freskotechnik darbot. Erst die Florentiner vom Anfang des Quattrocento, Masaccio an der Spitze, zeigen den wirklichen Renaissancegeist — den Sinn für die persönliche Prägung des Gesichts, das frische, energische Kolorit, die Tiefe und das Licht des Raumes, das anatomische Verständnis für bewegte, ausdruckerfüllte Gestalt. Ein schwelgerisches Malergeschlecht begann nun seine Arbeit — viele, viele Namen, zahllose Werke, aber *eine* Gesinnung, *ein* Lebensgefühl, voll Laune und Phantasie, ohne viel Wissen, dem wiederentdeckten Altertum wohl verpflichtet für eine Säule, ein Ornament, ein Motiv, aber im Grunde nur jener überhistorischen, nie verlierbaren Antike angehörig, die eben nichts anderes ist als das Reich der Schönheit: so haben diese Maler die Welt gemalt, in der sie lebten, mit allem Häuslichen, Zufälligen, Intimen: ihre Landschaft drängte sich von Felsen, Wasserläufen, Pflanzen und Vögeln, ihr Stadtbild häufte sich aus Türmen, Brücken, Bogengängen, Friesen und Zinnen, ihre Festzüge wimmelten von Frauen, Kindern, Greisen, Karren, Fahnenträgern, Musikanten; das ist alles sauber gezeichnet, sorgfältig angefärbt, eine Chronik der Wirklichkeit, verwirrend, belustigend, rührend. So sahen die Heiligenhistorien aus, die Schöpfung, die Sintflut, die Passionsgeschichte — alles das war Quattrocento, war das Leben, die Tracht der Zeit, ihrer Kaufleute, Fürsten, Notablen, Kurtisanen, Henker, Lumpen; Jesus ist das Kind des Nachbarn, die Madonna die eigene Frau; Palästina, Ägypten, Griechenland sind einfach Umbrien, Toskana, Venezien — Odysseus trägt ein Barett, Helena ein Mieder, die heiligen drei Könige den Turban der Türken. Es ist eine aufrichtige, innerlich bewegte, sinnlich heitere und doch auf ihre Art auch gläubige Kunst: Helden und Heilige, Krieg, Abenteuer, Hölle und jüngstes Gericht gehören dazu, mit den Attributen, komischen oder sonderbaren Eigenheiten der Personen, mit allerlei Anspielungen, Bosheiten und sinnreichen Beziehungen — es ist alles in allem das Bilderbuch des Volkes, es steckt das darin, was es braucht und gerne hat, was es gewöhnt ist, woran es teilnimmt, was es selber lebt. Pinturicchio, Perugino, Benozzo Gozzoli, Vittorio Carpaccio, Botticelli, Ghirlandajo — sie sind so sehr verschieden, in diesem Grossen und Wichtigen aber gleich: ihre Zeit hat sie jung, heiter, schöpferisch gemacht, und sie machen ihre Zeit unsterblich.

Man merkt freilich vieles, was schon über diesen Frohsinn des Be-

ginnens hinauswill: Ghirlandajos Poeterei erweicht sich zur Gefühlseligkeit, Botticellis Freiheitsgenuss findet eine Schranke in tragischen Erschütterungen, Luca Signorelli vergeistert und versinnlicht das Weltgericht zu einem unheimlichen Olymp, der grosse Andrea Mantegna erhöht die menschliche Gestalt zu eherner Erhabenheit. Es war dem Rein-Artistischen auf die Dauer nicht wohl nur bei sich selbst. Ihm bangte doch um seine Seele. Hier lag die Grenze der Renaissance. Florenz hat sie zuerst erleben müssen, gerade Florenz, die intellektuelle Stadt, die Residenz des beweglichen, disputierenden, bis zum Subtilsten erfinderischen Geistes.

FLORENZ

Florenz hat das stärkste, bewussteste Leben damals geführt und hat durch seine Geschichtsschreiber die ganze Fülle dieses Lebens aufzeichnen lassen. Hier wurde das Zuständliche erfasst, die wirkliche Tatsächlichkeit aus der echten Quelle, aus Akten und Aufzeichnungen verlebendigt und so eine innere Entwicklung der Dinge erkannt. Guiccardini, Machiavelli sollten diese Florentiner Art, politisch zu sehen und zu denken, zur höchsten Vollendung bringen. Der Aufstieg der Medici, hinweg über den Parteizwist, den Zank um Ämter, den Wettkampf der grossen Familien, zeigte ja dem belehrbaren Beobachter ausreichend, von welchen Kräften ein Staat bewegt wird. Cosimo Medici, nicht einmal ein Neuadliger, sondern ein geldmachender Bourgeois, achtete die republikanische Form auf das sorgfältigste, benutzte sie aber gerade, um sich eine wirtschaftlich von ihm abhängige Klientel zu schaffen, mit der er die wichtigsten Ämter besetzte. Er leitete schliesslich seine Vaterstadt, mehr als ein Bürger, ohne doch jemals mehr scheinen zu wollen, schlicht, klug, beobachtend, mit Zurückhaltung auf den Augenblick des Eingriffes wartend — so wirkte er wie ein fürsorglicher Arzt und bewährte die Herkunft der Familie von Ärzten, die ja noch aus den Pillen des Wappens abzuschmecken war. Einmal wurde Cosimo noch vertrieben — man holte den Unentbehrlichen zurück und feierte ihn als Vater des Vaterlandes. Die Macht dieses Bankfürsten war überragend, konnte er doch einen Angriff von Venedig und Neapel dadurch lahmlegen, dass er dort laufende Gelder zurückzog. Cosimos Enkel Lorenzo, Erbe eines früh verstorbenen Vaters, übernahm schon als Jüngling auf den Wunsch seiner Mitbürger die Sorge für Stadt und Staat — als den jugendlichen Magnifico haben ihn Zeit und Nachwelt gefeiert: den Geist der Frührenaissance sollte er verwirklichen wie keiner. Eine Schar ebenso jugendlicher Dichter, Schriftsteller, Künstler umgibt ihn: der Nachdenkliche, der

Träumer, der lächelnde Grübler bezaubert alle durch Klarheit des Geistes, durch federnden Willen und durch körperliche Robustheit. Er vereinigte viele Gegensätze: die Freude an Verschwendung und die kluge Kaufmannstüchtigkeit, die Ekstase platonischer Weltansicht und die Raffiniertheit des diplomatischen Geschäftsmannes; er stimmte wohl, hoch zu Ross, die Kirchenlitanei an als ein frommer Christ — und huldigte dann als antikisierender Heide ungehemmt dem Venusdienst; er suchte als Dichter mit Sorgfalt und Feinhörigkeit den zartesten, treffendsten Ausdruck für den Ruhm der Daseinsfreude — und ordnete als ein rascher Tyrann Hinrichtungen an und eine brutale Zerstörung wie die von Volterra. So war er wirklich, wie ein Franzose gesagt hat, der Sonnenkönig des Quattrocento. Das Beste an Lorenzo aber war wohl das Volksmässige, Gesunde, Derbe seiner Natur: das Profil des majestätisch hässlichen Kopfes ist das eines toskanischen Bauern, er teilte den Geschmack der Landleute an Spässen und am Trunke; die glatte Eleganz der Humanisten hat ihn nicht verdorben. Er hörte ihnen gerne zu, aber nur so, wie er allem gerne zuhörte, hungrig nach Menschen und nach Wissen, wie er war, im Grunde doch ein vorsichtiger, urteilsfähiger, zäher Willensmensch.

Wenn er Gesandte empfing, Bündnisse abschliessen liess und Feste feierte, so tat er das ganz als Fürst — aber er besass keine gesetzmässige Autorität, er kleidete sich auf der Strasse wie sonst ein Bürger, er vermied Ehrungen, sein Alltagsleben war einfach. Immer stand er auf eine gewinnende Art zur Verfügung. So machte er eine lautlose, kluge, schonende, sichere und erfolgreiche Politik, ein Ratgeber mehr als ein Herrscher, ein Menschenkenner, der Vertrauen erweckte und, wenn es irgend ging, nicht missbrauchte, ein unermüdlich tätiger, lebendiger, überzeugender, sieghafter Mensch.

Jeder, der in Florenz etwas galt oder gelten wollte, gehörte irgendwie zu dieser Familie Medici. Der Dichter und Philologe Angelo Poliziano erzog die Kinder. Pico von Mirandola war täglicher Gast der Tafel, Lippi und Verocchio erhielten Aufträge, für den jungen Michelangelo wurde ein ständiges Zimmer bereitgestellt. Die Umgangsformen waren unbefangen, herzlich, liebenswürdig. Auf dem Lande, in Fiesole, Careggio, Poggio a Cajano setzte sich alles heiter fort — man jagt, fischt, spielt Ball, tanzt und diskutiert, auf dem Rasen hingestreckt, über den geliebten Platon. Wenn ein Fest dem anderen folgte, so hatten die Künstler und Kaufleute zu tun, die Heiligen und ihre Priester freuten sich, der fremde Besuch staunte, der Kredit wuchs, der Geschmack wurde immer erfinderischer. Die Karnevalslieder dichtete Lorenzo selbst, Andrea del Sarto entwarf

die lebenden Bilder, und alles huldigte der Schönsten, Vielgeliebtesten, der bella Simonetta.

Die platonische Akademie von Florenz war keine strenge Wissenschaftsbehörde, sondern eine lockere Gemeinschaft geistiger Menschen; sie stürzte den doctor evangelicus, den Tyrannen römischer Kirchlichkeit, den grossen Aristoteles. Platon bedeutete dafür diesem Kreise die Jugend, die Freiheit, das echte lebendige Heidentum, die reine starke Lebensreligion — die Anmut, die Eleganz, die sinnenstolze Welterfassung: die Stadt des Lebens wollte die Zukunft erlösen durch den Künstler der Philosophie. Der Übersetzer Platons und natürlich auch Plotins, Marsilio Ficino, vertrat als ein neuer Mensch diese neue Kultur — nicht professoral, sondern mit der feinen Fragelust eines Theologen poetischer, platonischer Gotteswissenschaft, als ein Verkünder religiöser Seelenliebe. Zu Genossen seiner Träume und Studien, seiner Einfälle und Erweckungen sammelte dieser merkwürdige Mensch eine Schar um sich, nicht von Schülern, sondern von Freunden der verschiedensten Herkunft, eine heilige Familie, die diese Welt verstand, um sich mit ihr zu versöhnen. Der begabteste darunter war Graf Pico von Mirandola, der kühne Disputator, der Gedächtnismeister, der Sprachkünstler, der schliesslich seine kecken Verse verbrannte, Busse tat, sein Geld den Armen gab und sich geisselte. Auch Ficino endete im Christlichen: in der Kirche predigte er über den geliebten Platon — der Schmerz des Daseins ergriff ihn ganz, er wollte das Christentum mit dem Humanismus versöhnen und machte aus dem fleischgewordenen Christus wieder den Logos der alten Philosophie. Die reife Renaissance glaubte eben an die *eine* grosse Wahrheit und wollte sie überall finden, durchaus nicht auf selbständig schöpferische Art, durch wissenschaftliche Forschung, sondern auch wieder theologisch, durch Deutung und Erläuterung, als eine Prophetie, die die Stimmen aller Weisen harmonisch zusammenklingen lässt. Die Neuplatoniker von Florenz setzten die Schule von Alexandria fort — die moderne Philosophie wurzelt anderswo.

Lorenzos Hof hatte Humor; er erfrischte sich von allen Grübeleien an der derben Ritterpoesie eines Pulci. Diese Ausweitung des geistigen Schauplatzes bedeutete freilich schon das Herannahen jenes späteren Lebensrhythmus: die Naivität ist vorbei, man merkt es gerade daran, wie sie oft noch krampfhaft festgehalten wird; es entstand Gefühl für neues Pathos, es entstand Enthusiasmus, Melancholie — auf der anderen Seite teufelte sarkastischer Nihilismus. Man schwankt, fühlt sich unsicher, klammert sich an die Erscheinung und treibt sie zur Pose und Affektion, zu einer manchmal gotisch anmutenden Verschnörkelung und Zerrissenheit. Der Lebens-

überschwang hat sich so angefüllt, so übersättigt, dass sich ihm die Stimme verschlägt, ja, dass sie ganz versagt.

Die Verschwörung der Pazzi, einer reichen, mit den Medici wetteifernden Familie, war das grösste politische Ereignis während der Regierung Lorenzos. Sie standen mit den auswärtigen Feinden von Florenz in Verbindung, der Papst hatte seine Hand in diesem gefährlichen Spiele. Aber nur Guiliano, Lorenzos Bruder, fiel den Meuchelmördern zum Opfer.

Die Herrschaft des Magnifico selbst wurde durch diese Krise befestigt, aber der jetzt folgende Krieg gegen den Papst und Neapel war schwer. Lorenzos diplomatische Kunst brachte eine Verständigung mit beiden, wenn auch unter Opfern, zustande. Jetzt entwickelte er die Verfassung der Vaterstadt in der Richtung des Principates durch Übertragung des Wahlgeschäfts von den Volksgenossen auf eine Bürgerkommission und nahm für sich gesetzlichen Majestätsschutz gegen Verschwörung in Anspruch: so gesichert, konnte er seinem Staate eine letzte gute Friedenszeit bescheren. Noch jung wurde er weggerafft: der Sterbende erbat sich den Segen des Mannes, der der unversöhnlichste Feind seines Werkes und seines Geistes war — den Segen des Dominikanermönches Savonarola.

17. WEST- UND MITTEL-EUROPA VOR DER REFORMATION

17. WEST- UND MITTEL-EUROPA VOR DER REFORMATION

Solange die römische Kirche einheitlich blieb, solange gab es auch noch ein geistiges und kulturelles Europa, trotz des Niederganges des Kaisertums, trotz der Schwächung des Papsttums. Die Probleme sind damals, im Grossen gesehen, noch gleichartig: die Entwicklungsmöglichkeiten, die durch den bürgerlich-kapitalistischen Geist gegeben waren, scheinen überall sehr bedeutend. Der Fürst, der Beamte, der Richter, der Bankier und Fabrikant treten auf und drängen den Ritter zurück; das städtische Selbstgefühl setzt sich seinerseits durch gegenüber dem Dynastischen. Diese Erscheinungen gibt es, mit Abwandlungen örtlicher Natur, in allen europäischen Ländern; die entstehenden Kämpfe haben einen ausgesprochen weltlichen Charakter. Die Reform der Kirche gilt allgemein als unabweisbar, Ansätze dazu sind zahlreich; gerade die Kirchenreform, die ein europäisches Bedürfnis war, sollte aber dieses Europa zerreißen. Ein solches Ergebnis wäre unmöglich gewesen, hätte sich nicht der römisch-imperialen und sakralen Idee eine neue Idee voll stärkster innerer Spannung entgegengestellt: die Idee der *Nation*. Der Sinn der beginnenden Renaissance, so haben wir gesehen, war die Entstehung des Italieneriums, eines neuen Volkstums, das trotz aller „römischen“ Einflüsse und Wiedergeburten seinem tiefsten Wesen nach doch unrömisch war und vielleicht deshalb den Weg von der künstlerisch-kulturellen Einheitlichkeit zur staatlichen Einheit so besonders schwer fand.

SPANIEN UND PORTUGAL

Glücklicher war darin Spanien, aber auch wieder gebundener. Es wurde schneller fertig als Italien, blieb jedoch das einzige europäische Land ohne Renaissance und ohne Reformation. Während Kastil-

lien seinen binnenländischen und feudalen Charakter mit ablehnender Selbstgenügsamkeit möglichst lange erhielt, zeichnete sich das weisere Aragon aus durch Förderung des Städtewesens, der Wirtschaft, der Diplomatie, der Wissenschaft, der Rechtsprechung; es war eine Mittelmeermacht, beherrschte die Inseln Sardinien und die Balearen, legte die Hand auf Sizilien, das sich in dem furchtbaren Volksaufstande der sizilianischen Vesper von der Franzosenherrschaft losriss, und später auf Neapel. Katalonische Söldner beherrschten eine Zeitlang Griechenland — der König von Aragon nannte sich Herzog von Athen. Die Vereinigung der beiden Reiche Aragon und Kastilien fand zum ersten Male im Anfange des fünfzehnten Jahrhunderts, dann endgültig unter Ferdinand und Isabella 1469 statt: sie ist das grosse entscheidende Ereignis der spanischen Geschichte. Dadurch war, nach so viel Selbsterfleischung der Herrscherhäuser, die Basis für eine grosse dynastische Entwicklung, der Raum für eine nationale Vereinheitlichung gewonnen. Noch blieben die Verwaltungen lange eifersüchtig getrennt, Sonderrechte erhielten sich überall. Katalonien besonders wahrte die eigene Lebensform, die Cortes bewachten jedes ständische Privileg. Die Königsmacht stützte sich aber gerne auf die Städtebünde (*hermandades*) und schuf sich aus ihren Truppen ein stehendes Heer zur Erhaltung der öffentlichen Sicherheit. Das Recht wurde vereinheitlicht, die Inquisition verstärkte als obrigkeitliche Rechtsträgerin die Autorität der Krone. Ihr Hauptzweck war die Kontrolle der Marannos, der getauften Juden. An der Niederwerfung der Mauren hatte sich das spanische Selbstgefühl zu einer bewegenden Kraft nationalen Lebens entwickelt: eigene Ritterorden, wie die von Alcantara und Calatrava, entstanden; Granada fiel zuletzt; den Kreuzzugsgedanken sollte das spanische Königtum nach Amerika und dann später, infolge der Kirchenspaltung, nach Deutschland und den Niederlanden tragen. Gold, Land und römisches Christentum auf eine soldatische Art zu gewinnen, auszubreiten, zu verteidigen, wurde Spaniens Mission.

Nur vorübergehend ist später einmal die ganze Pyrenäenhalbinsel staatlich geeinigt gewesen; stärker noch als in Italien wurzelten hier die zentrifugalen Kräfte im Boden und Volkstum. Portugal wandte von Anfang an der spanischen Art und dem spanischen Machtstreben den Rücken zu: leichter, beweglicher, heiterer entwickelte sich dies begabte, von der Natur verwöhnte Bauern- und Schiffervolk und wagte sich, dem „Atlantico“ verbunden und immer von diesem Meere verlockt und bezaubert, an die grosse Seefahrt nach Westafrika; in der ozeanischen Kolonisation entstand für Lissabon

die Quelle händlerischen Reichtums, für das Portugiesentum ein grosses, beglückendes, nationales Ziel.

FRANKREICH UND ENGLAND

Solche Entwicklungen kündigten sich hier schon an, während die Kolonialmächte der Zukunft, England und Frankreich, in einem hundertjährigen Kriege, verbissen, schwer blutend, aber mit zäher Lebenskraft gegeneinander rangen. Sehr oft ist der grosse Vorzug hervorgehoben worden, den Frankreich durch die Unsterblichkeit seiner Königsfamilie besass; Linie folgte zwangsläufig auf Linie, es folgten die Valois auf die Kapetinger, die Bourbonen auf die Valois; immer erbte also der nächste Prinz von Geblüt, die Verwandtschaft war massgebend und als Prinzip unbestritten, die Thronfolge als solche wurde nie zum geschichtlichen Probleme, wie es in Deutschland geschah. Sonst aber sah es im Frankreich des ausgehenden Mittelalters sehr schlimm aus. Im ganzen Westen sass England, mit der Wucht der Erbberechtigung und völlig imstande, von da aus jeden Versuch der Machtbefestigung zu lähmen; Navarra war ein eigenes Königreich unter einer Nebenlinie, die Provence hielt sich noch selbständig und sperrte die Verbindung mit Italien; Burgund nahm als Kronlehen einer Nebenlinie seinen stolzen Aufstieg zum unabhängigen Staatswesen — es nutzte die Schwäche der französischen und der deutschen Staatsgewalt geschickt aus, griff nach Lothringen, Brabant, Flandern, Holland: ein neues Mittelreich formte sich hier, das freilich seine grossen geschichtlichen Möglichkeiten schnell verspielen sollte.

Die Prognose, dass es das französische Königtum zu einem starken Nationalstaate bringen werde, hätte im Anfang des vierzehnten Jahrhunderts zweifelhaft lauten müssen. Philipps IV., des Schönen, gewissenloses Kraftregiment erhielt keine ebenbürtige Nachfolge: eine Reihe von nichtsbedeutenden Herrschern, die Eigensucht der Kronvasallen gegenüber „Legisten“ und königlichen Beamten, die Ansprüche der Ständeversammlungen, der Einfluss höfischen Prunklebens, das Festhalten am Ritterheer, die Unzufriedenheit der Bauernschaft, die sich in einem fürchterlichen Aufstand, der *Jacquerie*, austobte — das alles bedeutete Belastung, Zerrissenheit und nutzlosen Kräfteverbrauch. Wie viel geschlossener und reifer sieht dagegen England aus! Wenn die Franzosen Schottland unterstützten, so verbündeten sich die Engländer mit Burgund und Flandern und Aragon: dafür bekam dann wieder Kastilien die Hilfe Frankreichs. Weil England für seine Wollerzeugung die flandrische Tuchindustrie als Abnehmer brauchte, förderte es dort die städtische Bewegung,

die den Grafen von Flandern aus Gent vertrieb und den Tuchweber Jakob van Artvelde zum Generalkapitän erhob. England konnte so grosse Politik erfolgreich treiben, weil das Königtum mit dem Parlament in allen wichtigen Fragen einig war. Das Papsttum half den Franzosen — also wandte sich das englische Parlament mit aller Schroffheit gegen die Kurie und verhinderte das Abfliessen von Geldmitteln nach Rom. Der grosse Minorit Wilhelm v. Occam empfing hier entscheidende Eindrücke; er bekannte sich zum Armutsprinzip, beschuldigte den Papst der Ketzerei, kritisierte die Kirche vom Standpunkte nüchterner Wahrheitssuche und appellierte an ein allgemeines Konzil. Wenn er vor allem auf die Gelehrten stark nachgewirkt hat — er wurde der Lehrer des Marsilius von Padua — so griff Johann Wiclif mit der ganzen Wucht seines Temperamentes ins Leben des Volkes hinein. Erstaunlich fruchtbar, warf er eine Fülle von Abhandlungen und Flugschriften in die Öffentlichkeit. Er sagte vom Papste, dass seine Macht von Cäsar abgeleitet sei und nicht von Christus oder dem heiligen Petrus. Seine Angriffe auf die „Cäsaristische“ Geistlichkeit entsprachen irgendwie dem altenglischen Empfinden, denn viele Weltgeistliche schlossen sich ihm an, während die Klostergeistlichkeit geschlossen gegen ihn war. Nach seinen Sünden, schrieb Wiclif, soll jeder gerichtet, nach seinem Verdienste jeder gerettet werden — ohne Vermittler; er verwarf Sakramentslehre, Zölibat, Heiligenverehrung, Reliquiendienst, er bezeichnete den Besitz als Grundübel der Kirche, er übersetzte die Bibel. Die Massen waren bereits in unheimlicher Bewegung. Das Wüten der Pest hatte die Bevölkerung dezimiert und den sozialen Aufbau erschüttert. Der neue geldwirtschaftliche Geist bedrohte die untere Volksschicht mit unerhörtem Steuerdruck und dadurch mit Verlust von Unabhängigkeit und Freiheit. John Ball geisselte die Leibeigenschaft mit scharfen Worten; seine Lehre wurde einer der Antriebe für den grossen Bauernaufstand Wat Tylers. Eine radikale Feindschaft gegen das Privateigentum brach aus. 1381 kam es zu schweren Kämpfen, zu Verrat und Missetat; in den Aufrührern war etwas vom Geiste Robin Hoods wach geworden, des sagenhaften altenglischen Volkskämpfers im freien Wald und Feld. Auf dem Hügel des Londoner Towers improvisierte ein wilder Volkshaufen die Hinrichtung des Erzbischofs von Canterbury. Sein Nachfolger ging aber darum um vieles schärfer vor. Die akademische Freiheit von Oxford, die für Wiclifs Lehre verantwortlich gemacht wurde, erfuhr seitens der Kirche schwere Unterdrückung. Dafür wurde das loyalere und fügsame Cambridge gefördert. Erbarmungslos verfolgten Ketzengerichte den Geist von Oxford. Manche wurden verbrannt, viele durch Drohungen eingeschüchtert; trotz dieser Verfolgungen

hielten sich die Anhänger Wiclifs, die Lollarden, treu an die Lehre ihres grossen Predigers; bis zum Ende des 15. Jahrhunderts wirkte der Lollardismus als unterirdische Strömung, und der Geist dieses grossen Reformators führte unmittelbar zur Reformation. Ansprüche der römischen Kurie fanden nach wie vor scharfe Ablehnung bei König und Parlament; hier zuerst zeigte sich eine Art von nationaler Einheit. Soziale Folgerungen aus einer christlicheren Lehre zu ziehen, lehnten aber Krone, Adel und Bürgertum mit der gleichen Entschlossenheit ab. Ketzengerichte verfolgten erbarmungslos den Geist von Oxford.

Geopolitisch, diplomatisch, militärtechnisch, wirtschaftlich lagen bei dem oft unterbrochenen, aber immer mit stärkerer Verbitterung wieder aufgenommenen Kampfe zwischen England und Frankreich die Vorteile bei England, dem es gewiss nicht bloss um dynastische Interessen ging: es sah eine ganze Zeit lang so aus, als wollte sich über den Kanal hinweg ein westeuropäisches Grossreich bilden, unter der englischen Leitung, ein wohlorganisiertes, national gesonnenes Mutterland mit einem benachbarten kolonialartigen Ausbeutungsobjekt für regelmässige Plünderungszüge — ein militärisch-politischer Machtkomplex also, mit dem sich damals kein anderer hätte messen können.

Verhindert hat dies das Mädchen von Orleans, Jeanne d'Arc, eine der rührendsten Gestalten der Geschichte, eine Heilige von Anfang an, die der Kanonisation nicht bedurft hätte, das kindlich gläubige Weib, aus dem Boden der Muttererde gewachsen, einfach geblieben trotz allem Pathos historischer Erfüllung, die erste grosse Französin, die es gegeben hat, und von der die Entwicklung des französischen politischen Volkstums, der französischen nationalen Idee ausgeht. Johanna wirkte durch die Seele, war nur durch die Seele sie selbst, handelte bezwungen, durch Eingebung, als gehorsames Gefäss der dunklen Kräfte, die jenem Zeitalter der anwachsenden Mystik an sich etwas Natürliches und Geläufiges waren, die aber auch den Zweifel und die Frage der Deutung entstehen liessen: wer ist der Ursprung dieser Kraft, Gott oder der Teufel? Die Jungfrau zwang also ihre Umgebung, den Soldatenführer im nächsten Dorfe, Hofleute, dann Ritter und Bischöfe, zuletzt den König selbst zum Glauben an ihre Sendung: dieser Weg war schwer und an sich schon wunderbar, der Einfluss eines Bauernmädchens auf Entschlüsse und Schicksale des allerchristlichsten Monarchen erschien dem damaligen westeuropäischen Menschen allein schon als Absage an alles Herkommen. Der französische Hof schnörkelte und zuckte, absterbend, ritterlich, verkünstelt, entartet: hier trat ihm nun das Primitive entgegen, die naive Urkraft. Es war die Stimme Frankreichs,

die sich auf eine ganz neue Art hören liess; die Stimme Gottes erklang, bedeutsam genug für alle Zukunft dieses Landes, zugleich als Stimme des Volkes und der Frau. Denn sie war und blieb ja ganz ein Mädchen, sie konnte fröhlich sein und weinte leicht, sie verstand sich aufs Spinnen und Nähen so gut wie irgendeine andere und war stolz darauf. Johanna liebte Pferde und Waffen, aber nicht das Töten. Schwärmgeisterei und Verstiegenheit lagen ihr gar nicht, sie nahm die Dinge des Lebens, wie sie waren. Wie irrig, sie gegenüber der Kirche als Gefäss freien Denkens zu preisen! Man konnte nicht naivfrommer, nicht kirchentreuer, nicht unketzerischer sein! Einsam war sie, seelenstark, ihrer Sendung voll, ganz sicher in sich — bis auf die *eine* Abschwörung aus rührender Todesfurcht.

Die Retterin Frankreichs, vom geretteten Hofe halb im Stich gelassen, wurde von den Engländern als Hexe verbrannt; konnte es anders kommen? Konnten ein Fürst und ein Bischof, die nun einmal an den englischen Gott glauben mussten, anders handeln? Der Ketzerprozess war ja Klerikern und Juristen der Zeit ein völlig geläufiges Mittel, im Namen des römischen Christentums politische Aufgaben auf eine respektable kirchlich-weltliche Weise zu lösen. Das arme, kleine, schwache Geschöpf, dem keine Beschmutzung und keine Anfechtung erspart blieb, war aber schon vor dem Flammentode unsterblich. Johanna war dem feinen Königtum etwas langweilig und lästig geworden — nun erhob sich die Nation zur Rache. Frankreich, das verwüstete, von den baskischen Mordbanditen des Grafen von Armagnac und ihrem Widerspiel, den Bourguignons, zertrampelte, das vom ewigen Bürgerkriege zerrissene Frankreich befreite sich von der Fremdherrschaft; nur Calais blieb noch bis 1558 englisch. Das Königtum machte sich von jeder Mitwirkung der Fremden frei; es schuf die französische Landeskirche, also das galikanische Sondertum gegenüber Rom, es schuf ein stehendes Heer (*gens d'armes*), obrigkeitliche Verwaltung, straffes Steuer- und Münzwesen, es zwang die widerspenstigen Barone in den Staat hinein und liess den reichen Bürger bis zu einer gewissen Höhe steigen, es zog alle Kronlehen ein bis auf die Bretagne.

Der nüchterne Ludwig XI. zeigt wieder einen neuen fürstlichen Typus in Frankreich, der vieles von Philipp II. August und Philipp IV. aufnimmt, aber ins Moderne, Bürgerliche übersetzt: alles macht er selbst, er weiss Bescheid und sieht überall nach dem Rechten, er traut niemandem, spinnt seine Ränke, treibt seine Schliche, gar nicht heldisch und ritterlich, verliebt nur in seine eigene Diplomatie und sein eigenes, ausgezeichnet verstandenes Interesse, abhängig schliesslich nur von sich, gewiss kein besonders sympathischer,

aber ein erfolgreicher, durch Selbständigkeit, Eigenart und Arbeit stark gewordener Herrscher.

Die Niederlage im hundertjährigen Kriege ist die erste in der Geschichte Englands: nur noch einmal erlebte dieses Land Ähnliches, durch den Abfall der amerikanischen Kolonien Ende des 18. Jahrhunderts. Der englische Nationalstolz wurde befestigt auf den Schlachtfeldern von Crécy und Azincourt. Das Heldentum der bogenschiesenden „Yeomanry“, der bäuerlichen Freisassen, blieb unvergessen als ein Sinnbild der sich von unten immer erneuernden englischen Volkskraft. Nationalhass gegen die Franzosen erhielt sich seitdem durch die Jahrhunderte. Der politisch-soziale Rückschlag, der nun folgte, löste den furchtbaren Bürgerkrieg zwischen der roten und der weissen Rose, zwischen den Häusern Lancaster und York aus — einen Kampf gewiss nicht nur zwischen rivalisierenden Fürsten und ihrer Gefolgmansschaft, sondern eine schwere Staats- und Gesellschaftskrise mit revolutionären Zügen. Der Adel hatte sich das Raufen und Plündern in Frankreich angewöhnt, viele seiner Angehörigen hatten dort Herrschaft und Besitz gefunden — das ging alles nun dahin; sie kamen zurück und verlangten Entschädigung; genau so machten es die Söldnertruppen, die nun unversorgt entlassen werden mussten. Das Bürgertum der Städte, besonders im glänzend entwickelten südlichen England, mochte sich nicht in diesen Strudel reissen und zu übergrossen Opfern zwingen lassen, viele Städte, das blühende London an der Spitze, zahlten gerne, um bloss neutral zu bleiben — das Haus York wollte die Bürger schützen und wurde deshalb vielfach von ihnen getragen, während sich die Feudalen an die Familie Lancaster klammerten. Dass sich nun die alten Adels Häuser, die mit ihrem Anhang irgendeine Partei nehmen mussten, gegenseitig zerfleischten, war schliesslich für das neuere England des Handels und der beginnenden Industrie ein Vorteil. Edward IV., der erste König aus dem Hause York, förderte durch Schutzzoll die einheimische Tucherzeugung, machte sich durch eigene Steuern vom Parlament unabhängig und mehrte den Kronbesitz durch rücksichtslose Einziehung von Magnatengütern. Rechtsstreit und Waffengeklirr gingen auf eine seltsame, aber doch wieder charakteristische Art durcheinander. Die öffentliche Unsicherheit ermutigte Wegelegerer und Kanälräuber. Verwandtenmord, Parteiwechsel, Verrat, Blut- und Habgier haben zwei Menschenalter der englischen Geschichte grauenvoll bestimmt, der Weg vom Thron zum Tower war kurz, Glück, Jugend, Glanz schienen nur noch gut, um zertreten zu werden, der Wahnsinn lauerte hinter dem Verbrechen, die Rachgier teuflischer Weiber wetteiferte mit männlicher Brutalität. Richard der Dritte, menschlich wohl von allen der Böseste, politisch

aber voll Einsicht, voll wacher Gedanken, wegen der Ermordung seiner kleinen Neffen um alles Ansehen gekommen, durfte zuletzt als Held auf dem Schlachtfeld fallen. Der Sieger war der erste Tudor, der Edelmann aus Wales, der durch Heirat die Ansprüche der beiden Rosen vereinigte — Heinrich VII.; sein Werk musste sich aufbauen auf dem besten Willen des Hauses York: Abkehr also vom Feudalismus, Befreiung der Leibeigenen, Einfügung der übriggebliebenen Magnaten in den Staat, Zersprengung ihres beutesüchtigen Anhanges, genaue Kontrolle ihres politischen Gebarens durch den obersten aus königlichen Beamten zusammengesetzten Staatsgerichtshof, die Sternkammer, Beförderung der bürgerlichen Arbeit, Verdrängung der Fremden aus dem Handel, der Flamen also und der Hansen, Vereinheitlichung durch königliche Verwaltung und das „Common Law“, das für alle Volksgenossen gleichmässig geltende Recht. Unerschüttert blieb trotzdem der korporative Charakter der englischen Institutionen — bei den Rechtsgelehrten, in den Städten, in den beiden Universitäten. Aber ebenso wie fremde Autoritäten nicht respektiert wurden, ebenso wie die Kirche als eine Königskirche, nicht als Papstkirche regiert wurde, so wurden auch lokale Immunitäten nicht geduldet. Heinrich VII. war ein misstrauischer, schweigsamer und geiziger Regent, dessen Leutseligkeit nicht immer ganz echt war, der aber die grosse Tudor-epoche mit Energie und Glanz eröffnet hat. Was von den alten Hochadelgeschlechtern übriggeblieben war, wurde möglichst von praktischer Arbeit ausgeschlossen, dafür erzog sich der König einen neuen Typus von treuen Helfern für seinen Geheimen Rat aus dem aufstrebenden Mittelstand. Das ganze Regiment war englisch in einem neuen Sinne, es setzte sich durch, wenn auch nicht durch das Parlament, so doch auch nicht gegen das Parlament; an diese Einrichtung wagte sich kein englischer König, der klug war. Der Absolutismus sah hier seine Schranke, er umging sie oft, konnte und wollte sie aber nicht zerstören. England fand Entschädigung für das auf dem Kontinent Verlorene zunächst ganz in sich, in eigenem Schaffen, in eigener Gesellschafts- und Staatsform. Seit Wiclifs und Chaucers Wirken (1340-1400) gab es auch eine national-englische Bildungssprache: sie verdrängte das Französische der normannischen Oberschicht und bereicherte das alte Volksangelsächsisch zu einem wortreichen, ausdrucksstarken, entwicklungsfähigen, praktisch unkomplizierten Idiom, das vom romanischen Sprachgut, dem Französischen sowie dem Lateinischen, immerhin so viel Feinheit und Begrifflichkeit übernahm, dass die Farbe und Fülle des germanischen Erbes in Bewegung und Spannung geriet.

BURGUND

Lange hatten die berühmten Messen in der Champagne den Austausch zwischen Italien und dem Norden vermittelt; der hundertjährige Krieg zerstörte diese Machtstellung Frankreichs. Die Italiener fanden jetzt, durch die arabische Erfindung des Kompasses gefördert, den regelmässigen Seeweg durch die Strasse von Gibraltar, über Lissabon nach Flandern. Hier lag einer der grossen Antriebe für die stolze Entwicklung der dortigen Städte. Unabhängig von Wirren, Raubrittertum und Zollschwierigkeiten, unabhängig auch von der Beschaffenheit der Landwege und dem zeitraubenden Stapelzwang, konnte sich jetzt der Austausch zwischen den gewerblichen Erzeugnissen und Gewürzen der Levante — und den nordischen Rohstoffen und Fertigwaren (Tuche, Mützen) vollziehen. Die Niederlande sind zu dem wirtschaftlichen und kulturellen Schwerpunkt jenes burgundischen Zwischenreiches geworden, das auf eine bedeutsame Weise noch einmal versuchte, zwischen westlicher und mitteleuropäischer Geistesart zu vermitteln. Der Name Burgund war ja nun vom Mittelmeer immer mehr nordwärts, schliesslich an die Nordsee gewandert. Französisch blieben aber Sprache und Sitte dieses Hofes, der seine politischen Erfolge durch Französisierung mindestens der oberen Schichten befestigte.

Hier war gewissermassen die letzte Station des Lebensgefühls der Troubadoure: Turniere, Liebesspiele, Feste, verfeinerter Geschmack, Verkünstelung des Gefühls, ein ausgesprochener Sinn für beziehungsvolle Etikette und subtile Form, eine Betonung des Zeremoniellen und Repräsentativen — Dekadenz also, farbige, schillernde, verführerische Dekadenz, eine müde, lebenswürdige Zartheit, eine äusserliche Korrektheit und gierig irrende Genusssucht, die an der Überbetonung des Artistischen litt bis zur Erschlaffung und sich durch die schwüle Süssigkeit geheimer Laster erregte, um noch einmal die Illusion der Lebenskraft zu haben. Der burgundische Hof zeigte, was aus dem burgundischen Staatsgebilde werden musste. Es stand im tiefsten Widerspruche zu den vorwärtsdrängenden Mächten der Zeit — der nationalen Idee und dem bodenständigen Volkstum. Ein französisch sprechender Fürst wie Karl der Kühne, der Frankreichs tödlicher Gegner war, der französische und deutsche Reichslehen mit eigenem Erbe und neuen Eroberungen zu verbinden unternahm, der die flämischen Städte beherrschen und die Schweizer Bauern unterwerfen wollte, der *musste* zu Grunde gehen. Flandern konnte wohl zu einem solchen Fürstenstaat eine Zeitlang gehören, es blieb aber immer dabei es selbst. Hier gab es zuerst karitative Laiengenossenschaften, die, ohne fürstliche oder kirch-

liche Gängelei, durch Selbsthilfe den Verarmten beistanden: die Beghinen und Begharden. Nicht aus dem burgundisch-französischen Hofleben, sondern aus dem Geist des selbstsicheren vlämischen Bürgertums erwuchs auch seine Kunst — der Stolz dieser Epoche. Früher noch als die Italiener verwendeten die Brüder Hubert und Jan van Eyck die Ölfarbe und vollzogen eine Grosstat technischer Befreiung; das Treibende war gewiss jenes innerliche Freiheitsgefühl, das die geistige Richtung gab und die neue Lebensform überall bestimmte: das Pathos der Herrschaft, des Sakralen, der Distanz galt nicht mehr, man wollte sich gehen lassen, naturhaft-lebendig sein, man bejahte das Ungestellte, Ungemachte, Unfeierliche, das Private, den charakteristischen Alltag mit seinem Zufall, seiner Hässlichkeit, seiner Einmaligkeit und unausschöpflichen Fülle. Diese Gesinnung zersprengte überkommene Formen, Gesten und Bindungen mit einem Mut zum Realismus, der gröber, eigensinniger und folgerichtiger war als in Italien; das Ergebnis war eine Schärfe der Beobachtung, eine Freude an der Farbe und eine Gestaltungskraft von Bewegung, Ausdruck, seelischer Artung, die es in solcher Wahrhaftigkeit noch nirgends gegeben hatte. Der Meister von Flémalle, dann Rogier van der Weyden, Dirk Bouts, van der Goes, Memling und die vielen andern — sie wetteifern an Lebensfülle, Temperament, Könnerschaft, Versenkung ins Gegenständliche, Sinn für den Augenblick, Instinkt für das menschlich Wesentliche. Vom Kultischen, vom Jenseits, von der Sehnsucht des Erschauens war hier nichts mehr zu spüren: diese Heiligen trugen die Kleider, aber auch den Geist des geliebten bürgerlichen Alltags, es ging ihnen so gut wie einem vlämischen Kanonikus oder Tuchhändler, sie hatten Manier und Selbstgefühl, Unbefangenheit und Kraft des erfolgreichen Zeitgenossen, sie erlebten seine Anekdoten und erfreuten sich seiner Förderung. Das war die solide niederländische Art, die länger dauerte als die ganze burgundische Herrlichkeit.

DEUTSCHE, SKANDINAVIER UND SLAWEN

Die Entwicklung in Westeuropa und in Italien verneinte die überkommene deutsche Vormachtstellung von Grund aus. Hätte sich das französische Königtum nicht zunächst der englischen Fremdherrschaft zu erwehren gehabt, wer weiss, ob es nicht schon nach dem Zusammenbruch der Staufer gegen Mitteleuropa vorgegangen wäre. Der Publizist Pierre Dubois hat bereits für Philipp IV. den Schönen die Kaiserkrone in Anspruch genommen. Aber auch die Verhältnisse in Nord- und Osteuropa gestalteten sich mehr und mehr ungünstig für die deutsche Stellung. Die drei skandinavischen Länder

einigten sich 1397 zu der Kalmarischen Union und bildeten damit einen ansehnlichen Block, der westlich bis Island, östlich bis Finnland und Karelien reichte, innenpolitisch besonders gesund durch sein starkes Bauerntum und den ständischen Einfluss auf die Krone, aussenpolitisch noch nicht kräftig genug, um mit Aussicht auf Erfolg einzugreifen, aber für die Zukunft doch ein Faktor, mit dem das Deutschtum rechnen musste. Sein schwierigster Nachbar war aber der östliche, Polen. Die ganze Ostkolonisation brachte Deutschland und Polen in einen weltgeschichtlichen Gegensatz von schwer zu mildernder Spannung. Polen konnte ohne Deutsche nicht leben, es zog sie in die Städte, beließ ihnen ihr eigenes deutsches Recht, es öffnete auch den Juden das Land und liess sie sich nach besonderem Recht ansiedeln; nur dadurch erhielt Polen einen händlerischen und gewerblichen Mittelstand, der Magnaten, kleinen Kriegsadel und unfreies Bauerntum wirtschaftlich zusammenband. Der letzte Piast, Kasimir der Grosse, versuchte Landverlust und Teilungswirrwarr durch eine nach Südosten gerichtete Ausdehnungspolitik wettzumachen — Galizien und Wolhynien wurden gewonnen. 1370 wurde Polen Wahlreich — die Dynastien wechselten, der Reichstag, aus zwei Kammern bestehend, lediglich eine Vertretung des Gross- und Kleinadels, bestimmte die Steuern, entschied über Krieg und Frieden und wählte die Könige. Bedeutsam wurde die Vereinigung Polens mit dem gross-litauischen Reiche in ständiger Personalunion; so entstand ein mächtiges Gebilde, das vom litauischen Kernlande bis zum schwarzen Meere reichte und überwiegend aus Weissrussen, Grossrussen und Ukrainern bestand. Diese Verbindung entschädigte Polen für alle Verluste, die ihm das vordringende Deutschtum zugefügt hatte, erschloss ihm in dem kulturell rückständigen Litauen grosse, nicht gerade schonungsvoll ausgenutzte Betätigungsmöglichkeiten, brachte es aber auf die Dauer notwendig in lebensgefährlichen Gegensatz zu Russland. Trotz des Besitzes der litauischen Ostseeküste wandten sich Polen und Litauen gegen den Deutschen Orden und schlugen ihn bei Tannenberg (1410). Jede deutsche Ostpolitik führte eben irgendwie zu einer Auseinandersetzung mit Polen. Eine ebenso selbständige, wenn auch lange nicht für das Deutschtum so gefährliche Entwicklung nahm Ungarn. Sprachlich und volklich zur Inselexistenz bestimmt, haben die Magyaren ihre bevorzugte Donaustellung zum Kern einer energischen Ausdehnungspolitik gemacht, die sich gegen Siebenbürgen, die Slowakei und Kroatien richtete; das Deutschtum war ähnlich wie in Polen für die städtische Entwicklung nicht zu entbehren. Auch Ungarn wurde 1301 Wahlreich und rief sogar einmal die polnischen Jagellonen auf den Thron. Seine Fähigkeit, ungarisch zu bleiben,

ja, sich und andere immer ungarischer zu machen, war erstaunlich; sie entsprang der Diasporalage und dem Verfassungsleben. Denn dieses Volk entwickelte ganz selbständig ein aus Oberhaus (Magna-tentafel) und Unterhaus (gewählte Vertreter von niederem Adel und Städten) bestehendes Parlament, das alle inneren Zwistigkeiten abzufangen und auf dem Verhandlungswege zu nationaler Willenskraft umzuformen vermochte. Man sieht also, wie im ausgehenden Mittelalter das deutsche Volkstum ringsum umgeben ist von Staatenbildungen, deren Gemeinsames die Entwicklung des eigenen nationalen Lebens ist, zum Teil im bewussten Gegensatz zum Deutschtum und mit dem Willen, es zurückzudrängen; diese Volkstumsentwicklung ist manchmal dynastisch scharf geprägt, wie in Frankreich, sie hat manchmal ständisch-institutionellen Charakter, wie in Polen, oder sie zeigt partikularistische Formen, wie in Italien.

Bezeichnend für das Deutschtum ist nun, dass sein geschichtliches Leben alle diese Erscheinungen umfasst und deshalb zu einer klaren politischen Verwirklichung seines Ich nicht mehr kommen kann. Noch lange hielt Deutschland am Kaisergedanken fest — er bedeutete Rang, Anspruch, heilige Würde, aber keine universale Macht mehr. Die Lebenskraft ging in das Territorialfürstentum: es nutzte das Interregnum (1250-1273) zur Befestigung seiner Stellung aus, es liess dann die Königsgewalt wiedererstehen, aber unter der Bedingung der Erhaltung des dynastischen Sondertums; das Reich konnte nur noch weiterleben als ein aufgelockertes, monströs-ständisches Gebilde, das politischen Gesetzen gehorchte, die es anderswo nicht gab. Die Territorialherren mussten in Deutschland dieselben Aufgaben lösen, die in Frankreich und England das nationale Königtum beschäftigten: verwaltungsmässige, wirtschaftliche und rechtliche Vereinheitlichung der zusammengeerbten, gekauften, durch Lehensverhältnis erworbenen Länderketten, Geldbesoldung des Beamtentums, Auseinandersetzung mit dem Klerus und den städtischen Verwaltungen, Sicherung eines Staatsschatzes und militärischer Machtmittel. Wie verhielt sich zu solchem Unterfangen das Bürgertum, das Bauerntum? Das war nun auch in Deutschland die Frage. Eine gesamtdeutsche Lösung vom Standpunkt der Zentralgewalt und in ihrem Interesse war dem Territorialfürstentum so zuwider, dass ihm der Verzicht auf jede Lösung viel angenehmer schien.

RUDOLF VON HABSBURG

Die Parteikönige des deutschen Interregnums, Graf Richard von Cornwallis und König Alfons von Kastilien, vermochten sich schon als Landesfremde nicht durchzusetzen. Es war immerhin bezeich-

nend, dass der Gedanke überhaupt Gestalt gewinnen konnte, dem Italiener Friedrich II. einen Engländer oder einen Spanier zum Nachfolger zu geben. Die Wahl des Grafen Rudolf von Habsburg geschah auf Wunsch und mit ausdrücklicher Genehmigung des Papstes, sie war von den drei grossen rheinischen Erzbischöfen und dem rheinischen Pfalzgrafen gemacht: der ältere Herr aus bescheidenem elsässischem Hause übernahm die ihm gestellte Aufgabe mit dem nüchternen Entschluss, aus seinem in Süddeutschland und der Schweiz verstreuten Hausbesitze nun ein brauchbares Territorialfürstentum zu machen. Es war ein mehr habsburgisches als deutsches Ziel; und der Vorgang sollte sich in der weiteren deutschen Geschichte wiederholen: um seiner Ohnmacht willen wählen die grossen Dynasten einen kleinen, der kleine aber benutzt die Königsstellung, um nun einer von den Grossen zu werden. Der mächtigste Reichsfürst war damals Ottokar II., der König von Böhmen, der Herr eines 1212 als Königreich anerkannten Landes, das wohl zum Reich gehörte und sich aus Deutschland städtische, händlerische und gewerbliche Kräfte genug zur Auffüllung heranholte, das aber um seines tschechischen Kernes willen ein halbslawisches Sondertum behauptete und dadurch in eine Art Wettbewerb mit Polen trat. Ottokar hatte die babenbergischen Lande, Osterreich nebst der Steiermark, Kärnten und Krain, dazu viel von herrenlosem Reichsgut an sich gebracht und stand an der deutschen Ostgrenze mit herausforderndem Selbstbewusstsein. Rudolf von Habsburg nahm den Kampf auf: sein Ergebnis war, dass der stattliche Machtkomplex des babenbergischen Erbes habsburgisch wurde, dass dieses Haus also den Südosten zur Grundlage seiner Machtstellung machte — ein dankbares Gebiet zur Einrichtung landesfürstlicher Autorität, dem Deutschtum verbunden, aber doch über das eigentliche Reich hinausstrebend und auf die nächste politische Fühlung mit Böhmen, Ungarn und dem Südslawentum angewiesen. Das war die weltgeschichtliche Tat einer Persönlichkeit, die gar nicht glänzend und irgendwie pathetisch war: König Rudolf lebte für den Alltag, trieb sorgsam seine Steuern ein, zog Reichsgut an sich, wo er konnte, und setzte Landvögte darüber, sorgte energisch für den „Landfrieden“, zerstörte Raubnester und liess Raubritter hinrichten — ein kaufmännischer Kriegsmann, schlicht bis zur Schabigheit, sparsam bis zum Geiz, immer damit beschäftigt, sein Geld gut anzulegen und seine vielen Töchter ordentlich zu verheiraten, ein Pläneschmied, aber nicht auf eine phantastische, sondern eben auf eine sachlich-spekulative Art und deshalb meist erfolgreich, Freund vor allem des Bürgers, dessen Fleiss und Erwerbssinn ihn sympathisch berührten, gerieben wie er, aber doch auch leutselig, voll Humor

und deshalb populär: so zeigt ihn die zu seinen Lebzeiten hergestellte Grabplatte, in die der Künstler jede neue Runzel getreulich eintragen musste — auf der hageren hochgeschossenen Gestalt sitzt der kleine Kopf mit der bekannten Hakennase, die Lippen sind schmal und aufeinandergepresst, die Mundwinkel nach unten gezogen. Das kurze Königtum Adolfs von Nassau bewies, dass nicht jeder kleine Graf im Reich dem Habsburger Rudolf seine Laufbahn nachmachen konnte: Rudolfs Sohn Albrecht, der dann folgte, hatte von dem grösseren Vater nur die Härte und nicht das Liebenswürdig-Menschliche geerbt — auch er war ein karger Fürst, schwerblütig, verschlossen, durch staatsmännische Begabung zur Missachtung der Menschen und der Werte des Lebens verführt. Er gewann Böhmen und Mähren für seinen Sohn, Grösseres war noch von ihm zu erwarten, da fiel er durch die Hand des schnöde behandelten Neffen Johann und seiner Mitverschworenen. Unter diesen ersten Habsburgern begann auch die Loslösung der Schweizer Eidgenossenschaft vom Reiche. Die Dynastie wollte altes Hausgut sichern und wiedergewinnen; sie vereinigte zu diesem Zwecke grundherrlichen und reichsvogteilichen Anspruch; sie bediente sich der üblichen Mittel, setzte Landvögte ein, diese erstrebten beamtenmässigen Gehorsam und darüber hinaus noch Ansehen für sich selbst: die neue von königlicher Autorität getragene Rechtsform verletzte die alte Bauernfreiheit, persönlich und dinglich, sie rührte an geheiligte Lehensbeziehung, an die Reichsunmittelbarkeit, an das germanische Unrecht der Selbstbestimmung und Selbstverwaltung. Der Rütli-schwur war ein echter 'thing' in der Art der Altvorderen, die Beseitigung der Vögte, die Zerstörung ihrer Zwingburgen waren revolutionäre Handlungen der Selbsthilfe aus politischem Notstand; der 'ewige Bund' von Brunnen, der 1315 nach dem Siege der Schweizer Bauern über die österreichischen Ritter erneuert wurde und sich durch die Aufnahme neuer „Eidgenossen“ immer mehr erweiterte, ist der erste Fall einer dauerhaften ländlichen Republik in Europa, die gegenüber den vorhandenen städtischen, von der antiken Verfassungsüberlieferung beeinflussten Republiken die neue freiheitliche, durch Schiedsgerichtsbarkeit garantierte Form der Vereinigung gleich Berechtigter und gleich Verpflichteter zeigt. In Oberwallis und in Rätien bildeten sich ähnliche Bünde, in Rätien jedoch durchaus nicht rein bäuerlich, sondern in Gemeinschaft mit dem eingesessenen Adel; auch Bern regierte sich aristokratisch. Gemeinsam aber all diesen Bildungen war Wehrhaftigkeit, Bodenständigkeit, Naturverbundenheit, unerschrockenes Selbstgefühl — Eigenschaften, die das Schweizertum dann gegenüber den Angriffen des Herzogs von Burgund glanzvoll bewähren und zur Behauptung der Alpenpässe,

zur Abrundung des Gebietes und zu kriegerischem Ruhm in ganz Europa auswerten sollte.

Nach König Albrechts Ermordung suchte sich die rheinische Kurfürstentklique wieder einen recht bescheidenen Herrn als König aus, der ihr so viel an Privilegien und Geld versprach, wie sie haben wollte — den Grafen von Luxemburg. Heinrich VII. konnte kaum Deutsch, sein Vater Johann war noch eine Art irrender Ritter gewesen, Heinrich selbst war westlich gebildet und improvisierte eine neue Kaiserpolitik: persönlich ein Mann von starker, beglückender Wirkung, anständig, gutgläubig und verantwortungsbewusst, auch vorsichtig genug, um wenigstens Böhmen als staatliche Hausmacht für seinen Sohn zu sichern — als Staatsmann aber durch seinen Italienzug zum episodenhaften Abenteurertum verdammt. Er erlangte wohl die Kaiserkrone, wurde von Dante und anderen Ghibellinen als rettender Heiland gefeiert, verstrickte sich aber ohnmächtig und hoffnungslos in die italienischen Wirren — ein plötzlicher Tod bewahrte ihn vor der Bitternis gewisser Niederlage. Er hatte Reichsgut verpfänden müssen, um überhaupt nach Italien zu kommen, die Mehrzahl seines kleinen Heeres sprach französisch — so sah diese romantische Nachahmung einer wahrhaft vergangenen deutschen Vergangenheit tatsächlich aus. Die Unzuverlässigkeit des Papsttums, die Feindschaft Frankreichs und Neapels liess keine deutsche Herrschaft mehr in Italien aufkommen.

Der Streit um Kaiser Heinrichs VII. Nachfolge zwischen der habsburgischen und der luxemburgischen Partei führte zur Doppelwahl des österreichischen Friedrich und des bayrischen Ludwig. Deutschland sah zunächst den Bürgerkrieg zwischen beiden, der sich freilich wie eine Ritterfehde, in Form von Überfällen und Plünderungen abspielte und auch einen erfreulich ritterlichen Abschluss dadurch erhielt, dass der Wittelsbacher den gefangenen, entlassenen und freiwillig zurückgekehrten Friedrich den Schönen zum Mitregenten annahm († 1350). Dieser Friedrich war eine ganz unbedeutende Figur — Ludwig der Bayer konnte aber nur wenig mehr gelten. Sein Bestes war noch eine gewisse Bauernschlauheit; in kleinen Verhältnissen, wie er sie gewohnt war, hätte er sich bewähren können, für Bayern tat er manches, sorgte für Sicherheit und Verkehr, liess auch die alten deutschen Rechtsbücher herausgeben. Zur Meisterung der schwierigen gesamtdeutschen Verhältnisse gebrach es ihm an Entschlossenheit und Wagemut; er war lau und nahm Demütigungen hin, sodass er trotz günstiger Gelegenheiten und mancher Einzelerfolge zum Schluss verspielt hatte.

Die Doppelwahl ermutigte das Papsttum zu erneuten starken Ansprüchen: Johann XXI. verlangte bis zur Entscheidung eine Art

Regentschaft über Deutschland und exkommunizierte den ablehnenden Ludwig. Ludwig hatte das grosse Glück, in den Minoriten eine überragende Bundesgenossenschaft zu finden. Nicht mehr um Deutschland — um das Papsttum überhaupt, um das Verhältnis von Kirche und Staat, um Kirchenreform und neue Staatsgestaltung handelte es sich nun. Ein publizistischer Streit von weltanschaulicher Bedeutung entbrannte; Marsilius von Padua schrieb seinen *Defensor pacis*: apostolisch arm sollen Kirche und Papsttum wieder werden, der Staat soll die irdische Wohlfahrt der Menschen betreuen, ihm liegt auch die Sorge für die äusseren Angelegenheiten der Kirche ob, er verwaltet das Vermögen, besetzt die Stellen — die Priester sind Staatsbeamte! — er beruft die Konzilien ein, als die oberste Instanz in geistlichen Dingen, die aus Geistlichen und Laien bestehen; denn die Gemeinschaft der Gläubigen ist die Grundlage des kirchlichen Lebens, die heilige Schrift ist die alleinige Quelle des Glaubens, auszulegen ist sie nur durch das Konzil, Ketzer dürfen bloss verwarnt werden, Interdikt, Bann und Exkommunikation stehen nur dem Konzil zu, alle Priester sind gleich, sie bedürfen nicht der Bestätigung durch den Papst, der Papst selbst ist ein Bischof wie ein anderer, er kann abgesetzt werden, er kann irren, er ist gar nicht der Nachfolger Petri und besitzt keine Machtvollkommenheit; aber es gibt auch keine allgemeine Weltmonarchie des Kaisertums; die Grundlage der Herrschaft ist die Volkssouveränität, den aus dem Volke gewählten Vertretern steht Gesetzgebung, Beamtenernennung, Wahl des Monarchen zu, der verantwortlich und absetzbar ist. Wie kühn und weittragend waren diese Ideen! Der klare Verstand, das leidenschaftliche Temperament des genialen Marsilius trugen ihn über die Jahrhunderte hinweg; Reformation und Revolution hat er vorweggenommen und verkündigt — stark wirksam, aber kaum verstanden in seiner Zeit, vom Papsttum, wie begreiflich, als ein Vermessener erbittert bekämpft und zornig verdammt, ein Wegebereiter selbstbewusst revolutionären, kritisch unabhängigen Geistes.

Der alte Streit zwischen Kaisertum und Papsttum war also wieder entbrannt; die Waffen waren aber neu, die Kräfteverteilung hatte sich verschoben, das weltliche Interesse des französischen Königtums und der deutschen Territorialfürsten spielte hinein. Wenn Ludwig sich in Rom krönen, den Papst absetzen und einen Gegenpapst wählen liess, wenn sich Kaiser und Papst wechselseitig als Ketzer und Antichrist verdammt, so hatten solche Ereignisse nicht mehr die Tragweite von ehemals. Das Papsttum lebte eben doch weiter, in Avignon, unter französischem Einflusse; hinter das Kaisertum stellten sich jetzt Kurfürsten und andere weltliche und geist-

liche Fürsten mit den reichgesetzlich bestätigten Erklärungen von Lahnstein und von Rhense: der gewählte deutsche König bedarf keiner päpstlichen Bestätigung, dem Papst bleibt nur die Kaiserkrönung, auch die kaiserliche Gewalt stammt als solche direkt von Gott. So weit wagte sich also schon der laizistische Staatsgedanke vor. Kaiser Ludwig verärgerte aber das Fürstentum durch sein Fischen nach Hausmacht; Habsburger und Luxemburger hatten es genau so gemacht, dem später gekommenen, wenig imposanten Wittelsbacher wurde es verübelt — den Vorteil hatte das Papsttum, es verband sich mit der Mehrzahl der Kurfürsten zur Wahl Karls von Böhmen. Kaiser Ludwigs plötzlicher Tod machte dem „Pfaffenkönig“ Platz, schwere Demütigung blieb so dem Wittelsbacher erspart.

KARL IV.

Karl IV. (1347-1378) ist der merkwürdigste Fürst seiner Zeit und überhaupt einer der merkwürdigsten Kaiser: die kleine, schwächliche, leicht gekrümmte Figur fiel auf durch den dunkeln Bart und das lebhaftes Spiel der schwarzen Augen — französisches, tschechisches und deutsches Blut hatten sich hier wunderlich gemischt. Frankreich hatte ihn gebildet, hier war er ein Scholastiker geworden, der die heilige Schrift moralisierend auslegen konnte, der theologische Disputationen liebte, und, voll geschichtlichen Interesses, sein eigenes Leben mit sachlicher Nüchternheit beschrieb. Diese reflektierende, vorsichtig rechnende und lauende Natur glaubte an sich und ihre Mission; der Name des grossen Karl, den er trug, erschien dem abergläubisch Träumenden als fordernde Begnadung. Wenn sein Vater Johann ein glänzender und verwegener Lump gewesen war, so musste der Sohn sparsam sein mit Kräften und Geldmitteln — er brachte es aber weiter damit. Tadellos und sittlich ernsthaft führte er sein Leben, seine vier Ehefrauen hatten es gut, die erste wurde ihm beschert, die späteren wählte er sich bedächtig aus; tagelang konnte er beten, Reliquien waren ihm sehr wichtig; die Wenzellegende arbeitete er persönlich um, Ketzer verfolgte er gerne, für Kirchengenausstattung hatte er stets etwas übrig. Wie bescheiden trat er äusserlich auf, wie mässig war er! Gewiss, sein leidender Körper konnte nicht gut anders, aber diese Haltung passte doch vollkommen zu der Überlegtheit und gemessenen Klugheit seines Handelns. Von Dreinschlagen hielt er wenig — er diplomatisierte, wirkte persönlich ein, liess Geld springen und erreichte, langsam, zähe, unermülich in der Arbeit, die wichtigsten Ziele. Er sprach Deutsch, Französisch, Lateinisch und Italienisch — vor allem aber Tschechisch: Böhmen erlebte damals ja eine glänzende Blüte der tschechi-

schen Literatur, die Tschechen waren das erste slawische Volk, das geistig sich selber fand, angeregt, befruchtet vom Deutschtum, aber durch Wetteifer zur Selbständigkeit entwickelt.

Karl IV. wollte Tscheche sein, er fühlte sich als Erbe des stolzen Przemysliden, als Abkömmling des grossen Ottokar: dieser europäisch überlegene Mann suchte die Kraft des slawischen Volkstums. Wer die natürliche Festung Böhmen besitzt, beherrscht geopolitisch und wirtschaftlich Mitteleuropa — diese habsburgische Erfahrung vererbte sich auf die Luxemburger: Karl IV. machte aus Prag eine königliche und die erste kaiserliche Hauptstadt, den Schauplatz deutsch-tschechischen Kräfteaustausches, ein westlich-östliches Zentrum. Gotische Nachblüte schmückte Strassen und Brücken und Klöster mit goldenen Geheimnissen, der Hradschin wetteiferte mit dem Louvre, der Dom von St. Veit und, nicht weit von Prag, das sakrale Schloss Karlstein, eine Art Vorspiel des Eskorial, wurden schimmernde Heimstätten für Heilige, Schatzhäuser für seltenste Kostbarkeiten, ja für die Kleinodien des Reichs. Die Prager „Malerzeche“ vereinigte Künstler aus Deutschland, Frankreich, Italien, Ungarn. Karl verkehrte mit Petrarca und schenkte seinem verwöhnten Prag noch zu allem andern die Staatsuniversität, das erste „Generalstudium“, die sich vom kanonischen Gelehrtenwesen losmachen wollte, eine deutsch-slawische Institution, wie es die vier Landmannschaften der Bayern, Sachsen, Böhmen und Polen zeigen. Diese ganze Prager Kultur- und Kunstblüte ähnelt ihrem Vater; sie ist gewollt, ausgedacht, ihr fehlt die spontane Lebendigkeit dessen, was sich in derselben Zeit in Italien vollzog, sie hat etwas schulmässig Befangenes, sie wagt sich an Aufgaben, die eigentlich zu schwer sind, die jedenfalls vom Herkommen aus nicht gelöst werden können: starke Bewegung entwickelte sich trotz allem, das eigene Schicksal Böhmens war entschieden.

Falsch wäre es, nach dem bekannten Wort, Karl IV. für den Stiefvater Deutschlands, des Reiches, zu halten. Er war einfach zu gescheit, um Illusionen zu haben, er nahm die Dinge, wie sie waren; die Hausmacht war ihm, wie schon dem Habsburger Rudolf, das erste; das Papsttum hatte ihn hochkommen lassen, mit ihm musste er sich also halten; die partikulare Fürstengewalt war da, er konnte es nicht ändern. Aus diesen Voraussetzungen versteht sich seine Politik. Italien kannte er von den Kämpfen seiner Jugend und wusste, dass fort für einen deutschen König nicht viel Gutes zu holen war. Natürlich liess er sich zum Kaiser krönen und trieb in Reichsitalien an Geldzahlungen ein, was irgend greifbar schien; von der italienischen Politik hielt er sich sehr vorsichtig zurück; auch die burgundische Königskrönung blieb eine bedeutungslose Episode.

Für die Rechtsordnung im Reich tat er das Entscheidende durch die goldene Bulle — die Niederlegung des damals geltenden Rechtes für die Zukunft: Kaiser und Kurfürsten einigten sich jetzt, ganz im Sinne der früheren Regelungen, darauf, dass die Mehrheitswahl der sieben deutschen Kurfürsten, und nur sie allein, das deutsche Königtum begründete; alle päpstlichen Ansprüche auf Mitwirkung, auf Reichsverweserschaft, auf Approbation oder sonst irgend eine Einmischung waren nun für Deutschland endgültig beseitigt, wenn auch nirgends ausdrücklich von der Kurie die Rede war. Die Reichsstandschaft des Territorialfürstentums war so angeschwollen, dass die Praxis schon eine Elite der Mächtigen und Einflussreichen hatte entstehen lassen; das Kurkollegium, das nun als besonders privilegierte Gruppe festgelegt wurde, stufte das Fürstentum der Reichsunmittelbaren aristokratisch ab; das Kurkollegium trat mit dem Königtum in das besondere Verhältnis des wechselseitigen Machtinteresses; dass noch einmal irgendein Graf zum König aufstieg, wie zuletzt der Gegenkönig der Wittelsbacher Partei, Günther von Schwarzburg, wurde jetzt ganz unwahrscheinlich; es geschah tatsächlich auch nicht mehr. Die Kurfürsten waren diejenigen Reichsfürsten, die das Glück der grossen Hausmacht besaßen; diese Oligarchie genoss nun folgende Vorteile: Unteilbarkeit und Vererbung durch Erstgeburt, Erhöhung des Ranges durch Anwendung des römischen Majestätsgesetzes auf sie, Besitz aller Hoheitsrechte (Bergwerksregal, Salzabgabe, Judenschutz und Prägerecht), Wegfall des königlichen Hofgerichts als oberster Instanz. Eine solche Bevorzugung der Kurfürsten erregte natürlich die Eifersucht der anderen Fürsten, besonders der Habsburger in Österreich; sie haben sich die gleichen Vorrechte durch systematische Fälschung von Urkunden selbst verliehen. Als der erste aller Kurfürsten galt seit der goldenen Bulle der König von Böhmen, seine Stellung war noch besonders gehoben, den böhmischen Ständen war für den Fall des Aussterbens des Kurhauses ihr Wahlrecht ausdrücklich vorbehalten. Dieses Böhmen war also ganz bewusst zu einem Reich im Reich gemacht; mit Mähren, Schlesien, der Oberlausitz, der dazu erworbenen Mark Brandenburg bildete es einen mächtigen Block, in dem Krongutsverwaltung, Finanzwesen, Städtewesen, Strassenbau, Weinbau, Glasindustrie, Bergbau unter Karls Staatskunst vortrefflich gediehen.

Dazu erwarb Karl die Oberpfalz, die Niederlausitz und viel kleine Herrschaften in Franken, Bayern, Sachsen; wo ein Zwist, eine Geldverlegenheit, ein Erbzank auszunutzen, wo eine vorteilhafte Heirat zu stiften war, da griff der Kaiser ein, begann zu vermitteln, zu handeln und Verträge zu entwerfen; seine Kanzlei arbeitete gut,

Verbindungen pflegte er überall; wenn nötig, half das wohlersparrte Geld nach. Am wenigsten Freund war Kaiser Karl IV. mit den deutschen Städten; ihr kaufmännisch-diplomatischer Geist glich zu sehr dem seinigen, er nahm ihnen ihre Selbständigkeit, ihren Aufschwung übel, und den Städten missfiel sein Wunsch, diesen Glanz für den Steuersäckel nutzbar zu machen. Karls grösster Erfolg war die dem Wortlaut der goldenen Bulle widersprechende Wahl seines Sohnes Wenzel zum deutschen König zu des Vaters Lebzeiten: was keinem Hause seit den Staufern gelungen war, die Erblichkeit war damit erreicht. Die ganze Hausmacht auf den Nachfolger zu übertragen, hat freilich Karl nicht versucht: wie ein hausväterlicher Grossgrundbesitzer hinterliess er dem Ältesten Böhmen, seinem Neffen Mähren, dem Sohne Siegmund, dem Gemahl der Erbin von Ungarn, Brandenburg, dem jüngsten Sohne Johann das Herzogtum Görlitz.

Erst als Karl IV. nicht mehr war, fühlte man, was das nüchterne Regiment dieses Mannes doch auch für das Reich bedeutet hatte — in einer Zeit, die von schweren Plagen so heimgesucht wurde: der schwarze Tod, die asiatische Pest, brach vom Orient nach Italien, von Italien über die Alpen ein und räumte furchtbar auf, liess ganze Städte veröden, lähmte die Lebenslust und stachelte sie auch wieder grässlich auf. Nur Böhmen und Schlesien blieben verschont. Jene Bittprozessionen gegen die Pest liessen die Flagellantenzüge aufkommen, Trupps von schwärmerischen Geisslern, religiös-sinnlich übererregt, mitreissend und ansteckend in einer so unsicheren Notzeit. Das Bedürfnis nach Angriff, Rache und Schadloserhaltung warf sich dann mit besonderer Wucht auf die Juden, die als kleine, durch Klugheit und Geschäftssinn erfolgreiche Minderheit irgendwie an dem Elend schuld sein mussten, womöglich gar mittels der Brunnenvergiftung. Seit den Kreuzzügen gab es immer wieder solche Judenverfolgungen: das kanonische Zinsverbot hatte die grösseren Juden in den Geldhandel getrieben; das Aufkommen eines handelsstolzen Bürgertums verdrängte die kleineren in das Hausiererwesen. Der notleidende Ritter oder Handwerker, dem die neue kapitalistische Wirtschaftsform nicht lag, kam durch Wucherzinsen nur allzu rasch in die Geldklemme; es war einfach, verlockend und wahrscheinlich auch gottwohlgefällig, die harten jüdischen Gläubiger totzuschlagen — zum Ärger aber des Kaisers und der Kurfürsten, denen der Judenschutz viel Geld einbrachte.

Karl IV. erfuhr auch darin das Schicksal des erfolgreich besorgten Familienvaters, dass die Söhne das schöne Erbe schnell vertaten; schliesslich kam so die ganze Lebensarbeit des Kaisers den habsburgischen Rivalen zugute, die er so sicher hineingelegt zu haben

glaubte. König Wenzel war nicht schlecht begabt, hatte die geschäftliche Geriebenheit vom Vater, verfiel aber immer mehr seiner Jagdleidenschaft und der Trunksucht, so dass er das Leben eines kindischen Wüterichs führte, der zwischen Exzessen, Reue und Indolenz widerlich hin und her schwankte. Seine Vorliebe für vulgäre Günstlinge stiess den Adel ab, seine Begünstigung der Ketzer ärgerte die Geistlichkeit. Der scheussliche Justizmord an Johann von Nepomuk, den die Legende später zum Märtyrer des Beichtgeheimnisses machte, konnte nicht verziehen werden; die katholische Kirche verdrängte später durch diesen ins Wasser gestürzten Brückenheiligen Johann die Erinnerung an einen anderen, viel grösseren, aber ketzerischen Märtyrer — Johann Hus. Im Reich war man bei Wenzels Tatenlosigkeit auf Selbsthilfe angewiesen. Adelige und Städte schlossen sich zu Bündnissen zusammen, um den Landfrieden zu wahren gegenüber dem gierigen Territorialfürstentum. Der rheinische und der schwäbische Städtebund kämpften gegen den grossen Eberhard von Württemberg, gegen den Kurfürsten von der Pfalz und den Herzog von Bayern. Schliesslich setzten die vier rheinischen Kurfürsten König Wenzel ab und erhoben einen der ihren, Ruprecht von der Pfalz, zum König. Das Reich schien in eine Osthälfte und eine Westhälfte zu zerfallen — denn Ruprecht war viel zu unbedeutend, um sich durchzusetzen, war auch dem Trunke ergeben und befand sich, eine fast studentische Erscheinung, in ständiger Geldverlegenheit. Sein Tod machte Platz für Siegmund von Ungarn, der sich tapfer mit seiner verdorbenen Verwandtschaft und mit den Türken herumgeschlagen hatte. Karls IV. jüngerer Sohn war ein Beau und Blender: hochgewachsen, elegant, freigebig, schwungvoll bis zur Phantasterei, immer vorneweg, aber die Unaufrichtigkeit und Inkonsequenz in Person, unkritisch vor allem gegen sich selbst, ein Edelkomparse der Weltgeschichte. Das grösste Ereignis seiner Regierungszeit wurde das Konstanzer Konzil.

DIE KIRCHENREFORM

Wir kennen die tiefe Zerrissenheit der römischen Kirche. Die Kurie war das grösste Finanzinstitut der Welt geworden, die Päpste hielten üppigen Hof in Avignon; die religiöse Bewegung der Reformer verlangte aber apostolische Armut und Reinheit des Lebens. Das Papsttum hatte immer wieder die höchste geistlich-weltliche Gewalt in Anspruch genommen; das Eigenrecht des Staates stand dagegen auf und wies furchtbarsten Missbrauch in Verwaltung, Amterbesetzung, Verwendung der Gnaden- und Strafmittel bei der Kirche nach. Das Ordens- und Sektenwesen nahm trotz aller Verfolgungen zu —

Erneuerung der Kirche an Haupt und Gliedern wurde die grosse, immer leidenschaftlicher vertretene Forderung der Zeit. Das Reliquienwesen zeigte Entartung bis zum rohen Ungeschmack. Mit den heiligen Dingen wurde ein geheimnistuerisches, meist törichtes Spiel getrieben. Die Todesidee fasste die Menschen mit ihrem ganzen sinneverstörenden Schaudern; war es erstaunlich, wenn sich dagegen das Liebesgefühl mit all seiner Wucht erhob und sogar in die letzte Intensivität religiösen Erlebens betäubend und vergiftend eindrang? Man war leichtgläubig, unsicher, ohne Folgerichtigkeit, Geister trieben ihren Spuk selbst in der Kirche, wer sich absonderte, kam ebenso leicht in den Geruch der Heiligkeit wie in den lebensgefährlichen Verdacht des Zauberwesens und der Hexerei. Alle diese Misstände des Geistigen und des Institutionellen, dazu die hierarchische Verweltlichung, die ganze anspruchsvolle Alleswisserei der Scholastik, die böse Interessen- und Protektionswirtschaft, die Haarspalterei und Superklugheit von Dogmatik, Sakramentslehre, Kirchenrecht erfuhr nun die grossartigste Verneinung durch die Wiedergeburt der christlichen Religion in der Mystik.

Gab es denn keinen unmittelbaren Weg zu Gott? Gab es keine Vereinigung mit Gott für den, der wirklich suchte und bereit war, sein Ich restlos hinzugeben? Abkehr also von den Forderungen selbstischer Körperlichkeit, Gelassenheit, Stillewerden, heiteres Abgeschiedensein von der Welt, Erschauen des Ewigen, Überwindung des Zwiespaltes und Sondertums, Einswerden mit Gott! Das religiöse Urphänomen, die kindhaft vertrauensvolle Hingabe an die kosmische Vaterschaft, der Verzicht auf die irdische Aktivität, das tiefe Verstehen räumlicher und zeitlicher Bedingtheiten, das Erfassen der symbolischen Bedeutung der Einzelercheinung: das alles wird nun von stillen Einzelnen, von erwählten Verkündern, von brüderlichen Gruppen und Kreisen, der kirchlichen Bevormundung zum Trotz, gefühlt, gelebt, betätigt, mit Inbrunst, Zärtlichkeit, Hingabe zu schöpferischer Wahrheit erhoben. Die heilige Katharina von Siena, Tochter eines Färbers, Tertianerin des Dominikanerordens, verlobt sich dem Christkinde und schreibt, eine Meisterin des Wortes, an den Papst nach Avignon, er solle zurückkehren nach Italien und die christliche Kirche erneuern. Dominikaner ist auch unser grosser Meister Eckhardt, der zunächst als Gelehrter die Scholastik fortsetzt, dann aber, nicht als ein Gegner der kirchlichen Glaubenswelt, aber über sie hinaus, seine wundersame Lehre von der Gotterfülltheit der Welt entwickelt, mächtig, innerlich, orgelhaft strömend, gespannt, vertieft, deutsch auch in seiner kraftvoll herzhaften Sprache, einer der grossartigsten Offenbarer weltbeseelten Wesens, selbst der Selige, der Göttliche genannt von seinen Jüngern, ein ge-

waltiger, reicher Mensch, den wohl nur gerade sein früher Tod vor dem Ketzerschicksal bewahrt hat. Daneben stehen der Strassburger Tauler, der schwärmerische Suso, Johann Ruysbroek aus den Niederlanden und jener Frankfurter Ordensbruder, der verborgene Gottesfreund, der ungenannt das kleine Buch von der deutschen Theologie verfasst hat — dies warme schöne Lied vom reinen göttlichen Weltgefühl. Zur Entartung war der Weg freilich nur kurz: Selbstpeinigung bis zur körperlichen Selbsterfleischung, Wahn der Selbstvergottung, wild rasende Ekstase, Fanatismus von Busse und Reue. Bedeutungsvoll wurde nun die Einwirkung der Lehre Wiclifs auf Böhmen, wo der religiöse Eifer besonders stark war. Eine Gruppe von Männern verkündigte hier das Weltende, kritisierte den Bilderdienst und bemängelte den Abendmahlsbrauch. Die Oxforder Universität stand in nächster Verbindung mit der jungen Prager Schwesteranstalt. König Richard II. von England heiratete damals eine böhmische Prinzessin.

Der Tscheche Johann Hus war kein origineller Geist, sondern der akademisch mildernde Verkünder der Lehren Wiclifs in Böhmen; auch in Husens überwiegend kompilatorischen Schriften sind Wiclifs Anschauungen zum Teil wörtlich wiedergegeben. Das war nicht Plagiat, sondern Schriftstellermanier des Mittelalters. Manches hat Hus auch nicht mit übernommen — sein Reformeifer hat etwas durchaus Loyales, er bemühte sich und war völlig gewiss, kein Ketzer zu sein. Nun verband sich aber mit dieser Bewegung der aufflammende tschechische Nationalismus. Hieronymus von Prag wirkte als heissblütiger Dränger und Treiber. Als die Böhmen sich drei Viertel der Stimmen an der Prager Universität sicherten, zogen die deutschen Studenten fort und gründeten die Universität Leipzig. Das leidenschaftliche Selbstgefühl der Tschechen steckte in die Lehre von Hus die Vorstellung ihrer eigenen Auserwähltheit: von ihnen, so hiess es, sei die Heiligung bei dem bevorstehenden Weltuntergang zu erwarten. Das reizte die kirchliche Obrigkeit: Wiclifs Lehre wurde jetzt verdammt, die Schriften von Hus verbrannt, er selbst nach Rom geladen und, da er nicht kam, mit dem Banne belegt. Der bescheidene Mann, der es nach schwerer Kindheit zum Professor und Rektor der Universität gebracht hatte, erfuhr zunächst den Schutz König Wenzels und des gereizten Tschechentums. Auf einer Burg Südböhmens konnte er in Ruhe weiterarbeiten; er appellierte an ein allgemeines Konzil. Aber als er sich diesem Konzil in Konstanz mutig stellte, wurde er sein Opfer: Kaiser Siegmunds zweideutiges Wort hielt der Hierarchie nicht stand; die Autorität der römischen Kirche wünschte wohl die Reform von sich aus, aber keinen Reformator von ausserhalb; so

vorsichtig und bibeltreu Husens Lehre sein mochte, sie *musste* eben als Ketzerei verdammt werden, die Opferung dieses Mannes verbesserte zudem die Beziehungen zwischen den Kardinalskliquen, sie war in jeder Weise das Bequemste. Der Feuertod Husens — Hieronymus erlitt dann das gleiche Schicksal — liess die Bewegung der Tschechen ausbrechen; der Laienkelch wurde nun die grosse Forderung, nach Wenzels Tode (1419) musste Siegmund als König von Böhmen die schwerste Anfeindung erleben. Das Hussitentum erhob sich gegen das Deutschtum, ganz radikale Richtungen überschrieben die ursprüngliche Lehre, sie lehnten die meisten Sakramente, die Ablässe und die Heiligenverehrung ab; die tschechischen Bauern schlossen sich der Bewegung an — sie verlangten persönliche Freiheit, Abschaffung der Zinse, Anteil am Gemeinbesitz. So ballte sich im Hussitentum eine Fülle von Momenten zusammen, es erhielt durchaus sozial-revolutionären Charakter und trug einen wilden Vernichtungskrieg durch Deutschland. Erst 1436 kam der Vergleich zustande, der den Hussiten den Laienkelch und beschränkte national-kirchliche Selbständigkeit zugestand, sie dadurch aber in die römische Kirche zurückführte.

Das Schisma, das seit 1378 bestand, musste auch den loyalsten Laien empören; zwei Päpste, der eine von der französisch-spanisch-habsburgischen Staatengruppe, der andere von der deutsch-englisch-nordisch-slawischen Staatengruppe getragen, bekämpften einander; starb in Avignon ein Papst, wurde dort ein neuer gewählt; starb in Rom ein Papst, wurde auch dort ein neuer gewählt. Das Kardinalskollegium, das seinen Einfluss und seine Einkünfte bedroht sah, war des Schismas schliesslich sehr überdrüssig und bekannte sich zum Konzilsgedanken. Als aber das Konzil von Pisa 1409 beide Päpste absetzte, fügten sie sich nicht. Mit dem dort neugewählten zusammen gab es nunmehr drei Päpste. Das Konstanzer Konzil war seit langer Zeit zum ersten Male wieder eine wahrhafte Vertretung der römischen Christenheit — grossartig, glänzend und wuchtig wirkte diese Zusammenkunft schon rein äusserlich; dass sie auf deutschem Boden stattfand, war ein Erfolg der diplomatischen Kunst Kaiser Siegmunds. Das Konzil setzte zwei Päpste ab und zwang den dritten zum Rücktritt; die Kirche erhielt in Martin V. endlich wieder *ein* Haupt. Die wirklich notwendige, durchgreifende Reform gelang aber nicht; der Zehnte wurde eingeschränkt, die Zahl der Kardinäle festgesetzt; in bestimmten Abständen sollten neue Konzilien einberufen werden, das Papsttum sollte mit den einzelnen Nationen über Reformen verhandeln. Die päpstliche Omnipotenz schien also etwas herabgemindert. Das zweite grosse Konzil (1431) in Basel endete mit einem völligen Misserfolge und dadurch mit der doppelten Nieder-

lage des Reformgedankens und des Konzilsgedankens. Rücksichtslos kamen wohl alle Missbräuche der Finanzverwaltung und Ämterbesetzung zur Sprache, aber Einverständnis über die positive Neuordnung kam nicht zustande. Wieder einmal lockte die Möglichkeit der Vereinigung mit der griechischen Kirche und lenkte die Aufmerksamkeit ab. Ein neues Schisma gefährdete schliesslich zehn Jahre lang die Kirche. Man war zuletzt froh, es durch eine Reihe von lauen Kompromissen wieder aus der Welt zu schaffen. Das Papsttum beharrte auf seiner stark egoistischen und materialistisch gefärbten Zentralpolitik, machte aber jedem Einzelfürsten diejenigen Zugeständnisse finanzieller und organisatorischer Natur, die seinem jeweiligen Machteinsatz entsprachen — im übrigen warf es sich auf den Kirchenstaat und baute hier seine landesherrliche Stellung aus. Der Geist der Verweltlichung hatte die Idee christlicher Reform völlig besiegt.

WELTMACHT DER HABSBURGER

Kaiser Siegmund hatte keinen Sohn; so erbte der Schwiegersohn, der Habsburger Albrecht, wieder den grossen östlichen Machtkomplex zusammen, den schon Kaiser Rudolf besessen hatte, und fügte dazu Ungarn. Gegenüber der anwachsenden Türkengefahr bildete sich so ein starker Wall für das Reich, für ganz Mitteleuropa: es war begreiflich, dass die ausschlaggebenden rheinischen Kurfürsten den Beherrscher einer so bedeutenden, halb deutschen, halb ausserdeutschen Hausmacht am liebsten zum Könige wählten — er gewährte den Schutz im Osten und liess das Territorialfürstentum seine Wege gehen. Albrecht II. ist der erste aus jener, nur einmal kurz unterbrochenen Reihe von Habsburgern, die bis zum Ende des alten deutschen Reiches Könige und Kaiser waren. Der Schwerpunkt des politischen Lebens verlagerte sich nach Osten: das Deutschtum und der Reichsgedanke verloren Raum und Kraft im Westen; die Ausdehnung des Deutschtums im Südosten kam auf die Dauer den Habsburgern zugute und nicht dem Reiche; die Ausdehnung des Deutschtums im Nordosten stiess mit Polen zusammen. Kursachsen und Kurbrandenburg, dieses seit dem Konstanzer Konzil von der Nürnberger Burggrafenfamilie der Hohenzollern beherrscht, hielten die Grenzschutz. Der deutsche Orden konnte sich nicht unabhängig gegen Polen halten. Westpreussen wurde polnisch, Ostpreussen kam unter polnische Lehnsoberrhoheit (1466).

König Albrecht regierte noch kein Jahr; auf die kürzeste Regierung folgte die längste, die zugleich die leerste und schwächste eines Kaisers war. Friedrich III. trieb seine Privatliebhabereien und stiftete gün-

stige Heiraten, die Dinge im Reich liess er laufen, wie sie wollten, und die Hausmacht wurde von Räten regiert. Seine Krönung in Rom war die letzte Kaiserkrönung dort. Ungarn und Böhmen wählten sich noch einmal eigene Herrscher. Matthias Corvinus führte für Ungarn eine Glanzzeit herbei; Georg Podiebrad von Böhmen, der Nachfolger von Albrechts hinterlassenem Sohn Ladislaus, hat seinen Namen durch den Plan eines europäischen Staatenbundes mit Bundesgericht und zwischenstaatlichem Parlament denkwürdig gemacht: es war bezeichnend, dass gerade in Böhmen eine solche Idee Gestalt gewann. Überall regte sich aber Eigenwille, Fehde, Abfall und Widerstand; die Absetzung des elenden Friedrich III. wurde ernsthaft erwogen. Da bereitete sich der neue Aufschwung des Hauses Habsburg vor durch die Heirat des Thronfolgers Maximilian mit Maria von Burgund, der Erbtöchter Karls des Kühnen. Nach dem Tode Marias übernahm Maximilian tatsächlich für seine Kinder den grössten Teil des burgundischen Reiches, nur der französische Lehensteil fiel an die dortige Krone zurück. Maximilians Sohn Philipp heiratete dann die Erbin von Spanien — Johanna; ein neues, grosses europäisches Herrschaftsgebiet war im Entstehen, das Frankreich umschloss, das durch Neapel-Sizilien das Mittelmeer beherrschte und bald durch Eroberungen in Übersee zum Weltreich anwuchs. Das Glück einer Dynastie überflügelte das Genie älterer Reichsgründer, die Räume dehnten sich aus, neue Formen des Geschehens entstanden, der Geist, die technischen Bedingungen des Lebens, die Masstäbe, Ideale und Ziele wandelten sich. In Deutschland lockerte sich alles auf, die Überlieferungen verblassten, es herrschte böses Durcheinander. Die Schweizer Eidgenossenschaft nahm Basel und Schaffhausen auf, sie war formell noch nicht unabhängig, trieb aber tatsächlich eine eigene Politik, die den Interessen des Reiches auch zuwider laufen konnte. Von seinem Leibe wurden also Glieder abgerissen — das erstarkende deutsche Nationalgefühl empfand den Schmerz, vermochte aber nichts dawider zu tun. Die Begriffe 'Kaiser und Reich' begannen nebeneinander zu treten: der Kaiser war das ferne Oberhaupt, das Reich die Wirklichkeit der gesamten Stände, die stritten, verhandelten und sich verschworen, wie sie wollten. Noch immer kündete die Sage von dem entrückten Kaiser Friedrich — Not und Sehnsucht sprachen sich darin aus. Mit der gleichen Glut und Erbitterung wie die Reform der Kirche wurde die des Imperiums verlangt.

Kaiser Maximilian bemühte sich redlich darum; eine erschreckliche Weitschweifigkeit der Verhandlungen musste aber auch den besten Willen lähmen. Da gab es ewige Rückfragen, Vertagungen, Bedenklichkeiten, die Akten häuften sich zu Bergen. Maximilians Gegenspieler, der kluge Mainzer Kurfürst Berthold von Henneberg, vertrat

die aufstrebenden Kräfte des fürstlichen Territorialstaates — und so konnten die letzten Ergebnisse der Arbeit des Kaisers nur bescheiden sein. Immerhin war der ewige Landfrieden mit seinem Verbot der Fehde und seiner starken Betonung des Rechtsgedankens ein erfreulicher Fortschritt; es gab doch nun innerhalb der neuen zehn Reichskreise eine Handhabe, gegen Raufbolde und Widerspenstige einzuschreiten; das Reichskammergericht wurde die höchste Instanz, gewiss ein schwerfälliges, zwischen Partikularismus und Zentralismus hin und her gerissenes Organ, aber doch durch sein Dasein schon eine Hilfe; über dem, was es nicht tat und nicht tun konnte, darf man nicht vergessen, was es wirklich leistete und was es zu verhindern vermocht hat. Am wenigsten gelang die Reichsbesteuerung; die Fürsten wollten einen „Reichsrat“ als Kontrollbehörde über die Reichsgelder, der Kaiser konnte sich eine solche Aufsicht nicht gut gefallen lassen. Der gemeine Pfennig wurde also erhoben, wo es ging, und nicht erhoben, wo Widerstand einsetzte. Die Matrikularbeiträge waren ein elender Notbehelf, jeder drückte sich darum, der irgend konnte. Das Reichsregiment, das kein Reichsbeamtentum ausbauen konnte, schleppte sich also weiter, von Fall zu Fall, möchte man beinahe sagen. Es setzte sich durch, wenn es auf guten Willen stiess, das heisst, wenn ein Reichsstand ein praktisches Interesse daran hatte, im übrigen musste es sich abfinden und sich damit trösten, dass es doch mindestens einen statischen Zusammenhalt noch darbot.

Kaiser Maximilian war eine überaus reizvolle Persönlichkeit: frisch und beweglich, ein Freund der Natur und des Geistes, heiter, freigebig, leutselig, ein rechter warmer Mensch, der gern forschte und fragte, der alles wissen, sehen und erleben wollte, ein Förderer der Musik, der Gelehrsamkeit, der Dichtkunst, auch selbst ein Anreger und dilettierender Mitarbeiter, wie beim Weisskunig und Teuerdank, ein Schirmherr endlich der deutsch-germanischen Volkstumsromantik, die sich um den von Hutten frisch entdeckten Cherusker Hermann bildete. Maximilians ganzes Herrscherleben hat etwas Unberechnetes; er liess sich gerne treiben, vom Abenteuer verlocken, immer überzeugt, sich schon zu helfen, wenn er sich verstiegen hatte oder in der Klemme sass; auch das wirkt entwaffnend, niemand konnte einem so famosen, schwungvollen Manne eigentlich böse sein, wenn er auch viele Versprechungen und Erwartungen nicht erfüllte oder sich auf allerhand Ränken und Unstimmigkeiten ertappen liess. Er kannte und liebte das Rittertum vom burgundischen Hofe her, er gefiel sich, so wenig morbide er persönlich war, in der verblässenden Welt der Turniere und des Mummenschanzes; Rausch, Farbe, Glanz taten seinen anspruchsvollen Sinnen wohl, er dachte

sich allerhand Schönes dabei und war auch sicher, ganz praktische Zwecke damit zu erreichen. Der „letzte Ritter“ führte aber seine Kriege nicht mit dem Speer, sondern mit Landsknechten und Geschützen; technisch moderne Dinge interessierten ihn, wie auch der Bergbau und die Münzprägung. Ein Staatsmann war er jedoch am wenigsten: ständige Unruhe, Versuche und immer wieder Versuche, tausend Ziele, die einander widersprachen, kindliche Freude am Diplomatisieren, Haltlosigkeit, Vorwürfe, Einfälle und dann wieder andere Einfälle, zum Teil grotesker Natur — ein buntes Bild von Plänen, Opfern, Misserfolgen, gelegentlichem Glück, aber im Verhältnis zum Aufwand doch voll letzter grosser Enttäuschung. Gewiss hat Maximilian Vorderösterreich, Tirol, Görz und das Pustertal, dann ausser der burgundischen Erbschaft auch die erneute Aussicht auf Böhmen und Ungarn gewonnen; seine italienische Politik blieb aber ein Fehlschlag, die Türkengefahr bestand bedrohlich fort.

Im Reich gingen die Fürsten ihren eigenen Weg — neben den Kurfürsten die Herzöge, Markgrafen, Fürsten, Grafen und Herren, dann die Erzbischöfe, Bischöfe, Äbte, Prälaten, Ordensballeien, die freien Reichsstädte, die Grafen, Herren, zuletzt die Reichsdörfer — ortsweise und zeitweise zusammengefasst, wie im Schwäbischen Bunde, dann aber wieder von Eifersucht gegeneinander gehetzt, schon jetzt eine nach hunderten zählende Vielstaaterei, beständig wechselnd durch Teilung, Erbschaft, Verschmelzung und rechtswidrigen Übergriff, von den Reichstagen selbst kaum je vollständig gekannt und vertreten: in summa eine Ungeheuerlichkeit, die noch ungeheuerlicher wurde durch die ständigen Händel und Zänkereien, am meisten jedoch durch die Zumutung, dass diese zersplitterte, gänzlich in sich verschiedene Bewohnerschaft verstreuter Gebietsteile loyale Untertanengefühle gegenüber den Dynastien aufbringen sollte. Und doch wollte die Entwicklung gerade diese Absonderlichkeit: die Landesherren formten sich aus den Territorien Staaten — sie folgten dabei manchem berühmten Muster ausserhalb, sie nutzten die Gelegenheiten aus, die sich boten und nicht verfehlt werden durften; im Versagen des Reichsregiments lag ihre geschichtliche Rechtfertigung. Meist waren es biedere Leute mit patriarchalischem Gehabe und harmlosem Sauf- und Liebesbedürfnis — der böse Ulrich von Württemberg wirkt ganz als Ausnahmefall; ein grosser Hofstaat mit meist sinnlosem Aufwande nahm die Kräfte der Fürstentümer über Gebühr in Anspruch; Wissenschaft und Kunst fanden die übliche Förderung, oft mehr aus einem gewissen Repräsentationsbedürfnisse heraus als aus feinerem, schöpferischem Gefühl für Geistiges. Man regierte gern und viel, manchmal gut, meist schlecht und recht, die

Finanzen waren das Wichtigste, der Bürger sollte bescheiden, ehrbar und abgabefreudig sein, aus dem Bauern wurde herausgepresst, was irgend ging. Die Räte erledigten die Geschäfte als die Vertrauten des Fürsten, abhängig von ihm, Schreibstubennaturen, rechtsgelehrt und humanistisch anspruchsvoll, wenig verbunden mit dem wirklichen Volksleben. Geistliche und adlige Räte wechselten oft den Dienst, Norddeutsche kamen in den Süden und umgekehrt, die Fürsten liebten es, Leute zu Staatsdienern zu haben, die in keinem Boden wurzelten.

RECHT UND WIRTSCHAFT

Das Römische Recht setzte sich siegreich durch, schon weil es das Reichskammergericht beherrschte; die Landesfürsten freuten sich, ihren Hoheitsbegriff bekräftigt zu finden. Bei den Bauern erhielten sich noch lange die alten Weistümer; gegen die Wortklauberei der Doktoren erhob sich hier Widerstand und, weil das wenig Erfolg hatte, bitterer Hass. Die Städte des Westens und Südens sahen ihre kapitalistische Entwicklung gerne durch das Römische Recht bestätigt, aber im Norden und Osten sperrte man sich dagegen. Das alte deutsche Recht war an sich durchaus lebendig, zu Deutschlands Unglück drängte sich das fremde römische ein, entscheidend begünstigt von der politischen Zersplitterung. Noch wachten ja neben dem Landesfürstentum überall in den Territorien die Herren Stände, ehrwürdiges Erzeugnis altgermanischen Genossenschaftsgeistes, stolz und eifersüchtig auf ihre privilegierten autonomen Mitbestimmungsrechte, besonders in Geld- und Militärfragen: wenn des Kaisers Zentralgewalt mit der Fürsten- und Herrenschaft des Reichstages rechnen musste, so wiederholte sich dieser Gegensatz zum Ärger der Fürsten in ihrem eigenen Hause. Da gab es um jede Verfügung Kampf und Reiberei; das Sondertum von Landschaft und Ort meldete sich mit dem erbitterten Anspruch auf Rücksicht. Bis zur unumschränkten Herrschaft nach orientalisches-lateinischer Art war der Weg noch weit.

Von allen Ständen war die Ritterschaft am meisten im Niedergang. Die Söldnerheere minderten ihre militaristische Bedeutung, die gelehrten Beamten waren dem Fürsten lieber als trotzig Barone, der Geldwert sank, die Grundrente schrumpfte, der Landbesitz brachte nichts mehr ein; der adelige Herr verarmte und fand keinen anderen Ausweg, als den Bauern zu pressen und den geldbesitzenden, handelnden Bürger durch Verkehrssteuern zu belasten, woraus dann leicht Raub und Gewalttat entstehen konnte. Viele Reichsritter verbauerten unaufhaltsam; der ganze Stand klammerte sich an ein

überholtes Lebensideal und kam deshalb nicht mehr mit. Die Roheit, die Nichtachtung fremden Gutes und Lebens, die üblich wurde, bekam, wie das so geht, erst später vom Blickpunkt einer antibürgerlich gestimmten Nachwelt den romantischen Schimmer. Die Zeitgenossen merkten das Rückständige und geistig Unlebendige dieser untergehenden Schicht sowohl an ihrem Hasse gegen die neue Wirtschaftsform wie an ihrer stutzerhaften Überbetonung hergebrachter Sitte. Das aufstrebende Bürgertum besass freilich die Schwäche, hier vieles nachzuäffen.

Im Städtewesen lag das eigentlich gesunde und vorwärtsdrängende Zeitelement, es nutzte die Rivalitäten zwischen Kaiser und Fürsten kräftig aus. Solches Gleichgewicht musste den kleineren Machtkomplexen zugute kommen. Nach aussen händlerisch tätig, im Innern zünftlerisch aufgebaut, in Verfassung und Wirtschaft durchaus mittelständlerisch, gegenüber den beherrschten Dörfern hart und herrisch — so stellten die Städte einen autarkischen Typus dar, harmonisch ausgewogen in den entscheidenden Punkten, erfüllt vom Grundsatz der Ordnung, der wechselseitigen Hilfe und der ausreichenden Nahrungsbeschaffung für alle. Die Selbstsucht des Einzelnen war gedämpft, der gesicherte Meister konnte sich seinem Werke hingeben, die Zunftgemeinschaft steigerte die Leistung durch brüderlichen Wettbewerb. Viele neue Handwerke dienten den verfeinerten Kulturansprüchen — die „grosse Gilde“ der Händler gab der „kleinen Gilde“ der Handwerksmeister immer mehr zu tun. Verknöcherung und banausische Kleinlichkeit drohten gewiss auch; die Gesellen kamen nicht voran, ihre Zeit wurde zu sehr ausgenutzt, ihr Lohn reichte nicht, die Zunft wehrte sich gegen zuviel Nachwuchs. Es entstanden, zuerst bei den Webern, Grossbetriebe, die den kapitalistischen Lohnherrscher hoben und bereicherten, den armen Lohnempfänger aber herabdrückten. Das Verlagssystem suchte sich seine Arbeiter gerne unter dem Landvolk und brachte so Fischer und Schiffer, Tagelöhner und Waldleute in proletarische Abhängigkeit. Ähnliches vollzog sich im Bergbau, den das damalige Deutschland vorbildlich entwickelte. Betriebsform und Gesinnung wandelten sich also; Massen waren jetzt nötig, Massenversorgung und Massengefühl entstanden; Anspruch, Brotlosigkeit, Schollenflucht, Wurzel- und Ruhelosigkeit, Elend und Erregung kamen auf.

Im Grosshandel wurde die Hanse Deutschlands Ruhm. Jene Germanisierung der Ostseeslawen schuf die Voraussetzung für dieses Gebilde: Lübeck nutzte die Gunst seiner Lage voll aus, es empfing, von Magdeburg und Braunschweig her, die Erzeugnisse des westfälischen Gewerbes, Schwerter, Messer und Sensen, das Salz von Lüneburg, das Holz der niedersächsischen Wälder, und verschiffte

das alles nach den baltischen Ländern, besonders nach Riga und weiter bis Nowgorod. Hier gab es dafür die Reichtümer Russlands an Pelzen, Teer, Talg, Honig, Wachs. Dorpat und Reval blühten auf. Wisby auf Gotland, von den Deutschen zur Stadtgemeinde erweckt, wurde der glänzende Umschlagplatz für Skandinavien, die pomerschen und mecklenburgischen Städte Wismar, Stralsund, Rostock verdankten ihren Reichtum dem Hering, Danzig sammelte den Weichselhandel auf. Aus den Handelsbündnissen dieser Städte war jene grosse Kaufmannsgenossenschaft erwachsen, die seit der Mitte des 14. Jahrhunderts den Namen „Hanse der Deutschen“ trug und die nordeuropäischen Meere beherrschte: ein lockeres Gefüge, ohne zwingende Verfassung, aber mit organisierter Schiedsgerichtsbarkeit, ein freier Bund, der seine gemeinsamen Angelegenheiten auf „Tagen“ beriet und die Beschlüsse in „Rezessen“ niederlegte, der seine „Kontore“ an allen wichtigen ausländischen Plätzen unterhielt, um den Mitgliedern dort Wohnung, Schutz, Geschäftsmöglichkeit zu schaffen. Die Hanse hat mit fremden Reichen diplomatisch verhandelt, sie hat Verträge geschlossen und Privilegien gesichert, sie hat in kriegerische Verwickelungen eingegriffen — durch alles das entstand eine Überlieferung, eine politische und geschäftliche Erfahrung, eine praktische Überlegenheit auf Grund tätiger Bereitschaft: jene Summe also von Weisheit und Arbeit, mit der sich damals keine andere Gruppe messen konnte — zum Besten der deutschen Kaufmannschaft, die durch Selbsthilfe gross wurde, zum Besten also schliesslich auch Gesamtdeutschlands. Bis ins Binnenland, rheinaufwärts nach Köln, dann durch Westfalen nach Thüringen und Schlesien reichte der Machtbereich der Hanse; Drontheim und Bergen waren die nordischen Vorposten. Der Stahlhof in London sicherte Wolle, Häute und Felle, Kupfer und Zinn, die Haupterzeugnisse Englands. In Brügge und Ypern genossen die Deutschen zwar keine Vorzugsrechte wie sonstwo — der Markt der Niederlande mit seinen westlichen und südlichen Verbindungen schloss sich vielmehr ebenbürtig an die Hanse an. Und im gleichen selbständigen Verhältnis zur Hanse standen die Donaustädte Donauwörth und Regensburg, dann die Beherrscherin der Alpenpässe Augsburg, die Mainstädte Bamberg, Würzburg und der überragende, als Strassenknotenpunkt vor allen bevorzugte Stapelplatz Frankfurt, schliesslich Nürnberg, das den Gewerbefleiss zur höchsten Vollendung ausbildete.

Auch die Hanse litt freilich unter inneren Streitigkeiten und mancherlei Sondergeist. Die nationale Erstarkung des Auslandes gefährdete ihre Kontore bis zur schliesslichen völligen Vernichtung, die territoriale Fürstengewalt lauerte auf den Glanz der Städte; die

Hanse wusste dagegen keine wirksame Hilfe, die Kraft der Städte wurde auch innerlich durch Verfassungswirren gelähmt. Bis in das 17. Jahrhundert hinein hat sich dennoch der hanseatische Geist gehalten als Quelle des Ansehens bürgerlicher deutscher Tatkraft.

Die Farbigkeit und Vielgestalt der deutschen Städte übertraf sogar Italien. Geschmack und Sondertum spiegelte sich in Gassen und Giebeln, in Rathaus und Mauerwerk; jedes Gemeinwesen hatte sein Gesicht, seinen Stolz, sein Geschichtserlebnis, seine Eigenheit des Schaffens und Wirkens: Breslau versandte Honig und Biere, Hamburg sein besonderes Weizenbräu, Braunschweig seine Mumme; Köln führte im Seidenhandel, in der Gerberei, im Weinhandel und der dazu nötigen Fassbinderei; Erfurt war schon damals die Gartenstadt, Leipzig, von Kaiser Maximilian privilegiert, wuchs an zum Messeplatz für den west-östlich kontinentalen Umschlag, Ulm wurde gross durch den Barchent; bedeutende Kaufmannsfamilien erwarben europäische Namen, die Welser und Fugger von Augsburg an der Spitze, dann die Imhof und Tucher von Nürnberg. Der Edelmetallhändler Jakob Fugger wurde Bankier von Kaisern und Päpsten.

Freilich begann auch schon da und dort ein Rückgang; so in Konstanz nach dem Konzil, so in Nördlingen und Memmingen. Die kapitalistische Betriebsamkeit der Städte wurde von manchem Reformers, von manchem Humanisten angefeindet; es gab keine überragende Macht, die den bürgerlichen Geist irgendwie zusammengefasst und als Faktor in die deutsche Entwicklung eingefügt hätte, so wie es in Frankreich und England geschah. So hatten die Städte, vereinzelt und sich selbst überlassen, den schweren Kampf mit dem Territorialfürstentum aufzunehmen und konnten dabei nicht siegen. Köln wehrte sich erbittert gegen seine Erzbischöfe, anderswo mussten die Ansprüche von Domkapiteln oder fürstlichen Vögten zurückgedrängt werden. Die Stadtobrigkeiten hatten es schwer angesichts der Gegensätze von Patriziern und Zünften, angesichts des Anwachsens einer verarmten unteren Schicht; Darlehen, Almosen mussten gewährt, öffentliche Bäder, Spitäler, Altersasyle und Findelhäuser mussten unterhalten werden; das Stiftungswesen zog gerade wieder unlautere und schwierige Elemente in die Stadt, das Bürgertum schloss sich schroff und eigennützig nach unten ab. Beisassen waren politisch rechtlos, Permissionisten nur geduldet auf Zeit. Gegenüber so viel städtischem Glanze blieb der deutsche Bauer bescheiden und gedrückt, wenn er auch gewiss nicht überall verelendet war. Nach der Kolonisation im Osten, die so vielen Landleuten Raum und Arbeit gegeben hatte, ging die Güterzersplitterung und Nahrungsverminderung auf dem alten Reichsboden unaufhalt-

sam fort. So wie die Schweizer behaupteten auch die Dithmarschen ihre alte Freiheit gegenüber fürstlichem und adeligem Begehren. Im Osten aber bildete sich die Grundherrschaft zur Gutsherrschaft um, der Bauer sank herab zum Pacht- und Zinsmann, ja zum Leibeigenen. Der Adel legte Bauern — wer wollte ihn daran hindern? — Abgabepflicht jeder Art, auch bei Erbgang und Verkauf, Enteignung, Vertreibung bedrohten den kleinen Mann. In Niedersachsen erhielt sich dagegen der bäuerliche Erbzinsbesitz, im Rheinland und in Südwestdeutschland überwog vielfach der geistliche Besitzstand — das Landvolk hatte es dabei nicht am schlechtesten. Hier und im eigentlichen Süddeutschland stieg aber sicher die Verschuldung an, die Bodenzerstückelung war gross, die Rechtsverhältnisse verwirrten sich mehr und mehr und wurden dem einfachen Mann eine unverständliche Last. Wenn sich die Leibeigenschaft tatsächlich mildern mochte, so war die Freizügigkeit doch völlig beschränkt, die Verheiratung blieb abhängig von der Erlaubnis des Herrn, die Arbeitspflicht wurde häufig mit Härte und ohne jede Rücksicht auf persönliche Verhältnisse in Anspruch genommen.

Schliesslich hat das römische Recht mindestens fördernd auf die Verschlechterung der Lage des Bauerntums eingewirkt. Wenn nun auch noch der Grundherr das Gerichtswesen an sich riss, wenn Strafgeelder und Bussen willkürlich erhöht wurden, wenn die Allmende, der alte dörfliche Gemeinbesitz, dem Landvolk genommen oder wenigstens teilweise entzogen wurde, wenn die Jagdleidenschaft der Herren kein Bauernfeld schonte, wenn Wald und Wasser widerrechtlich in Anspruch genommen werden konnten, dann begreift man Missmut und Erbitterung des Landvolkes, man begreift, dass es die Predigt der Reformer von der apostolischen Armut gern hörte und auf seine Verhältnisse angewendet sehen wollte. Nur in Tirol nahm der Bauer neben Geistlichkeit, Adel und Bürgertum als vierter Landstand seinen Platz ein. Sonst gab es dergleichen in Deutschland nicht mehr. Politisch und sozial war die Not des Landvolkes gross, wenn sich auch die Verhältnisse nach der persönlichen Artung der Grundherren unterschiedlich gestalteten. Zusammenrottungen und revolutionäre Widerstände setzten bereits im 14. Jahrhundert ein, in Flandern zuerst 1334; der „Arme Mann“ sah überall die Auflösung der alten Ordnung, er wollte beim Neuaufbau nicht noch schlechter wegkommen und die Gelegenheit benutzen, seine Lage irgendwie zu verbessern. Der Anlass der Einzelbewegungen mochte so verschieden sein wie ihr Ziel; Misstrauen und Erbitterung waren gross und geschichtlich wohl begreiflich; Geheimbünde bildeten sich vielfach — naiv, grob, treuherzig, ungelenkt war ihre Sprache und die Art der Führer. Eine rechtzeitige Reform hätte die

Lebensarbeit einer überragenden, staatsmännischen Kraft ausmachen können. Die Schwierigkeiten, die an sich gross waren, wuchsen durch die deutsche politische Zersplitterung ins Unüberwindbare.

GEISTIGE KULTUR

Das deutsche Denken erreichte damals in dem Kardinal Nikolaus von Kues eine Höhe, auf die zunächst nichts mehr folgen konnte: einsam und grossartig ragt dieser Mann am Vorabend der Reformation auf († 1464), Scholastiker und Mystiker zugleich und manchmal auch wieder keines von beiden, ein Philosoph nur seiner eigenen Klasse, deren rätselvolle Problematik ihn natürlich in den Verdacht pantheistisch skeptischer Ketzerei brachte. Sein Wissen war allumspannend, sein Lebensgefühl kosmisch — so dachte er auch schon den höchsten und menschlichsten Gedanken: die Duldsamkeit. Was nach ihm kam, war kleiner. Ein breiter Strom humanistischer Bildungsbeflissenheit ging durch die deutschen Lande, neue Hochschulgründungen gab es überall — Wien, Heidelberg, Erfurt, Frankfurt a. O., Freiburg, Tübingen, Wittenberg. Auch in Deutschland wurde der Humanist der hochgeehrte Lehrer, Berater, Zeremonienmeister, Diplomat und Poet — der sich gern spreizte und geschwollen salbaderte, der seinen gewaltigen Wissenskram mit Selbstgefälligkeit auspackte und sich mit seinen Zitaten, Anspielungen, eleganten Phrasen und geistreich sein wollenden Dunkelheiten so ungemein wichtig vorkam. In Italien war dergleichen doch noch ursprünglicher; in Deutschland stand zu diesem Gehabe das biedere Wesen befangener und beengter Bürgerlichkeit in einem Widerspruch von oftmals zündender Komik.

Mit dem Kirchenwesen stellten sich die deutschen Humanisten zunächst möglichst gut; die religiöse Grundstimmung bleibt eigentlich immer charakteristisch für sie; bei einem Manne wie Konrad Celtis steigerte sich die Begeisterung für die Antike schon zu einem heidnischen Kult der Sinne und der Künste, der sich mit Heiligen- und Madonnenverehrung eigentlich nicht mehr vertrug, der ihm aber, bezeichnend genug, den Weg öffnete zu einem urwüchsigen Bekenntnis zur Deutschheit. Was der grosse Philologe Reuchlin für das Lateinische, Griechische und besonders für das Hebräische tat, war dann grundlegend für die ganze Folgezeit; gerade gegen diesen vornehmen und allem öffentlichen Zwiste fremden Mann richteten sich jene berühmten Dunkelmännerbriefe, das kecke Produkt einer jüngeren Humanistengeneration, deren Übermut und Tatendurst den alten behäbigen und schwerfälligen Wissenschaftsbetrieb satt hatte. Ein Gelehrter grossen Stils, noch mehr: ein geistiger Herrscher

war Erasmus von Rotterdam, der kränkliche, gepflegte Mann mit dem blassen, mageren, vom Denken geprägten Antlitz — eitel, empfindlich, ein boshafter Polemiker, ruhmgerig, von der Welt abgestossen, aber immer wieder von ihr verlockt, der Meister in der Herausgabe und Kommentierung von Texten, ein flüssiger, witziger Schriftsteller und scharfsinniger Interpret, politisch bemerkenswert vor allem durch seine schlagfertige Vertretung der Friedensidee, aber kein Mann, der mit seiner optimistischen Vernunftgläubigkeit und seinem abwägenden Gerechtigkeitsinne in stande gewesen wäre, einer so gärenden Zeit die neue Form zu geben. Von den einen mit Lob überschüttet, als Lauer und Halber von den anderen verdammt, hat sich dieser geistig immer Unabhängige redlich um seine Philosophie Christi bemüht. Geduldig fand er sich damit ab, verkannt zu sein und nicht durchschlagen zu können, er blieb verträglich und weise. So strahlt er als ein heller Name bis heute.

Nikolaus von Kues war auch der erste, der auf Grund autonomer Logik, als Naturforscher, Mathematiker und Astronom, die moderne Welterfassung begründete. Kopernikus' Werk über die Umdrehung der Himmelskörper fusst letzten Endes auf solchem Denken. Seit dem 15. Jahrhundert waren ja in Italien die Erkenntnisse der antiken Astronomie einschliesslich der heliozentrischen Weltansicht bekannt. Die Sternkunde förderte die Schifffahrt, die mathematische Erkenntnis förderte Schiesskunst und Befestigungslehre. Himmelsgloben und Uhren entstanden. Der Sinn für das Messen, Richten, Wägen und Berechnen, die dadurch kontrollierte Genauigkeit handwerklicher und technischer Arbeit machte nunmehr Instrumente, Maschinen, Apparate jeder Art möglich — Windmühlen, Schleusen, Hochöfen. Die Herrschaft über die Kräfte der Natur, ja über die tote Materie berauschte den Menschen von damals. Er fühlte eine Zaubermacht in sich und vermäss sich, die Sterne selbst zum Sprechen zu bringen über Krankheiten, Weltgeschicke, Lebensläufe, Tod und Ewigkeit, Welt-Gott und Gott-Welt. Der Sinn des Lebens, das Geheimnis allerletzter Dinge sollte enträtselt, der Geist der Erde magisch beschworen werden. Was konnte, was sollte sich dem alles wissenden, alles erfassenden Menschenhirne entziehen?

Der grosse Paracelsus sah in den Weltvorgängen eine Summe chemischer Prozesse, nur aus der Natur selbst wollte dieser brennende, rasende, stürmende Mensch Heilkräfte gewinnen, nur Erfahrung und Experiment wollte er als praktische Autorität anerkennen, wenn er auch die Offenbarung ruhig Offenbarung sein liess und die Göttlichkeit aller dieser Naturkräfte verehrte — ein Göttlicher und Gottseliger auch er. Er war ein ahnungsvoller, alldurchdringender, von den Schauern tiefer Erfassung der einheitlichen Weltwirklich-

keit geschüttelter Genius — faustischer als der geschichtliche Doktor und Quacksalber, der diesen Namen trug. So viele Geheimnisse waren nun enthüllt — die Geheimwissenschaften waren sicher, das Publikum zu fesseln, von Fürsten und anderen Grossen Förderung zu geniessen. Reichtum, Macht, Weisheit wurden auf abenteuerliche Weise umworben, die weisse Magie wetteiferte mit der schwarzen, die eigene Seligkeit selbst wurde als Preis eingesetzt, um den letzten Schleier zu zerreißen. Ein Abenteurer wie der Kölner Agrippa von Nettesheim gründete einen Geheimorden, verwandelte Metalle, bekämpfte die Hexenverfolgung, vollbrachte ärztliche Wunder, wurde kaiserlicher Rat, sass im Gefängnis und starb mit achtunddreissig Jahren: dieser Mann, Neuplatoniker und Kabbalist, unterfing sich, die „Okkulte Wissenschaft“ zu lehren und zu deuten — als das mächtigste Organon der Welt und des Geistes: eine tiefsinnige Scharlatanerie, ein frommes Vexierspiel, verwirrend durch sein Gemisch von Schönheitssucht und keckem Seelenfang — nachträglich auch noch abgeschworen von diesem tollen Burschen!

Merkwürdig schwach war das literarische Schaffen in dem vorreformatorischen Deutschland. Das städtisch-bürgerliche Wesen begünstigte mehr die bildenden Künste. Der Patrizier brauchte schwere geschnitzte Möbel, gut geschmiedete Gitter, er hatte seine Freude an silbernem Geschirr und köstlichem Geschmeide. Die Goldschmiede waren begehrte, viel beschäftigte und angesehene Leute. Gutenbergs Erfindung der beweglichen Lettern war auch eine kunstgewerbliche Tat, die dem Wissen, der Bildung, der Erbauung, der öffentlichen Meinung ganz neue Möglichkeiten schuf. Buchbinder, Buchhändler, Holzschneider bekamen zu tun. Wort und Bild konnten volkstümlich werden wie nie zuvor; weil sie verstanden werden wollten, bedienten sie sich der Ausdrucksmittel und der Anschauungsweise des Volkes. Von daher kam auch eine Erweckung des künstlerischen Schrifttums. Geiler von Kaisersberg hielt und vertrieb seine derben Predigten. Thomas Murner schüttelte die frommen Seelen mit seinen groben Fäusten durch und durch, ein prächtiger Kenner aller Schelmerei und Narretei. Sebastian Brants Narrenschiff bemühte sich, diese verdorbene Welt zu belehren und zu verbessern. Die Volksbücher boten eine willkommene Unterhaltung — altes ritterliches Sagengut in verblasster Form. Ebenso verbürgerlichte und verflachte der Meistergesang die überlieferte Poesie — erst Hans Sachs gab ihm und der Schwankdichtung wieder etwas Sprudelndes und Zündendes: das war eine biedere, aber auch launige und sinnreiche Dichterei, mit einem urgesunden Instinkt für menschliche Sonderbarkeit, mit einer wohltuenden Treffsicherheit für das lebendige Wort.

Fülliger, wärmer, farbiger als dies alles bleibt doch das, was Schnitzer und Maler für den Kirchenschmuck, für die Heiligenverehrung, für die Darstellung des göttlichen Heilsplanes durch Christus überall in Deutschland geschafft und gewirkt haben, bescheidene Leute zumeist, aber besinnlich, gottergeben, von den Nöten und Zweifeln der Zeit berührt, wenn auch nicht innerlichst erschüttert, doch lauter und ernsthaft; mag vieles im handwerklichen Mittelmass, in einer bestimmten deutschen braven Gebundenheit steckengeblieben sein: der Eifer und das Können waren doch erstaunlich und greifen bis heute ans Herz. Und die Versuche, Natürliches natürlich zu formen, das kultische Pathos zu vergegenständlichen, das Heilige zu vermenschlichen, setzten immer kräftiger ein und steigerten ihren Erfolg. Die Kölner Schule reichte zuerst an die nüchterne Meisterschaft der Niederländer heran. Dann aber brach sich das deutsche Kunstschaffen freie Bahn und leistete das Höchste. Matthias Grünewald erschreckte die Zeit durch die Wildheit seines zerrissenen Gemütes, durch die unerbittliche Wahrheit seiner Leidensdarstellung, durch Glanz und Glut seiner Farben: das war Sturm und Erschütterung, schwer zu ertragen, viele wandten sich ab und verhüllten ihr Haupt, unfähig, solches Leben zu fassen, sich damit zu erfüllen, sich dadurch zu erwecken. Verständlicher schien der liebe Nürnberger Meister Albrecht Dürer — aber wer wollte je mit ihm fertig werden? Hier trank ein unbestechliches Auge die Wirklichkeit der Natur, mit einer Inbrunst, der keine Pflanze, kein Tierlein zu schlecht war. Hier scherzte ein bezwingender Stift über häusliche Nöte, über die Ereignisse des traulichen Alltags, hier war aber auch mit einem geruhsamen Ernst das Letzte und Innerste gepackt: das halbgebrochene Auge der Mutter, jedes Barthaar des gestrengen Patriziers, all die Falten und Furchen, die ein saftiges Herrscherleben dem stolzen Kaiserantlitze Maximilians eingegraben hatte. Aber ebenso natürlich waren dem Meister Fluss und Himmel, Berge und Burgen der Landschaft, oder die himmlische, strahlende und jubelnde Gemeinschaft aller Heiligen. Auch Dürer suchte die Geheimnisse des Lebens, er grübelte über Tod und Teufel, er versank in die Apokalypse und kannte die lähmende Resignation melancholischen Weltgefühls; er litt unter der heiteren Formsicherheit der Italiener und wetteiferte voll rührender Sucht mit ihnen in jener Monumentalität, die dort als das Höchste zu gelten begann. Sein Genie fand aber doch immer zu sich selbst, weil seine Persönlichkeit dem eigensten Gesetze gehorchte. Wenn er nur in sein Innerstes hörte, dann konnte es ihm nicht fehlen. Auf eine ergreifende Weise vollzieht sich dieses Bemühen und dies „fleissige Kläubern“, dieser Austausch mit Gelehrten, dies gespannte Studieren der Proportion und der mathe-

matischen Gesetze: hier entfaltete sich eine Echtheit deutschen Menschentums, die alle Zeit und Not bezwingt.

Wie sicher und kampflös sieht daneben die glänzende Künstlerlaufbahn des jüngeren Hans Holbein aus, des verwöhnten Glückskindes, das nichts als Maler war, dafür aber ein ganz grosser, ein ganz sicherer, ein ganz selbstgewisser. Daneben die kleineren, die noch stark genug sind: Hans Baldung Grien, Altdorfer, Lukas Cranach. Und dann die Fülle der Plastik: Riemenschneider, Vischer, Veit Stoss, Adam Kraft!

Deutschland war aufgeblüht. Es gab ein Selbstgefühl der deutschen Nation. Ein gesamt-deutscher Staat war nicht da — aber konnte er nicht aus einer so herrlichen Fülle von Volkstum heraus geschaffen werden? Es war eine Zeit der Verworrenheit, der dumpfen, schwer geladenen Lebensfülle. Wenn die Kraft in die Zweige schoss, so stand doch noch ein mächtiger Stamm aufrecht. Der deutsche Geist hatte den Rhythmus der Zeit zutiefst erfasst; überall strebte unter den Nachbarn das Volkstum zum Nationalstaat. Die Renaissance hatte den Gedanken der Kirchenreform ersticken helfen. Deutschland brachte jetzt die Reformation hervor und vollstreckte so das Vermächtnis der Gotik. Die Reformation erneuerte das Christentum, aber sie zerspaltete Europa, sie zerriss insbesondere Deutschland.

18. ASIATISCHE EXPANSION. ALT-AMERIKA. EUROPÄISCHE ENTDECKUNGEN

18. ASIATISCHE EXPANSION. ALT-AMERIKA. EUROPÄISCHE ENTDECKUNGEN

MONGOLEN UND TÜRKEN

Europa konnte das römische Reich nicht vergessen; im Kaiserthum und im Papsttum lebte der alte Anspruch fort auf universale Herrschaft. Dem widerstrebten die Nationen, die sich jetzt aus dem sesshaft gewordenen Volkstum heraus bildeten. Europa individualisierte sich, weltlich-politisch, und dann auch kulturell und geistlich. Noch immer glaubte Europa an die „Welt“, die eben seine Welt war. Die wirkliche Welt sah anders aus. Die Kreuzzüge waren die ersten „Entdeckungen“, so wie dann die Entdeckungen Europas Kreuzzüge wurden. Auf jenen Vorstoss nach Osten, der eine Gegenbewegung gegen den Islam der Araber gewesen war, folgten die viel stärkeren Vorstösse der asiatischen Welt nach Westen. Die Mongolen und dann die Türken belehrten dies Europa auf sehr bittere Art über die Grenzen seiner Macht und seines Geistes.

Das Leben der Mongolenstämme im nördlichen Zentralasien war Jahrhunderte hindurch primitiv und nomadenhaft verlaufen — da ballte der junge Fürst Temujin aus ihnen ein gewaltiges Kriegsvolk zusammen und gründete sein Weltreich. Die Geschichte kennt ihn als den grossen Chan, den Tschingis Hân; keiner hat solche Eroberungszüge unternommen wie er — die Hälfte der damaligen Menschheit musste ihm gehorchen. Seine Art der Kriegführung war freilich unerhört und liess alles Lebendige erzittern; zum zweiten Male — nach den Hunnen — zeigte die innerasiatische Barbarei, was sie an Vernichtung des Glückes und der Kultur leisten konnte: Vernichtung und Ausmorden aus elementarem Zerstörungstrieb und betäubendem Blutausch. China und Persien mussten die Fremdherrschaft ertragen und erhielten dabei noch standhaft ihr Bestes; nirgends haben die Mongolen eine selbständige politische Form,

eine persönliche Kultur, einen eigenartigen Religionsdienst hervorgebracht: sie waren nur despotische Soldaten, die schliesslich mit äusserer Unterwerfung und Tributleistungen zufrieden waren.

Zerstört wurden damals Samarkand und Buchara, erobert Turkestan, der Kaukasus, Süd-Russland, verwüstet Nordindien. Unter den Nachfolgern des Tschingis Hân bildeten sich Teilreiche; einer dieser Diadochen, Batu, durchzog ganz Russland und suchte Polen, Schlesien, Ungarn heim. Der Sieg der Deutschen bei Liegnitz (1241) gebot ihm Halt. Auch die Mamelucken wehrten sich erfolgreich in Syrien. Alle asiatischen Länder sind durch die Mongolenstürme erschüttert worden und tragen in ihrer Geschichte die Spuren davon. Es ist den Mongolen oder Tataren nicht gelungen, die eigene Weltreichsbildung irgendwie zu erhalten; der Mangel an geistiger Originalität zwang sie, sich mit Vorhandenem zu verbinden — so übernahmen sie in Persien den Islam — und diesem Vorhandenen etwas von ihrer Härte, ihrem Despotismus zu geben, wie es in China und Russland geschah.

Nicht so glanzvoll und überwältigend, aber zäher, eindringlicher ist die Entwicklung des robustesten der Turkvölker, der Türken, deren vorherrschende militärische Begabung an die Mongolen erinnert. Auch sie sind zentralasiatischen Ursprungs, sie durchdrangen sich mit allen religiösen und kulturellen Einflüssen, die im Turfangebiet zusammentrafen, und gelangten in dem islamisch-persischen Herrschaftsraum zu massgebender, militärischer Stellung, gründeten Dynastien, wie die der Seldschuken, in Ägypten die der Mamluken, und gewannen besonders in Anatolien, gefördert durch die religiöse Wucht der Derwischbewegung, politisch massgebende Bedeutung. Osman († 1326), nach dem sich die Türken Osmanen nannten, noch mehr seine Enkel Sulejman und Murad nahmen den Kampf gegen Byzanz mit aller Energie auf; diese Herrscherfamilie setzte sich gegenüber allen sonstigen ehrgeizigen Emiren durch.

Die lateinischen Herrschaftsgründungen der Kreuzfahrer hatten ja keine volle Lebenskraft in sich (vgl. S. 277). In Nikaia entstand sogleich unter der Dynastie Laskaris ein neues griechisches Kaisertum (1208), das alle byzantinischen Überlieferungen sammelte und im Bunde mit den Bulgaren gegen die „Franken“ verfocht. 1261 wurde Konstantinopel wieder griechisch — die Genuesen hatte dabei mitgeholfen und verdrängten nun die Venezianer, wie das Überbleibsel ihrer Befestigungen, der stolze Galataturm, noch heute bezeugt. Die Dynastie der Palaiologen führte nun noch zwei Jahrhunderte das christliche Szepter in Konstantinopel — unter fast unüberwindlichen Schwierigkeiten. Venedig behauptete die Inselwelt, Byzanz vermochte dagegen keine Flotte aufzustellen, auf dem Balkan

herrschaften die Bulgaren und Serben, in Griechenland hielten sich die Lateiner; die geistige Kultur war nicht mehr schöpferisch, das Klosterwesen übte gewaltigen Einfluss aus, besonders die Mönchsgemeinschaft vom Athos, deren Kunstpflege massgebend wurde. Bürgerkriege zwischen wetteifernden Familiengruppen lähmten das Reich, sogar die Fremden wurden dabei zu Hilfe gerufen. Das Abendland war selbst zu zersplittert, um wirksam eingreifen zu können — und die Hoffnung auf die Wiedervereinigung der griechischen mit der römischen Kirche setzte wiederholt das Papsttum in Bewegung, aber auch ihm fehlten ja die Kräfte. So vermochten die Türken immer weiter vorzudringen: sie nahmen Brussa und Nikaia, setzten sich auf den Inseln und in Thrakien fest — genau wie die Kreuzfahrer seinerzeit fühlten auch sie sich als Glaubenskämpfer; ihre Hauptstütze war das Janitscharenkorps, ein Fussvolk, das neben die Lehnreiterei trat, fremdstämmige Sklaven, die bis Ende des 16. Jahrhunderts keine Heiratserlaubnis hatten, militärisch als Elite durch und durch diszipliniert, in jeder Weise verwöhnt und bald auch politisch einflussreich.

Viel gefährlicher für die Osmanen als das absterbende griechische Kaisertum war jetzt das serbische Reich geworden, das unter Stephan Duschan die Vereinigung aller Balkanvölker zu einer gross-serbischen Herrschaft erstrebte und Konstantinopel selbst bedrohte. Aber eine Reihe von Niederlagen, zuletzt die auf dem Amselfelde am St. Veitstage (15. Juni) 1389, entschied zu Gunsten der Türken; sie machten dann der bulgarischen Selbständigkeit ein Ende; auch Morea musste die osmanische Oberhoheit anerkennen. Schon damals wäre sicher Byzanz gefallen, wenn nicht die Türken einen furchtbaren Angriff von mongolisch-tatarischer Seite zu bestehen gehabt hätten. Timur Leng (Tamerlan) verheerte ganz Mittel- und Kleinasien in 35 Feldzügen und besiegte die Osmanen bei Angora. Seine Residenz Samarkand war der glänzende Mittelpunkt eines Nomadengrossreiches, das auch China bedroht hat. Als er 1405 mit 69 Jahren starb, konnte das osmanische Haus sich wieder aufraffen: gegen die seegewaltigen Venezianer, gegen dynastische Eifersucht, auch gegen religiös gestimmte Aufstände im Innern setzte es sich blutig durch, schlug sich mit den Ungarn, Polen und Deutschen, plünderte Trapezunt, bekriegte die Albaner, deren Nationalheld Skanderbeg zum Islam und dann wieder zum Christentum übertrat, die Unabhängigkeit seiner Bergstämme aber dabei für lange zu erhalten wusste.

1453 fand dann das lang vorbereitete Ereignis statt: Konstantinopel, herabgesunken zum Herzpunkt eines bescheidenen Trümmerstücks des alten grossen oströmischen Reiches, wurde von Sultan Meh-

med II. erobert — Byzanz fiel, verblindet, arrogant, hilflos, vornehm bis zum Schluss; der letzte Kaiser starb als kämpfender Soldat auf der Mauer seiner Hauptstadt. Über einen Berg von Leichen ritt der Sultan zum Hochaltar der Hagia Sophia und nahm das Heiligtum für den Islam in Besitz. Es gab nun ein geschlossenes asiatisch-europäisches Türkenreich — die Balkanzwiste erstarben in der Friedhofsruhe der osmanischen Oberherrschaft. Die übermächtige Tradition von Konstantinopel formte Zeremoniell und Lebensstil der Sultane nach Art orientalischer Despotie. Bald wurden sie auch Kalifen; der Islam, der gerade jetzt Spanien verlor, bekam seinen neuen Mittelpunkt für gewaltige Auswirkung. Die Türken duldeten Griechen und Armenier, sie belassen ihnen ihre Religionsübung und wirtschaftliche Betätigungsfreiheit. Die nach einem Stadtteil in Konstantinopel genannten Phanarioten bewährten sich als Geschäftsleute und Gehilfen des ökonomischen Patriarchen. Viele von diesen Christen wurden später auch Gehilfen der türkischen Verwaltung, als Dragomane, die aber in Wirklichkeit viel mehr waren als Dolmetscher. Militär und Verwaltung waren und blieben an sich grundsätzlich den Osmanen vorbehalten. Die Paschas wurden Herren des Grundes und Bodens, die Unterworfenen blieben persönlich unbelästigt, wenn sie arbeiteten und schwiegen. Das war die „Herde“ (Raja), die gehorchte und ihre Steuern zu bezahlen hatte. Der Ausdruck wurde später auch auf den mohammedanischen Bauern von Anatolien übertragen. Wenn sich aus der Gemengelage der Nationalitäten Schwierigkeiten ergaben, so fanden die Türken eine Lösung in der Evakuierung und in der Abschachtung.

Auch das Kaiserreich Trapezunt fiel damals, ebenso die letzten christlichen Posten auf dem Peloponnes, vor allem das Herzogtum Athen, das nacheinander französisch, katalanisch und florentinisch gewesen war; die Venezianer gaben den Rest ihrer östlichen Besitzungen preis, um den Handel zu behalten, Rhodos wurde brannt, sogar in Apulien erschienen die Türken und riefen Entsetzen hervor durch ihre Greuel. Die Osmanen fühlten sich als Vorkämpfer des sunnitischen Islam und gerieten so in Todfeindschaft zu den schiitischen Persern, deren geistige Überlegenheit sich aber massgebend auch in der türkischen kulturellen Entwicklung auswirkte. Jahrhundertlang sollte dieser Gegensatz, der zugleich ein Austausch und Wettkampf war, die orientalische Geschichte bestimmen. Das Kostbarste an Gewebe und Metallwerk, was in Stambul angeboten wurde, kam schliesslich doch immer von den persischen Ketzern. Nordpersien, Syrien, Ägypten sahen im Anfange des 16. Jahrhunderts die Fahne der türkischen Eroberung; das Reich legte sich, einem riesigen Halbmonde vergleichbar, um das ganze Ostbecken

des Mittelmeers — es bohrte sich im Süden nach Afrika hinein, im Norden durch Ungarn nach Mitteleuropa.

Die Eroberung Algiers durch die Osmanen kam gerade zu spät, um die Spanier zu hindern, nach Amerika zu gehen. Sulejman der Grosse nahm Rhodos, Belgrad, Budapest, er suchte Persien heim und unterwarf Siebenbürgen. In der Person dieses Grossherrn erreichte die alttürkische Geschichte ihren Höhepunkt; viel mehr denn ein Eroberer war er ein Mann des inneren Aufbaus, ein „Gesetzgeber“, wie sein ehrender Beiname in der türkischen Geschichtsschreibung lautet, dessen Gesetzsammlung bis heute grundlegend geblieben ist, der Steuerwesen und Polizeigewalt ordnete, der überall Hochschulen gründete und glänzende Gotteshäuser baute. Die schönste Moschee in Stambul, die Sulejmanije, bewahrt seinen Namen — ein gewaltiger Gebäudekomplex, der auch musterhafte Wohlfahrtseinrichtungen umschloss: Krankenhaus, Armenküche, Irrenanstalt. Sulejmans Familienleben wurde freilich durch die üblichen Palastintrigen, durch Sohnes- und Enkelmord befleckt — das Gegenstück zu dem im Osmanenhouse zur Überlieferung, ja zur Vorschrift gewordenen, bei jedem Thronwechsel vorgenommenen Brudermord. Das Vordringen der Türken, das im Abendlande vergebens den Ruf nach einem neuen Kreuzzuge wachrief, schliesslich aber doch die am nächsten bedrohten Herrscher zur Bildung wirksamer Abwehrheere zwang, hat eben dadurch das politische Leben in Europa tief beeinflusst und eine Zusammenfassung der staatlichen Kräfte in grösserem Stile herbeigeführt. Der Erfolg der Türken beruhte auf der Autokratie der Sultane und auf der militärischen Schlagfertigkeit. Türkisch machen konnten diese beiden Faktoren aber die unterworfenen Bevölkerung durchaus nicht. Die Herreninstinkte des Osmanentums befriedigten sich an der Ausbeutung zugewiesenen Lehnsgutes — Grausamkeit, Geldgier, Willkür, Bestechlichkeit, Luxus, Erschlaffung entwickelten sich dabei nur allzu rasch. Der Hof der Sultane und Kalifen, die nach Sulejman keine überragende Persönlichkeit mehr hervorbrachten, wirkte dabei lediglich als böses Vorbild.

Die abseits bleibenden Levantiner entwickelten die typischen Ghettoeigenschaften. Sobald aber ein römischer oder griechischer Katholik zum Islam übergetreten war, genoss er alle Rechte und alles Ansehen. Aus Südrussland und Nordafrika wurden jährlich 20 000 Sklaven eingeführt — das Völkergemenge erhielt so ständig hochwertigen Zuwachs. Der Haushalt des Sultans bestand aus Sklaven, dieser Harem war der Sammelplatz der stärksten und schönsten Individuen aus seinem Herrschaftsbereich: Serben und Griechen trafen sich mit Armeniern und Tscherkessen. Die Sultane selbst,

ihre Beamten und Offiziere wurden somit, dem Volkstume nach, immer untürkischer, assimilierten sich aber erstaunlich der türkischen Überlieferung. Entscheidend für die Zukunft war die geistige Unproduktivität. Der Islam hatte den türkischen Soldaten und Bauern zu Ehrlichkeit, Mildtätigkeit, Gastfreiheit erzogen; dieser blieb dabei aber ein plumper Geselle, ohne Sinn für Feinheiten des Geschmacks, für höhere Bedürfnisse der Form, ohne schöpferische Veranlagung für Aufbau, Wertsteigerung, menschliches Begreifen. Die grobe Muskelkraft, die niedere Sinnenfreude, die nervenlose Herzenshärte, dazu ein in seiner Beschränktheit grotesk wirkender Hochmut bestimmten das alttürkische Wesen, es lastete furchtbar auf den unterworfenen Völkern des Balkans, Syriens, Nordafrikas und hemmte jede freiheitliche Entwicklung, jedes Erwachen auch zur wirtschaftlichen Selbständigkeit.

RUSSLAND

Der Mongolensturm hat auch die Herrschaftsbildungen Russlands mit zentralasiatischem Wesen überschwemmt. Kiew war hier der kirchliche Mittelpunkt und damit auch politisch führend gewesen. Das Höhlenkloster von Kiew, ein Labyrinth kultischer Heiligkeit, in der Erde und im Volkstum halbheidnisch eingewurzelt, autochthon sozusagen, nahm den Kampf gegen die byzantinische Kirchenoberherrschaft auf und wurde der Kern russischer Nationalkirchenbildung. Staatlich herrschte nichts als Zwist zwischen den Teilfürstentümern untereinander und der Stadtrepublik Nowgorod, jenem grossen Handelsemporium. Den Vorteil davon hatten Ungarn und Polen. Tschingis Hân erreichte dann Kiew noch nicht, Batu aber verwüstete die Stadt in fürchterlicher Weise; ein Wunder, dass die kostbaren Mosaik- und Fresken der Sophienkirche erhalten geblieben sind, jene merkwürdigen Zeugnisse byzantinischen, aber auch georgischen und armenischen Kunsteinflusses. Dann setzte sich am Wolgadelta die tatarische „goldene Horde“ fest und unterjochte das ganze russische Kleinfürstenland, ausser Nowgorod, mit ihrem Tributanspruch und der Verpflichtung zur Kriegsfolge. Besonders das mittlerrussische, wladimirische Fürstenwesen lernte von den Tataren orientalischen Brauch — Verschlagenheit, das Kriechen unter der Knute, Selbsterniedrigung, Trägheit, aber auch die Kunst der Ausbeutung durch eine herzlose Finanzbürokratie.

Unter den Fürstentümern trat mehr und mehr Moskau hervor: an einem Kreuzungspunkte von Strassen und Flüssen, wie es sonst weit hin keinen gab, wuchs diese Stadt aus der russischen Erde als ein wirtschaftliches Kraftzentrum. Bald wurde sie auch eine politische

Zufluchtsstätte für die von den Tataren Vertriebenen, sie wurde Sitz des Metropoliten und damit Haupt der orthodoxen Kirche, sie wurde Residenz der Grossfürsten, die sich, von den Tataren bestätigt, über die konkurrierenden Nachbarfürsten erhoben und das Bojarentum, die feudalen Dienst- und Lehnsträger des Grundes und Bodens, an sich zogen. Gegenüber der mächtigen Ausdehnung Polens und Litauens fühlte sich das Moskau des 15. Jahrhunderts noch recht schwach; aber es war schon selbständig genug, um die Versuche der Vereinigung der römischen mit der griechischen Kirche nicht mitzumachen, es wählte sich jetzt sein eigenes Kirchenhaupt und beanspruchte nach dem Fall von Konstantinopel die Erbschaft von Ostrom. Nun wird Nowgorod mit seinem mächtigen Kolonialbesitz unterworfen. Alles Städtisch-Bürgerliche hier wird ausgemordet und zerstampft. Das rechtgläubige Moskowien beginnt dann den Angriff auf das römisch-katholische Polen-Litauen, der einst mit der völligen Zerschlagung dieses westlichen Nachbarn enden soll. Entscheidend wird die Auseinandersetzung mit der Goldenen Horde. Die tatarische Herrschaft bricht in sich zusammen, es bilden sich drei tatarische Teil-Chanate, die in Abhängigkeit von Moskau geraten und es dabei doch immer stärker beeinflussen.

Um 1500 steht Moskowien schon mit bemerkenswerter Unabhängigkeit Europa gegenüber; die Hauptstadt wird ausgebaut, italienische Künstler errichten die Kremlmauer und die Kremlkirchen, byzantinisches Zeremoniell steigert die grossfürstliche Würde, Moskowien will das dritte Rom sein, Haupt des dritten Weltreichs nach alter christlicher Weissagung. Der Doppeladler wird von Byzanz übernommen, man fühlt sich als auserwählt, als Träger göttlichen Willens. Iwan IV., der Gestrenge, lässt sich 1547 als Zar krönen; dem universalen Herrschaftsanspruche dient aber nicht nur der Titel, sondern mehr noch die politische Tat: die Tataren werden zurückgedrängt, wenn auch Rückschläge kommen, Kasan ist unterworfen, Astrachan genommen, der Wolgaweg gesichert, das Tor nach Asien weit geöffnet; ein gewaltiges Kolonialgebiet mit versklavter Bevölkerung bietet sich dar; im Innern wird die Bojarenherrschaft zerbrochen, das Land gerechter verteilt, eine Söldnerarmee gebildet. Bald wurden auch die Kosaken der Ukraine gewonnen, jene halb mönchischen, halb militärischen Bruderschaften, die sich nach Art der westlichen Ordensritter gebildet hatten; die Ukraine entwickelte sich zur Brücke nach dem Westen, der irgendwie erschlossen werden musste; im Nordwesten wurde Dorpat besetzt, mit Polen und Schweden gekämpft.

Westlich und östlich, europäisch und asiatisch, christlich und heidnisch-barbarisch, slawisch und tatarisch, anarchisch und despotisch

war die Natur dieses moskowitzischen Staatswesens. Iwan IV., der zwischen Orgie und Kasteiung pendelte, muss doch als einer der bedeutendsten russischen Herrscher gelten, wenn ihn auch die Unerbittlichkeit seines Selbstgefühls mit dem begreiflichen Hasse von allen beladen hat, deren Stellung und Besitz er zerstört, deren Blut er in toller, hemmungsloser Grausamkeit vergossen hat.

Kirchlich gebunden, vom Äusseren bis ins Innerste, verlief das moskowitzische Leben; hierarchisch war der Aufbau der Gesellschaft, überkommene Form bestimmte jede Regung, der mönchische Geist, selbst unliterarisch genug, liess keine Laienbildung aufkommen, der Zar erhob sich über allen Privilegien, über allem Ehrgeiz, über den zertretenen altslawischen Volksrechten, feindlich jeder unabhängigen Mittelschichtsbildung — als der oberste, durch nichts eingeschränkte Machträger, feierlich-brutal, in Starrheit und Würde einem Ikon vergleichbar. Und wie die Ikonostase den Chor Gottes von dem Kirchenschiff der Gemeinde unübersteiglich trennte, so bildete sich der Zar seine eigene Überwelt aus, gegenüber der Unterwelt des russischen Volkstums, das im Dorfe durch die Jahrhunderte unwandelbar weiterlebte, mit seinen Schwärmern, Sektierern und Asketen, mit seinem heidnischen Zauberwesen und seinen wunderlichen Genossenschaftsbräuchen. Damit entstand ein Typus von Geist und Staat, der russisch und nichts weiter als russisch war; Byzanz mit seinen Ansprüchen und Einflüssen war verdrängt; aus dem Innern, aus dem Boden selbst kam dieser Lebensstrom, kraftvoll, sich selbst genug, seelisch mächtig, mit einer simplen Eigenwilligkeit, die suggestiv wirkte. So zeigte es sich in der Malerei, so auch in der altrussischen Baukunst. Die Wassilij-Kathedrale auf dem roten Platz in Moskau ist russischer als alles: massig, strotzend, derb, wild in Bewegung und Farbe, fröhlich-primitiv, im Innern voller Geheimnisse, schlagend durch Naivität, zum Schweigen zwingend, immer weiter lockend, unklar, mit einem schmeichlerischen Versprechen gewissermassen, als müsse das Letzte, Grösste noch kommen.

Auf Iwan IV. folgt eine Zeit der Wirren — Boris Godunow, ein Bojar, will das zerrissene Reich noch einmal zusammenzwingen, Hungersnot, auswärtige Feinde und innerer Aufstand bedrohen ihn; denn er hat wahrscheinlich den legitimen Thronfolger Demetrius beseitigt. Der falsche Demetrius erhebt sich gegen den Gewalthaber. Immer revolutionärer werden die Vorgänge, Grossgrundbesitz und Grosskaufmannschaft werden bedroht — die Bojaren aber wahren ihre Standesrechte und halten mit aller Zähigkeit an dem durch die Polen bedrohten orthodoxen Glauben fest. Abschluss und Neubeginn kommt 1613: Michael Romanow, durch seine Frau dem früheren

Herrscherhause verbunden, erreicht seine Wahl zum Zaren.

Vier mongolische Herrschaften gab es seit dem Auseinanderfall des Weltreichs unter den Enkeln Tschingis Hâns: die chinesische, die afghanische, aus der Timurs Reich hervorging; die russische der Goldenen Horde und die persische.

INDIEN

Indien wurde bereits seit dem Jahre 1000 von den Tataren heimgesucht; seitdem gibt es dort im Norden ein mohammedanisches Reich. Timur selbst hat dann Delhi erobert; an einem Tage wurden dort nach der Überlieferung 100,000 Gefangene abgeschlachtet. Dies sind die traurigsten Jahrhunderte der indischen Geschichte. Die alte Sanskritkultur hatte Furchtbares zu leiden unter den aus Afghanistan und Persien immer wieder einfallenden Mongolen. In Persien gründeten die Turkmenen eine eigene Dynastie, die erst seit 1500 wieder von national-iranischen Herrschern abgelöst wurde. Ein Nachkomme Timurs verdrängte 1526 die bis dahin herrschende tatarische Fürstenfamilie in Nordindien und begründete das Mogulkaisertum, dessen bedeutendster Vertreter Akbar der Grosse wurde. Es war weltgeschichtlich von der grössten Tragweite, dass sich auf diesem indischen Kontinente neben der eingesessenen Kultur des eingesessenen Volkstums der Hindus nun eine fremde Einwandererschaft festsetzte, deren überlegene militärisch-politische Begabung noch durch die einfache Folgerichtigkeit des Islams unterstützt wurde, wie man ja überhaupt sagen kann: im Mongolentum, Türkentum und Islam ballte sich jeweils Gleichartiges ergänzend zusammen, der Islam erlebte so seine zweite grosse Ausdehnungsperiode. Kaiser Akbar hat fast ganz Indien erobern können und sich bemüht, die Gegensätze der Rassen und der religiösen Anschauungen abzuschleifen. Auf der Unvereinbarkeit dieser Faktoren beruhte aber letzten Endes die Möglichkeit einer Beherrschung Indiens durch eine Minderheit; was die Hindus nie erreicht hatten, gelang nun dem Grossmogul. Akbar hat Rechtsleben, Wohlfahrtspflege, Steuerverteilung vorbildlich geordnet, er hat Wissenschaft und Dichtung gefördert, er hat seine Hauptstadt mit den glänzendsten Werken der indisch-islamitischen Kunst geschmückt und sich persönlich um Toleranz bemüht, wie er denn gar kein fanatischer Moslem war, sondern eher einem mystischen Pantheismus nach Art des persischen Sonnenkultes zuneigte.

Auch unter Akbars Nachfolgern erhielt sich noch lange die Blüte des Mogulkaisertums. Ein Bau wie die Perlenmoschee zeigt es symbolisch: das Orgiastische, Vegetative indischer Reichtumsfülle er-

fuhr Zucht und Klärung durch das sichere Formgefühl und die ethische Disziplin des Islams. Der Verfall der Mogulherrschaft trat ein infolge des wachsenden Widerstandes der Hindus, der durch das Nachlassen der Dynastie gefördert worden war. Die Sikhs waren ursprünglich eine rein religiöse Sekte, die den Gegensatz von Brahmismus und Islam in einem vergeistigten Monotheismus aufzulösen versuchte. Es entwickelte sich daraus eine geheime Bruderschaft, die immer mehr Anhänger gewann, die die Mogulherrschaft offen befehdete und zuletzt einen eigenen Staat gründete. Gleichfalls eine politisch-religiöse Sekte waren die Mahratten; trotz aller angewandten Grausamkeit konnten die Mogulkaiser sie nicht unterdrücken, sie entfesselten vielmehr gerade dadurch einen Glaubens- und Rassefanatismus, der, zuerst von Bombay ausgehend, sich dann in ganz Südindien verbreitete und schliesslich das Kaisertum in Delhi durch eine mächtige nationale Opposition empfindlich bedrängte. Immer eingeschränkter wurde das Gebiet des Grossmoguls, eine Reihe von selbständigen Staaten bildete sich. Mongolentum und Islam hatten also schliesslich den alten indischen Fluch der Zersplitterung nur noch befördert, statt ihn aufzuheben. Das war der Zustand, den die europäische Kolonisation vorfinden sollte.

CHINA

Der Niedergang des autonomen China setzte schon lange vor dem Mongolensturm ein. Die neue Dynastie der Sung-Kaiser, der Nachfolger der Tang-Dynastie (vgl. S. 199), gab sich redliche Mühe, das Überkommene zusammenzuhalten und förderte die geistige Kultur, das Erbe früherer schöpferischer Perioden, durch Sammlung, Schematisierung und enzyklopädischen Überblick. Die Lehre des Kong-fu-tse erfuhr ihre endgültige Dogmatisierung und hat als einheitlicher, philosophisch unterbauter Sittenkodex, als Neukonfuzianismus, beherrschende Geltung gewonnen: jetzt wurde das Chinesentum geistig intolerant. Der klassische Stil regelte und schulmeisterte die literarische Erzeugung, die sich durch den Bücherdruck gewaltig verbreiten konnte. Die Bildung war grösser als die schöpferische Geisteskraft, am originellsten blieb die Malkunst. Militärisch war China nicht widerstandsfähig und musste deshalb Einfälle und Gewalttat seiner nördlichen Nachbarn, besonders der Tungusen, erdulden. Die Grenzprovinzen wurden abgerissen, der Schwerpunkt verlegte sich nach Süden, politisch-soziale Experimente vollendeten die Zerrüttung. Wenn nun noch die eine Gruppe feindlicher Nachbarn gegen die andere ausgespielt werden sollte, so entschieden solche Machenschaften nur das unaufhaltsame

Schicksal der Fremdherrschaft. Der vordringende Staat Chin, der die südliche Sung-Dynastie tributpflichtig machte (1142), zwang bereits in dem von ihm besetzten Gebiete den chinesischen Einwohnern die tatarische Kleidung und das Tragen des Zopfes auf. China rief gegen diesen Staat Chin die Mongolen herbei; die Mongolen zerschmetterten ihn, stürzten sich aber dann auf China selbst. Korea, Tibet, Tongking wurden zuerst heimgesucht, das eigentliche China mehr und mehr umstellt, 1279 war es ganz in mongolischer Hand. Der Urenkel des Tschingis-Hân gründete die neue chinesische Kaiserdynastie Yu'an. Es ergab sich aber das Merkwürdige, dass China nur auf chinesische Art beherrscht werden konnte. Die Mongolen wandelten sich zu Chinesen, denn die Chinesen konnten nicht mongolisiert werden. China besass die durch nichts zu erschütternde Überlegenheit der ausgereiften Kultur, des zähen, innerlichen, familienhaft-religiösen Zusammenhaltes und der gewaltigen bodenverbundenen Volksmasse. Die Mongolen gaben diesem China das einzige, was es noch brauchte und was es sich nicht aus eigener Kraft hatte sichern können — den Frieden. Da die wichtigsten Teile Asiens nun unter mongolischer Herrschaft standen, war China nicht mehr von aussen bedroht. Das Reich bekam eine Neueinteilung in zwölf Provinzen, die Provinzialverwaltung wurde umgestaltet, Strassen und Schiffahrt wurden entwickelt, eine Anzahl Monopole eingeführt, die Papiergeldausgabe wurde geregelt. China nahm einen neuen Aufschwung; direkte Handels- und Kulturbeziehungen zu Europa konnten wieder aufgenommen werden. Die römische Kirche gründete damals ihr erstes Erzbistum in China, der Venezianer Marco Polo weilte jahrelang am Hofe des chinesischen Mongolenkaisers und zeichnete seine berühmten Schilderungen auf. Zweimal versuchten die Mongolen vergebens, Japan zu erobern; misslungen ist auch die Unterwerfung Hinterindiens. Sogar die Nomaden der Mongolei zeigten sich widerspenstig. Es erwies sich, dass die Kraft des Mongolentums trotz aller Organisationsgabe und militärischen Härte am chinesischen Wesen erlahmte und schliesslich zerging. Schon 1368 wurde der letzte Mongolenkaiser vertrieben. Die Mongolen blieben auch weiterhin die bedrohlichen und ärgerlichen Nachbarn an der Nordgrenze, die Mongolei erhielt sich ihre Unabhängigkeit; China selbst aber bekam wieder eine eigene nationale Dynastie, die Ming, die letzte vor der neuen Fremdherrschaft der tungusischen Mandschu. Die Mingzeit dauerte 250 Jahre; innenpolitisch brachte sie eine Neueinteilung der Provinzen, die bis in die neueste Zeit erhalten blieb; aussenpolitisch wurden die Japaner abgewehrt, Korea musste Tribut zahlen, die West- und Nordgrenzen fanden Sicherung, ja, Hinterindien und Ceylon erkannten zeitweise

die chinesische Oberhoheit an, die grosse Mauer entstand in ihrer heutigen Form zur Abwehr der Mongolen. Bedeutender noch war die kulturelle Entwicklung. Das befreite China erlebte seine dritte Glanzzeit: die bildende Kunst entfaltete sich zu reicher Fülle. In Bronze und Keramik, in Nephrit und Emailarbeit entstanden Meisterwerke von vollendetem Geschmack an Farbe und Form, möglich allein durch eine Technik, die keine Schwierigkeiten mehr kannte. Das Porzellan erreichte jetzt seine Höhe; es gab Vasen und Teller von einer nie gesehenen Feinheit der Bläue, von einer bezaubernden Anmut des Linienschwunges. Die Motive für Tier- und Pflanzenornamente schienen unerschöpflich. Grossartiger an Kraft und Fülle waren die Leistungen der Skulptur, Malerei, Baukunst — nicht als ob überraschend Neues geschaffen worden wäre, aber die überkommenen Stilweisen erhielten doch eine Bewahrung, eine Betonung und Bereicherung, die wundervolle Erzeugnisse schufen; am berühmtesten ist ja die Allee von überlebensgrossen Menschen- und Tiergestalten, die zu den Minggräbern bei Peking führt. Da halten etwa in eigensinnig gepflegter Würde die steinernen Elefanten ihre Totenwacht am Grabe des Begründers der Dynastie — scharf profiliert durch Himmel und Ebene. Auch die Malerei wiederholte das Alte, mit Anmut und Selbstgefälligkeit, virtuos in der Komposition, unermüdlich im Herausarbeiten noch ungesehener Farbenabschattungen. Die Dichtkunst liebte das Kleine und Einzelne, sie bemühte sich, verwöhnten Feinschmeckern zu gefallen, die Liebenswürdigkeit des Genrewesens, die Freude am geruhsamen Gleichgewicht, an der süssen Melodie poetisch behaglichen Alltags trat in den Vordergrund und liess weder Schmerz noch Spannung aufkommen. Die Gefahr der Verzettelung, der Verspieltheit und der Verniedlichung bestand und wurde wohl als solche gar nicht mehr empfunden. Pagoden, Singvögel und Drachen ordneten sich mit korrektem Anstand in das harmonische Gefüge des Gartenkunstwerks — im kleinsten China steckte so das Ideal des grössten China. Diese chinesische Welt schloss sich ja jetzt ab wie noch nie vorher, sie war sich selbst genug. Sie wirkte weiter durch Mittelasien auf Europa, aber sie wollte keine fremde Einwirkung mehr und erwarb sich so den berechtigten Ruf, eine unvergleichlich verfeinerte Lebenskultur, eine vollendet höfliche und taktvolle Gesellschaftsform zu besitzen, aber starr, unwandelbar und unnahbar zu sein in ihrer gravitätischen Konvention. Die dunkle Problematik, die dahinter stecken mochte, war nur schwer zu spüren.

Auch die Mingdynastie erlebte das Schicksal der früheren — den Verfall infolge von wahnsinniger Verschwendung, Günstlingswirtschaft und perverser Lasterhaftigkeit. Wieder einmal erschienen die

Japaner auf dem Kontinent; sie fielen in Korea ein, konnten aber vertrieben werden durch chinesische Hilfe. Weniger glücklich verliefen die Ereignisse an der Nordgrenze. Die tatarischen Amurstämme, die sich Mandschu nannten, gründeten ein Kaiserreich in Mukden und drangen gegen China vor, das von geheimbündlerischer Rebellion durchschüttelt wurde. Seit 1644 herrschte dann die Mandschudynastie Ching; das Reich, das sie sich eroberte, verwaltete sie in dem gleichen Geiste wie vormals die Mongolen — China behielt seine Kultur, genoss aber alle Vorteile einer disziplinierten, energischen Regierung.

JAPAN

Das Mongolentum bedeutete für die Geschichte Asiens etwas Ähnliches wie das Normannentum für die europäische: wandernde Kriegshorden, Raub, Mord, Zerstörung, gewaltsame Staatsgründung, Anhäufung mächtiger politischer und militärischer Kräfte, Fremdherrschaft, Blutmischung, Aufrüttelung gereifter, geruhsam gewordener Kulturen durch die Willensstärke naturhaften, aber entwicklungsfähigen Volkstums. Japan hat politisch eines solchen Anstosses von aussen nicht bedurft; es hatte das „Mongolische“ schon in sich, seine Geschichte vollzog sich nach eigenem innerstem Willensgesetz. Dafür war es kulturell oft von auffallender Unselbständigkeit.

Die Besiedelung der japanischen Inselgruppe erfolgte in mehreren Strömen: das koreanisch-malayische Element kam aus dem Süden, innerasiatische Stämme aus dem Westen, dies alles vermischte sich mit der autochthonen Bevölkerung der Ainu zu einer geistigen Einheit, welche die verschiedenen ethnischen Typen wohl wahrnehmen lässt, die jedoch geopolitisch infolge der Insellage, dann auch aus klimatischen und wirtschaftlichen Gründen eine besonders scharfe Ausprägung erhielt und späteren kontinental-asiatischen Zuzug restlos in sich aufzunehmen vermochte. Diese Vorgänge mögen sich mehrere Jahrhunderte vor Chr. Geburt vollzogen haben; zuverlässige geschichtliche Quellen fehlen. Der religiös-historische Mythos der Japaner nimmt nach einem Götterzeitalter einen Urherrscher an, von dem alle späteren Kaiser abstammen sollen; dieser Urherrscher erhält als Sohn der Sonnengöttin ein überragendes Ansehen. Kult und Staat gehören also glaubensmässig zusammen und haben sich in Japan nie getrennt; der Shinto, eine primitiv animistische, mit Ahnenkult verbundene Naturreligion, ist Ursprung und Halt alles sozialen Lebens geblieben. Die wirkliche Entwicklung war sicher schwieriger und widerspruchsvoller, als die geheiligte Überlieferung will; überall gab es auf dem Geschlechter-

verband beruhende Teilfürstentümer, die sich bekriegten — aus diesen lokalen Herrscherfamilien stammt der vornehmste japanische Adel. Aber die Geschlossenheit und Begrenztheit des Raumes prägten verhältnismässig frühe eine politische Willenseinheit aus, bei noch ganz primitiver Kultur: ein Jäger-, Krieger- und Piratenvolk von naiver, wilder Gewaltsamkeit, das Reis bauen und Waffen schmieden konnte, tritt in die Geschichte ein.

Für diesen Inselstaat ist das Schicksal von Anfang an der asiatische Kontinent: dort lockt Beute, denn dort gibt es überlegene Handfertigkeit und Bildung. Korea wird das dauernde Objekt japanischer Unternehmungen, China, das gewaltig dahinter steht, wird der grosse Lehrmeister. Seit 500 n. Chr. sind diese feind- und freundschaftlichen Beziehungen immer lebhafter geworden: die Seidenzucht und Seidenweberei, die Schrift und damit die Literatur, Papierbereitung, Zeitrechnung, Schulwesen, Wissenschaft, bildende Kunst, Technik des Ackerbaues und aller Gewerbe, endlich der 621 zur Staatsreligion erklärte Buddhismus mit seinem Tempel- und Bilderdienst — das alles kam von China nach Japan und schuf dem Barbarenvolk eine zivilisierte Lebensform, die es mit einer fast schauspielerhaft zu nennenden Einfühlungsfähigkeit ausübte, ohne doch dabei jemals seinen ursprünglichen Instinkten, seiner Naturveranlagung, seiner primären Kultur fremd zu werden.

Genau nach chinesischem Muster, im Geiste des Kong-fu-tse, richtete das japanische Kaisertum auch seine Beamtenorganisation ein, mit Fachministerien, bürokratischer Hierarchie, einheitlichem naturalwirtschaftlichem Steuersystem und obrigkeitlicher Bodenverteilung, die von der Fiktion ausging, dass der Kaiser Besitzer des gesamten Landes sei: der praktische Erfolg war die zeitweise Schwächung der ehrgeizigen, rivalisierenden Häuptlingsfamilien. Sie kamen dann doch wieder zu Einfluss, da sie die höchsten Staatsämter für sich beanspruchten und mit national-religiöser Würde auszustatten vermochten. Sobald es gelang, diese Ämter der drei Kanzler und der drei Räte erblich zu machen, (um 700), war die kaiserliche Allgewalt ernsthaft beschränkt; neben den Mikado trat der im Geschlecht Fujiwara erbliche Kanzler, seit 888 „Regent“ genannt, neben diesen andere Inhaber hoher Regierungsämter und Hofwürden, alle gestützt auf ausgedehnten, vom Kaiser ganz unabhängigen Grossgrundbesitz: also Berater des Kaisers, noch mehr aber seine Aufsichtspersonen und Vormünder, befördert und befestigt in ihrer Macht durch den weiblichen Einfluss, da die Kaiser ihre Frauen aus einer bestimmten privilegierten Adelsgruppe holen mussten. Das Kaisertum wurde so politisch immer bedeutungsloser; es führte ein üppiges, schöngeistiges Hofleben, die Regenten erledigten alles

Geschäftliche, der Posten wurde abwechselnd aus verschiedenen Familienzweigen besetzt und konnte nur von den Klügsten und Energischsten beansprucht und behauptet werden; die Tücken legitimedynastischer Erbfolge fanden durch dieses System eine meisterhafte Korrektur. Was geschah, geschah aber stets im Namen des Kaisers und durch den Kaiser.

Das Kaisertum blieb das national-religiöse Prinzip, es konnte als solches nicht fehlen und irren — die Person des Kaisers war beinahe unwesentlich geworden, oft mussten die Kaiser abdanken und in Klöstern verschwinden. Es gab auch gleichzeitig mehrere Kaiser; die prinzlichen Nebenlinien wurden mit Statthalterschaften abgefunden und verschmolzen sich mit dem Adel. Da der Grundbesitz als Lehen in kleinen Anteilen ausgegeben wurde, entstand neben dem hohen Hofadel ein kleinerer Provinzadel, der Kern der militärischen Organisation, der Träger uralter kriegerischer Lebensbetätigung, die Samurai; sie zerfielen in eine Reihe von Clans, diese standen hinter den Cliquen des Hofadels; solche Spaltung führte zu inneren Kriegen, die mehrere hunderte von Jahren das Land zerfleischten. Das war die heroische Zeit (bis ca. 1200), von der das Epos und das aus dem Kult hervorgegangene Drama künden.

Die Erregung dieser Epoche, die Buntheit der Erlebnisse, der Wechsel der Kriegsschauplätze und Hauptstädte liess damals einen überraschenden Reichtum beseelter bildender Kunst entstehen, die, nun auch unabhängig vom chinesischen Vorbild, ihre durch Naturbeobachtung und Geschmack der angewandten Mittel verblüffende Entfaltung vollzog und um 1500 die Höhe erreicht haben mag: in der Plastik Metallmasken, in der Malerei Blumen, Vögel, Landschaften, voll Farben, oft nur hingetuscht, lässig, sicher, sparsam, innerlich ausgewogen und abgetönt, oft nur bescheiden dekorativ und sozusagen kalligraphisch — aber durch und durch und mit Selbstverständlichkeit ästhetisch. Denkt man an das Teezeremoniell und seine geistig-soziale Bedeutung, denkt man an die Kurzgedichte und die spätere, besonders von vornehmen Frauen, Geistlichen und Hofleuten gepflegte Lyrik, so begreift es sich: Kunst war hier keine sentimentale Sehnsucht, kein feiertäglicher Trost, sondern eine Lebensbetätigung, die sich genau so natürlich vollzog wie Kampf und Krieg.

Seit 1192 führte der neue Typus Reichsverweser den Titel des Reichsfeldherrn, „Shogun“. Die entscheidende Grundlage seiner Macht war und blieb der militärische Oberbefehl, die politische Gewalt, die er ausübte, bekam dadurch ihren unumschränkten, zwingenden Charakter. Er hatte seine eigene Residenz, seine eigene Hofhaltung. Der Kaiser wurde als Gott verehrt und in Kyoto von streng-

stem Zeremoniell bewacht, der alte Hofadel führte weiter seine Aufsicht; die Shogune herrschten in Wahrheit; um sie gruppierte sich der adelige Grossgrundbesitz, die Daimyo, die von Steuern befreit waren; dann folgte die breite Schicht der streng disziplinierten Samurai. Das Shogunat wechselte in verschiedenen führenden Familien, es war zeitweise in der Hand prinziplicher Nebenlinien, fast zwei Menschenalter gab es ein nördliches und ein südliches Kaisertum mit entsprechendem Shogunat; am längsten vererbte sich das Shogunat im Hause Tokugawa (1573-1868), dessen Residenz Yedo war.

Es gab auch eine Periode, in der an Stelle der Shogune ein erblicher erster Minister herrschte. Die Kämpfe und Wirren, die sich um die Besetzung des obersten Postens abspielten, hatten niemals eigentlich revolutionären Charakter; jede überkommene Würde behielt ihr taktvoll respektiertes Ansehen, sie setzte ihr Leben ruhig fort, insofern es zeremoniell-sakraler Natur war; alles Neue schuf sich eine neue Form und beanspruchte für sie wieder eigenen Brauch. Massgebend war bei alledem weder wahre Frömmigkeit noch eine schöpferische Kulturidee, sondern ein ebenso unbeirrbarer wie unbeeinflussbarer politischer Instinkt, der schliesslich der festesten Persönlichkeit, der solidesten Gruppe und damit doch auch dem Landesinteresse diente. So entstand jener primitive japanische Patriotismus, der auf eine singuläre Art egoistisch und altruistisch war, der deshalb alles vereinheitlichte und abschliff. Gefühl für Vorteil und Risiko, Schweigsamkeit, Hilfsbereitschaft, persönlicher Verzicht auf Bequemlichkeit und Glück — dies alles gehörte dazu.

Der Bürgerkrieg, der im 14. und 15. Jahrhundert wiederum Japan zerrüttete, war ein Kampf von wilden Adelscliquen, die mit betonter Ablehnung jede Art geistiger Betätigung den zahlreichen buddhistischen Sekten überliessen; Bauer und Bürger spielten bei allen diesen Entwicklungen eine lediglich dienende und leidende Rolle. Im 16. Jahrhundert ist der in der älteren japanischen Geschichte einzig dastehende Fall vorgekommen, dass ein Bauernsohn General wurde und die Staatsgewalt als Reichsmarschall in seine Hand brachte. Dieser Hideyoshi hat die Autorität der Zentralregierung gegenüber den Hunderten von rebellischen Teilfürsten wieder hergestellt und als erster den verwegenen Gedanken gefasst, China zu unterwerfen. Zur Vorbereitung zog er portugiesische Abenteurer heran, duldet auch die römisch-katholische Mission, um sich so der Hilfe von Europäern zu versichern. Er starb 1598. Jene Tokugawa waren dann wieder eine Familie, die sich vom älteren Hochadel ableitete. Unter ihrem Shogunat, das aussenpolitisch friedlich verlief, wurde zwar der alte feudale Gesellschaftsaufbau beibehalten, aber durch eine

scharfe Behördenorganisation, durch energische Wirtschaftspolitik und durch polizeiliche Überwachung in die Zange genommen. Der Militäradel wurde in eine Anzahl Klassen und diese wieder in Stufen eingeteilt, je nach der Grösse der Einkünfte. Die zahlreichste, unterste Schicht des Schwertadels, die Samurai, hatte meist keinen Grundbesitz mehr; sie waren auf öffentlichen Dienst, vor allem natürlich Militärdienst, angewiesen; aller Gelderwerb, alles Geschäftliche war ihnen verboten, es blieb ihnen fremd und wurde im Grunde von ihnen verachtet; ein besonders strenges, empfindliches, von nationaljapanischem Interesse bestimmtes Ehrgefühl des „ritterlichen Lebensweges“ (bushido) regelte ihre Handlungsweise; wer hier fehlte, vollzog die Sühne an sich selbst (Harakiri). Kaufleute und Handwerker standen am tiefsten, dann kamen die freien Bauern, dann Gelehrte, Priester, Ärzte, Künstler; diese alle befanden sich unterhalb des feudalen Aufbaus; sie hatten ihre eigene Lebensform; ein Aufstieg kam im allgemeinen nicht vor. Bettler und Sklaven lebten ausserhalb der Volksgemeinschaft. Seit 1614 wurden die bekehrten Christen (750 000 Seelen) verfolgt und dann völlig ausgerottet. Eine unwürdige Rolle hatten etwa die zugelassenen holländischen Kaufleute gespielt. Japan schloss sich jetzt völlig ab. Der Bau von Hochseeschiffen war verboten; dem Japaner, der die Heimat verliess, drohte Todesstrafe. Wenn auch die bildende Kunst in dieser Periode nichts mehr wirklich Grosses hervorbrachte, so hat sich das Kunstgewerbe damals noch wundervoll entfaltet: Lackarbeiten, Elfenbeingeräte, vor allem Farbenholzschnitte zeugen davon. Das Schwert mit seinen Bestandteilen (Stichblatt, Klinge, u.s.w.) blieb Gegenstand besonderer Kunstfertigkeit. Gegenüber dem Buddhismus und dem Konfuzianismus entstand um 1800 eine nationaljapanische Bewegung, die das Shinto ganz wiederherstellen und zur Grundlage einer gereinigten, erneuerten, alt-japanischen Volkskultur zu machen versuchte. Alles Mönchische, Nur-Gelehrte, Konventionelle sollte aus dem japanischen Geistesleben entfernt und dafür das Primitive, Starke, Frische, Naturfrohe, Selbstbewusst-Stolze des Urjapanertums wiederhergestellt werden. Diese romantische Bewegung befruchtete sich selbst aus wissenschaftlicher Beschäftigung mit der alt-japanischen Geschichte und Kultur, entscheidende Antriebe erhielt sie aber aus der politischen Sphäre; nicht geistige Erkenntnis, sondern die gegen das Shogunat gerichtete neue Willensbildung ist deshalb ihr wesentlichstes Ergebnis.

Aus diesem merkwürdigen Vorgang einer tiefgehenden Wandlung ist die japanische Reformzeit zu verstehen, die dann in der Mitte des 19. Jahrhunderts einsetzte.

ALTAMERIKA

Die Ausrottung des missionierenden Christentums in Japan war weltgeschichtlich die Antwort auf das, was sich in Amerika infolge der spanischen und portugiesischen Entdeckungen vollzog. Die robusteste asiatische Staatsbildung wehrte sich gegen die in der Christianisierung angekündigte oder vorbereitete europäische Kolonisation. Wie überraschend war doch im Vergleich dazu der Erfolg des Islam an den asiatischen Küsten, in Hinterindien, im malayischen Archipel und im östlichen Afrika; er bedeutete eben für die dortigen Eingeborenen die nächste, leicht erreichbare religiöse, kulturelle, wirtschaftliche Stufe und wurde deshalb als Förderung des Eigenwesens, nicht als Gefahr der Fremdherrschaft begrüßt. Das römische Christentum hatte es viel schwerer, weil der Abstand zwischen der von ihm vermittelten europäischen Kultur und der der Eingeborenen viel grösser war. Dies zeigte sich bei der Erschliessung Amerikas in besonders tragischer Form. In Asien und später in Afrika gab es die Möglichkeit eines energischen Widerstandes gegen Europa; in Asien war er von dem Selbstgefühl uralten geschichtlich-kulturellen Lebens, in Afrika mehr von der Naturkraft primitiven Volkstums getragen. Auf dem grossen amerikanischen Kontinente bestanden diese beiden Faktoren wohl auch — aber nicht in einer so robusten Formung, dass sie dem europäischen Ansturm gewachsen gewesen wären. Zur Zeit der Entdeckung mag die indianische Bevölkerung Amerikas 45 Millionen Menschen betragen haben; die Hälfte davon lebte in Mexiko. Heute wird die Zahl der auf dem amerikanischen Kontinente lebenden Indianer auf 15 Millionen geschätzt. Die schon bei der Entdeckung dünne Schicht der Eingeborenen ist also in furchtbarer Weise zusammengedrückt worden — ein Vorgang, der in der Weltgeschichte keine Analogie hat. Der europäische Strom, der in einer Reihe von längeren und kürzeren Wellen Nord- und Südamerika überflutete, bedeutet eine Völkerwanderung von gigantischem Ausmasse, grossartiger und folgenreicher als irgendeine frühere, aber auch neu in ihrem geschichtlichen Charakter: denn es handelte sich dabei nicht mehr um ein geschlossenes Volksganzes, das sich aus Beutetrieb und Landhunger mit elementarer Wucht in der Richtung nach einem Lande wälzt, wo bessere Lebensbedingungen locken: das Wanderphänomen hat sich vielmehr individualisiert: Einzelne dringen zuerst vor, Gruppen folgen, der Zusammenhang mit Europa wird zunächst mit voller Bewusstheit gewahrt — man will gar nicht Europa verlassen, sondern man will Glauben und Herrschaft und Reichtum von Europa ausdehnen, stützen, vermehren. Das fremde Land ist den europäischen Ent-

deckern zunächst nur insofern wichtig, als es dem europäischen Reiche nützt, für das sie ausziehen.

Der amerikanische Kontinent hatte zur Zeit seiner Entdeckung durch Kolumbus wohl eine lange Geschichte hinter sich, war aber nicht zum Selbstbewusstsein seiner Einheit, seines Zusammenhanges gelangt. Seine Bevölkerung mochte in sich sehr differenziert sein, zeigte jedoch entscheidende Züge der Gemeinsamkeit, die sie als selbständigen Rassetyp gegenüber allen Nachbarn, auch gegenüber den möglicherweise verwandten Polynesiern und Asiaten kennzeichnen. Der Norden Nord-Amerikas und der Süden Südamerikas waren von primitiven Nomaden bewohnt, ebenso weite Strecken des Innern in der mittleren Region. Man unterscheidet da etwa Nordwestkultur, Präriekultur, Pueblokultur. Staatlich ausgereifte Kulturen von völlig eigenartiger Prägung gab es in drei Zonen: in Mexiko, in Yukatan und Nebenländern, endlich in Peru, das ausser der heutigen Republik das südliche Kolumbien, Bolivien, Ecuador, Nordchile und Nordwest-Argentinien umfasste. Das Aztekenreich in Mexiko und die Mayakultur von Yukatan standen im engsten Zusammenhange miteinander. Von politischen Beziehungen zwischen Nord-, Mittel- und Südamerika wissen wir nichts. Das geschichtliche Leben hat sich vielmehr in einer Anzahl von Völkergruppen, so scheint es, ganz autark abgespielt — zusammenschweisende, alles durchschüttelnde weltgeschichtliche Ereignisse wie der Alexanderzug oder der Mongolensturm in der alten Welt haben hier offenbar gefehlt. Vielleicht kommt daher jene Unerfahrenheit und verhältnismässige Harmlosigkeit dieses indianischen Volkstums, die den europäischen Eroberern ihr Werk so leicht machte.

Dies gilt natürlich nur im Hinblick auf die europäischen Kriegsmittel und die Energie ihrer Träger. Die Indianer kannten weder Pferdezucht noch Ackerbau mit Pflug und Rind. Das bedeutet, dass sie an Organisation, an Technik und Reserven den Europäern hoffnungslos unterlegen waren. Unter sich, innerhalb der gekennzeichneten geographischen Zonen, innerhalb ihres Kulturkreises haben aber die Indianer ein geschichtliches Leben voll dramatischer Kampfergebnisse geführt. Die Azteken waren ursprünglich ein kleiner mexikanischer Stamm, der im 14. Jahrhundert n. Chr. seine Vorherrschaft zu begründen vermochte und damit nach dem Abschlusse von zwei früheren eine dritte mittel-amerikanische Kulturperiode begründete. Das Reich bestand aus drei führenden Staaten, geleitet von dem Herrscher von Tenochtitlan, und rund dreissig Vasallenfürsten, die diesem Bunde Abgaben zu zahlen hatten. Königshaus, Adel und Geistlichkeit bildeten die oberen privilegierten Stände; die in Geschlechtsgenossenschaften gegliederte Volksmasse hatte zu

gehörten; das Land wurde innerhalb der Genossenschaft alljährlich neu aufgeteilt. Der König wurde jeweils aus den Prinzen von Geblüt gewählt; das Königshaus galt als Abkömmling eines vormals ostwärts ausgewanderten weissen Gottes, dessen Wiederkehr erwartet wurde. Adel und Geistlichkeit stellten den Rat des Königs; das freie Volk war dabei kaum mehr beteiligt; öffentliche Dienste und schwere Arbeit wurden durch Sklaven verrichtet. Es herrschte Tauschhandel, Instrumente und Waffen bestanden meist aus Stein; Bronze und Eisen waren unbekannt. Um so erstaunlicher ist der hohe Rang der gewerblichen Tätigkeit und der Baukunst. Der oberste und wichtigste Gott war der aztekische Kriegsgott, gewissermassen die Inkarnation des Stammeselbstgefühls; ihm wurden regelmässige Menschenopfer, meist Kriegsgefangene, dargebracht — auf besonders grausame Weise, durch Herausreissen des Herzens.

Schrift- und Kalenderwesen der Azteken stimmen mit denen der Maya überein. Waren die Azteken besonders kriegerisch und organisatorisch begabt, so waren die Maya in erster Linie künstlerisch veranlagt, und alles, was sie etwa übernahmen, haben sie mit Originalität und besonderer Frische ausgestaltet. Tempel, Paläste, Hügel mit Sandsteinplatten, Steinsäulen mit verwickeltem Ornament und ausdrucksvoll bewegten Göttern in ganz vermenschlicht naturhafter Art zeugen ebenso lebendig davon wie ihre Töpfereien und Mosaik. Man unterscheidet ein altes und ein neues Reich; der kulturelle Höhepunkt mag nach den Funden um 600 n. Chr. gelegen haben. Dann folgte eine Zeit der Wirren und der Abhängigkeit.

Auch das Reich der Inka baute sich auf einer früheren schon sehr hoch stehenden Kultur auf, der Tiahuanacokultur; die Schicht, die sie trug, wurde von dem kleinen Inkastamm gruppenweise unterworfen, ihre Erzeugnisse zum grössten Teile zerstört, zum kleineren übernommen. Besonders die alten religiösen Kulte schonten die Inka, setzten aber überall ihren Sonnengott darüber als Hort und Symbol oberster Herrschaft. Erst hundert Jahre vor Ankunft der Spanier ist diese Reichsschöpfung vollendet. Die Inka gleichen den Azteken an militärischer Begabung: sie bauten Strassen und Burgen, Magazine und Brücken, sie organisierten Post und Verkehr. Sie waren eine rechte Kriegerkaste, die auf brutale Weise kämpfte und eine scharfe Herrschaft über die Masse der Unterworfenen ausübte. Der Sohn der Sonne, der fleischgewordene Sonnengott, waltete an der Spitze des Reiches — getragen und bewacht von der mehrere Tausend umfassenden Adelskaste; in der Reinheit des Blutes wurde die Dynastie durch die gebräuchliche Geschwisterehe erhalten. Unwillkürlich denkt man an Ägyptisches. Dem Kaiser, dem Sonnensohne, stand das gesamte Land als Eigentum zur Verfügung. Ein Drittel

der Erträgnisse gebührte dem Staat, ein Drittel der Kirche, ein Drittel dem arbeitenden Volke; jeder Einzelne erhielt nach jeder Ernte neu seinen Anteil nach der Grösse der Familie, drei Monate arbeitete er auf diesem Anteil, den Rest des Jahres auf dem Lande des Staates und dem der Kirche. Es gab keine Zahlungsmittel, es gab keinen Berufswechsel, es gab keinen Aufstieg, die Ehe war obligatorisch, Arbeitsscheu wurde bestraft, hartnäckige Trinker kamen in die Bergwerke.

Der autoritativ-sozialistische Gedanke war streng durchgeführt; es gab Kleidervorschriften, es gab Deputate und vorgeschriebene Mahlzeiten, die Arbeit der Handwerker wurde ausgeteilt und von Beamten beaufsichtigt, statt einer Geldentlohnung erhielten sie Lebensmittel und Kleider. Nur die Inkakultur war in Altamerika zur Bronzeverarbeitung gelangt; die Kupfergewinnung beschäftigte viele, Eisen aber war unbekannt. Grossartig, mit aller königlich-priesterlichen Fülle war der Hofstaat ausgestattet; jeder neue Herrscher erhielt seinen eigenen neuen prächtigen Palast; überall erhoben sich die Sonnentempel, die Hingabe der Priesterinnen und Nonnen an den Herrscher gehörte zum Ritus. Statt einer Schrift besaßen die Peruaner sinnreiche Knotenschnüre, die sowohl der Statistik, wie der Finanzverwaltung, wie der Kalenderberechnung dienten und bei alledem noch eine tiefere magische Bedeutung besaßen.

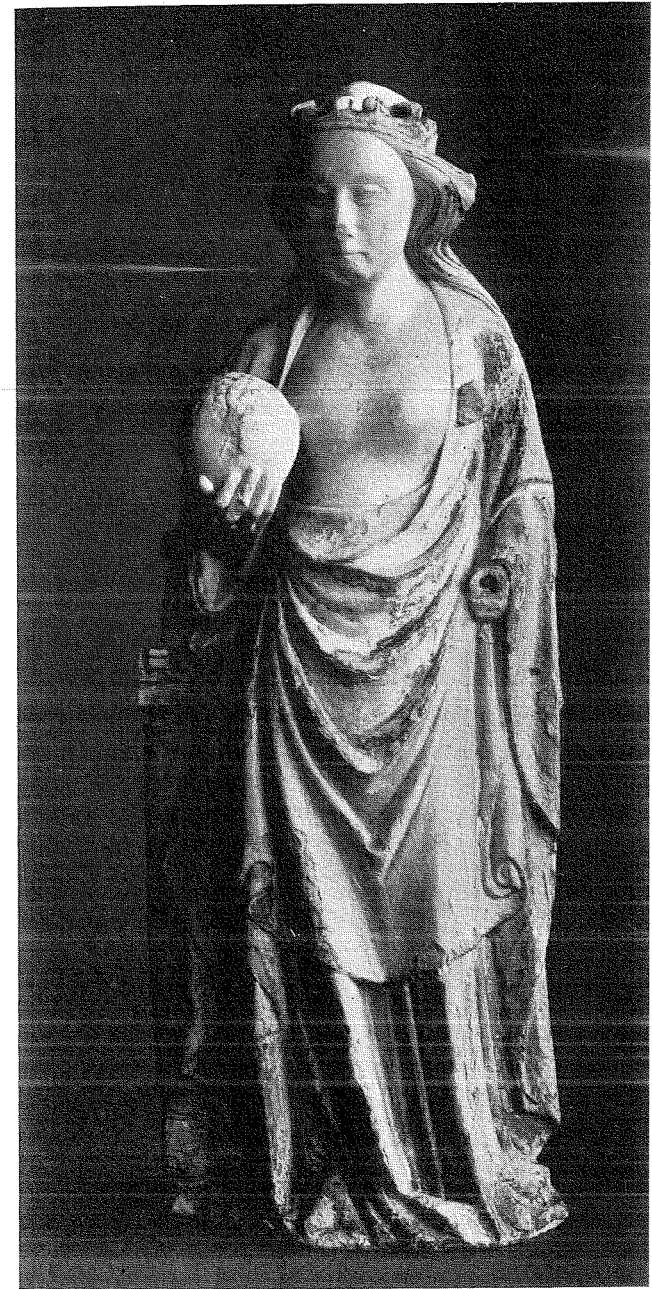
Das Leben der Eingeborenen auf den zuerst durch die Spanier berührten westindischen Inseln mochte vielleicht als ein Idyll erscheinen — auch das war gewiss ein oberflächlicher Eindruck. Die altamerikanischen Hochkulturen des Festlandes hatten aber durchaus nichts Paradiesisches; sie waren das Ergebnis bitterer Kämpfe, ihr Charakter war düster, blutig, hart; erst ihr trauriger Untergang gab ihnen einen romantischen Glanz. In Wirklichkeit waren sie gar nicht frei und gefühlsmässig betont, der gebundene Geist naiv spielerischer Zerstörung und Schöpfung war mächtig in ihnen — auch ihre Kunst liebt das Schwelgen im Ornament, den gesteigerten, vereinfachten Ausdruck des Körperlichen, die das Fratzenhafte betonende Grellheit der Farbe. Die Entwicklungsfähigkeit dieser Kulturen erscheint an sich gross, sie hatten bei der europäischen Entdeckung schon ein bewegtes Auf und Ab hinter sich, besonders in den Inka steckte etwas politisch Bedeutendes. Vom Standpunkt Altamerikas war also die Berührung mit dem Europäertum ganz überwiegend Verhängnis, und zwar sinnloses Verhängnis vom Rang einer Naturkatastrophe. Vom Standpunkt Europas freilich war diese nicht gewollte und zunächst gar nicht begriffene Erfassung Amerikas das grösste Ereignis seiner Geschichte. Europa war ge-

scheitert an der Bezwingung Asiens auf dem Landwege mit den Mitteln militärischer Eroberung. Alexander der Grosse, Rom, die Kreuzzüge waren am Osten erlahmt; Russland sollte später den Bund mit Asien vollbringen, aber nur deshalb, weil es Asien in sich aufgenommen hatte. Nur dieses slawisch-tatarische Reich konnte ein europäisch-asiatisches werden. Bald standen die Türken zum ersten Male vor Wien. Hier war für lange Zeit nur Abwehr möglich. Und da vollzog sich nun, im gleichen weltgeschichtlichen Momente, zweierlei: dieses militärisch und ethnisch unüberwindliche Asien wird von den Europäern, kaufmännisch-piratisch, auf dem Seewege, sozusagen von hinten her, an seinem schwächsten Punkte, in Indien, gepackt; und die Suche nach den Goldländern des alten Asien findet noch eine ganz andere Welt auf, die neue Welt Amerika. Sie bringt den Europäern an Raum und Schätzen Ersatz für das Vermisste in tausendfacher Masse, sie wird aber dann, im Selbstbewusstsein tieferen, eigenen Reichtums, ein anderes, besseres Europa.

EUROPAISCHE ENTDECKUNGEN

Die Entdeckungen waren zunächst an bestimmte technische Voraussetzungen gebunden; erst der Besitz leistungsfähiger Instrumente — ausser dem Kompass noch Astrolabium und Jakobsstab (für Ortsbestimmungen auf See) — erst die Fähigkeit, die Stellung der Gestirne genau zu bestimmen („Ephemeriden“ des 15. Jahrhunderts), ermöglichten das Wagnis, die Küste zu verlassen und entschlossen in das hohe Meer zu fahren. Aber man verband mit so gewaltigem Unterfangen erst dann eine greifbare Hoffnung, als sich die Lehre von der Kugelgestalt der Erde, die von den Arabern übernommene Erkenntnis des Ptolemäus, gegenüber der christlichen Vorstellung von der Scheibengestalt durchgesetzt hatte. War die Erde eine Kugel, dann mussten Indien und China und das „Goldland Zipangu“, von dem Marco Polo berichtet hatte, nicht nur durch eine Fahrt nach Osten, sondern auch durch eine Fahrt nach Westen zu erreichen sein.

Das entscheidende Motiv für den Bau grosser Schiffe und für das todesmutige Beginnen solcher Fahrten war wirtschaftlicher Natur. Europa hatte sich an orientalische Teppiche und Stoffe, an Edelsteine, Gewürze, Farben und Heilmittel gewöhnt, seit den Kreuzzügen; der türkische Block sperrte nun den direkten Handel zu Lande durch Zentralasien, zur See über Arabien und Ägypten ab, die Araber behaupteten ihre alte Vermittlerrolle, aber Venezianer und Genuesen wurden lahmgelegt. Da setzten die Portugiesen ein. Heinrich der Seefahrer, der freilich selbst nie eine grössere Fahrt unter-



Hl. Barbara

Englisch. 15. Jahrh. Victoria and Albert Museum, London

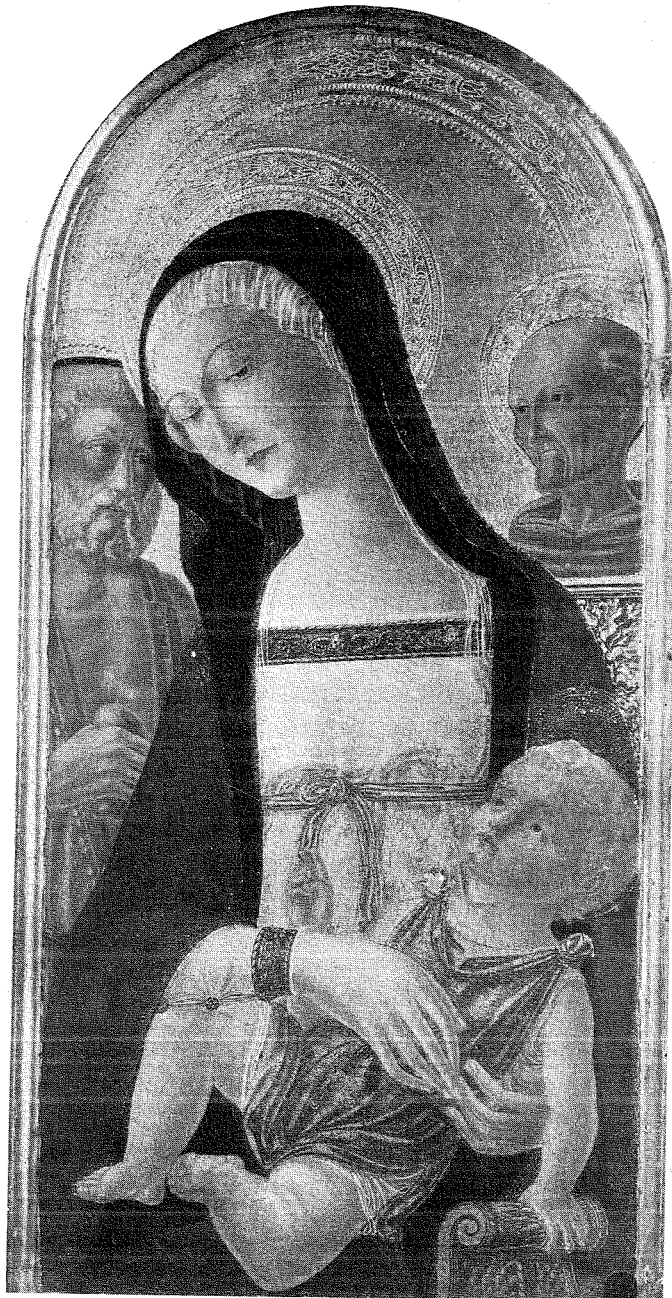


Photo Alinari

Madonna von Neruccio di Bartolomeo Landi

Accademia degli Belle Arti, Siena

nommen hatte, wirkte durch gründliche wissenschaftliche Arbeit und Organisationsgabe als Anreger — bei ihm, dem Grossmeister des Christusordens, war die Bekämpfung des Islams noch ein wichtiger Beweggrund, und er hoffte, mit den christlichen Äthiopiern irgendwie in Verbindung kommen zu können. Unter ihm und nach seinem Tode wurde die westafrikanische Küste immer weiter nach Süden bekannt, das Kap erreicht und so die Tat Vasco da Gamas vorbereitet, der nun wirklich als erster 1498 zur See nach Ostindien kam und den Wettbewerb mit dem arabischen Handel einleitete. Wenn der König von Portugal nach Vascos Rückkehr den Titel annahm: „Herr der Eroberung, der Schifffahrt und des Handels von Äthiopien, Arabien, Persien und China“ — so stand dabei nicht umsonst Eroberung an der ersten Stelle. Ein friedlicher Handel war unmöglich. Wollten die Portugiesen das grosse Indiengeschäft wirklich machen, dann mussten sie sich Land mit dem Schwerte sichern und die Kauffahrteischiffe durch eine Flotte schützen. Portugal nahm sich also eine Anzahl Stützpunkte an der afrikanischen Küste und eine Reihe vorderindischer Plätze als Niederlassung. Der erste Vicekönig d'Almeida schlug die Araber zur See bei Diu; sein Nachfolger d'Albuquerque gewann Goa, Ceylon, Malakka; bis zu den Molukken kamen die portugiesischen Führer, ihre Gesandten wurden in Persien, Siam, Japan und China empfangen; 1557 wurde Macao gesichert.

Albuquerque war eine königliche Erscheinung, persönlich makellos, voll stolzer Pläne, freigebig und gerecht. Aber die heroische Anfangszeit ging schnell vorbei. Der Druck asiatischer Volkskraft zersprengte die schwachen Klammern, die die Portugiesen anlegten. Zur Beherrschung Indiens reichte ihre Heimatbasis nicht aus. Ruhm und Handelsgewinn haben sie aber genug davongetragen. Europa lernte es, sich in Lissabon zu versorgen. Camoens hat in seinen Lusiaden den ganzen Stolz der Entdeckerzeit geformt — Welch ein Triumph nach einer Bemühung von Menschenaltern, diese Ankunft an der Küste Indiens, wie er sie im sechsten Gesange schildert! Er selbst ist zum Inbegriff der Heldenzeit seines Volkes geworden: emporgetragen zum unerhörten Wagnis, verurteilt zum unentrinnbaren Scheitern — dichterisch aber vollendet und dauerhaft.

Auch der erste Weltumsegler war ein Portugiese — Magalhaes. Geschichtlich blieb aber für die Folgezeit nur eine Kette von kaufmännischen Kontoren, Verproviantierungsplätzen und Stapelorten übrig, von Festungen verteidigt, mit kirchlichen Missionen verbunden — ein System, das die gewaltigen, gewöhnlich 400%! betragenden Gewinne eines monopolisierten Tauschhandels mit allen staatlichen Mitteln sichern wollte, gegenüber den Orientalen, aber auch

gegenüber dem europäischen Wettbewerb. Bald gab es keine fettere Beute als eine schwerbewaffnete, hochbeladene portugiesische Caraque; dieser portugiesische Handel hatte etwas vom Charakter einer regelmässig stattfindenden Raubexpedition an sich, Beamte und Offiziere wurden hineingerissen in den Strudel des Glücksrittertums und der Geldmacherei, ihr Ansehen gegenüber den ausgebeuteten Eingeborenen ging dabei zu Grunde, die ganze herrschende Klasse in Portugal wurde moralisch angefressen.

DIE SPANIER IN AMERIKA

Christoph Columbus war wohl sicher ein geborener Genuese — stammt also aus dem Lande Ligurien, das durch seine hartnäckigen und gerissenen Seefahrer — sowohl Kaufleute wie Piraten — berühmt ist. Mit Recht hat man aber auch spanische Züge bei ihm gefunden: eine Art Dämon arbeitete in ihm, er hätte ein mystischer Sektengründer werden oder als Abenteurer zu Grunde gehen können. Mehr Grübler denn Gelehrter, fasste er die Idee, westwärts zu fahren; vielmehr, die Idee fasste ihn und liess ihn nicht los. Er starb in dem Glauben, sein Lebensziel erreicht zu haben; ein Glück, dass seine Wissenschaft nicht tiefer ging, denn dann hätte er dies Ungeheure nicht gewagt. Man glaubte damals, es sei westwärts zur See nach Indien etwa so weit wie ostwärts zu Lande. Man fabelte auch von der fernen Westinsel Antilia. Ob von den Fahrten der Normannen, die ja Grönland und Neuschottland erreicht haben, etwas nachgeklungen ist, kann niemand ausmachen.

Columbus fuhr seit seinem vierzehnten Jahre zur See; er verkehrte gern mit Lateinern, Griechen und Orientalen, Gelehrten und Ungelehrten — einen sprachkundigen Inder nahm er dann auch mit auf seine erste Reise, Vasco da Gama tat dasselbe. Die Missionsidee ergriff von Columbus Besitz — er fühlte sich erwählt, er wollte wie ein Kreuzfahrer den Willen des Höchsten vollstrecken und wollte — selbstverständlich — Admiral, Grande, Vicekönig, oberster Richter werden, also reich und mächtig sein, wie es sich Kinder träumen; nur er *lebte* dieses Märchen, das Wunder wurde Weltgeschichte. Auf seiner ersten Reise kam Columbus nach der Bahamainsel Guanahani, nach Kuba, Haiti, auf seinen drei späteren noch nach anderen kleinen Antillen und nach Jamaika, nach Trinidad, nach dem amerikanischen Festlande über Honduras hinaus. Er erlitt Schiffbruch, fiel in Ungnade, suchte Gold, legte Befestigungen an, erlangte höchste Ehren und starb verlassen, allem Zweifel, Widerstande, Misstrauen zum Trotz ein Gläubiger, der Täter seiner Tat, Phantasiemensch und strenger Beobachter zugleich, anspruchsvoll, emp-

findlich, unzufrieden selbst mit dem höchsten Triumph — einer der grossen Vollstrecker des Schicksals.

Wem gehörte nun „Indien“? Papst Alexander VI. teilte die Erdkugel mit seinem berühmten Strich zwischen Portugal und Spanien — eine geographisch schwer festzulegende Grenze, die ja dann auch trotz des regulierenden Staatsvertrages von Tordesias (1494) umstritten blieb und mehrfach verletzt wurde — Spanien nahm sich später die Philippinen, Portugal nahm sich Brasilien. Die Antillen heissen bis heute irreführend Westindien. Die brasilianische Festlandküste erhielt zuerst nach Amerigo Vespucci den Namen Amerika, er übertrug sich dann auf den gesamten Kontinent, der erst im Lauf des 16. Jahrhunderts als solcher erkannt wurde.

Die Spanier stürzten sich nun gierig auf Amerika — es war eine heroische Generation von Entdeckern: kreuzfahrende Ritter, aber auch Abenteurer, Banditen und Verbrecher. Der Taumel erfasste das Volk — jahrelang strömten zehntausende nach Übersee und suchten ihr Glück, Gold und Schätze vor allem, aber auch Herrschaft. Die Ritterromane wurden Wirklichkeit, diese schimmernde, gefährlich lockende, rauhe und wilde Wirklichkeit von drüben war ja phantastischer als alles Erdachte. Für einen rechten Kerl mit einer derben Faust gab es ungeheure Möglichkeiten. Was für Schicksale sah diese Zeit — da ist Balboa, der zuerst an den Stillen Ozean kam, der seinen Kampfgenossen Nicuesa hartherzig auf dem Meer verkommen liess und dann selbst enthauptet wurde; da ist der Statthalter von Cuba Juan Ponce de Leon, der das Land der ewigen Jugend, die Insel Bimini suchte und dabei Florida entdeckte; da ist Ferdinand Cortez, gewiss einer der besten, der auch ein geistiges Interesse an der neuen Natur und dem neuen Volkstum nahm; er erobert mit ein paar hundert Soldaten das Aztekenreich, er ist zeitweise dem Untergange nahe, unerhört tapfer und erfindungsreich, der erste, der Indianer gegen Indianer ausspielt. Da ist der Landsknecht Pizarro, der als uneheliches Kind wie ein Ausgestossener begann, der zu Hause die Schweine hütete, bis er mit einer beispiellosen Roheit das Inkareich zertrat und am Kronschatz allein einen Geldwert von 800 Millionen Goldmark erbeutete — um schliesslich samt Almagro, dem Entdecker Chiles, in einem wüsten Räuberdrama schmachvoll zu Grunde zu gehen.

Spanien gründete in dem neuen Lande eine alte Gesellschaft. Riesige Majorate entstanden, die es ihren Besitzern ermöglichten, in den Städten ein glänzendes Herrenleben zu führen. Arme Hidalgo konnten hier „ricos hombres“ werden. Systematische Bodenkultur wurde nur ganz ausnahmsweise einmal in Angriff genommen. Die fruchtbarsten Gebiete Südamerikas lagen Jahrhunderte lang brach,

weil sie keine Gold- und Silberfunde versprachen und weil es an landwirtschaftlichen Arbeitskräften fehlte. Die Indianer wurden zunächst überhaupt nicht als Menschen angesehen, sondern als untergeordnete Geschöpfe, die wegen ihrer Menschenfresserei und ihrer Menschenopfer als Kinder des Teufels galten und deshalb zur Ehre des Christengottes am besten totgeschlagen wurden. Man hielt sich nicht für verpflichtet, ja religiös kaum für berechtigt, ihre Ehre, ihren Besitz zu schonen oder das ihnen gegebene Wort zu halten. Man jagte die Eingeborenen mit Bluthunden, fing sie ein, zeigte sie als Kuriosität, entledigte sich ihrer, wenn man sie nicht mehr gebrauchen konnte, marterte sie zur Unterhaltung und verbrannte sie als Ketzer. Wegen des Mangels an weissen Frauen fanden die Indianerinnen reichliche Verwendung zu erotischen Zwecken. Das Verhängnis, das die „weissen Götter“ über sie brachten, wurde von den Indianern als so furchtbar empfunden, sie sahen auch so geringe Möglichkeit der Abwehr, dass sich sehr viele das Leben nahmen; und die Frauen trieben in ihrer Verzweiflung mit geheimen Giften die Leibesfrucht ab. Die spanische Krone versuchte frühzeitig, die Unglücklichen zu schützen und versprach allen denen die Freiheit, die sich taufen liessen; nur die anderen sollten als Sklaven behandelt werden. Die grosse Landverteilung von 1512 machte die Indianer zu schollengebundenen Arbeitern des Lehngutsbesitzers. Die Durchführung war aber so schwierig, dass das neue Gesetz von 1542 die Indianer direkt unter die Krone stellte, gewissermassen als halb-mündige Untertanen; ihr Besitz sollte ihnen nicht weggenommen werden. Die Sklaverei und die Verfolgungen hörten aber darum durchaus nicht auf. Entscheidend war die Stellungnahme der römischen Kirche. Während die Franziskaner die Rechte der spanischen Krone vertraten, nahmen sich die Dominikaner der Indianer an, Pater Las Casas an der Spitze.

Durch die Bulle des Papstes Paul III. (1537) wurden die amerikanischen Eingeborenen ausdrücklich als menschlich vollwertig und fähig zum christlichen Sakrament erklärt — nun konnten die Missionen ungehindert bekehren. Auf das militärische Werk der Conquistadoren folgte die geistliche Eroberung. Die an sich dünne Indianerbevolkerung war aber schon so stark ausgerottet, dass Las Casas die Einfuhr von Negern als Plantagenarbeiter energisch förderte. So fügte sich noch ein drittes Rasseelement in die amerikanische Kolonisationsgeschichte ein; das Negerblut wurde von Anfang an verachtet und entwertete nun auch das indianische. Die Zahl der Neger wuchs sehr schnell, eine Menge von Mischungen entstand. Die daraus sich entwickelnden Schwierigkeiten waren der spanischen Regierung nicht unwillkommen. Streng hielt sie an dem Standpunkte fest, dass

die grossen Verwaltungsämter der Kolonien nur von geborenen Spaniern übernommen werden dürften. Damit waren selbst die Kreolen, die in Amerika geborenen, reinblütigen Abkömmlinge von Einwanderern ausgeschlossen: sie bildeten eine Oberschicht von Besitz, sie gingen in die Geistlichkeit und Advokatur, sie machten Ansprüche auf Ehre und Gewinn, ohne entsprechende Verantwortung zu tragen.

Die Rückwirkung des Kolonialreiches auf das spanische Mutterland war im Anfange sehr günstig. Der Monopolgedanke wurde streng durchgeführt, fremde Schiffe kamen ebensowenig herein wie fremde Waren oder fremde Ideen. In Sevilla wachte die Zentralkontrollbehörde über den ganzen Kolonialverkehr; auch die für andere spanische Häfen bestimmten Schiffe mussten ihre Ladung hier verzeichnen lassen.

Jährlich kamen über hundert Schiffe an, von vier bis 500 Tonnen, es wurden Gewinne von 200% und mehr gemacht. Sevilla blühte auf zu einer Stadt von kleinen Königen. Man sieht heute noch ihre Stadthäuser, strassenweise, mit den verschwiegenen Fassaden und den stolzen „patios“ (Innenhöfen) nach maurischer Art. Das eingeschmolzene Edelmetall der Tempel und Paläste alt-amerikanischer Hochkultur, die Perlen und Edelsteine wanderten in die Kirchen, Klöster und Schlösser Spaniens; aber auch Panzer wurden damit geschmiedet, Kanonen damit gegossen, die Soldaten des werdenden spanischen Weltreichs und seine Kriegsschiffe damit ausgerüstet. Die Machtmittel der spanischen Hegemonie in Europa beruhen zu einem guten Teile auf der kolonialen Ausbreitung. Der Untergang von Altamerika ermöglichte den Kampf gegen die Reformation. Auch die spanische Wirtschaft selbst blühte auf: Seidenspinner, Tuchfabrikanten, Weinbauern mussten die Kolonisten mit ihren Erzeugnissen versorgen, die Betriebe konnten zeitweise den Bedarf gar nicht befriedigen. Auch niederländische und deutsche Kaufleute beteiligten sich an diesem Export. Der Rückschlag kam aber schnell, aus mehreren Gründen. Die Edelmetallausbeute der Kolonien liess nach, der Raubbau rächte sich; gegenüber den aufstrebenden seefahrenden Nationen, den Holländern und Engländern, war der Monopolbetrieb nicht aufrechtzuhalten; das in Spanien aufgehäufte Edelmetall lähmte die Produktion, erzeugte Bequemlichkeit, Genussucht und indolentes Rentnertum; endlich, die spanische Hegemoniepolitik scheiterte militärisch und geistig in Europa. An diesem Punkte berührt sich die Geschichte der Entdeckungen mit dem Problem von Reformation und Gegenreformation.

19. DIE ZEIT KARLS V.: HOCHRENAISSANCE UND REFORMATION

19. DIE ZEIT KARLS V.: HOCHRENAISSANCE UND REFORMATION

Die lebendigen Kräfte in Europa dienten im Anfange des 16. Jahrhunderts der nationalen Kultur und der politisch-geistigen Freiheit. Aller imperialer und theokratischer Anspruch schien zu zerfallen an dieser Kraft des Besonderen. Es fügte sich aber, dass in dem gleichen geschichtlichen Augenblick ein Weltkaiser auftrat, wie es vorher und nachher keinen gab. Kaiser Maximilians Enkel Karl vereinigte die habsburgische Erbschaft in Deutschland mit der burgundischen und mit der spanischen, im Mutterlande, in Italien und Amerika: so baute sich hier schicksalhaft eine Macht auf — west-, mittel- und osteuropäisch, altweltlich und neuweltlich, eine Macht, neben der das römische Reich zur Zeit Trajans mittelmeergebunden, neben der das Reich Napoleons I. kontinental improvisiert erscheint. Karl V. war ein legitimer Weltkaiser und kein Eroberer, wie sie Asien wiederholt hervorbrachte: ganz jung stand er schon fertig da, sicher, gelassen, etwas müde, vornehm, vom Zweifel unberührt. Wer wollte gegen die Weiträumigkeit und Buntheit, gegen die Fülle und Würde eines solchen Reiches aufkommen? England war damals ein kleiner Staat wie mancher andere; selbständig im hohen politischen Sinne war nur noch Frankreich — kein Wunder, dass sich dieses Frankreich aufbäumte und mit jener gewaltigen aussereuropäischen Macht Verbindung suchte, die schon tief in Europa stand — mit den Osmanen.

'El Emperador' heisst Karl V. noch heute in Spanien — *der* Kaiser; es gibt für ihn keine bessere Bezeichnung. Dabei war er an Blut nur zum kleineren Teile ein Spanier; aber sein Wesen, seine Sinnesart wurden immer spanischer, von Anfang an kleidete er sich spanisch. Man könnte auch sagen, dass sich das gehorsame Spanier-tum nach ihm gebildet hat, weil es so stolz auf ihn war. Dies Spanische drängte also die französische Komponente seiner Natur

zurück, wenn auch Französisch und Vlämisch seine Muttersprachen waren. Als ein burgundischer Edelmann regierte er am liebsten mit burgundischen Räten. Zu Gent geboren, in den Niederlanden erzogen, gebrauchte er das Deutsche nur als ein unbeholfenes Platt. Herkunft und Jugendschicksal mussten also den Kaiser zum Europäer prägen — europäisches Denken, europäische Herrschaft erschien ihm natürlich. Gerade das machte ihn aber so einsam, so merkwürdig unzeitgemäss; all seine rechnende Klugheit, seine kühle Ruhe, seine lauernde Menschenkennerschaft, sein zäher Arbeitswille, seine würdevolle, nicht eifernde Katholizität, sein imposantes Selbstherrschertum wurden an ein Ideal gesetzt, das *nicht* das Ideal der Epoche war und es auch durch ihn, nicht einmal durch ihn werden konnte. Karl hat weder die Renaissance noch die Reformation verstanden; künstlerisches Menschentum, bürgerliches Schaffen, machiavellistische Kalkulation, fürstliches Sonderwesen waren seiner cäsaristischen Grandezza genau so unheimlich wie persönlich-religiöses Ringen um das Seelenheil; die Etikette, die Autorität, die Kirchenreform, der imperiale Gedanke schienen ihm durch solche Unbotmässigkeit bedroht; der Kaiser hat Renaissance und Reformation nicht besiegen können und wurde nicht von ihnen besiegt, aber seine Macht war gross genug, um beiden Bewegungen einen Bruch beizubringen, den sie nicht verwinden konnten.

Karl reiste sein ganzes Leben von Land zu Land, er fuhr elfmal übers Meer; wo er hinkam, war er der Mächtigste, er war die Majestät in Person, das Weltsymbol, überall blieb er aber der Fremde, der mit Misstrauen begrüsst, mit Grauen ertragen wurde. Die italienische Kultur erschien ihm närrisch und zuchtlos, der deutsche Geist plump und störrisch; er sah nichts als Empörung, er wollte wohl gnädig sein gegenüber dem Gehorsam und der Demut. Widerstand, Unabhängigkeit, Hartnäckigkeit konnte er nur verneinen und, obgleich nie ein Feldherr, bekriegen; für den autonomen Geist der neuen Epoche gab es bei ihm nur Vernichtung. Und den egoistischen Principe in Rom zwang dieser religiöse Kaiser, wieder ein Papst zu sein — die befestigte und erneuerte Kirche wurde genau so spanisch, wie das Imperium der Welt katholisch war.

DIE HOCHRENAISSANCE

Herrlich reifte indessen die italienische Renaissance. Der Hof des Bürgers Lorenzo Medici wurde das Vorbild aller Fürstenhöfe. In Neapel herrschte seit 1442 der aragonesische Alfonso, unter ihm und seinen Nachfolgern entstand ein schroff absolutistisches Regiment mit einem glanzvollen, zur Loyalität erzogenen Hofadel; alle

Verhältnisse hatten hier weitere Spanne und tieferen Klang als sonst in Italien. Man liebte Pomp, Geste, Apparat und wetteiferte an malerischer 'teatralita' mit der Landschaft selbst. Eine gewisse Steifheit und konventionelle Haltung entfernte diesen Hof von der Volksmasse, die ihren Dialekt weiter brüllte, ihre Grimassen schnitt und sich an der burlesken Derbheit Pulcinellas ergötzte. Der Hof von Neapel sprach spanisch und nahm das Italienische des Nordens nur als Buch- und Bildungssprache auf; was hier entstand an Kunst und Lebensstil war überschwenglich, kokett und preziös — Neapel hat die Hofkultur Spaniens, Frankreichs und Englands vorgeformt; man sieht hier deutlich, wie sich der Volkserweckung die Gesellschaftsbildung entgegenstellte.

Neben der Erbmonarchie Neapel behauptet der Condottierestaats Urbino seinen besonderen Platz; das abgelegene Herzogtum im östlichen Apennin bekam durch Federigo von Montefeltre eine unerwartete Bedeutung. Das war ein rechter Soldatenvater, Ritter und Stratege, der Kriegskünstler in Person, mathematisch-artistisch begabt, voll fachmännischer Freude an eleganter Lösung. Auch sein Hof ging wie ein Uhrwerk, streng kontrolliert, nach klaren Vorschriften, ohne Zufälligkeit, ohne Verschwendung; er war zugleich Erziehungsanstalt für junge Offiziere. Den Palast baute sich der Herzog als ein Denkmal seiner Person und seiner Taten — er ist ein Muster an Übersichtlichkeit und Proportion. Hier befand sich Federigos höchster Schatz — seine Bibliothek von illuminierten Pergamenthandschriften, in Einbänden von Karmoisinsamt mit silbernen Beschlägen.

Es war ein Hofmann von Urbino, Graf Balthasar Castiglione, der das klassische Buch über den Hofmann überhaupt schrieb: *il Cortegiano* (1512): das urbinatische Leben zweier Fürstengenerationen ist hier in Gesprächsform geschildert — Federigos Schwiegertochter Elisabeth Gonzaga, Pietro Bembo, den Leo X. zum Kardinal machte, Giuliano dei Medici, Lorenzos Sohn, der Herzog von Nemours sind die vornehmsten Unterredner. Was ist ein Hofmann, fragte man sich — das heisst: wie muss das Betragen, die Geistigkeit, das Auftreten und Denken eines Mannes beschaffen sein, der in ein solches fürstliches Kulturzentrum des cinquecento passt? Gutes Herkommen (das wird wieder wichtig genommen), Waffengewandtheit, literarische Bildung, Würde und Hingabe, Ehrgefühl (aber ohne zu provozieren), Unterhaltungstalent — das alles wird verlangt; der echte Kavalier sei kein Sportsmann, kein Raufbold, kein Bücherwurm, überhaupt kein berufsmässig gebundener Fachmensch, sondern eine universale, singuläre Persönlichkeit, die das, was sie unternimmt, mit leichter Grazie tut, ohne Affektion, ohne Anstrengung,

also lässig, mit unbetonter Überlegenheit, verständlich, kräftig und schlicht in der Rede, unbelastet von gelehrtem Prunk, ungesucht in der Kleidung, wenn möglich kunstbeflissen, jedenfalls kunstverständlich, taktvoll im Auftreten, bescheiden im Urteil, vorsichtig in der Wahl der Freunde, bereit auch zu einem geschmackvollen Scherz. Das Gegenstück zu diesem vollendeten Kavalier ist die ebenbürtige Frau, die geistige Gefährtin des hochstehenden Mannes, die durch die Ehe zur völligen Entfaltung ihres Wesens gelangt ist — aber dann Gegenstand der vergeistigten Liebe wird, des *amore divino*. Elisabeth Gonzaga ehrte und beschäftigte den Maler Giovanni Santi. Sein Sohn war Raffael, der Cortegiano der Malerei, in dem der urbinatische Geist proportionierter Harmonie zur genialen Weltfassung aufwuchs.

Graf Castiglione und Elisabeth Gonzaga selbst stammten aus Mantua: das war Urbinos Gegenstück, die Fürstenresidenz der Ebene, von jeher ein lombardisches Bollwerk, als Heimat Vergils zu besonderer Würde berufen — den Kopf des Dichters prägte Mantua auf seine Münzen. Andrea Mantegna verbrachte den grössten Teil seines Künstlerdaseins am Hofe der Gonzaga und schuf seine wichtigsten Werke für sie — die Fresken im Castello di Corte, dem melancholischsten Baudenkmal der Renaissance, und auch den Triumphzug Cäsars. Isabella Gonzaga, die Mutter der Elisabeth von Urbino, hat dieses Castello ausgestattet, mit einem bewusst italienischen Geschmack; ihr kleines Appartamento del Paradiso, vier Kammern, geschaffen zum Ausruhen von unbehaglich weiten Festsälen, wurde der Mittelpunkt eines glänzenden Kreises von Auserwählten. Isabella war eine Este aus Ferrara, wo sich der farbigste und fruchtbarste Renaissancehof bildete. Dies Ferrara ist ein alter Erbstaat gewesen, die Este ein Dynastengeschlecht aus dem frühen Mittelalter — nun entstand hier ein stattliches Herzogtum: die Stadt mit ihren breiten, geraden, wohlbebauten Strassen zählte damals 100,000 Einwohner. Es war ein Militärregiment, der Palast der Este ist eine massige Festung, von Türmen flankiert, von Wassergräben geschützt; die Herzöge zogen als Kriegsmänner zu Felde, überallhin, wo man sie brauchte, ihre Macht war alt, ohne Widerspruch und Konkurrenz, es gab keine Verschwörung, kein empfindliches selbstisches Bürgertum, denn es drohte Verbannung und Tortur. Ein maulerisches Ritterleben mit Turnier und Liebesspiel erhielt sich hier noch lange, umgeformt und entwickelt freilich durch das Kavaliersideal der Schlagfertigkeit, der Galanterie, des Feingefühls. Die Wirklichkeit blieb robust genug; man war gewalttätig auf eine feingeschliffene Manier — die Familiengeschichte der Este ist voll Greuel. Bedeutungsvoll ist, dass die Humanisten hier nicht viel

Glück hatten — Hofnarren, Geschichtenerzähler, Komödianten gaben den Ton an, einen rauhen und urwüchsigen Ton, gedichtet wurde in einem kräftigen farbigen Italienisch, für einen gesunden naiven Geschmack.

Graf Bojardo, der selbst auf einer betürmten Burg geboren war und in den Diensten der Este zum Gouverneur von Reggio aufstieg, fand in Ferrara das Publikum für seine feudalen Helden- und Liebesgeschichten; der irrende Ritter Orlando wird bei ihm zum Träger der *gentilezza* — neben Vaterland und Glauben tritt als höchstes Gut die Frau; alle diese unerhörten Abenteuer, Reisen, Schlachten und Verzauberungen gipfeln im Liebesfest. Das Erotische beherrscht dieses Ferrara — Ariost macht daraus ein Schicksal und ein tragisches Heroentum; der verliebte Roland wandelt sich zum rasenden, über der Scheinwelt ritterlicher Fabulierkunst erhebt sich das Menschliche, der Geist befreit sich von den Launen des Stoffes, eine heitere Ruhe tritt sieghaft hervor, die Form ist antikisch-bedeutend, hinter dem Schein regt sich etwas Wesentlicheres, schmerzgeborene, anschauende Weisheit zwingt in die Tiefe. Ariost ist der Cortegiano des Epos, seine Linie die Linie der Hochrenaissance.

Vom europäischen Blickpunkte aus gesehen, waren alle diese Fürstenhöfe Kleinstaaten; wer in Italien sass, musste mit ihnen rechnen; doch für den König von Frankreich, für den Kaiser, die beide in Italien Politik machen wollten, bedeuteten sie kein erhebliches Hindernis. Nur weil Italien mehrere Menschenalter frei von den Fremden blieb, hatten die Höfe das werden können, was sie waren. Venedig und Rom sind die einzigen italienischen Stadt- und Staatsbildungen von europäischem Range, beide waren italienisch und überitalienisch, beide zugleich Monarchie und Republik, beide bodenständig und universal, beide monumental in der Erscheinung, im Innern aber dunkel von Geheimnissen.

Den Türken und Portugiesen zum Trotz blieb Venedig noch lange eine Macht: auf die terra ferma, den italienischen Festlandsbesitz gestützt, durch die Flotte und Dalmatien jedenfalls Herrin der Adria, beteiligt an allem, was im Mittelmeer vorgehen mochte, Tochter und Erbin also von Byzanz. Venedig wurde bewundert und studiert: seine Verfassung, die so misstrauisch-weise die Interessen abwog, die überall Fallen und Sicherungen einbaute und damit eine kontrollierte Leitung durch wetteifernde Adelsgruppen ermöglichte; seine Diplomatie, deren kalte Beobachtung Menschen und Kräfte als Naturprodukte abschätzte, die es unternahm, das Innerste zu behorchen und zu deuten, die darum vorsichtig auch eine Prognose wagen konnte; seine Staatsverwaltung, deren Pläne niemand, sogar kein Beteiligter ganz und gar kannte, die aber selbst alles Fremde

wusste, die ihre Feldherren ehrte nach Verdienst, aber politisch niemals aufkommen liess, die die Reichen gern reicher machte, aber die Armen abwehrte, die vom Glück nicht überrascht, vom Unglück niemals erschüttert wurde; seine Geistesart, in der sich Tapferkeit, Verschlagenheit und Eigensinn mischten, die alle Tracht und Farbe schwelgerisch liebte, die träumen und geniessen konnte bis zur erschlafften Melancholie; seine Kunst endlich, diese unplastische, in der feuchten Lagunenluft, in gebrochenem Lichte ganz und gar malerisch gewordene Kunst, die alle Konturen schmeichlerisch auflöst.

In Venedig ist das Ganze grösser als das Einzelne; wenn in Florenz die Besonderheit immer wieder Fesseln sprengt und sich aufbäumt, um die Welt zu erfüllen, bleibt in Venedig der Mensch, das Unternehmen, das Werk, der Geist immer venezianisch. Das war Grösse, aber Grösse mit Grenzen. Venedig liebte keine Abenteurer, Glücksritter und Schulmeister; fremde Humanisten fanden hier ungern eine Stätte — die Patrizier von Venedig waren selbst Humanisten, aber bildungs-, nicht berufsmässig; die Foscarini, Correr, Barbaro brauchten nicht Rhetoren, Kanzler oder Dichter zu werden, sie übten ihr Amt als Prokurator und Ambassador aus in humanistischer Art; die Hauptsache blieb ihnen das Vaterland Venedig. Die kostbarsten griechischen Manuskripte lagen lange unberührt in der Bibliothek, das Studium des Aristoteles sollte nicht ablenken vom kaufmännischen Geschäft. Venedig war sich selbst das höchste Mass, es machte die Häfen von Dalmatien und die Städte der terra ferma venezianisch, die Villen am Fusse der Alpen kopierten die Paläste am Canal Grande. Padua, die Universität, erzog die Gesetzkundigen und Diplomaten der Serenissima, ein Geschlecht, das sich durch Jahrhunderte merkwürdig gleich sah an Freiheit des Beobachtens und Verbindlichkeit der Form: leicht ersetzte der eine den andern, die Feder eines Gestorbenen schrieb weiter, der Staat blieb mächtig, er war ewig, er verlangte höchste Hingabe, er duldete keine Auflehnung, er liess sich nicht von Parteizwisten zermürben und schickte keinen Bürger in die Verbannung; wer sich nicht der Gesamtheit fügen wollte, verschwand ohne Spur.

Venedig war die goldene Stadt. Seit Salomo, meint ein Mailänder, hat es so viel Pracht nicht mehr gegeben; im goldenen Buch standen die Namen der Aristokratie, die goldene Treppe führte in die Staatszimmer der Republik, die goldene Kugel kürte den Dogen, der Pinsel der Maler hiess 'penello d'oro'. Nur in Holland, in der Seinelandschaft und im südlichen England ist die Farbe als solche etwas ebenso Mächtiges wie in Venedig; in dem grossen Himmelsraum baut sich hier über der Horizontalen des opalisierenden Wassers die Vertikale der Häuserblöcke auf, ohne störende Ablenkung; wie

von selber schneiden sich die Bilder aus, von selber vertieft sich so jeder Durchblick zu einem schimmernden Wunder von Perspektive. Von Anfang an zeigte die venezianische Malerei, was sie wollte: sie schwelgte in Früchten, Stoffen, Juwelen, in frohen Hintergründen, in frischer, natürlicher Bewegung, sie war selbstbewusst bis zur Nachlässigkeit, wahrhaftig bis zur kühlen Gedämpftheit, das Ringen und Suchen lag ihr nicht. Gian Bellini hatte schon den weichen Goldschimmer; mit Giorgione beginnt dann die Vollreife: keinerlei Manier bei ihm, eine Naturnähe, deren Selbstverständlichkeit erschüttert, eine Musikalität der Farbe, deren tiefer, weicher Klang nur einmal da war — im ganzen die Stimmungsgewalt, wie sie so magisch geladen nur die Jungverstorbenen besitzen. Dafür hat dann sein Schüler Tizian fast hundert Jahre malen dürfen — der Malerfürst, ein ganz Gesunder und Reicher, der breit und mächtig im Glanz und Brio der Epoche steht, leidenschaftlich an Temperament, unverwüstlich an Lebensliebe, treffsicher wie keiner, im Rausch der Freude, in der Majestät der Haltung beglückend venezianisch. Neben und hinter ihm stehen die vielen anderen: Paolo Veronese, der Festchronist, die beiden Palma, dann Bonifazio Veneziano, der elegante Porträtmeister heiliger 'Konversationen' — bis auf den grossen Tintoretto, der, jung in beginnender Spätzeit, neue Farben, neue Räume, neue Bewegung und Verkürzung suchte.

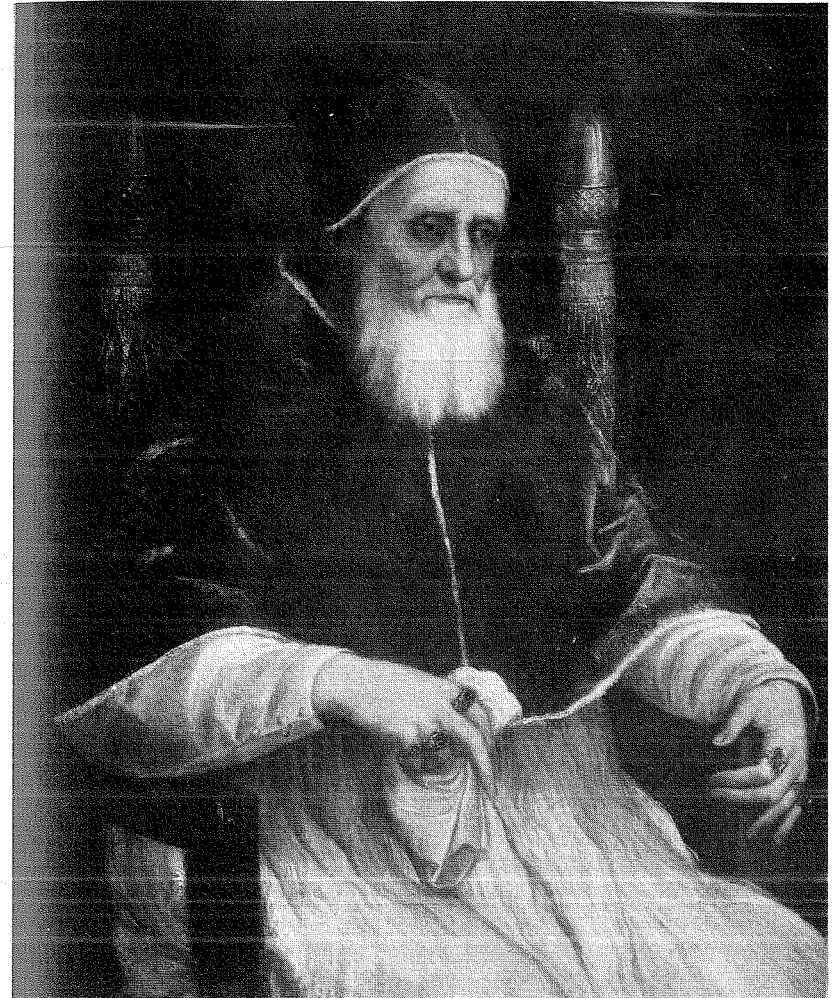
Venedig ist die eigentlich und einzig unantike Stadt Italiens — ohne Erinnerung, ohne Vorbild hat es sich geschaffen und ist ähnlich nur sich selbst. Rom dagegen konnte nur ganz Rom sein durch das Altertum; hier sollten sich nun alle Elemente der Renaissance vereinigen, und durch Rom wurde die Renaissance eine weltbewegende Macht — christliche Überlieferung und emporsteigende Antike, Humanismus und Künstlertum, italienische Volkserweckung und neue Staats- und Finanztechnik fanden sich hier zusammen. Das Rom des ausgehenden Quattrocento bestand aus Grösse und Elend, aus Luxus und Barbarei. Zwischen ehrwürdigen Trümmern hausten Ochsenhirten und Räuber, vor den antiken Bauwerken der Campagna schlug man das Kreuz, denn sie galten als Stätten von Dämonen. Tyrannisch sass der Adel in seinen Burgen und raufte um dieses Dorf, das auf der Leiche einer Weltstadt vegetierte. Erst Julius II. und Leo X. haben ein neues Rom geschaffen.

Aus den Provinzen des Kirchenstaates schlug die Kurie heraus, was sie konnte — mit Ämtern, Sinekuren, Präbenden, sie vergab Lehen und lockte Pilger an durch Feste; wer ehrgeizig war und zahlen konnte, der stieg schnell auf zum Kardinal. Der ganze Betrieb war geschäftlich, weltlich, und unterschied sich von den Fürstenhöfen eben nur durch den geistlichen Anspruch. Die Humanisten drängten sich

nach Rom, sie entdeckten die Ruinenstadt und begannen ihre abgöttische Verehrung, sie studierten sie aber auch redlich unter Benutzung der alten Schriftsteller; seit Nikolaus V. waren die Päpste selbst Humanisten und Antiquare. Pius II. (Aeneas Sylvius Piccolomini) zeichnete alle Wasserleitungen und Römerstrassen auf und durchforschte das Albanergebirge nach antiken Resten. In den Römern selbst erwachte nun das Hochgefühl, Enkel und Erben solcher Herrlichkeit zu sein; die Massimi etwa behaupteten von Q. Fabius Maximus abzustammen. Es entstand der unkritische, unhistorische Zauberbegriff Rom — unbekümmert um das Etruskische, das Griechische, das Germanische, das Italienische, unbekümmert um alle Wandelung, allen Wechsel: die Idee Rom wurde etwas Absolutes; ein Inbegriff der 'virtus', der Staatskunst, der imperialen Gewalt, der geistigen Universalität, man fand den Apollo (vom Belvedere), den Laokoon, die Venus, den Torso, die Kleopatra; die 'Antike' wurde Wirklichkeit, es gab einen archäologischen Rausch, der gleichbedeutend mit römischem Patriotismus war; im römischen Karneval marschierten Likatoren und Legionäre, an der Tür der alten St. Peters-Basilika sah man Jupiter und Leda. Jeder Kardinal sammelte und baute antikisch; das volkstümliche Italienertum der Frührenaissance wurde romantisch stilisiert; weltweites Lebensgefühl verlangte den Faltenwurf der Statue, die cäsarische Geste, das geschichtliche Pathos.

Aber der Papst musste sich in der italienischen Wirklichkeit als princeps behaupten. Sixtus IV. erhielt die Tiara durch Bestechung, verwöhnte seinen Neffen, einen schamlosen Dummkopf, grenzenlos, beutete die zitternden Untertanen durch sein Getreidemonopol aus und stürzte sich in blutige, sinnlose Kriege. Innocenz VIII. erkannte als erster seine Kinder öffentlich an und versorgte diese sieben Söhne und Töchter durch gute Heiraten; er richtete eine besondere Bank zur Finanzierung von Sündenablässen ein; um sein Leben zu verlängern, liess er sich Blut von drei Knaben abzapfen — die Knaben starben daran, und der Papst auch. Sein Nachfolger wurde Kardinal Roderigo Borgia, Alexander VI., spanisch-maurischer Herkunft, mit Jubel begrüsst, ein Erotiker grossen Stils, der im Kirchenstaate die unbedingte fürstliche Autorität voll durchgesetzt hat, mit allen Mitteln der Zeit, also mit Scharfsinn, Energie, Verschlagenheit und lächelnder Tücke.

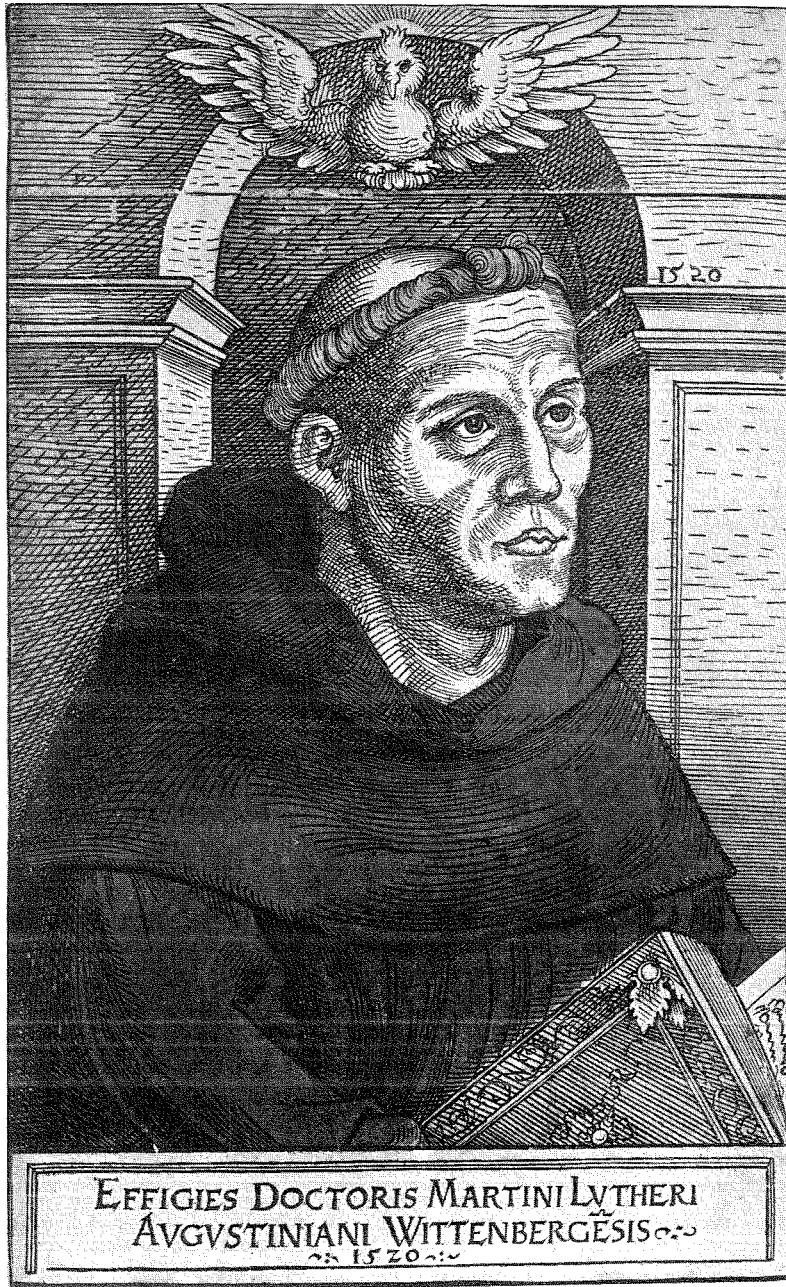
Die Legende hat ein beispielloser Scheusal aus ihm gemacht; es war ganz anders, und, wenn man will, schlimmer — Alexanders Wesen und Handeln war typisch, nur die Robustheit seiner Natur bedeutete eine Steigerung. 45 Kardinalshüte vergab er, der Preis schwankte zwischen 1,000 und 30,000 Goldgulden. Er lud den Sultan ein, nach



Papst Julius II. von Raffael

Palazzo Pitti, Florenz

Photo Alinari



Martin Luther

Holzschnitt nach Lukas Cranach dem Älteren. British Museum, London

Italien zu kommen, um den kleinen Fürsten den Garaus zu machen, die den Kirchenstaat so störten. Er besass zwei öffentlich anerkannte Mätressen und ausserdem im Vatikan einen Harem orientalischen Stils. Sein Sohn Cesare war der Liebling und der Tyrann des Vaters: dieser Hüne, schön wie ein Gott, ganz Tatmensch, ohne Glauben an etwas Geistiges oder Ewiges, führte ein Leben voller Unruhe und voller Geheimnisse, als der grosse „Egotist“ der Renaissance, unbefangen, geschmeidig, immer vorwärts gerichtet, von Glut im Innern verzehrt, nach aussen kalt, hochmütig und grausam. Dieser Mann, dessen Instinkte keine Schranken kannten, vollendete die Niederwerfung der Barone und lokalen Despoten im Kirchenstaat: kleinere und grössere, Feinde und Freunde, die Orsini, Colonna, Malatesta, Manfredi wurden gegeneinander gehetzt, überfallen, beseitigt; durch Schrecken schuf er sich Ruhe und richtete ein absolutes Regiment auf, streng, auch gerecht, nicht ohne Züge von Grossartigkeit — es war die Grundlage eines italienischen Königreiches; vielleicht hätte Cesare bei längerem Leben seines Vaters die nationale Idee der Befreiung von den Fremden erfassen können; das hätte auch die Verwandlung des Papsttums in eine weltliche Erbherrschaft bedeutet. Der „Valentino“, ursprünglich Kardinal des spanischen Valencia, dann aus Freude am Wortspiel von des französischen Königs Gnaden Herzog von Valence, ist kurz nach Alexander VI., von tausend Verbrechen und sogar vom Brudermord befleckt — als ein Verruchter aus einem wüsten Abenteuerleben abgefahren: seine Schwester Lucrezia, deren Jugend von unerhört bösen Geschehnissen zitterte, konnte dagegen viel später als Gattin des Herzogs Alfonso Este von Ferrara in einem stillen, vornehm durchglänzten, geachteten Dasein enden.

In das Pontifikat Alexanders VI. fällt der grosse Wendepunkt des italienischen Schicksals, der zugleich den Beginn eines jahrhundertelangen europäischen Konfliktes bedeutet: Karl VIII. von Frankreich erscheint in Italien — der französische König wagt, was so viele deutsche Könige taten. Die „Römerzüge“ waren erlahmt am erwachenden Italienerum. Nun benutzte der Monarch des ausgereiftesten Staates in Europa die italienische Zerrissenheit zu einer Aussenpolitik grossen Stils. Italien wurde Schauplatz und Gegenstand des Ringens zwischen den Häusern Habsburg und Valois-Bourbon — die Nachfolger Karls VIII. sind Franz I., Richelieu, Ludwig XIV., Napoleon; Karl V., Prinz Eugen, Metternich waren die Gegenspieler; Italien und dann Deutschland waren der Preis. Diese Aussenpolitik war dynastisch und nicht national; sie schädigte alles Grosse, was in Italien und Deutschland an kulturellen Werten entstanden war, auf das schwerste. Sie entsprang den Hausinteressen des fran-

zösischen Königtums und forderte den Hegemoniegedanken der Habsburger heraus, wie er in Karl V. gipfelte. Die Rückwirkung in Frankreich beschleunigte aber die staatsnationale Entwicklung in massgebender Weise.

Denn in Frankreich fanden nun alle Probleme des damaligen europäischen Lebens die harmonischste und klarste Lösung. Die Gegensätze waren hier stark wie nirgends; die persönliche Leistung des Königtums bewältigte aber alles. Es blieb einheimisch und wuchs nicht wie das spanische in eine gefährliche Weltweite, es verband sich mit den wertvollsten Volkselementen. Die Grossen des Reiches hätten gerne wie in Deutschland Nebendynastien gegründet — solche Gefahr wurde überwunden, Orleans, Anjou, Alençon, der Bourbonnais fielen an die Krone. Das Erbe der Anjou und Orleans gab nun dem französischen Könige nach seiner Meinung auch den Anspruch auf Neapel, Sizilien, Mailand. War nicht Karl der Grosse König der Franken gewesen und nach Italien gezogen? Der allerchristlichste König konnte doch auch Kaiser werden; seine Juristen erklärten, er sei „empereur dans son royaume“; das höchste Prädikat, Majestät, wurde von ihm in Anspruch genommen, ebenso die kaiserliche Krone. Dieser König wollte keine Vasallen mehr haben, sondern Untertanen; gegenüber Papst und Kirche, Kaiser, Ständen fühlte er sich Souverän, nach römischem Recht. Hier ist ein klares, logisches System, das als Gedanke und Forderung der noch überall bestehenden älteren Wirklichkeit gegenübertritt und von dort manchen Rückschlag erfährt. Entscheidend war die Entwicklung der Amts- und Militärverfassung; der König verwandelt alle die kleinen Herren in grosse Diener am Hofe, in der Verwaltung, im Felde, er gibt ihnen Gnaden, Titel, Würden, Ruhm und Reichtum — in die Pairie, die oberste Adelsstufe, gelangen ganz neue Familien unter den alten stolzen Namen. Die neuen Ritterorden umgeben den Monarchen mit einer ganz besonders verpflichteten Garde von Getreuen; sie waren den alten Orden romantisch nachgebildet, bedeuteten aber eine eigenartige, für den werdenden Absolutismus gewichtige Bindung. Das burgundische goldene Vlies war der erste Orden dieser Art, es ging auf die Habsburger über, der französische Orden des heiligen Michael wurde sein Gegenstück.

Der Feudalismus bildete sich also nun um zu einer loyalen Aristokratie, in die auch die reichen Bürger durch den Kauf feudaler Güter und nobler Ämter, durch Privilegien und Patente hineinkamen. Die italienischen Feldzüge der französischen Könige eröffneten dann der italienischen Kultur bei aller unmittelbaren Schädigung doch auch ein neues Betätigungsfeld; der Geist Italiens rächte sich an dem machtgierigen Frankreich. Karl VIII. brachte

Möbel, Statuen, Bilder, Bücher, Tapisserien nach Hause, er zog italienische Kunsthandwerker jeden Gewerbes an seinen Hof.

Damals wurde die germanisch-keltische Komponente, die das mittelalterliche Frankreich so stark bestimmt hatte, zurückgedrängt; die Renaissance erweckte das andere Element, den römischen Geist, sie entwickelte Eleganz und südliche Beweglichkeit, ein fröhliches und warmes Spiel der Sinne; und der italienischen Leidenschaft gegenüber entstand zur Abwehr jene kritische Intellektualität, die den Überschwang durch mässigenden Geschmack ernüchterte. Die französischen Königsschlösser, der Louvre, Fontainebleau und die Perlenkette an der Loire zeigen diesen Vorgang. Die Chateaux des Adels auf dem Lande, die 'hotels' von Paris scharten sich um die königlichen Residenzen — sie alle französisieren den italienischen palazzo. Paris besass seine italienische Künstlerkolonie — die virtuose, glanzvolle Manier dieser Leute erstickte die schlichtere, eckige Art der älteren französischen Provinz; die Hofkunst wurde massgebend, Paris antikisierte sich. Auch die Sprache reinigte sich und wurde lateinischer, also eleganter und einheitlich-korrechter. Die Humanisten durchdrangen völlig die Wissenschaften. Franz I. gründete, der Sorbonne zum Trotze, das rein weltliche Collège de France mit seinen Laienprofessoren. Der Hof disziplinierte die Gesellschaft zur Galanterie, zur Bildung, zur kunstbegeisterten Lebensform; die Städte entwickelten demgegenüber ihren eigenen Stil — la cour et la ville heissen die beiden Pole hauptstädtischen Daseins.

Karl VIII. erschien in Italien als Beschützer des Ludovico Moro, Herzogs von Mailand, der den legitimen Thronfolger Gian Galeazzo Sforza verdrängt hatte; Mailand stand deshalb isoliert gegenüber allen italienischen Nachbarn; das französische Eingreifen brandmarkte Ludovico Moro zum Judas — ihn, der gewiss einer der besseren Renaissancedespoten war, ein kluger massvoller Regent, volkstümlich, ein Feind nutzlosen Blutvergiessens. Lionardo da Vinci war der Stolz seines Hofes; er leitete fürstlich die fürstlichsten Feste, er konstruierte seine Kriegsmaschinen und malte seine Bilder — Lionardo, der grosse Wissende, Faust, Dürer und Kopernikus in einer majestätischen Person, eines der grossen Menschheitswunder, unergründlich und eigengesetzlich wie der erforschte, erfüllte Kosmos selbst: einem Schneegipfel vergleichbar, der immer in Wolken gehüllt ist. Er ging später nach Florenz und an den französischen Königshof, geehrt mehr als verstanden, in den Wirren der Zeit stets unerschütterter als ein Herr der Natur und des ewigen Geistes.

Es gab Italiener, die den Franzosenkönig als Befreier begrüßten, Savonarola aber nannte ihn Gottesgeißel. Karl VIII. demütigte Florenz und die Kurie; erst der venezianischen Politik gelang es, eine

Abwehrfront zu schaffen. Der Franzosenschrecken zitterte noch tief nach, auch als Karl VIII. den Rückzug angetreten hatte; das Franzosentum bedeutete politisch, was Savonarola moralisch bedeutete. Die Frische und der unbefangene Glaube des Quattrocento waren vorbei. Es entstand gegenüber all der ästhetischen Verfeinerung des Italienerturns in ihm der Ekel vor sich selbst. Das Ethische versagte praktisch, es gab trotz alles ernsthaften Geredes kein Prinzip, kein Gewissen, keine Überzeugung; die Verkommenheit des Papsttums war vielleicht nicht einmal das Ärgste; die Käuflichkeit, die Schmutzerei, die Frivolität der Ausbeutung und zynisches Verbrechertum jeder Art waren ganz allgemein verbreitet, nur wer diese alltäglichen Mittel lächelnd gebrauchte, galt als ein Kerl und kam voran. Die christliche Religion, dieses verkirchlichte Halbheidentum und Halbheitentum, war in Italien durchaus lebendig geblieben, sie ging aber neben der Wirklichkeit her, sie war Ablenkung und Trost für die kleinen Leute, Kunstmarkt und Theater für die grösseren, Machtmittel und Geschäft für die grossen. Wahrhaft stark war nur der Glaube an das Leben selbst, an dieses schöne, abscheuliche Leben, das Natur, Vernunft und Leidenschaft bedeutete, also gegenüber dem Irdischen zähe Treue und freudige Offenheit. Hielt nun solche Treue durch? Hier versagte das Italienerturn. Es erlebte einen Reformator, dessen Tat blieb aber Episode.

Savonarola, der Dominikanermönch von San Marco in Florenz, war unscheinbar von Gestalt und, in einem so rhetorischen Lande, ein mühsam ringender Sprecher; aber aus dem bleichen Gesicht, unter der Kapuze her, flammten die Augen der Leidenschaft. Der grosse Ekel sammelte sich in diesem einsamen Manne, der Ekel vor dem Schmutz und der Qual seiner Zeit; die anderen lachten, er musste verdammen. Denn es war ihm Verständnis und Liebe nicht gegeben. Er schalt und schimpfte, er erschütterte und klagte an, grausam und voll Zorn, wie der alte eifernde Jahve. Da blieb nichts übrig, kein Genuss, kein Reichtum, kein Ruhm, kein grosser Name der Medici oder Borgia. Tyrannisch, ganz ohne Furcht, erhob der Mönch sein Kreuz und schrie zur Busse: die Unzucht und Geldmacherei der Kirche, die Ausbeutung und Unterdrückung der Fürsten, die Entartung und Veräusserlichung aller Lebensführung — das alles bestand und klagte an. Savonarola wurde der Nachfolger der Medici; er proklamierte Jesus Christus zum Könige von Florenz und führte in seinem Namen, zusammen mit einem „grossen Rate“, sein theokratisches Regiment, sozialrevolutionär, terroristisch: Kostbarkeiten, Bilder, Manuskripte wurden zerstört, die Volksmasse zu Umzügen und Demonstrationen organisiert. Blutgesetze bedrohten jede Ausschweifung, aber leider wurde im Namen Christi auch ge-

plündert. Der Herr dieses Florentiner Gottesstaates weigerte sich, nach Rom zu kommen; der Papst exkommunizierte ihn, er exkommunizierte den Papst — konnte sich der Prediger, der mit Bibelversen regieren wollte, in dieser italienischen Wirklichkeit halten, die sein Florenz boykottierte und in bittere Wirtschaftsnot stürzte? In Florenz selbst erhoben sich die Gegenkräfte, die Autorität des heiligen Demagogen zerbrach, das Volk stürmte sein Kloster, Savonarola wurde gefoltert, gehenkt, verbrannt. Er starb als Narr; sein moralisches und politisches Wollen hat nicht einmal Florenz umformen, geschweige denn Italien verwandeln können. Aber solches Martyrium erhob ihn, den starren scholastischen Spätling, unter die Helden der Kirchenreform.

Hin und hergerissen war also das Italienerturn. Der Reichtum seiner Begabung umfasste die Pole des Menschlichen. Es war im Ethos nicht stark genug, um zur Wiedergeburt des Christentums oder zur nationalstaatlichen Form zu gelangen. Deutschland vollbrachte das Erste, Frankreich das andere. Italien musste sich mit dem Künstlerischen trösten und mit jenem Anlauf zum vernunftmässigen Welterfassen, das die Renaissance zum Vorklang der Aufklärung macht.

Italiens politische Kräfte gingen weiter in die Kleinstaaterei: die Medici kamen zurück nach dem verwirrten und zerklüfteten Florenz; der Kirchenstaat wurde durch Julius II. wiederaufgerichtet. In ihm bestieg eine Eroberernatur den Stuhl Petri: seine Gestalt haben die grössten Meister der Epoche ehrfürchtig festgehalten; der weissbärtige Choleriker fuhr mit dem Stocke drein, polternd, veranant, tatendurstig, geheimnisvoll zog er höchstpersönlich zu Felde — nicht für den Glanz und das Hochkommen seiner Familie, sondern für die römische Kirche, für ein Weltkirchentum, das seines römischen Bodens sicher sein wollte. Die menschliche Mächtigkeit dieses Mannes gab also dem Papsttume wieder Kraft; man fühlte hinter dem Harnisch eine Idee und musste sie achten.

Seit 1499 standen die Franzosen wieder in Italien. Ludwig XII. sicherte sich Mailand. Papst, Kaiser und Franzosenkönig brachten die Republik Venedig an den Rand des Unterganges; Julius II. versöhnte sich aber rechtzeitig noch mit der Serenissima, um die Parole auszugeben: Krieg den Barbaren! Sein diplomatisches Meisterstück, die sogenannte heilige Liga, kreiste Frankreich völlig ein, bis auf ein paar Festungen verlor Ludwig XII. alles, ein Laterankonzil erklärte Julius II. zum König der Kirche — der Königstitel bedeutete jetzt das Höchste an Absolutismus. Der Papst war in diesem Momente der Führer der italienischen principi, der Schützer der italienischen Unabhängigkeit. Aber genau wie Savonarola im Ethischen

blieb Julius II. politisch ein Zwischenfall. Dieser grosse Papst war kein Schöngest; aber er baute sich eine Hauptstadt, wie sie seinem Lebenswillen entsprach. Die Architektur wurde durch ihn zuerst vor allen Künsten bewusst römisch. Jene Erkenntnis der Antike weckte den grossen Anspruch, verscheuchte das liebenswürdig Bewegliche, lenkte vom Ornament zur Konstruktion und gewann so das Bewusstsein dessen, was schlicht und gewaltig zugleich ist.

Bramante steht am Anfang dieses Neuen; sein Wesen war Ruhe, Strenge, Würde, Ebenmass — Raffael, Giulio Romano und die andern kommen von ihm. Der Neubau von St. Peter war das Sinnbild, die Erfüllung des stolzen römischen Kunstwillens. Schon der erste Humanisten-Papst Nikolaus V. hegte die Idee, an die Verwirklichung machte sich Julius II. Bramantes grundlegender Plan wurde von den Nachfolgern verlassen, von Michelangelo wieder aufgenommen und schliesslich doch nicht ganz ausgeführt. Generationen bauten an diesem Werke für Jahrhunderte; wenn Italien nicht die geistig-ethische Reform unternehmen konnte, so schuf es wenigstens das grossartigste Haus als die Mutterkirche einer erneuerten Christenheit. Michelangelos Kuppel ist zugleich höchste künstlerische Be-zwingung und höchstes römisches Symbol. Der Zentralbau bedeutete die Universalität; der Geist von Rom wollte von neuem 'katholisch' sein.

Dieser Florentiner Michelangelo dichtete, malte, baute, war aber im Grunde der Bildhauer, dessen Wesen und Gefühl immer das Härteste geformt hat. Politian machte den Jugendlichen zum Platoniker, und so entrang er der Materie die Idee als das Schön-Wesentliche der Wirklichkeit. Dann griff ihm Savonarola mächtig ins Herz; neben die Schönheit trat Elend, Unglück, Leid. Seitdem grübelte Michelangelos Geist, das Christliche rang mit dem Heidnischen, er suchte Lösung, bei Dante und der jüdischen Prophetie. Seine Hand, die jedes Material bändigte, genügte schwer der türmenden Phantasie; nur die letzte Hoheit, das grosse Leid, das Typisch-Monumentale konnten ihm als Erfüllung gelten. So schweifte er unruhig über das Freundlich-Alltägliche, über Zufall, Herkommen und Modell hinaus ins Wesentliche, in das Absolute. Julius II. und Michelangelo waren sich ebenbürtig an Trotz und grimmigem Stolze, sie wurden sich Schicksal; das nie vollendete Grabmal des Papstes beschattete tief das Leben des Künstlers. Zwischendurch, sozusagen, bedeckte Michelangelo die Decke der sixtinischen Kapelle mit jenen Fresken, die alle räumliche Gegebenheit in ein ideell Wirkliches verwandelten: ein Weltgedicht entstand, der christliche Heilsplan, das Emporsteigen aus Sünde, Schuld, Not, Hoffnungslosigkeit und seelischer Sklaverei bekam hier eine Gestaltung, die

alle kirchliche und zeitliche Gebundenheit durch das Humane, das menschlich Gültige symbolhaft überwand; das von Propheten und Sibyllen verkündete, der Wahrheits-Erkennnis sich fortschreitend nähernde Christentum war hier zum irdischen Mythos des Menschenschicksals überhaupt geworden.

Giovanni, der Sohn des Lorenzo Magnifico, wurde als Leo X. der Nachfolger Julius' II.; dieser erste Medicipapst ist nur der Erbe einer heroischen Zeit gewesen: geniesserisch-klug, von Gestalt massig, aber gepflegt, Causeur und Feinschmecker, wählerisch, boshaft, obszön, im Grunde ein harmlos Glücklicher, der alles menschlich nahm, seinen Spass haben und vergnügte Gesichter sehen wollte. Er half gerne, liebte Tiere, war grundmusikalisch, förderte jedes Geistige und wusste an Luthers Schriften das gute Latein zu schätzen. Der Künstler des leoninischen Rom wurde Raffael — auch er ein Heiterer und Gesegneter, milde und freundlich wie Umbriens besonnte Landschaft, ausgeglichen, bescheiden, anpassungsfähig. Nichts hat seine Harmonien erschüttert, und zu erschüttern vermochte er darum selber kaum. Diese schöne Seele versöhnte auf ihre Art alles, mit genialer Leichtigkeit, liebenswürdig, mehr bezaubernd als überzeugend. Raffael baute viel — der Raumsinn bleibt vielleicht sein Grösstes — er dekorierte und gruppierte Figuren, nichts schien dieser Begabung schwer, jede Lösung wurde ihr zum Schmuck. Michelangelo arbeitete immer einsam und wurde immer einsamer durch sein Werk; Raffael war der Fürst einer Schülerschar, er organisierte, inspirierte, arrangierte, immer jung bis zum frühen Tode, immer hinreissend und von dem schnellen Vielerlei des Schaffens nicht belastet, sondern erhoben. Er war es, der Rom jetzt Stimme und Geste gab, der alle Kunstzweige in diesem Geschichtsmomente zusammenfasste und die Nachgeborenen zur Nachfolge anhielt: Hoheit auf so repräsentative, wohlklingende Art war der breitesten, stärksten Wirkung sicher. Keine Problematik blieb übrig: athenische Philosophie vertrug sich mit Religion, Platon mit Paulus, die Spekulation mit dem Dogma, die Antike mit dem Mittelalter, der Parnass mit dem leoninischen Papsttum. Der ästhetische Geist triumphtierte: seine Toleranz formte alle Werte; es fragte sich, was ausser der Form dabei noch lebendig war.

Politisch dachte Leo X. vor allem an das Haus Medici. Er wollte seine Neffen mit Fürstentümern versorgen und versuchte, deshalb, zwischen Frankreich und dem Hause Habsburg vorteilhaft durch-zukommen, einmal hier, einmal dort verbündet. Ohne die Fremden ging es nun nicht mehr in Italien; die Kurie tat nichts dagegen, sie machte eine Politik der Schlaueit, ohne Grösse und Schwung. Der dritte französische König erschien nun um Mailands Willen in Ita-

lien — glänzender als die Vorgänger: Franz I., der *roi gentilhomme*, der beredte, hinreissende Kavalier, ein Glückskind auch er. Sein Sieg bei Marignano (1515) war wieder ein Wendepunkt. Papst, Kaiser und die Schweizer Landsknechte wurden hier geschlagen. Leo X. schwenkte zu Franz hinüber, er schloss sich dann aber ebenso behende dem jungen Karl V. an und proklamierte zusammen mit diesem eine neue geistlich-weltliche Universalherrschaft; für den Kaiser war das sehr greifbare Wirklichkeit — dem Medicipapste Leo eine elegante Phrase wie irgendeine andere. Das also war der Mann, der den Deutschen Martin Luther in den Bann tat.

DIE DEUTSCHE REFORMATION

Jedermann verlangte seit zweihundert Jahren die Reform der römischen Kirche. Die national bestimmten Staaten und Kulturen, die sich kraftvoll entwickelten, bildeten auch ein Nationalkirchentum aus; Orden und Sekten suchten einen Weg, der von klerikaler Erstarrung zu einem lebendigen, religiös gereinigten Christentum führte. Das Selbstgefühl der erweckten Unterschicht vertrug nur noch schwer priesterliche Bevormundung und eine Betreuung der Sakramente, die an weltliche Interessen geknüpft war. Politische, geistige und ausgesprochen religiöse Kräfte waren also am Werke, uneinheitlich unter sich, auch wohl widerstreitend, aber doch in der Verneinung der aktuellen Papstkirche und ihres Regimentes zusammenstimmend. Gegenüber dieser geschichtlich gewordenen Institution regte sich also überall ein subjektives Moment; es zielte *nicht* auf Spaltung der römischen Kirche, nicht auf Neubildung einer konkurrierenden Kirche; gerade das, was sich nun in einem gewaltigen Kampfe vollzog, wollte niemand, Martin Luther selbst am wenigsten. Der grosse Deutsche Luther war eine Natur von überragender religiöser Veranlagung; damit ist seine Tiefe, aber auch seine Grenze gekennzeichnet. Das Schicksal hat dieses religiöse Genie in eine brodelnde Wirklichkeit gestossen, an der es zu Grunde hätte gehen müssen, wenn sich seiner Urkraft nicht Verbündete angeboten hätten — für die Aufgabe, die aber gerade durch eine solche Gemeinschaft nicht ganz gemeistert werden konnte.

Die Geschichte der Reformation beginnt mit der Seelengeschichte eines Mönches; Luther (1483-1546) war in der Tat, wie man gesagt hat, der letzte grosse Mönch, das Mönchtum hat in ihm seinen Gipfel erreicht, um sich nunmehr kritisch gegen sich selbst zu kehren. In dem Bauernsohne Luther steckte von Anfang an eine Reizbarkeit des Psychischen, eine Fähigkeit des Leidens und des Ringens mit den dunkeln Geheimnissen des Gemütes, die in einem geradezu abson-

derlichen Widerspruche stand zu der groben Gediegenheit seiner zum Mittelstand aufgestiegenen Eltern, zu der plumpen Schul- und Kirchengzucht der Zeit, ja, zu der derben Lebensfülle seines eigenen Körpers. Luther kam an Rasse, Instinkt, sozialer Geltung von unten her. Der Erdgeist blieb immer in ihm am Werke, an Erdbeben gemahnen seine Erschütterung und Ausbrüche.

Der fröhliche Student wird also eines Tages von dem Übermächtigen gepackt — er geht ins Kloster und beginnt hier nun, ganz persönlich und ganz einsam, den Kampf um sein Seelenheil, aus dem furchtbaren Gefühle der Sünde heraus, zerknirscht, durch Selbstquälerei und Kasteiung geistig wie leiblich zerfetzt, elend von Gottesfurcht und Teufelsangst, endlich aber heroisch zur Glaubensgewissheit vom gerechten, gnädigen Gotte emporgeläutert. Das war keine geruhsam versunkene Kontemplation, sondern kämpferisches Ethos. In dem Mönche Luther entstand Selbstgefühl, Sicherheit, Mut; dieser Gepeinigte und bis zum Tode immer wieder von Anfechtungen, von Lebens- und Bewährungsangst Gequälte wurde einer der mutigsten Menschen, die je gelebt haben. Sein ganz eigenartiges und neues religiöses Erlebnis verband sich mit der ihm angeborenen Willenshärte zu einer Wucht und Fülle der Rede und Schreibe, die sich bis zur Wildheit steigern konnte; sie lähmte, vernichtete, riss mit wie eine Naturgewalt. Luther lehrte und forschte, er warf sich auf die Bibel, er wurde ein Theologe, Humanist und Professor, spätmittelalterlich an Bildung und Lebensform wie mancher sonst, im Grunde aber vom Gelehrtenwesen und von der Tradition geschieden durch dieses andere, das man schlagend das „Prophetisch-Männliche“ genannt hat.

Der Augustinermönch Luther kam nach Rom und lernte als ein redlicher deutscher Bauernsohn das welsche Sinnenspiel hassen; die römische Kirche als solche anzuzweifeln, wäre ihm nicht in den Kopf gekommen. Er war ein loyaler Ordensmann und Theologe, der, wie viele, die Kirche reinigen und nicht zerstören wollte; er erstrebte Studienreform und Wahrheitserkenntnis, eine neue deutsche Gottesgelehrtheit also, Seelenweckung und Charakterbildung. Da riss ihn der Kampf um den Ablass auf die Bühne der Weltgeschichte.

Der Ablasshandel war schon lange ein gewinnbringendes Geschäft der römischen Kirche; wenn jetzt der jugendliche Hohenzollernprinz Kurerzbischof Albrecht von Mainz wegen Ämterhäufung 10,000 Dukaten Extragebühr an die Kurie zahlen musste, und wenn er den Vertrieb des Jubiläumsablasses der Peterskirche zur Deckung der Hälfte dieser Schuld übernahm, so lag darin an sich nichts gerade Ausserordentliches; die Übersteigerung des finanziellen Miss-

brauches, die Ausbeutung naiver Gläubigkeit durch plumpe Propagandisten des Dominikanerordens konnte aber wohl eine geharnischte Abwehr rechtfertigen. Luther erhob seine Stimme; seine 95 lateinischen Thesen forderten nach Gelehrtensitte zu einer Disputation heraus; als Universitätslehrer schlug er sie öffentlich an der Schlosskirche in Wittenberg an; nicht den Ablass überhaupt, sondern die Misstände beim Fegefeuerablass, nicht den Papst, sondern seine untergeordneten Organe kritisierte der Theologieprofessor Luther. Luthers Vorgehen hatte einen lokalen, ja beinahe akademisch privaten Charakter. Er selbst war tief überrascht, dass es zum Ereignis wurde. Seine Thesen wurden übersetzt und liefen gedruckt durch Deutschland. Die Dominikaner stellten sich hinter ihren angegriffenen Ablasshändler Tetzl, die Augustiner hinter ihren Ordensbruder, der sächsische Kurfürst hinter seinen Professor. In Rom meinte man, das Mönchsgezänk werde bald vorbeigehen, wie viele frühere. Luther aber fühlte sich missverstanden und missachtet; nun packte er ganz anders aus. Er schrieb von Sünde und Gnade, von der Unfreiheit des Willens, er bekannte sich zur Lehre von Paulus, er kritisierte die Sakramentsbräuche, er verlangte Reformation der Kirche; man verhörte ihn, er galt als Ketzer, harte Strafe wurde für ihn verlangt, aber er gewann Anhänger; Kaiser, Papst, Fürsten und Stände kümmerten sich um diesen Mann, der bescheiden und trotzig zugleich, leuchtenden Gesichtes, klar und kampfesfroh auftrat und jeden Widerruf verweigerte. Ein Kraftstrom ging von Luther aus und weckte Kraft; er war voll Zorn, Ingrim und kecker Lustigkeit, er wuchs an, jeder fühlte eine Überlegenheit nicht nur des Wissens und des Gewissens, sondern der Natur. Das Deutschtum in Person stand auf dem Plan, echt, unbekümmert, geistig, vor allem sittlich fest, eingewurzelt in der gewachsenen Volkseigenart, menschlich zusammengeballt zu einer ungewollten und umsomehr hinreissenden Wirkung.

Alle Welt sprach nun von diesem Luther, und seine Stimme sprach zur Welt. Er predigte, disputierte, schrieb; er schrieb Deutsch und zeigte, was man alles auf Deutsch sagen kann, und wie das deutsche Volk versteht, wenn man richtig zu ihm redet. In Feuer war da jedes Wort geschmiedet; der Brand ging durch die Lande. Die Schwachen fassten Mut gegen die Unterdrücker, die Armen und Schlechtweggekommenen dachten, ihre Stunde käme jetzt, der Abscheu vor den kapitalistischen Methoden der römischen Kurie wurde ein Abscheu vor der neumodischen Geldmächerei überhaupt, vor aller Händler- und Verwaltungsschlaueit, die den Bauer, den Ritter, den Bürger drückte. Die Zeit war schon an sich in Aufruhr, Deutschland rang um eine neue Form des neuen deutschen Daseins. Kämpfte dieser

grosse Kämpfer Luther nicht überhaupt für eine reinere, wahrere, bessere deutsche Zukunft?

Martin Luther war aber eine ganz unpolitische Natur. Er handelte aus Gründen und nicht zu Zwecken: ihn trieb ein Geist, den er oft selbst nicht erkannte und auch gar nicht so sehr vernünftig erkennen wollte. Er war wirklich rein wie ein Kind, nicht gerade an Vertrauensseligkeit, aber an Instinkt und Trieb; Einfühlung und Umstellung wäre ihm unmöglich erschienen; seine Sache verlangte Treue, er konnte nicht anders als treu sein. Aber dieser Instinkt betraf kaum die Möglichkeiten der greifbaren Welt; Luther suchte keine Verbündeten, sie suchten ihn; er kam aus dem Kloster, und eigentlich führte sein Weg ins Kloster zurück; aber das Irdische hielt ihn fest, er hatte es aufgewühlt, und das war nun die Vergeltung. Was gingen den Mönch und Professor im Grunde Kaiser, Sultan, Papst und Fürsten an? Er kannte nicht ihre Machtverhältnisse, ihre Bindungen, ihren Ehrgeiz; er wollte nichts mit ihnen zu schaffen haben, sondern er bekannte sich zu seinem christlichen Glauben, wie er ihn sich als Wahrheit errungen hatte. Dieser christliche Glaube, der sich gegenüber aller menschlichen Autorität auf das Gewissen stützte, bedeutete aber Kirchenreform. Kirchenreform war ein Faktor des Zeitgeschehens, das Zeitgeschehen ergriff Luther, es erhob ihn zu einer Macht des Tages, der Epoche — es erniedrigte ihn dadurch. Luther ging seinen Weg, Kaiser und Papst gingen den ihren.

Es wird immer merkwürdig bleiben, dass die kluge römische Kirche mit Luther nicht irgendwie fertig werden konnte. Sie drohte ihm, sie suchte ihn auch diplomatisierend durch Milde und Bitten zu gewinnen; sie fand jedenfalls nicht den richtigen Ton. Durch das Angebot eines guten Postens oder gar des Kardinalpurpurs war Luther gewiss nicht zu fangen. Aber man fragt sich doch, so müssig es auch scheinen mag, ob nicht in einem frühen Stadium der Angelegenheit eine andere Wendung zu erzielen gewesen wäre. Die Kurie war theologisch schlecht geleitet, damals vielleicht besonders schlecht. Gewiss lag es aber nicht nur daran. Weder der unpolitische Luther noch die so sehr politische Kurie verstanden, worum es eigentlich ging. Luther rief eine Volksbewegung hervor, wie es noch keine in Deutschland gegeben hatte. Aus einem elementaren sittlichen Empfinden entstand dieser Sturm des Geistes; sein geschichtliches Ziel musste eine Nationalkirche im Nationalstaat sein, entsprechend der so herrlich reifenden deutschen Nationalkultur. Nur ein grosser deutscher Kaiser hätte zusammen mit Luther dieses Ziel erreichen können.

Um die Kaiserkrone rangen 1519, so wie weiterhin ihr ganzes Leben

um die Vormacht in Europa, der spanische Karl mit König Franz I. von Frankreich. Karl siegte; rund 900,000 Gulden kostete ihn die Wahl. Die deutschen Fürsten sicherten sich alle alten Privilegien und noch neue dazu: Anteil am Reichsregiment, kaiserliche Hilfe gegen aufrührerische Untertanen, Freiheit von fremdem Kriegsvolk und Beamtentum, Reichsreform. Was wäre aus der Reformation geworden, wenn diese deutschen Fürsten einen der ihren zum Kaiser und König gemacht hätten? Für den Weltkaiser Karl war Luther nichts als ein Stück Revolution; sie zu zertreten, war er da. Aber den Fürsten konnte diese Revolution recht bequem werden, wenn sie die Territorialherrschaft stärkte; die Städte und die Ritter dachten ebenso. Viele Humanisten empfanden die Glaubensbewegung als den Beginn jener geistigen Freiheit, auf die es ihnen ankam. Melancthon, der stille, milde Forscher, schlug sich zu Luther; Ulrich von Hutten erhob seine Fahne, der ritterliche Publizist, der Kaisergläubige, der den „Deutschen“ Arminius zuerst feierte als den Helden der Abwehr gegen römische Anmassung, bis zum traurig frühen Ende immer ein tapferer vagierender Patriot, dem das erweckte Vaterland mehr schuldig blieb als er ihm.

Der Kurfürst von Sachsen schützte seinen Luther, Rom führte umständlichen Prozess gegen ihn, der Reformator kämpfte sich voran; er schrieb an den christlichen Adel deutscher Nation von des christlichen Standes Besserung, er schrieb von der babylonischen Gefangenschaft der Kirche und von der Freiheit eines Christenmenschen (1520). Da trat das Neue, das Rebellische nun ganz ans Licht: Luther griff die Lehre von den Sakramenten, von der Messe an, er verkündete das Priestertum aller Getauften, er verlangte ein neues christliches Leben, er sagte aller kirchlichen Bevormundung ab, er wandte sich an die weltliche Obrigkeit als die gegebene Vollbringerin einer neuen sittlich bestimmten sozialen Gemeinschaft, ohne Missbrauch und Ausnutzung, er erschütterte die Werkgerechtigkeit und bekannte immer wieder die Nachfolge Christi allein durch den Glauben. Die Papstkirche kannte auf dergleichen nur eine Antwort — die Bannbulle. Luther verbrannte sie öffentlich zugleich mit dem kanonischen Recht. Jetzt wurde er nun gerade der bewunderte Held der deutschen Nation. Neun Zehntel standen hinter ihm.

Kaiser Karl V., der zuerst mit den oppositionellen spanischen Städten fertig werden musste, kam jetzt nach Deutschland. Von ihm hing nun das Schicksal der Reformation, und damit das persönliche Schicksal Luthers, das politische Deutschlands ab. In den Niederlanden hatte der Kaiser bereits Luthers Schriften verbrennen lassen. Persönlich war nichts von Karl V. zu erwarten. Die Frage erhob sich aber, ob er nicht irgendein Zugeständnis machen musste,

um die deutschen Reichsstände zu gewinnen, die er gegen Frankreich und die Osmanen brauchte. Diese Reichsstände wollten die Kirchenreform, weil sie auch die Reichsreform war, sie wollten den Papst einschränken, die kaiserliche Macht schwächen, sie wollten, was sie schon lange und immer weiter wollten — sich selbst. Luther aber wollte nur seine Sache, die er eben nicht als eine menschliche Sache erfasst hatte; er sah, dass sich weltliche Folgerungen daraus ergaben, und er wollte auch diese — er hörte auf Ratschläge, aber er liess das Wesentliche, sein Wesentlichstes, das Religiöse, keinen Augenblick durch dieses Weltliche beeinflussen; er wies auch die Angebote Wohlmeinender, der Nächsten, der Ritter Hutten und Sickingen zurück; nichts gab er preis, nichts gestand er zu, nichts widerrief er — auf jenem grossen Reichstage zu Worms 1521, da er dem Kaiser gegenübertrat. Dass man ihn anhörte und Bedenkzeit gab, dass man Fragen stellte, seine Rechtfertigung aufnahm, ja eine Disputation zuliess, war völlig neu; es beweist die Achtung aller Mächtigen vor dieser neuen Macht des Geistes, des Gewissens, natürlich auch der Volksbewegung, die dahinterstand. Der Sieger für den Augenblick war Kaiser Karl; mit dem Territorialfürstentum schloss er einen Kompromiss, dessen politische Vorteile auf seiner Seite waren, den Augustinermönch Martin Luther, der sogar den Richtspruch eines Konzils ablehnte, ächtete das Wormser Edikt als Ketzer; alle seine Schriften wurden verboten, seine Lehre sollte ausgerottet werden. Das war aber praktisch nicht mehr möglich. Selbst wenn Karl sein Wort gebrochen und das freie Geleit nicht gehalten hätte, selbst wenn Luther der Kurie ausgeliefert worden wäre — die Bewegung war schon zu gross; gerade die weltlichen Mächte, die Territorialfürsten besonders, konnten sie nicht mehr entbehren, um ihrer selbst willen, aber auch um Deutschlands und um des christlichen Gedankens willen. Die Motive verbanden sich im Innersten und kamen lange nicht mehr voneinander los. Vor der Weltgeschichte hat also in Worms doch Luther gesiegt.

Sonderbarerweise wurde dieser vogelfreie Ketzer weder verbrannt, noch in irgendeinem Winkel totgeschlagen, sondern übersetzte auf der Wartburg die Bibel ins Deutsche. Er sammelte seine Predigten zu der berühmten „Postille“ und schrieb über alle kirchlichen Fragen — die neue Lehre der Gemeinden des wahren Christentums entstand. Was er verlangte, war und blieb das Geistliche, die religiöse Reinheit sollte wieder gewonnen werden, unabhängig von der Hierarchie; von der weltlichen Gewalt erwartete er nichts als Schutz dieser christlichen Freiheit. Eine deutsche Sekte erhob sich also gegen die römische Kirche; konnte diese Sekte mehr werden? Was war ihre Zukunft, wo fand sie Halt?

Luther stellte sich diese Frage nicht, sondern vertraute auf Gott und das Evangelium. Er focht als ein Deutscher einen deutschen Kampf aus gegen alle fremden Mächte; seine Streitbarkeit hatte etwas Landsknechtsmässiges und tat allem Soldatischen im deutschen Nationalcharakter wohl. Der Reformator konnte nur das Schwert des Wortes führen; aber wie tat er das! Sein Deutsch war geschmiedet, gehämmert, geballt und gehauen; Sturm, Wald und Strom rauschten darin; wenn er schrieb, rüttelte er mit den Fäusten und brüllte in die Nacht. Das Schaffen dieses Menschen war Geburt, Lebensgefahr, ja beinahe Selbstvernichtung. Es blutete und starb immer etwas dabei; Schonung für Gegner kannte solches Toben nicht. Empfindliche wie Erasmus wandten sich ab, man kann das begreifen. Die Masse des Volkes, der Landmann und Handwerker merkte aber, dass hier gepflügt, gesät und gehackt, dass hier geschnitten und gehobelt wurde auf seine Art, er fühlte die Verwandtschaft, er sah sich selbst in Luthers Arbeit und las sich in seinem Wort; ein Hochgefühl kam über ihn, er glaubte an solchen Glauben und lernte das warme, schwingende, grollende Deutsch des Schriftstellers und Dichters der Wartburg. Luthers Augen waren blind für Farbe und Fülle der bildenden Künste; sein feines Ohr horchte aber auf die innere Musik der Worte, der Seelen und der Dinge. Das Lied diente seinem Kampfe, frisch und hart wie nun einmal der Kampf sein musste, gegen die „Welt voll Teufel“. Und Frau Musica blieb dem Reformator treu durch alle Zeit; von daher stammt die besondere bedeutungsvolle Verbindung der deutschen Musik mit dem Protestantismus.

Das Leidensmoment gehört sehr wesentlich zum Wesen Luthers. Er ist niemals nur ein robuster Draufgänger gewesen, sondern ein psychisch und physisch Gequälter, den Zweifel und Grübeleien zerrissen und verfinsterten, auch wenn ihm sein grosser böser Feind, der Teufel, nicht leibhaft erschien. Zum Zweifel gab es Anlass genug. Überall schwoll die reformatorische Bewegung an. Das Wormser Edikt war einfach undurchführbar. Franziskaner, Weltpriester, ja Laien predigten das Evangelium. Hans Sachs begrüßte „die Wittenbergische Nachtigall“; Dialoge und Episteln, mit ehrsamem Holzschnitten geschmückt, gingen von Hand zu Hand; alle Stände verbanden mit den geistlichen die weltlichen Beschwerden und Forderungen. In Zwickau entstand ein mystisches Prophetenwesen, das nach Wittenberg hinüberschlug, das Tumulte und Schwarmgeistereien, zuletzt einen üblen und dummen Bildersturm hervorrief. Ähnliches spielte sich an vielen Orten ab. Luther bekam ein Grauen vor solcher Anhängerschaft, die tobende, nach Vernichtung gierige Menge war ihm fremd, die gereizte und eigensüchtige Obrigkeit

durchschaute er wohl. Das Weltliche erhob sich und riss das Evangelium an sich, wie es wollte; die Geister waren entfesselt — konnte Luther sie beschwören?

RITTERFEHDE UND BAUERNKRIEG

Die Fürsten und die Herren vom Adel brachten Kirchengut an sich, liessen aber trotz Luthers sachkundiger Mahnung Schulen und Armenpflege verkommen; die Kirchenbauten stockten, das geistliche Gericht wurde missachtet. Ängstlich verteidigten Bischöfe und Äbte ihre Pfründen gegen die Habgier städtischer und fürstlicher Nachbarschaft. Es gab gewiss viel ehrliche Prediger und Gläubige — für noch mehr andere bot die Verwirrung aber willkommene Gelegenheit, etwas zu erraffen. So benutzte der vielerfahrene, im Dienste von Habsburg und Frankreich hin- und hergeworfene Bandenführer Franz von Sickingen das entstehende Chaos in Deutschland, um dem Ritterstand ein Ziel zu stecken gegen die glücklicheren und erfolgreichereren Fürsten. Er scheiterte sehr schnell und ging persönlich zu Grunde bei dem Kriegsunternehmen gegen den „Pfaffen“ von Trier; sein Name lebte aber seltsam fort als der eines patriotischen Vorkämpfers für die Armen und das Evangelium. Rebellentum und Lutherische Lehre galten jetzt mit Recht als untrennbar; Reformation wurde identisch mit Umsturz des Bestehenden.

Die Bauern folgten ihren Feinden, den Rittern. Was jetzt kam, war keine abenteuerliche Fehde mehr — es war soziale Revolution. Schlecht ging es dem deutschen Bauernstande, nicht überall gleich schlecht, der Grad des Elends hing von der Verschiedenheit der Personen und der örtlichen Verhältnisse ab. Man mag gern glauben, dass vieles natürlich und auch anderswo nicht schlimmer war. Die Bauernunzufriedenheit als solche ist alt in Europa; wirtschaftliche und rechtliche Verkümmern gab es vielfach und lieferte der Stimmung jede Art von Gründen. Das Politische entschied; im alten Reich, am Rhein und Main war die Territorialzersplitterung am grössten. Alle diese kleinen Herren fütterten ihre Landesherrschaften auf und zerhackten dafür Bauernrecht und Bauerngut. Gab es denn keinen Schutz, keine Gerechtsame, keine Markgenossenschaft, kein Mal, keinen „Thing“? Sollte ein freier Landmann sein Leben hinbringen mit Fronen, Zinszahlen, Misshandlung? Musste er herabsinken zum schollengebundenen Leibeigenen? Er hörte das Evangelium Luthers, das Wort von Gottes Gerechtigkeit; wer wartete heisser auf die Erlösung als der Arme und Bedrückte — auf Erlösung nicht bloss von der Sünde, sondern vom leiblichen Elend?

Apokalyptische Schauer ergriffen die Menschen dieser Jahre: auch die Bauern dachten, die Zeit wandle sich für sie, es werde nun ein neues Recht geschaffen, ein göttliches Recht auch für die Armen, überhaupt für alle Menschen, die ja gleich sein mussten vor Gott. Luther hatte dergleichen gewiss nicht gelehrt, aber seine Lehre hatte doch den vorhandenen Ingrimme aufgeweckt; Prediger und Märtyrer des Luthertums stellten Forderungen solcher Art auch für das Diesseits und starben dafür.

Der Aufruhr begann klein, im Schwarzwald und am Bodensee, etwas Gewaltiges entstand daraus. Zuerst wurde dem Ritter sein Teich ausgefischt, dem Pfarrer sein Pferd genommen — Holz, Feld, Luft, Wild und Vogel sollten wieder dem arbeitenden Landmanne gehören und keinem Herrn, der nur befehlen konnte. Dies Einfache verstärkte und vertiefte sich dann. Die Bauernhaufen ballten sich zusammen, bis nach Westfalen und Tirol, im ganzen alten Reiche brannte die Bewegung. „Evangelische Bruderschaft“ hatte es bei den Hussiten schon geheissen, es gab auch jetzt Pfarrer, die die Bauern segneten. Die Bewegung gewann sich Führer — Georg Metzler, den Gastwirt aus dem Odenwald, Hans Müller von Bulgenbach, der im roten Mantel und rotem Barett durchs Land zog, Götz von Berlichingen, den schlimmen Raufbold, der gerne die Gelegenheit wahrnahm, alten Feinden eins auszuwischen, Florian Geyer von Geyersberg, von ganz anderem Korn, beinahe staatsmännischen Geistes — er vertrat in der Sprache der Herren die Sache des Volkes. Es gab viele Mitläufer, wie immer bei solchem Aufstande, Gelegenheitsmacher und zweifelhafte Glücksritter; auch kleinere Städte schlossen sich an. Das Bild ist grell an Buntheit, der Ton roh, der Wille verworren; trotzdem, die deutsche Volkskraft erhob sich mit einem ganz neuen Selbstgefühl, erregt, bedrohlich, von einem Lebenswillen erfasst, der geschichtlich im Innersten recht hatte.

Die berühmten *zwölf Artikel* zielten auf nichts anderes denn auf eine neue deutsche Gesellschaft, eine neue Kirche, ein neues deutsches Reich: freie Wahl absetzbarer Pfarrer, Predigt des Evangeliums ohne menschlichen Zusatz, Abgabe nur des rechten grossen Zehnten an die Pfarrer, Abschaffung des rechtswidrigen kleinen Zehnten; Befreiung von Leibeigenschaft; Gehorsam gegenüber der weltlichen Obrigkeit nur in Sachen, die nicht wider Gott sind, Erleichterung der Dienste und Abgaben, Regelung des Lohnes, Abschaffung des Jagdprivilegs, Recht auf Waldbesitz, Strafgesetz nach geschriebenem Recht, Verwaltung des gemeinen Ackers in gemeiner Hand. Germanischer Volksrechts- und Volksstaatsgedanke verbindet sich hier mit der evangelischen Freiheitsidee. Alte Beschwernis bekam einen neuen Sinn: was Klage gewesen war, erhob

sich stürmisch zu nationaler Forderung. Einzelne Führer verlangten noch mehr unmittelbar Politisches: Reformation auch des Reiches, wie es eigentlich alle wollten, aber vor lauter Bedenken und widerstreitenden Erwägungen nicht fertig brachten — Säkularisation der geistlichen Güter und Landesherrschaften, Aufbau der Reichsverwaltung auf ihrem Ertrage, Neuordnung der Gerichtsorganisation, Einheitlichkeit von Münze, Mass, Gewicht — über allem aber das hergebrachte römische Kaisertum (denn es kommt ja vor im Neuen Testament!).

Mordbrenner waren die Bauernrevolutionäre nicht. Die grausame Hinrichtung des Grafen von Helfenstein steht allein; sie ist gewiss nicht zu rechtfertigen, wenn der Unselige auch die Leute bitterböse gereizt hat. Zwingburgen und Klöster wurden von den Bauern niedergelegt, die geistliche Habe verteilt, der Edelmann sollte als Bauer weiterleben, 'Bauernräte' schützten den Kern seines Besitzes. Schlimm war die Zerstörung wertvoller kirchlicher Bauwerke, Kunstschatze und Büchereien, widerlich die Verspottung und Misshandlung der Priester, Mönche und Nonnen. Es war viel primitive Schadenfreude und Vernichtungswut dabei. Diese Kindlichkeit hat freilich auch wieder etwas Entwaffnendes. Urdeutsche Seelen- und Leibeskraft stak in dieser Revolution — der grosse Kaiser der träumenden deutschen Sehnsucht hätte sie zum Aufbau des neuen Reiches verwertet. Solchen grossen Kaiser gab es nur leider nicht. Karl V. war in Spanien, sein Statthalter, der spätere König und Kaiser Ferdinand, konnte sich eben gerade noch in den Habsburgischen Erblanden des Ostens behaupten. Die Bauern wollten ein Bauernparlament, um mit den Fürsten zu verhandeln, das schwache Reichsregiment vermochte nicht zu vermitteln. Die Territorialherrschaften zogen kriegerische Entscheidung vor, sie kannten die materielle Überlegenheit ihrer Reiter und Geschütze.

Und Luther? Er war, gewiss wider seinen innersten Willen, tief beteiligt. Auch die Bauern hatten von ihm reden gelernt. Aber Thomas Münzer schwang in Thüringen das rote Kreuz, sein Schwert flammte durch die Lande, seine Leidenschaft erschütterte die Herzen, den gerechten Gottesstaat sah er leibhaft vor sich, der auch dem Volke sein Recht gab. Münzer war kein Politiker, sondern ein religiöser Schwarmgeist, der von dem Zwickauer Silberbergbau her das Volkselend kannte und nun für die „gemeinen“ Leute arbeitete. Er wollte *deutschen* Gottesdienst, keinen studierten Theologenhochmut, er wollte Freiheit, Erneuerung der Welt, auch einen primitiven Verbrauchskommunismus. Alles das war gewiss nicht klar durchdacht, praktisch, als Verwalter und Organisator, versagte der arme Münzer und war auch körperlich-seelisch der Folter nicht

gewachsen. Ein Strom voll unabhängigem Spiritualismus ging aber von ihm aus. Da war ein Hauch von Zukunft — der Geist christlich-trotziger Selbsthilfe.

Luther war von dergleichen abgestossen bis ins Letzte seines Wesens. Auch *sein* Reich war nicht von dieser Welt; wirklich wichtig konnte ihm nur das Ewige sein; wenn sich das Zeitliche so empordrängte, dann wollte er es nicht dulden. So mahnte er zur Versöhnung nach beiden Seiten; er warf sich, unerschrocken wie immer, der Vernichtung entgegen und versuchte, zu beruhigen. Als er sah, dass es nichts fruchtete, dass Münzer nur anwuchs, da stellte er sich auf die Seite der bedrohten Obrigkeit und schmetterte die Schrift: „Wider die räuberischen und mörderischen Rotten der Bauern“ heraus — ein Dokument der Unbarmherzigkeit und des Hasses, verständlich nur als Kampfpapare gegen den Teufel, den Luther in Thomas Münzer und den Seinen leibhaftig am Werke sah. Luther glaubte auch jetzt wieder, ganz allein und nichts anderes als Gottes Sache zu verfechten; er war nie Politiker und wollte es nicht sein; stand er aber wirklich über den Parteien, dann hätte er auch jetzt nicht Partei zu nehmen brauchen: dem Evangelium hätte ein Werk des Friedens weit besser entsprochen als solcher Racheschrei. Wie immer, dachte Luther nicht an die praktischen Folgen seines Handelns, etwas Höheres fühlte er auch jetzt in sich wirken. Die Welt war aber abgestossen von dem Anblick eines Gottesmannes, der die Mächtigen gegen die Armen hetzte. Es sah aus wie eine fatale Dankbarkeit gegenüber fürstlichen Beschützern. Von diesem Augenblicke war die Reformation nicht mehr Sache des ganzen deutschen Volkes. Gleichgültigkeit, ja Hass entstand bei den Bauern gegen Luther.

Und schliesslich bedurften die Fürsten, die Junker, der Schwäbische Bund wirklich nicht der Lutherischen Mahnung zur Härte. Sie schlugen die Bauernrevolution nieder mit einer Grausamkeit, die selbst in dieser wilden Zeit Entsetzen weckte. Das Rasen, Foltern, Wüten und Schlachten wollte kein Ende nehmen; mindestens 30,000 Bauern wurden umgebracht. Der deutsche Landmann war damit herabgestossen in die Dunkelheit eines politisch bedeutungslosen Daseins und bitterster wirtschaftlicher Sklaverei.

DIE SPÄTRENAISSANCE

Erst 1530 kam Karl V. wieder nach Deutschland. Er hatte um Italien gekämpft und glänzend gesiegt. Franz I. wurde bei Pavia geschlagen und gefangen: die italienischen Staaten fanden keinen erfolgreichen Weg zur Einheit und zum Kampf um die Unabhängigkeit ihrer Nation; der Papst Klemens VII. Medici, der mit dem Kaiser

gebrochen hatte, musste sich fügen, die Spanier und die deutschen Landsknechte stürmten und plünderten Rom in fürchterlicher Weise. Der Kaiser besass nun Mailand und Neapel, Flandern und Artois, nur Burgund wurde von Frankreich nicht herausgegeben. Karl V. glaubte sich jetzt mächtig genug, um mit der deutschen Ketzerei fertig zu werden; in Bologna war er von dem gedemütigten Papste feierlich gekrönt worden. Die Medici regierten Florenz als Herzöge, später als Grossherzöge. Italien und Deutschland verspielten fast um die gleiche geschichtliche Stunde die Möglichkeit der Vollendung eines nationalen Staates. Die Renaissancekultur überlebte natürlich als solche den jammervollen „sacco di Roma“; der spanische Militärggeist, der sich jetzt über Italien legte, gab dem geistigen und sozialen Dasein aber etwas Dumpfes und Dunkles. Was weiter geschaffen wurde, wirkt breit und reich, mächtig, schwer und höfisch. Die quellende Frische wich der Konvention und Berechnung. Das letzte Stadium der Renaissance zeigt sich noch kühn, würdig und manchmal wehmütig — dann kam Fadheit, Repräsentation und gekünsteltes Spätlingwesen auf.

Jetzt schrieb Guiccardini die Geschichte Italiens, ein prunkendes Werk hohen schriftstellerischen Anspruches, im Tone ganz ruhig, voll kalter Klugheit — eine Abrechnung mit der Zeit und ihren treibenden Kräften: Unschuld, Reinheit, Glaube, Idealismus gehen zu Grunde, Verstellung, Betrug, brutaler Machtaufwand triumphieren. Grösser als Guiccardini ist der andere Florentiner — Machiavelli — der geniale Feind und Bewunderer der Medici, der Staatssekretär der Republik in der Zeit zwischen Savonarolas Untergang und der Rückkehr der Fürstenfamilie: der eigentlich originelle Geist in der Politik der Epoche, der erste zugleich schaffende und spekulierende Politiker, scharf, erfindungsreich, unergründlich, von der klerikalen Legende zu einem Scheusal verzerrt, von der tugendhaften Aufklärung moralisch hingerichtet. Dieser Florentiner Patrizier war gleich stark an Seele und an Intellekt — er suchte einen ebenbürtigen politischen Willen und studierte deshalb Cesare Borgia und Julius II. Dabei erkannte er, wie damals in Italien Politik gemacht, wie Erfolg errungen wurde; er sah, wie es ging und wie es gehen musste — er beurteilte die Verhältnisse und die Kräfte ganz aus den vorhandenen Lebensbedingungen heraus und stellte danach sein Rezeptbuch zusammen, das weltgeschichtlich geworden ist, den „Principe“, das Buch vom Fürsten, das heisst vom Renaissancefürsten im Renaissanceitalien, der in jedem Fürstentum, in jedem Absolutismus steckt. Orientalisch-römische Despotie wurde hier, tief antigermanisch, ins damals Aktuelle transponiert. Machiavelli blieb auch als Schriftsteller ein handelnder Mensch, der mit der ihm eige-

nen kühlen Genauigkeit kalkulierte und gelächelt hätte über alle, die von ihm Philosophie oder überhaupt etwas Endgültiges verlangten; er wusste, dass die Gegensätze der lebenden Wirklichkeit untereinander verwandt sind, und dass nur der die Geschichte bezwingt, der Herr eines Augenblickes zu sein vermag. Die nächste Zukunft, so sagte es ihm sein immer wacher Instinkt, gehörte dem absoluten Fürstentume, das seine Macht auf militärischem Boden aufrichtet; wer noch mitzählen wollte unter den Republiken, der musste es ebenso machen. So gelangte der Aristokrat und Republikaner zum Herrschaftsgedanken, der seine letzte Rechtfertigung freilich in der Einigung der Nation finden musste. Die politische Neugestaltung Italiens war Machiavellis höchstes Ziel; dafür lohnte sich nach seiner Überzeugung dies neue Fürstentum, das er seinem Vaterlande so heiss wünschte und das er als ein überlegener, beratender Arzt mit römischen und modernen Beweismitteln, belesen, aber nicht eigentlich gelehrt, analysierte — moralisch und religiös indifferent, erfüllt von einem entschlossenen Laizismus des öffentlichen Lebens, ganz fern von jenem Dualismus in der Tradition Europas und nun gar von der späteren Idee des Rechtsstaates.

Die Moral als solche hat Machiavelli nicht bekämpft, er spricht nicht vom Sollen, sondern vom Sein; er findet eben im Staate eine eigene, ihm eingeborene Vernunft, die dieses Lebewesen zwingt, nach seinen rationalen Naturgesetzen zu leben. Machiavelli hat die Staatsraison nicht erfunden, aber er hat sie ergriffen und formuliert: der Fürst, der grosse Herrscher soll mit seinem *einen* Willen das Volk zur Ordnung, zur Gesetzlichkeit, zur Arbeit, zur Selbstverteidigung zwingen; dieser Wille ist nicht mehr individuell, sondern ist ein schöpferisches Werkzeug zu einem Ziele, der Formung der bewaffneten autonomen Nation. Machiavelli starb gerade in dem Augenblick, als seine patriotischen Hoffnungen völlig zusammenbrachen (1527).

Nicht *er* hat das Italien der beginnenden Spätrenaissance charakteristisch vertreten dürfen, das Italien, das den „Barbaren“ preisgegeben wurde. Der Publizist Pietro Aretino, der Venezianer, der sich dem Kaiser und dem Könige von Frankreich abwechselnd verkaufte, bewies, was geistreicher Zynismus in einem politisch zerrissenen Lande leisten und vollbringen kann. Er war der literarische Condottiere, den jeder anwarb, verachtete und fürchtete, ein raffinierter Verleumder und Ehrabschneider, ein Parasit und Wüstling, feige und heuchlerisch, aber umschmeichelt, verwöhnt, bewundert ob seines Witzes, seiner Einfälle und seiner wahrhaft diabolischen Manier, das Wahre mit dem Falschen zu mischen. Aretino ist der Totengräber jenes schönen Glaubens der beginnenden Renaissance,

des Glaubens an den freien, echten Menschen; was jetzt kam, brachte neue Bindungen, neue Hemmung und Engigkeit; der feile Nihilist behielt recht, sein Schlusswort war höhnisches Gelächter.

LUTHERTUM UND CALVINISMUS

Die neue Lehre Luthers flog indessen erweckend durch Europa. Der Hochmeister des Deutschen Ordens verwandelte Preussen in ein weltliches Herzogtum; Schweden, unter dem Hause Wasa von Dänemark und Norwegen getrennt, führte die Reformation ein, die beiden andern Länder folgten. Heinrich VIII. von England brach mit dem Papsttum und schuf die unabhängige anglikanische Kirche, als Vollender alter englischer Emanzipationsbestrebungen, überwiegend politisch, aus weltlichen Motiven. Die Kirchenspaltung wurde durch alles das eine politische Tatsache: in Deutschland schlossen sich die dem Neuen anhängenden Fürsten auf Anregung des Landgrafen Philipp von Hessen zusammen, um ihre Sache durchzufechten. Diese Gruppe erklärte auf dem Reichstage zu Speyer (1526), mit ihren Untertanen so zu leben, wie sie es gegenüber Gott und dem Kaiser verantworten konnten. Das evangelische Prinzip hatte damit seine weltlich-kirchliche Autonomie aufgestellt. Die Landesherren erliessen jetzt Kirchenordnungen. Luther selbst musste den Weg zum Aufbau einer Kirche gehen. Das bedeutet, vom rein Religiösen, seinem Ursprünglichsten aus angesehen, das entscheidende Zugeständnis an weltliche Bedürfnisse: Form und Formel, Organisation und Dogma, Theologie und Intoleranz entstanden jetzt — das evangelische Landeskirchentum, orthodox, in gewissem Sinne päpstlich ohne den Papst, also obrigkeitlich, eine autoritäre Neubildung des christlichen Glaubens, die an frühe Lehren, vor allem an Paulus und Augustinus, wieder anknüpfte, die der Bibel als dem Worte Gottes eine absolute Gültigkeit zuerkannte, die durch Predigt, Katechismus und besonders Sakramentslehre eine bestimmte Interpretation artikelmässig als allein massgebend festsetzte — die also mit der geschichtlichen Entwicklung der römischen Kirche brach, um ein Anfangsstadium dieser selben Entwicklung als *die* Wahrheit zu verkünden, ohne bemerken oder zugeben zu wollen, dass sowohl dieses Anfangsstadium als solches wie die eigene Auslegung dieser Geschichtsperiode an historische Bedingungen geknüpft blieb. So führte das grosse religiöse Erlebnis, die grosse Tat Luthers, von der geistigen Befreiung fort zu einer neuen Gebundenheit, zu einem sowohl durch die Obrigkeit wie durch Lehrmeinungen ausgeübten Zwange.

Die religiöse Erschütterung der Anfangszeit setzte sich am lebendigsten im Täuferthume fort. Es entstand in Zürich und verbreitete

sich schnell durch ganz Süddeutschland und Österreich. Diese Gemeinden wollten ursprünglich nichts als die geistliche Bruderschaft, abseits von allen weltlichen Interessen und Ordnungen. Dagegen wandte sich der Schweizer Reformator Ulrich Zwingli, der seit 1522 seinen Landsleuten den Weg zum Evangelium wies, eine ausgeglichene, ursprünglich religiös bestimmte, aber politisch stark begabte Persönlichkeit, die die neue Lehre als ein praktisches Lebensprinzip verstand und so auch mit Glück in der Heimat betätigte, darüber hinaus aber durch einen grossen europäischen Zusammenschluss heroisch durchkämpfen wollte. Es war die grosse Frage der Zukunft, wie sich diese Richtung mit Luther und wie sich diese beiden mit dem dritten Elemente, dem Täuferwesen, auseinandersetzen würden.

Alles stand ja auf Kampf. Auf dem Speyerer Reichstage 1529 musste sich die evangelische Minderheit gegenüber dem Mehrheitsbeschlusse in Sachen des Glaubens zu einem förmlichen Proteste vereinigen und an den Kaiser, an ein allgemeines oder nationaldeutsches Konzil appellieren. Der Protestantismus war in der Tat das einzige Prinzip, was alle diese Fürsten und freien Reichsstädte der verschiedenen Richtungen einigte; mit Recht ist deshalb dieser rechtlich-politische Begriff gewandelt worden zur Kennzeichnung des religiös-kirchlichen Bekenntnisses. Der Landgraf Philipp von Hessen machte jetzt den vergeblichen Versuch, eine innere Einigung aller Evangelischen zustande zu bringen. Luther und Zwingli führten ihr berühmtes Religionsgespräch in Marburg — ohne positives Ergebnis. Theologisch handelte es sich um die Abendmahlslehre; Zwingli sah in dem Sakrament eine reine Gedächtnisfeier, von symbolischer Bedeutung selbstverständlich, Luther versteifte sich auf seine mehr dem Messopfer genäherte, mystisch-sinnliche Auffassung, die dem Verständnisse sicher Schwierigkeiten bot, dafür aber die religiöse Phantasie anregte und beschäftigte. Es ging freilich nicht nur um solche einzelnen Glaubensdinge, deren Gewicht bei den Menschen dieser Zeit das Seelenheil für alle Ewigkeit bestimmte. Es ging auch um Politik, um das Weltliche, um die europäische Zukunft. Luther hatte das Gefühl, dass von ihm geistige Opfer verlangt wurden, mit gewandter Vernünftelei, um kleiner Vorteile willen. Dagegen wehrte sich die ganze Eigenwilligkeit, die Selbstherrlichkeit des religiösen Propheten; er hatte zu viel gelitten und geopfert, um sich hier auf Verhandlungen einzulassen. Er war überhaupt seit dem Bauernkriege härter geworden; seine Heirat mit Katharina von Bora, der ehemaligen Nonne, bedeutete den sichtbaren, endgültigen, tief eindrucksvollen Bruch mit aller Vergangenheit; Luthers Ton war nie milde gewesen — er bekam in diesen Jahren eine Heftigkeit, eine Masslosigkeit, die erschrecken konnte. Zwingli war bei diesem

Marburger Gespräch der Verständige, der freundlich-kluge Rechner — Luther ärgerte sich an ihm, der Reizbare bäumte sich auf, er sah einmal wieder den Teufel vor sich und stiess den Schweizer zurück als einen Ketzer und Gotteslästerer. In der Tat, es war nicht derselbe Geist in beiden; wo aber war der wahrhaft christliche? Die Evangelischen blieben geschieden, Reformierte und Lutheraner gingen ihre eigenen Wege. Noch immer hofften die Lutheraner auf Kaiser und Reich; schon deshalb wollten sie sich nicht von den Schweizern ins Europäische, in den grossen Kampf ziehen lassen. Und der Augenblick gab ihnen recht. Die Lutheraner trugen Karl V. auf dem Reichstage zu Augsburg ihre von Melanchthon verfasste Konfession vor (1530), eine vorsichtige, ganz auf Versöhnung eingestellte Zusammenfassung der neuen Lehre; Zwingli und vier süddeutsche Städte erschienen daneben mit ihren eigenen Bekenntnissen. Bloss gewaltsam konnte und wollte der Kaiser nicht dagegen vorgehen; die Protestanten verharrten, allen Mahnungen zum Trotz, auf ihrem Standpunkt und verliessen den Reichstag; Karl V. einigte sich mit den altgläubigen Ständen auf die Notwendigkeit der allgemeinen Kirchenreformation und auf die Erneuerung des Wormser Ediktes. Die Evangelischen schöpften Mut, sie knüpften mit den Gegnern der Habsburger in Siebenbürgen und mit dem Könige von Frankreich an; die Türken hielten nach dem Siege von Mohacz den grössten Teil Ungarns und bedrohten wiederholt Wien. Fürsten und Städte der Protestanten schlossen jetzt den Schmalkaldischen Bund, und der neue römische König Ferdinand sah sich genötigt, mit ihm zu verhandeln. Zwingli fiel in einer lokalen eidgenössischen Fehde bei Kappel; nun näherten sich die oberdeutschen Städte wieder den Lutheranern. Man war zur Abwehr entschlossen, die Augsburger Beschlüsse waren wiederum undurchführbar. Die Schmalkaldischen Bundestage, die jährlich abgehalten wurden, zeigten das Anwachsen der Bewegung. Die Wittenberger Konkordienformel legte die Abendmahlslehre im lutherischen Sinne fest. Sittenlehre, Schulwesen, Jurisprudenz bekamen jetzt einen ausgesprochen evangelischen Charakter. Die Obrigkeit, der Luther soviel anvertrauen musste, erfasste allmählich den Protestantismus nicht nur als ein politisch-wirtschaftliches, sondern auch als ein kulturelles Problem. Es entstand die spezifisch evangelische Fürsorge, die Betreuung der Waisen und Kranken und Alten, langsam, nach einer schwierigen Übergangsperiode. Das Pfarrhaus wurde ein neuer Mittelpunkt der Beratung in Stadt und Land, ein Vorbild christlich-bürgerlichen Lebenswandels, eine Pflegestätte des Geistlichen und der Musik, ein Umschlagplatz für alle weltlichen, bäuerlichen und handwerklichen Kräfte des Deutschtums bei ihrer ver-

edelnden Wandlung in sittliches und kulturelles Schaffen.

Wenn das höchste katholische Ideal die weltflüchtige Askese gewesen war, so gewinnt der Protestantismus in dem neuen Begriffe des Berufes eine Weihe für die Alltagsarbeit, er adelt sie zu einem Höchstmasse sittlicher Betätigung als einer Sache, die um ihrer selbst willen getan wird. Luther hat bei seiner Bibelübersetzung das Wort „Beruf“ mit diesem neuen bedeutungsvollen Inhalt erfüllt. Nicht der moderne Kapitalismus als solcher hat ausgesprochen protestantischen Charakter, wohl aber dieses Berufsethos, das, dem Lebensgenusse fremd, die methodische rationale Arbeit als solche bejaht. Eine gewisse Engigkeit, Sprödeheit und Eintönigkeit des protestantischen Lebens mag nicht nur in den winkeligen Verhältnissen des deutschen Territorialfürstentums und Städtewesens begründet sein. Die geistige Blüte des Deutschland von 1510 und 1520 hat sich nicht erhalten können. Es wäre falsch, allein den Protestantismus dafür verantwortlich zu machen. Auch in den altgläubigen Ländern, in Bayern etwa, wurde das Leben schwerfälliger, dumpfer, überhaupt unschöpferischer, wenn es auch kraftvoll blieb. Die ungeheure geistige Erregung der Reformationszeit erlahmte; es folgte der Rückschlag; Zank um kirchliche Fragen, ein erbitterter, mit allen Mitteln geführter, gründlicher und eigensinniger deutscher Zank nahm für lange Zeit die besten Kräfte in Anspruch.

Auch Luthers persönliches Leben bekam in seiner abklingenden Zeit bis zum Tode einen engen Zug, der zu dem Heroismus der Anfangsjahre nicht nur äusserlich im Gegensatz stand. Er war kein Organisator und Taktiker und überliess deshalb seinen Gehilfen und der Obrigkeit sehr viel. Was ihm von seinen Gegnern besonders heftig zum Vorwurf gemacht worden ist, der Dispens für die Doppelhehe des Landgrafen Philipp von Hessen, macht ihm freilich, bei genauer Würdigung der besonderen menschlichen Umstände, Ehre und beweist eine Freiheit von Vorurteil und Konvention, die dem strenggläubigen Luthertum ja sonst zumeist abging. Schweres körperliches Leiden, das sich bis zur seelischen Verstörtheit steigern konnte, hat dem lebensfrohen, lebensstarken Reformator dies Dasein am Ende oft zur Qual gemacht; Resignation war aber bei aller Zweifelsnot und Weltmüdigkeit nicht seine Sache; bis zum Schlusse schlug er sich wacker und kernig, humorvoll und göttlich grob mit dem Teufel. Trotz manches begründeten Widerspruches — Luther, der deutsche Mann, bleibt in hohem Sinne liebenswert. In ihm rauschte der grosse Strom von Gott; das war einzig, es gab dafür keine Nachfolgerschaft. Das Luthertum mündete aus in einer grauen, verwickelten Theologie, in einer schlichten, humanistisch gefärbten, jedoch pedantischen, der wahren Antike fremden Lebensauffassung, in

einer verkniffenen partikularistischen Kirchlichkeit, aber auch in einem entsagungsvollen, pflichttreuen Wirken für den Alltag.

Luther liebte die Welt und blieb ihr im Grunde fremd; er bekannte sich zur Obrigkeit, auch wenn sie ihn nicht verstand, und war bereit, unter ihr zu leiden und zu dulden. Das Täuferturn dagegen vermochte religiöse Erschütterung mit politischer Tatkraft zu verbinden: im westfälischen Münster trafen sich eine Reihe von geistigen Bewegungen — bäuerlich-bürgerliche Opposition, apostolisch-urchristliche Brüderschaftsgesinnung, apokalyptische Erregtheit. Es entstand der Wiedertäuferstaat, merkwürdig durch Fanatismus im Glauben und durch weltliche Herrschlust, ein verwegener Versuch, auf der Grossfamilie eine neue Gesellschaft kommunistisch-terroristisch aufzubauen. Alle Nachbarn verbündeten sich gegen solche Schwärmer-Revolution und bereiteten ihren Führern und Gefolgsleuten, dem „König“ Johann von Leyden an der Spitze, grausigen Untergang.

Nur einer Persönlichkeit ist es damals gelungen, das Religiöse und das Politische zu einer schöpferischen Einheit zu verschmelzen: es ist Johann Calvin. Der Nordfranzose war Jurist, Humanist, Theologe; grossgeworden in einer geistlichen Sphäre, die voll frondierenden Geistes steckte, sperrte er sich zuerst hartköpfig gegen die neue Lehre Luthers, die in Frankreich viel Anhängerschaft gewann, um dann plötzlich, tief gepackt, die Umkehr zu erfahren. Er brach gründlich und energisch mit allen Bindungen, forderte kühn die Verfolgung heraus und schrieb in Basel sein Hauptwerk, seine Lehre, das erste evangelische System; diesem Logiker und Pädagogen konnte das persönliche Glaubenserlebnis und die Erweckung anderer durch Predigt nicht genügen; er brauchte die Erkenntnis, das Dogma, die geistige Herrschaft, er musste verneinen, um zu bejahen, er wollte die Wahrheit als *seine* Wahrheit. Zufällig kam Calvin nach Genf und begegnete hier dem republikanischen Wesen, einem zugleich freistädtischen und evangelischen Geiste Zwinglischer Herkunft; dies alles war Ansatz zur Theokratie; Dualismus kam bei den kleinen Verhältnissen nicht durch; das Regiment musste geistlich-sittlich, die Glaubenslehre politisch-sozial sein. Das Leben lag hier bereit zur Neuformung. Calvin hat sie vollendet, als ein Rationalist, als ein Schüler der Antike, als der Architekt eines neuen Staats- und Kirchenethos.

Der Kampf dauerte zwanzig Jahre. Uneinigkeit trieb die Schweizer Eidgenossen gegeneinander — die Urkantone und Freiburg blieben katholisch, Bern neigte zum Luthertum, der Herzog von Savoyen mischte sich habgierig in die Wirren. Wer unabhängig bleiben wollte, musste auf der Hut sein — nur klares Bekenntnis und rücksichts-

lose Kräfteballung behaupteten sich. Calvin wollte von Anfang an mehr als apostolische Kirchenzucht; der Prediger und Lehrer strebte zur Herrschaft. Verbannt, sah er im Strassburg Jakob Sturms, was der reichsstädtische Protestantismus auch politisch schaffen konnte. Der harte Denker Calvin wurde zum harten Staatsmann. Er bezwang das widerstrebende Genf, ohne Zugeständnis, langsam, mit Schroffheit: sein Werk war zugleich politisch, kirchlich, sozial, es war das eine durch das andere. Zuerst beherrschte er durch seine mächtige Partei das Ganze, dann bildete er den Verfassungsaufbau nach seinem Willen um und liess die Partei in das stadtstaatliche Regiment völlig hineinwachsen. Genf wurde der Hafen für die verfolgten Evangelischen Frankreichs; Franz I. sah ja, allen Mahnungen zum Trotze, auf seine leichtfertige und spielerische Manier, in jedem Protestanten einen verbrecherischen Staatsfeind. Hier in Genf erhob sich dagegen ein anderes Frankreich, streng im Ethos, absolutistisch und terroristisch. Calvin wurde Genf selbst; alles im Gemeinwesen hatte Kraft nur durch ihn. Er gründete Gymnasium und Universität; auch *seine* Lehre sollte ausgehen in alles Land. Es war eine Lehre, die sich als die alleingültige ansah und genau wie Rom Nachsicht gegen Andersdenkende nicht kannte. Lehrer wurden durch Schüler, Eltern durch Kinder ausspioniert, in vier Jahren gabes in dieser Stadt von 20,000 Seelen 58 Hinrichtungen und 76 Verbannungen; für die Pest wurden ganz Unschuldige in der Art der Hexenprozesse zur Verantwortung gezogen und zu Tode gebracht. Kritik an seiner Auffassung verfolgte Calvin mit Folter und Schwert, als Aufruhr und Gottlosigkeit. Den spanischen Arzt Michael Servet, der die Lehre von der Dreieinigkeit verwarf, zeigte er bei der römischen Inquisition an, liess den hilflosen Flüchtling verhaften und nach grausamem Verhör als Ketzer verbrennen. Ein italienischer Gegner der Dreieinigkeitslehre kam in Genf mit beschämender öffentlicher Busse davon, wurde aber später in Bern enthauptet. Calvin fühlte sich vollkommen als Gottes Werkzeug; es war ja der wesentlichste Bestandteil seiner Lehre, den Menschen als von Ewigkeit her zur Gnade oder zur Verdammnis bestimmt anzusehen; wer Gottes Sache verfocht, war eben auserwählt, er musste diese Bestimmung bestätigen durch die Tat, jeder Widerstand gegen ihn war Widerstand gegen Gott, jedes Handeln, jeder Erfolg war gottgewollt, gottwohlgefällig, kraft einer inneren Notwendigkeit gesegnet und heilbringend.

Im Luthertum blieb immer etwas Quietistisches, es war, wenn auch nicht mönchische Abkehr von der Welt überhaupt, so doch Abkehr von der grossen Welt zur kleinen Welt, vom geschichtlich-politischen Kampfe zum fleissigen, geruhsamen Alltage mit seinen lieben, kleinen

Freuden; der Calvinismus wollte die gesamte Welt gestalten, er holte alle Kräfte heraus, sammelte, presste sie zusammen, er suchte den Gegner auf und verfolgte ihn furchtbar bis zur Vernichtung; nicht umsonst liebte er das alte Testament — auch sein Gott war ein zorniger und ein gerechter Gott. Er wollte aus innerstem Instinkte die streng erzogene Gemeinschaft, die Zusammenfügung des Einzelnen zum organisierten Allgemeinen, er wollte den sakralen Staat, Kirchenstaat und Staatskirche als Identität, er war damit papistischer als das damalige Papsttum, er stand mit seiner folgerichtigen Latinität Machiavelli näher als Luther, er lehrte Loyola. Geistliche und weltliche Behörden, die wählende Gemeinde, die Ältesten, das Gemeindegerecht, das Konsistorium der Pfarrer — das alles war eine politisch-sittliche Totalität, die keine Freiheit, kein Geniessertum, keine Kritik, keine Heiterkeit zuliess, die dem Künstlerischen tief fremd war, die das ganze Leben beaufsichtigte, reglementierte, ernüchterte, die aber diesem grauen Einerlei immer *eines* abzwang, die Arbeit: zur Arbeit ist jeder berufen, Arbeit ist Beruf, Beruf ist Arbeit, der Erfolg bestätigt die innere Berufung, Erfolg also, Herrschaft, Gewinn, Autorität, Reichtum, nutzbringendes, lebenzeugendes, arbeitendes, organisierendes, herrschendes Geld ist deshalb auch gottgewollter Gottesdienst. Luther sah im Irdischen schliesslich doch nur ein Jammertal, die römische Kirche verwarf grundsätzlich das Zinsnehmen der Weltlichen zu weltlichen Zwecken und baute sich dabei doch selbst zum ersten technisch modernen Finanzinstitut aus.

Der Calvinismus begegnete sich also mit dem schon lange vorher entstandenen, im Spätmittelalter voll entwickelten kapitalistischen Geiste. Er hat ihn gewiss nicht erweckt, aber er gab ihm eine moralische Bestätigung und ging das weltgeschichtliche Bündnis mit ihm ein, aus dem moderner Wirtschaftswille und demokratische Staatsorganisation hervorgegangen sind. Die reformierte Kirche legte sich als solche auf keine Verfassungsform fest, sie hat sich in monarchischen Staaten so gut wie in republikanischen durchgesetzt; wo sie hinkam, weckte sie die Autorität, im Aristokratischen so gut wie im Demokratischen; sie bildete zum Ausgleich ihrer demokratischen Grundansicht eine Elite der zur Leitung Berufenen; wo sie hinkam, weckte sie die geistig-sittliche Autorität. Sie rief, ganz anders als der demütig schweigende lutherische Gehorsam, gegenüber der Gewalt selbst zur Gewalt: was wider Gott, das heisst also einfach wider Calvin war, durfte, ja musste bekämpft, bezwungen werden.

Dieser Reformator Calvin war hager, herb, eisern, er verbarg sein religiöses Drängen im Innersten und zeigte der Welt die doktrinäre Herrscherstrenge des Hohenpriesters; man friert etwas bei diesem Anblick und beim Gedanken an Luthers Wärme und Fülle; die

Kirche Luthers wurde etwas, was der Reformator nicht von Anfang an, und sicher nicht so gewollt hat; Calvin war nicht so zeitlos; er kam viel mehr aus dieser Zeit, aus der Welt dieses Jahrhunderts, er arbeitete für sie und formte sie nach seinem Wesen.

DAS ENDE KARLS V.

Von Genf gingen die Sendboten nach Frankreich, nach Schottland, nach Italien, nach Spanien; die neue Lehre in Genfer oder in Wittenberger Fassung wurde das wichtigste europäische Moment. Der Kampf darum verband sich mit allem Politischen — jeder Regierende musste dafür oder dawider sein. Wie in England stärkte sich in den nordischen Staaten der Nationalstaatsgedanke durch das Nationalkirchentum, die Königsmacht durch den „Summepiskopat“, die höchste Bischofsgewalt. Die Erhebung solcher Nachbarschaft drückte auf die deutsche Hanse. Überall nahm sich das Fürstentum, was es brauchte: bürgerlich-republikanische Machtideen wie die des Lübecker Bürgermeisters Jürgen Wullenweber kamen dagegen nicht auf. Auch diese Entwicklungen endeten mit deutschem Niedergang und deutscher Zersplitterung.

Karl V. hat immer gedacht, es wäre noch Zeit, mit dem Protestantismus fertig zu werden, er käme schon noch dazu. Die Kriege mit Franz von Frankreich gingen weiter, dem Grossherrscher, dessen Kriegsscharen 1529 vor Wien erschienen, half der französische König, wo er konnte; die französische Flotte kämpfte 1543 gegen den Kaiser, und zum Dank für die erfolgreiche Unterstützung erhielt Frankreich Kapitulationen im Orient, als die erste europäische Grossmacht, als Nachfolgerin der privilegierten italienischen Republiken. Dies zeigt, wie sehr der Kaiser um seine weltpolitische Stellung zu kämpfen hatte; die spanische Herrschaft in Italien musste behauptet und befestigt werden, auch gegen den Farnesepapst Paul III., der Parma und Piacenza zum Nepotenfürstentum verweltlichen wollte; gegen die Barbaresken in Algier und Tunis führte der Kaiser einen siegreichen Feldzug mit Truppen aus allen seinen Ländern — es war ein europäischer Kreuzzug auf bewährte spanische Art, ein Gegenschlag im Mittelmeer gegen den vordringenden Halbmond. Viele Religionsgespräche mühten sich um Versöhnung in der Glaubenssache, um „Glaubensvergleichung“; wohlwollende, politisch und menschlich interessierte Persönlichkeiten kämpften gegen die furchtbare Möglichkeit der dauernden Kirchenspaltung im Abendlande, des sich vorbereitenden Religionskrieges. Die orientalisch kirchliche ging ja schon ganz ihren eigenen Weg! Hatte es die Christenheit nicht bitter nötig, wieder einig zu werden! Man stritt sich um

Rechtfertigung, um Priesterehe, um Transsubstantiation, um Papstautorität, um das allgemeine Konzil; man kam mehr auseinander als zusammen. Die römische Kirche entschloss sich nun — angesichts der Hartnäckigkeit der Sonderbildungen — zur Reform aus sich selbst heraus, zum Kampf gegen die Reformation im Namen einer verbesserten, gereinigten Lehre. Papst Paul III. berief das ersehnte grosse Konzil zuerst nach Mantua, dann nach Trient. Es begann eine lange Arbeit, politisch vielfach unterbrochen, vom Kaiser zuerst bekämpft, dann stark beeinflusst; die Protestanten waren zunächst überhaupt nicht dabei und auch später nur vorübergehend. Wer sie gewinnen wollte, musste sie unterwerfen.

Nur Österreich und Bayern hingen noch der alten Lehre an; alle andern deutschen Länder waren evangelisch oder, wie etwa der Kurfürst von Köln, mitten in Reformationsplänen. Da begann Karl V. seinen Krieg gegen die Schmalkaldener. Verbündete gewann er sich durch reichliche Versprechungen — der protestantische Moritz von Sachsen sollte Schutzherr von Magdeburg und Halberstadt werden, dazu Kurfürst. Auch andere evangelische Fürsten, darunter zwei Hohenzollern, schlugen sich zum Kaiser.

Dieser behauptete, nur im Namen des Reichsrechtes Ungehorsame bestrafen zu wollen; die Schmalkaldener aber wollten deutsche und evangelische Freiheit verteidigen. Beides war nur leider halb wahr. Karl V. kämpfte für seine europäische Machtstellung und die Einheit der römischen Kirche, der Schmalkaldische Bund für das Territorialfürstentum und seine kirchlich-politische Autonomie. Gesiegt hat keine Partei, obgleich der Kaiser mit seinen protestantischen Verbündeten die Schlacht von Mühlberg gewann (1547). Karl V. vermochte den deutschen Ständen weder eine politische Einheit in Form einer Reichsliga noch eine kirchliche Einheit durch ein Interim aufzuzwingen. Der Widerstand dagegen war ganz allgemein: ein Trotz, eine Zähigkeit, ein partikularistischer, aber auch geistlich-kultureller Eigensinn erhob sich, Fürsten und Städte, unter ihnen vornehmlich Magdeburg, stemmten sich erbittert gegen die Gleichmacherei, gegen das Universalistische. Mit dem neuen Könige von Frankreich, Heinrich II., schloss die deutsche Opposition den berühmten Vertrag, der Metz, Toul und Verdun den Franzosen als „Reichsvikariat“ überantwortete: ein furchtbarer Schlag gegen die niederländisch-spanische Machtstellung, die sich eben noch im Herzogtum Cleve durchgesetzt hatte: die deutsche „Libertät“ stellte das Interesse fürstlichen Besitzes über das Ansehen der deutschen Nation.

Karl V., von Moritz von Sachsen verraten, von Frankreich und den Türken bedroht, mit dem Papst entzweit, eingesponnen in seine

weltumfassenden Ideen und im nächsten Tagewerk umständlich, lässig und verworren, musste sich wieder auf Verhandlungen mit den Protestanten einlassen — und allein die Tatsache von Verhandlungen nach solchem Kraftaufwande war das entscheidende Zugeständnis. Der Passauer Vertrag (1552) brachte nochmals einen Aufschub; nach neuen Wirren, bei denen Kurfürst Moritz von Sachsen im Kampf gegen den Brandenburger Landfriedensbrecher Albrecht ein frühes Ende fand, folgte endlich der Augsburger Religionsfrieden — keine Schlichtung des Glaubensstreites natürlich, kein Dokument der Toleranz, sondern ein politisch-juristisches Instrument, das im Interesse des Landfriedens einen Tatbestand, das Ergebnis der geschichtlichen Entwicklung festlegte: die Katholiken und die Anhänger der augsburgischen Konfession erkannten sich gegenseitig als Reichsstände die Gleichberechtigung zu; jeder Landesherr sollte sich nun für eine Konfession entscheiden, er erhielt die Religionshoheit. Lediglich innerhalb der Reichsstädte gab es eine rechtlich festgelegte Parität; sonst bestand Abzugsrecht der Untertanen; für die geistlichen Fürstentümer galt der Vorbehalt, dass im Falle der Reformation der geistliche Fürst auf Land und Würde verzichten solle; diesen „geistlichen Vorbehalt“ erkannten aber die Evangelischen nicht an. Dafür blieb denn auch die „Deklaration“ zu Gunsten der protestantischen Untertanen der geistlichen Stifter, die nicht zum eigentlichen Friedensinstrument gehörte, ein Stück Papier. Dieser sogenannte „ewige“ Friede von Augsburg war mit Zweideutigkeit, Widerspruch und Verdunkelung so belastet, dass neuer Streit notwendig daraus hervorgehen musste. Die Reformierten und die vielen kleinen protestantischen Sekten gehörten überhaupt nicht dazu; diese wurden nun von den beiden anerkannten Parteien im Reich um die Wette verfolgt!

Karl V. überliess es seinem Bruder Ferdinand, die Augsburger Regelung zu unterschreiben; der war der zukünftige Kaiser und musste sehen, mit den Deutschen fertig zu werden. Er selbst war entschlossen, seine Kronen niederzulegen, und tat es kurze Zeit darauf: früh verbraucht, im Geistigen nach seinem Gefühl unbesiegt und unbesiegbar, zwischen Allmacht und Misserfolg seltsam hin- und hergeworfen. Seine Zeit war vorbei; er gab ihr Namen und Inhalt, aber sie war mächtiger als er. Als grosser Herr, verborgen, doch stets verbunden mit der Welt, in einer prachtvollen Villa geruhsam hausend, werkgerecht-fromm, hochmütig und ergeben, wartete er in der beruhigenden Nachbarschaft des spanischen Bergklosters St. Juste auf einen feierlichen katholischen Tod, der den immer Langsamem langsam umging.

Seinem Hause hinterliess Karl eine doppelte Machtposition von

überragender Bedeutung. Wenn der Kaiser die Reformation nicht hatte vernichten können, so hatte er doch wenigstens verhindert, dass Deutschland durch sie zu nationaler Kraft und Einigkeit erstarkt ist. Die höchste geistige und sittliche Leistung wurde dem Deutschtum politisch nicht zum Segen sondern zum Fluche; es vollendete damit selbstzerstörerisch seine Zersplitterung. Die Reformation war das Schicksal des Jahrhunderts geworden. Jede Opposition gegen das Haus Habsburg, in England, in den Niederlanden, in Ungarn, hatte nun auch evangelischen Charakter. Nationale Autonomie und protestantisches Rebellentum galten den universalen Mächten als dasselbe. Was Karl V. der Zukunft vermachte, war jenes weltgeschichtliche Bündnis von Spaniertum und römischer Kirche, aus dem die Gegenreformation hervorging.



Photo Alinari

Kaiser Karl V. von Tizian

Museo Nazionale, Neapel

20. DIE GEGENREFORMATION



Photo Lord Chamberlains Office

Heinrich VIII. von Hans Holbein d. J.

Kgl. Schloss Windsor

20. DIE GEGENREFORMATION

JESUITENORDEN UND BAROCK

Die Reformation hatte nicht zur Kirchenreform, sondern zur Kirchenspaltung geführt. Sie war Angriff gewesen. Der Gegenangriff erfolgte. Dieser Feldzug nahm seinen Ursprung in Spanien. Spanien hatte Kreuzzüge geführt gegen Mauren, Juden, Indianer. Nun vollzog sich gleichsam eine Inversion des Kreuzzugsgedankens. Krieg und Kreuzzug wurden jetzt erklärt dem Protestantismus. Ignatius Loyola, jüngerer Sohn eines baskischen Adelsgeschlechtes, von Beruf Offizier, wandte sich, verwundet und mühsam geheilt, vom Exerzieren zu den Exerzitien; er sammelte eine geistige „Kompagnie“, das Jesus-Fähnlein um sich; die Kompagnie wuchs zur Armee der Jesuiten; Loyola starb als ihr General. Es war eine einzigartige Karriere. Dieser Soldat und Ritter hatte ein wildes Weltleben ohne viel Skrupel hinter sich, als die Prüfung und Wandlung über ihn kam. Vom Hidalgo blieb dennoch viel bei ihm übrig; er führte zeitweise das Leben eines Bettlers, blieb trotz der Entsagung vom phantastischen Ehrgeiz bewegt, vom Wunschbild der Herrschaft erfüllt, bei aller Askese und Mystik doch zum Handeln, zur Willenschöpfung entschlossen. Ignatius bewährte sich von Jugend auf als ein Meister der List, der Höflichkeit, des sicheren, durch Geschmeidigkeit bestechenden Auftretens. Es gab in Spanien eine alte Überlieferung schwelgerischer Gottversenkung, die mit jüdischen Geheimlehren in so innigem Zusammenhange stand, dass ihr die Inquisition besondere Aufmerksamkeit schenkte. Loyola durfte damit nichts zu tun haben und wehrte sich energisch gegen solche Verdächtigung. Er wollte die Weltflucht, nur um die Welt erst recht zu gewinnen; für ihn war das Sich-verlieren, die Ekstase, die Selbstvernichtung eine pädagogische Methode: das Private, das Persönliche, das Egoistische, das durch die subjektiven Momente der Lei-

denschaft Gebundene — alles dies sollte überwunden, völlig aufgehoben werden, damit sich dieses Neue bilden könne: der beherrschte, leidenschaftslose Wille, die ernste Bereitschaft, einem höheren Interesse zu dienen, die Fähigkeit zu vorbehaltlosem Gehorsam. Selbstzucht, Selbstbeobachtung, Subordination bis zum äussersten — also eine militärische, ins Religiöse sublimierte Disziplin: das machte den Soldaten Jesu zum Werkzeug seiner Vorgesetzten; ihm gegenüber gab es kein Geheimnis, das Recht, alles zu wissen, verlieh ja erst volle Macht; die geistlichen Übungen zermürbten jeden Widerstand, jede Zerstreung, jedes in irgend einem Seelenwinkel noch verkrochene Sondertum. Die Phantasie selbst wurde gebannt und rationell gehandhabt.

Der Jesuit musste als Lehrer, als Missionar, als Beichtvater, als Berater und Diplomat souverän sein, er war etwas konzentriert Ganzes und er wollte das Ganze; er diente nur dem Papst und der römischen Kirche — alles Weltliche wie Familie, Amt, Stand, alles Geistige wie Wissenschaft, Kunst, Kultur hatte mit zu dienen der *einen* höchsten Autorität welterfüllender Katholizität. Hier blieb nichts Mönchisches, keine Verneinung des Diesseits, keine Weltflucht; die Jesuiten waren praktisch, weltklug, aktionslustig, sie verloren sich nicht an Gewissenskonflikte, sie waren durch und durch politisch. Das wirkliche Wesen der Dinge fesselte sie mehr als irgend ein Sein-Sollen; für das Handeln in dieser Wirklichkeit entstand deshalb ein Rezeptbuch zum Nachschlagen, eine praktische Sammlung aller möglichen Fälle, nach denen man sich je nach Umständen zu richten hatte, am besten so, dass die Tat nützlich und immer noch moralisch haltbar war. Hier vollzog sich eine Rationalisierung und Politisierung alles Ethischen, gefährlich nicht nur um der naheliegenden Entartungsvorgänge willen. Gab doch Loyola sogar ausdrücklich die Weisung, dass man sich zur Bekämpfung des Satans aller Mittel bedienen dürfe, die dieser selbst zum Verderben der Seele anwende. Ignatius fand seine ersten Anhänger in der untersten Volksschicht und unter vornehmen Frauen, von denen er unbedingte Unterwürfigkeit verlangte, ohne alle ihre Hoffnungen auf Seelenkur zu erfüllen. Er verwandte das Geld und den Einfluss solcher Damen gern für seine Zwecke, gründete aber keine Schwesternkongregation; sein Orden behielt einen ausgesprochen männlichen Zug, er suchte sich Anhänger aus allen Berufen, besonders Gelehrte und Staatsleute, denn für den Kampf gegen die Ketzerei bedurfte er aller Argumente des Wissens, aller geistig-diplomatischen Geschliffenheit. Unter Studenten gewann er früh Boden, denn er wusste, wie sehr es auf die Universitäten ankommen würde. Gar nicht so leicht war es, von Papst Paul III. die Bestätigung des neuen Ordens zu erhal-

ten. Man fühlte ganz deutlich in Rom, dass hier etwas ganz Neues entstand, ein Orden, aber nichts mehr Mönchisches, eine Priestergesellschaft, die, unabhängig vom vorhandenen hierarchischen Aufbau, überall wirken wollte, eine reisende Leibgarde des Papstes, dem sie durch das vierte Gelübde zum unbedingten Gehorsam verpflichtet war: gerade dadurch musste die Eifersucht der älteren Ordensinstitute erweckt werden. Papst Paul IV. selbst gründete als Kardinal Caraffa den Theatinerorden und war, als Neapolitaner von Geburt, allem Spanischen feind. In diesem von der Renaissance fast unberührten Neapel ist die Gegenreformation geistig zuerst gefühlt und gewollt worden, ganz unabhängig von Loyola.

Die Jesuiten hatten also zu kämpfen, gerade innerhalb der eigenen Kirche, die sie wieder gross machen wollten. Sie taten es gerne und sie taten es mit Erfolg. Im Kleinen und Einzelnen übten sie ihre Taktik: nicht auffallen, auch nicht durch Kleidung, sie trugen sich zunächst als Weltpriester, körperlich gepflegt sein, innerhalb der Regel sich frei mit allem beschäftigen und deshalb gut Bescheid wissen; dann vorsichtige Auswahl der Ordensmitglieder, keine Belastung durch Originale, Eigenbrödler, Harmlose; Heranziehung einer gleichgestimmten Elite, die kontrolliert durch die Gefahr der Entlassung, abgestuft in kunstvollen Graden, planmässig ausgebildet und immer wieder erprobt wurde. Die Schultätigkeit ermöglichte es dem Orden, den Grundsatz der Armut aufrechtzuhalten, durch reichdotierte Kollegien aber auch wirtschaftlich eine Macht zu werden. Da Geistliche und Weltliche in den „heiligen Gehorsam“ heimlich aufgenommen werden konnten, sicherte sich der Orden sehr geschickt die Mitarbeit reicher und mächtiger Personen. Humanistische Gelehrsamkeit zogen die Jesuiten als formales Bildungsmoment gern zu sich herüber, so fern auch Loyola persönlich allem „antiken“ Wesen stehen, so reformverdächtig auch weltbürgerliches Philosophieren erscheinen mochte. Bearbeitung der Seelen, Schulung zu einem immer bereiten Wissen, Dienst alles Geistigen zum höchsten Zwecke: darauf kam es an.

Die Jesuiten haben nun durchaus nicht allein die erneute römische Weltkirche erfüllt. Der Geist der Benediktiner und Franziskaner lebte auf seine Art weiter und bekräftigte sich durch Neugründungen. Mit den gelehrten und politisch einflussreichen Dominikanern traten die Jesuiten in energischen Wettbewerb. In Spanien musste auch das Misstrauen des Nationalkirchentums überwunden werden. Überhaupt hatte der Orden mit dem Widerstande alles Volksmässigen, alles örtlich und landschaftlich Gebundenen zu rechnen; der Bauernpfarrer, der landadlige Domherr beargwöhnten in dem Jesuiten das Fremde, Weltläufige, geheimnisvoll Gewandte. Trotz-

dem — die Strategen der kämpfenden Kirche sind mehr und mehr diese Jesuiten geworden. Sie blieben gerne im Hintergrunde, wenn sie das Bewusstsein haben konnten, die Leitung in den Händen zu halten oder mindestens entscheidend zu beeinflussen. Es geschah durchaus nicht alles *durch* sie — aber bald nichts *ohne* sie. Wenn das alte Papsttum in den Königen nur Vasallen seiner Universalherrschaft hatte anerkennen wollen, so besorgte nun der Jesuitenorden die Verbindung zwischen der modernisierten Kirche und dem Absolutismus. Mochten alle diese Herrscher ruhig ihre Souveränität begründen und befestigen — die Jesuiten, an Disziplin und Machiavellismus dem Fürstenwesen tief verwandt, bauten eine neue Kampfgemeinschaft auf, die alles unter den geistigen Oberabsolutismus des Papstes zwang.

Spanische Jesuitentheologen sind es auch gewesen, die den Beschlüssen des Konzils von Trient ihren unversöhnlichen Charakter gaben. Reformgedanke und Konzilssuperiorität fanden hier Abschluss und Absage: die Kirche verfluchte die Abgefallenen als Ketzer und lehnte jede Wiedervereinigung auf Grund von Zugeständnissen ab; das Papsttum erhielt Omnipotenz und letzte Autorität; es übernahm jetzt die Inquisition von Spanien und begann die Entsendung der Nuntien als der Oberaufseher über die Bischöfe bei der Ketzerbekämpfung; der Index wurde gegründet zur Verdammung gefährlicher Schriften. Gewiss gab das Tridentinum manche Äusserlichkeiten und Missbräuche preis, es wandte sich gegen Ämterkauf und Pfründenhäufung, es verlangte Zucht, Ordnung, Sauberkeit auch in der kirchlichen Finanzverwaltung, es stärkte die Autorität der geistlichen Vorgesetzten und verlangte bessere Priesterausbildung. Dogmatisch wurde vieles jetzt erst niedergelegt — es war aber das Alte, das geschichtlich Überkommene: die römische Kirche wollte zentralisiert, hierarchisch, priesterlich bleiben, sie hielt fest an Messe, Zölibat, an der ganzen Sakramentslehre, sie beanspruchte den autoritären Rang als alleinige Heilsanstalt, sie entfernte sich also, noch mehr als bisher, mit aller Bestimmtheit vom Urchristentum und von Augustinus, sie bekannte sich zu Thomas von Aquino. Vieles wirkte nur als Programm, es musste durchgefochten werden. Die römisch-spanische Weltkirche, die jetzt den Weg antrat, wusste das und wollte das, sie kannte ihre Verbündeten und ihre Gegner.

Vielleicht war es die bedeutungsvollste Tat der Gegenreformation, dass sie sich mit der Spätrenaissance verband und dieses grosse geistige Erbe auf ihre Art zu wandeln und fruchtbar zu machen verstand. Michelangelo, der Grösste seines Zeitalters, lebte sein bitteres Dasein bis in diese Spätzeit hinein; in ihm fand sich alles noch

einmal zusammen, gewissermassen um zu zeigen, dass der Umschwung kam. Die Marmordichtung der Mediceergräber in Florenz hatte etwas Überhistorisches; die wirklichen Medici waren klein im Vergleich zu dem Heldentume der Tat und des Gedankens, in das sie hier die Klage der Tageszeiten erhob. Für den Farnesepapst Paul III., bei dem es zum letzten Male renaissancehaft zuging wie früher, malte Michelangelo das Jüngste Gericht in der Sixtinischen Kapelle; es war auch ein Hades und eine Götterdämmerung, betäubend durch den Heroismus von Aufbau und Gestaltung — titanisch nannten den Meister die tief erstaunten Römer, und sie nannten ihn auch „terribile“. Damals verband ihn Freundschaft mit Vittoria Colonna, der Dichterin und Heiligen, deren stille Seele sich unter der Einwirkung der Reformation in mystische Religiosität gerettet hatte.

Ein anderes Italien stieg auf. Politisch herrschten nun die Fremden; da gab es keine Befreiung. Die neue Kirchlichkeit, das wiedererstehende Papsttum entfesselte und adelte alles Artistische. Die Kunstliebe war Italiens Fluch und Laster geworden, ein Hass der Geschöpfe gegen das Schöpferische, ein Aufstand angeekelter Gestalt gegen jede Kunsttyrannie war ausgebrochen. Nun weckte das neue grosse Thema die neue Form des Barock. Der Siegestriumph der kämpfenden Kirche verlangte Rausch, Pomp, Weihrauch, Festlichkeit. Die Architektur löste auf, schweifte, schwoll an, brauste und stürmte; die Malerei schwelgte in Glanz, Fleisch, Wolken, bauschigen Gewändern, Farbenbrechung; die Dekorateure häuften Spiegel, Damast, vergoldete Schnitzerei, schimmernde Girlanden; das Theater deklamierte, posierte, wuchtete und drängte sich mit seinem perspektivischen Kulissenzauber in Saal und Kirche. Es ging hoch her überall; die Freude überschrie sich, der Schmerz brüllte und winselte. Heilige schüttelten sich in Visionen und Krämpfen, Märtyrer zerschlugen den Leib und paradierten mit blutigen Wunden. Der Tod wurde mit allen seinen übelriechenden Schauern aufgebaut, dafür gab es aber auch Schmeichelei und Kitzel für die erregten Sinne, es gab Duft, Süsse und Schwüle, die Nacktheit prunkte, die biblische und die mythologische, das Erotische zerriss feinste Hüllen, es schminkte sich kokett, es schmachtete und gurrte, aber es tobte auch und stöhnte in befreiter Wollust. Das alles war Natur, aber eine sehr wohlberechnete, virtuos hingeschmetterte Natur. Die italienische Kunst zeigte ganz Europa, wie man fromme Propaganda macht. Die Lehre des Collegium Romanum allein genügte der Gegenreformation nicht. Palestrina setzte sozusagen das Tridentinum in Musik, grandios, feierlich, aber doch auch sehr repräsentativ für höfischen Lebensstil.

Den armen Torquato Tasso ergriff nun grosser Jammer, das Epigonenleid, er kam sich heidnisch vor und hatte nicht mehr die Kraft dazu; seine schimmernden Verse zeigten, wie sich die Grösse der Begabung an der Reife der Sprache brach. Der Sang vom befreiten Jerusalem, bei dem der Ritter Gottfried von Bouillon zum sentimental Heiligen wurde, hätte eigentlich der entschlossenen Heiden- und Ketzermission sehr willkommen sein müssen; nur lag ihr so viel epischer Umstand nicht mehr. Alles musste schlagartig hämmern, dramatisch knallen, von Überraschungen und Effekten platzen und schliesslich zu Tränen rühren durch die raffinierte Einfachheit geputzten Schäferspiels; Rede und Gegenrede, Spiel und Gegenspiel, Antithese der Worte, der Gesten, der Situationen, Täuschung und Enthüllung, Intrige und Entlarvung — auf solche Hetze kam es an. Die schlichte Einzelkunst erschien an Wirkung viel zu lahm; alles musste vereinigt, gehäuft und aufgesummt werden. Gesellschaftlich musste jedes Ereignis wirksam sein — organisierte Masse fing und schlug jeden Widerstand. So stieg die Oper hoch, gesteigerte, zusammengeballte Lebens- und Kunsttotalität, das Fest der Feste, das Kunststück aller Künste, Bild, Ton und Spiel, Maske, Pathos und Witz zusammen, viel mehr als blosser Unterhaltung: die eigentliche Offenbarung der Höfe, des Barock, des Absolutismus und der Weltkirche, die all dies schäumende Leben leben liess, wenn es nur schliesslich in ihr sterben wollte.

Vignola, Giulio Romano, Palladio — gigantisch, hoheitsvoll, massig war ihre Baukunst, der Oper verwandt im Innersten. Und Correggio in Parma malte seine erregten, in Verzücktheit vergehenden Madonnen, seine nervösen Nymphen, seine jauchzend verschwimmende und verklingende, in den Himmel fliegende Domkuppel, die aber den ganzen lüsternen Erdenzauber mit sich nimmt. Wie kalt und technisch wirkt dagegen das Könnertum der Akademiker von Bologna!

Die Päpste der Gegenreformation führten mit ihren Kardinälen und Prälaten mindestens nach aussen hin wieder ein geistliches Leben. In der Kurie rangen die Einflüsse der katholischen Fürstenstaaten erbittert gegeneinander. Jeder Kardinal hatte seine Klientel hinter sich, arbeitete leise und vorsichtig und träumte von der Tiara. Werkheiligkeit, Devotion und Ehrgeiz bestimmten das Dasein dieses barocken Rom. Heiligsprechungen kamen wieder auf, es geschahen auch wieder mancherlei Wunder. Spekulant und Neureiche verfolgten ihre Interessen, sie stammten aus den Nepotenfamilien der Prälaten und Kardinäle. Mit der Stimmung und Meinung des popolo Romano musste der Papst immer weiter rechnen. Als Urban VIII. das Grabmal der Cecilia Metella niederreissen wollte, rettete das

drohende Volk der Campagna seinen geliebten „Capo di Bove“. Die Papstfamilien dieser Epoche haben Rom sein Barock-Gesicht gegeben — die Aldobrandini, Borghese, Ludovisi, Barberini, Pamfili setzten sich ewige Denkmäler in Palästen, Brunnen, Gärten. Dies Rom der Gegenreformation wandte sich mit frommem Selbstgefühl ab vom Heidentum. Sixtus V. stellte die Statuen der Apostelfürsten Petrus und Paulus auf die Säulen Trajans und Marc Aurels. Die Peterskirche wurde jetzt zu Ende gebaut — die kulissenhafte Prunkfassade Madernas legte sich schneidend vor die Kuppel Bramantes und Michelangelos. Bernini vollendete den römischen Barock: es ging wie Musik durch die alte Stadt, malerische Durchblicke fesselten und lockten, die Stimmung trieb alles hoch. Kuppel reihte sich an Kuppel, bald war ohne Kuppel und rauschende Fassade keine Kirche der Gegenreformation mehr zu denken.

Auch für das Papsttum war die Feudalzeit zu Ende. Die Fürstentümer der älteren Nepotenfamilien wurden vom Kirchenstaat eingezogen, neue zu gründen, wäre nunmehr unmöglich gewesen. Die Verwandtschaft der Päpste musste Kirchenämter übernehmen und als wohlausgestattete Aristokratie sich einfügen in den vorhandenen römischen Adel. Der päpstliche Hof mit seinen Würdenträgern, Finanzleuten, fremden Diplomaten, seinem Verwaltungsapparat und seiner Truppenmacht glich sich ganz dem zeitgenössischen Absolutismus an. Im Norden und im Süden Italiens lastete die spanische Herrschaft: der Herr des Kirchenstaates hatte einige Mühe, sich gegen diese Weltmacht der Gegenreformation zu behaupten und neigte deshalb dazu, genau wie die Republik Venedig, alle Weltkräfte zu unterstützen, die sich gegen Spanien wandten.

DEUTSCHLAND

Der grösste Erfolg der Gegenreformation war weltgeschichtlich die Spaltung Deutschlands in eine evangelische und eine katholische Gruppe. In den anderen grossen Ländern setzte sich der eine Teil völlig oder als überragende Mehrheit gegenüber einer mehr oder weniger geduldeten Minderheit durch. Nur bei den Deutschen hielten sich die beiden Gruppen die Waage. Dieses aussergewöhnliche und nach Lage der Dinge nicht zu erwartende Sachverhältnis war das Ergebnis von Entwicklungen, die vom Augsburger Religionsfrieden bis zum westfälischen Frieden reichen. Die jüngere habsburgische Linie, die Kaiser Ferdinand begründete, übernahm wohl die Kaiserwürde, aber nicht den katholischen Weltmachtgedanken. Er wurde von Philipp II. vertreten. Nicht mehr in Brüssel und Neapel, nur noch in Wien sass der Kaiser, er war der Beherrscher eines Osterreiches,

das jetzt schon etwas neben dem eigentlichen Deutschland stand, abgelenkt und angespannt durch die ständige Türkengefahr. Das partikulare Fürstentum hatte dabei guten Stand. Überall drang die evangelische Lehre vor; sogar auf den bayrischen Landtagen erhob sich mehrmals die Forderung nach Priesterehe und Laienkelch; in den österreichischen Erbländern überwog der Protestantismus, in Böhmen, aus alter Überlieferung, ebenfalls der Utraquismus. Gerade in den süddeutschen Gebirgsländern setzte sich die Bewegung unter Bauern und Bürgern als eine echt religiöse Erweckung bedeutsam durch. Fast alle Bistümer drohten zeitweise dem Katholizismus verloren zu gehen, die katholischen Universitäten Köln, Wien, Ingolstadt starben ab, die protestantischen nahmen zu. Wittenberg zählte zweitausend Studenten; Rostock wirkte auf den Nordosten, Tübingen auf die Donauländer, das calvinistische Heidelberg bildete Pastoren für das Rheinland, die Niederlande, sogar für Frankreich aus. Hemmungen lagen nun zunächst im Protestantismus selbst. Die neuen, kleinen lutherischen Staatskirchen in Sachsen und Brandenburg, in ganz Mitteldeutschland, verstanden es nicht, das Seelische und Geistige der ursprünglichen Reformationsbewegung zu erhalten. Die Bibel wurde ihr papierener Papst. Der rechtlich nicht anerkannte Calvinismus hatte dennoch zahlreiche Anhänger im deutschen Südwesten; am wichtigsten war der Kurfürst von der Pfalz (seit 1564). Bis nach Böhmen, Ungarn und Polen reichte der Einfluss der reformierten Lehre. Eine Versöhnung zwischen den beiden protestantischen Konfessionen kam trotz allen Hoffens nicht zustande. Mildere Lutheraner mussten sich von den strengeren die Verkettung als Kryptocalvinisten gefallen lassen. Das Konkordienbuch mit der berühmten Konkordienformel legte die orthodoxe lutherische Lehre als bindend für die lutherischen Landeskirchen fest.

Angriffe der Gegenreformation begannen noch unter Kaiser Ferdinand. Der Jesuitenorden gründete von Lüttich aus seine ersten Niederlassungen: in Köln, Trier, Jülich-Berg setzte er sich fest, drang vor nach Westfalen (Münster und Paderborn), nach dem Mittelrhein (Worms und Speyer), nach dem Main und der Donau (Würzburg und Ingolstadt): die erste schroffe Austreibung der Protestanten geschah in der Abtei Fulda; es folgten ähnliche Vorgänge auf dem Eichsfeld, in Hildesheim, in der Markgrafschaft Baden. In jedem Reichsstande traten sich die beiden Konfessionen kampflustig gegenüber, es bildeten sich Gruppen von Reichsständen, die sich befehdeten, die alte Reichsverfassung lockerte sich nun erst recht.

Kaiser Ferdinand, ein heftiger und gutmütiger Herr, wirkte ehrlich für den Augsburger Religionsfrieden, den er ja gemacht hatte. Sein Sohn Maximilian II. war eine Persönlichkeit voll Takt und Geist,

in Geschäften gewandt, ein guter Deutscher, allem spanisch-römischen Wesen abhold. Sorgsam verzeichnete er Luthers Werke in seinem Besitz und förderte die slawische Bibelübersetzung. Mag er dem Protestantismus sich innerlich zugeneigt haben — bekannt hat er sich jedenfalls nicht dazu. Er blieb der Meinung, in Religionssachen könne man nicht mit dem Schwerte richten. Das war vornehm, aber wenig zeitgemäss gedacht. Die Härte aber, sich gegen die Zeit durchzusetzen, besass Maximilian nicht. Noch ungewöhnlicher wirkte sein Sohn, Kaiser Rudolf, der in Prag auf dem Hradschin residierte und, so, wie es das Königreich Böhmen überhaupt tat, Renaissance- und Reformationsgeist eigenartig vereinigen wollte. Die alten Herrengeschlechter Böhmens verstanden sich auf redende und bildende Künste — Kaiser Rudolf trat gewissermassen an ihre Spitze und legte die glänzendsten Sammlungen der Epoche an: ein ethnographisches und zoologisches Museum, dem Spanien wichtiges Material lieferte, eine Rüstkammer, eine Bibliothek, eine Antikensammlung, eine Gemäldegalerie. Wer dem Kaiser angenehm sein wollte, verschaffte ihm Raritäten. Kirchliche Kreuze und Kelche sind vielleicht hier zuerst um des Kunstwertes willen aufbewahrt worden; waren Originale nicht erreichbar, so verschaffte sich Rudolf Kopien; auch Kupferstiche, Mosaiken, Handschriften häuften sich bei ihm an. Der Kaiser war Alchimist und Astrologe; er ermöglichte Tycho Brahe reichliche Lebens- und Wirkungsmöglichkeit; dessen Gehilfe und Nachfolger hiess Kepler. Dem grüblerischen Kaiser erschien angesichts solch kosmischer Fülle das religiös-politische Gezänke nur klein. Ungehindert trieben die Reichsverhältnisse kämpferischer Auseinandersetzung entgegen. Der Kurfürst von Köln wollte sein Erzbistum evangelisch machen. Die Katholiken besorgten ihm die Absetzung. Schüler der Jesuitenuniversität Ingolstadt waren nun zwei Fürsten, die Deutschlands nächste Zukunft massgebend beeinflussten — Maximilian von Bayern und Ferdinand von Steiermark, der spätere Kaiser. Dieser bayrische Maximilian war ganz und gar der neue Typus des katholischen Herrschers: devot, kirchlich, aber unförmlich, äusserst aktiv, absolutistisch, auf Vorteil und Vergrößerung bedacht, ein Verwaltungstalent, das durch Arme und Schatz seinem kleinen Herzogtume eine ganz unverhältnismässige Bedeutung gab.

Neben ihm steht Erzherzog Ferdinand da als ein naiver Fanatiker, der, abhängig von den Beichtvätern, voll ständiger Gewissensnot, in weltlichen Geschäften ein zähes Selbstvertrauen bewies. Aus der Steiermark trieb er die protestantischen Bauern mit aller Brutalität von Haus und Hof, die Güter durften von den Abziehenden nicht verkauft werden, sie wurden den Klöstern oder dem Adel zuge-

schlagen. In den andern österreichischen Alpenländern ging es ähnlich. Maximilian folgte solchem Beispiel, wenn er die gemischte Reichsstadt Donauwörth besetzte und die Protestanten verjagte. Das wirkte als Kampfsignal; die Parteien gruppieren sich im Reich. Kaiser Rudolf stand ohnmächtig im Angesichte des drohenden Konfliktes; er liebte die Geschäfte nicht, liess sich aber auch nichts wegnehmen; da verbündeten sich alle Gegner, die Erzherzöge, die grossen Herren gegen Rudolf und zwangen ihn gewaltsam, auf Österreich, Mähren, Ungarn und die Kaiserkrone zu Gunsten seines Bruders Matthias zu verzichten. Böhmen nebst Schlesien und der Lausitz blieb ihm zunächst erhalten. Die Stände nützten diesen Bruderzwist kräftig aus und sicherten sich bei den Herrschern politische Rechte und Religionsfreiheit. Böhmen, sehr stolz darauf, samt den inkorporierten Nebenländern wieder ganz für sich zu sein, erpresste damals von Rudolf den berühmten Majestätsbrief und fiel dann doch dem ehrgeizigen Matthias zu. Kaiser Rudolf starb, gerade als er sich zur Abwehr mit den protestantischen Reichsständen verbünden wollte. Auch die Regierung des Kaisers Matthias war nur eine bedeutungslose Episode. Alles wuchs ihm über den Kopf, alles erkannte seine Ohnmacht und verliess ihn. Erzherzog Ferdinand war der kommende Mann, er wurde schon zu Lebzeiten des Kaisers als sein Nachfolger zum König von Ungarn und von Böhmen gekrönt. Nicht erst mit dem dreissigjährigen Kriege begann Deutschlands Niedergang. Die zweite Hälfte des 16. Jahrhunderts ist vielleicht unsere traurigste Zeit. Die Religionsstreitigkeiten verdarben die schönsten Blüten des Erwachens einer nationalen Kultur. Das deutsche Philisterium, die Roheit und die Bedientenhaftigkeit sind damals entstanden. Die drei Teufel — Fress-, Sauf- und Hosenteufel führten unumschränkte Herrschaft; niemals wurde bei uns so viel vom Teufel gesprochen; da man ihn nicht fangen konnte, hielt man sich an seine Gesellinnen, die Hexen, und verbrannte sie in aller Inbrunst. Die peinliche Gerichtsordnung Karls V., das einzige Reichsgesetz, das der grosse Kaiser hatte durchsetzen können, beschäftigte Rad und Galgen. Die Folter half als selbstverständliches Mittel bei jedem Verhöre. Die Ketzerriecherei förderte Roheit und Grausamkeit; Vernichtung des Anders- und Irrgläubigen galt ja als gottwohlgefällig. Die Armen und Elenden, überhaupt die Leute der unteren Volksschicht hatten es schlechter als vor der Reformation und dem Bauernkriege. Klöster und Stiftungen fielen vielfach schneller Auflösung anheim, das neue Liebeswerk der protestantischen Kirchen baute sich erst allmählich auf; das Wirtschaftsleben stockte bei der Unsicherheit und der Neuschaltung der Verkehrswege, jede Blüte in den Einzelgebieten verhinderte den Aufschwung der Ge-

samtheit, der Aufstieg von unten wurde gesperrt. Der vornehme Kaufherr hielt sich noch aufrecht, ging aber gern mit seinem Kapital in den Grundbesitz, wie es die Fugger taten, und schickte seine Söhne in den Fürstendienst. Die Fürsten zogen überall die grössten Vermögenswerte an sich und bauten darauf Kirchen-, Schul-, Finanzwesen, Verwaltung und Armee auf. Die Städte hatten es schwer gegenüber solchen Herren, sie mussten viel leiden und lernten, sich zu ducken. Der Horizont wurde klein, das Lokale mächtig. Die Adligen zogen gerne weit hinaus. Krieg gab es genug, wer Glück hatte, konnte dabei zu etwas kommen, schliesslich blieb immer noch der Hofdienst übrig; ein grosser Feldhauptmann wie der Leitzkauer Freiherr Hilmar von Münchhausen nahm selbst eine fast fürstliche Stellung ein. Wenn sich der Baron dem Fürsten fügte, durfte er Bauern auskaufen und verknechten; die grossen Herren liessen die kleineren leben, wenn sie loyal sein wollten. Die Ritterburg durfte nun verfallen; baute sich der Fürst in der Residenz sein Palais, dann errichtete der Gutsherr das Herrenhaus auf dem Lande. Natürlich gab es auch noch viele Gegenden, wo sich der Bauer leidlich hielt; Viehwirtschaft und Weinausfuhr machten sogar Fortschritte. Das Handwerk arbeitete in überkommenen Formen, auch hier entstand Ängstlichkeit und Kleinlichkeit, dies passte zur Stockung.

Bei den Städten fanden einige Ausnahmen statt, Hamburg streckte sich nach Norden, Frankfurt entwickelte seine Warenmessen, Leipzig seinen Pelzhandel zu internationaler Bedeutung. Die Patrizierhäuser in Augsburg und Nürnberg prunkten in ihrer von aussen eingeführten, aber persönlich abgewandelten Renaissance, der Italienhandel warf immer noch etwas ab, am amerikanischen und indischen Handel liess sich mancherlei gewinnbringende Teilnahme ermöglichen, trotz der spanischen und portugiesischen Zollschraube. Die Hanse aber ging zurück, mit Holland und England war bald kein Wettbewerb mehr möglich, Lübecks Ostseestellung blieb in der Hinterhand gegenüber den neuen Möglichkeiten der Nordsee und des Atlantischen Ozeans. Wie es oft geht, spürte die erste Generation die Wandlung noch kaum. Erst im 17. Jahrhundert zeigte sich, wie schwer für Deutschland alles geworden war. Vieles wirkte zusammen — die zunehmende Ohnmacht der Reichsgewalt gab schliesslich den Ausschlag.

Die Eitelkeit der Fürsten wollte die Beamtschaft im eigenen Lande ausgebildet sehen: so schossen überall Universitäten in die Höhe, streng getrennt nach den Konfessionen, provinzial an Geist und Charakter, viele nur kurzlebig, wie Altorf, Helmstedt, Dillingen, Paderborn. Rude und zuchtlos artete das Studentenleben aus, die alten Bursen waren zerplatzt, neue Formen der Sitte mussten sich

erst bilden. Reine Wissenschaft blieb etwas Seltenes, man paukte eben die „Alten“ und flickte gelehrte Brocken prahlsüchtig in ein umständlich gespreiztes Deutsch. Als Vorstufe der Universitäten dienten die „Lateinschulen“, auch sie natürlich konfessionell, aber an Stoffwahl und Methode gleichartig — Disputationen, Deklamationen in rührender Bemühung um ciceronianische Eleganz, ein bisschen Griechisch, und dann, direkt neben so viel verabsolutierter Antike, Bibel und Katechismus bei den Evangelischen, die Kirchenväter bei den Jesuiten. Während die grossen niederländischen Philologen, Scaliger an der Spitze, das Altertum wenigstens von der sprachlichen Seite her originell erfassten, vergnügten sich die gravitätischen deutschen Schulmeister am Anhäufen von Parallelstellen und am Nachspüren von Kuriositäten; der eigene Name musste natürlich zwecks erhöhter Wirkung latinisiert werden. Historische Kompendienschreiber gab es mancherlei; entweder häuften sie sinnlos das rein Tatsächliche oder sie versuchten, abenteuerlich genug, irgend eine metaphysische Einheitlichkeit in das Weltgeschehen zu deuten. Die Glaubensspaltung schärfte immerhin auch das kritische Vermögen; die Überlieferung der römischen Kirche wurde scharf angepackt; sie liess es aber nicht an gewandter Verteidigung fehlen.

Von dem deutschen Volkstume, seiner Sprache und Kultur erfuhr der Lateinschüler nichts. Hans Sachs, der Wackere, hatte einen würdigen Nachfolger auf dem Throne deutscher Poesie in dem Strassburger Johann Fischart erhalten: der war an Natur tiefer und mächtiger, ein wilder Geselle, mit einer leidenschaftlichen Seele, sprachgewaltig, der rechte Aufrüttler von Herz und Sinnen. Keiner hat wie er das Spaniertum als den tödlichen Feind deutscher Art und deutschen Lebens bekämpft; die ghassten Jesuiten brandmarkte er mit der ganzen Schroffheit des Parteimannes als „Jesuwider“; an dem grossen Nordfranzosen Rabelais, dem stammverwandten Kelto-Germanen, schulte sich seine groteske Verwegenheit in der Wortbilderei, sein Grobianismus, sein keckes Spiel in Färbung und Doppelsinn.

In der deutschen bildenden Kunst blieb am lebendigsten alles edle Handwerk: Gold- und Silberschmiede, Zinngiesser, Möbelschreiner staffierten das wohlhabend gewordene Bürgerhaus gebührend aus, in der Tracht verschwendete sich Pelz, Metall und Edelgestein. Das antikisierende Ornament lieferte die Motive, nicht das Ornament der antiken Kleinkunst, denn Pompeji, die wichtigste Quelle dafür, war ja noch unbekannt, sondern die Schmuckform der Monumente: Masken, mythologische Figuren, Satyren, Faune, Sphinxen, Chimären, dann die Trophäen, Schwerter, Schilde, Musikinstrumente, Jagdgeräte — dazu die italienische Erfindung der Früchtegewinde.

Die gotische Überlieferung hatte den Geschmack an tierisch-menschlicher Grotteske wach gehalten, aus der Arabeske des Orients hatte sich das Kartuschen- und Knorpelwerk entwickelt: ein phantastischer Mischmasch häufte sich also zusammen, die deutsche Art von damals übernahm alles Fremde mit freudigem Interesse und wandelte es fleissig, unermüdlich, weitschweifig ab. Grosse eigene Erfindung gab es nicht, und deshalb bleibt die packende Gesamtwirkung aus, im Besonderen zeigte sich aber genug Freude, viel Buntheit, manchmal persönlicher Schwung. Der Protestantismus tat für die bildenden Künste nichts, er räumte Bilder weg und vertünchte alles Farbige — so hauste er bieder und eigenwillig in den überkommenen Kirchen. Die Gegenreformation führte den südlich-monumentalen Stil, den Zentralbau, die ganze dekorative Meisterschaft des Barock auf ihrem Wege mit: Zwiebeltürme, geschnörkelte Fassaden und berausende Bibliotheksäle grosser Stifter zeugen davon.

Im Profanbau zeigte Nürnberg am meisten Selbständigkeit, dann Obersachsen. Den Rhein aufwärts wirkte der niederländische, von Graz und Wien her der italienische Einfluss. Zwei Baumeister aus Mantua schufen den Herzögen von Bayern das Landshuter Schloss, ein Schüler Sansovinos das Belvedere im Prager Schlossgarten. Bozen und Innsbruck, aber auch Görlitz und Münster bekamen damals ihre Arkaden, Klagenfurt seine Innenhöfe und flachen Dächer, Augsburg und Passau, Straubing und Ingolstadt ihre bemalten Hauswände. Vlämische Künstler liessen Variationen des italienischen Geschmackes spielen in den Schloss- und Gartenanlagen von Heidelberg, beim Maximiliansgrab von Innsbruck, bei den Augsburger Brunnen und bei der Reiterstatue Kaiser Rudolfs in Prag. Die grosse Generation der Dürer, Holbein, Stoss und Vischer bekam keine ebenbürtige Nachfolgerschaft: südlicher Einfluss glättete und schliff alle Herbheit ab, das Innerliche zerging bei so viel kompositioneller Gewandtheit; Schema, Manier, Konvention begannen ihre kalte, trockene, gescheite Herrschaft. Am ehesten behauptete sich noch das Bildnis; der geliebte Holzschnitt fand ins bescheidenste Haus und behielt seine volkstümliche Kraft, etwas unterirdisch freilich, bis ins späte 18. Jahrhundert. Der Protestantismus vernichtete das Andachtsbild als künstlerische Aufgabe. Wenn ein Fürst Geschmack und Geld genug besass, dann hatte immerhin ein Porträtmaler wie Lukas Cranach zu tun; leider blieb das eine Ausnahme, rühmlich für Kursachsen. Auch im Künstlerischen kam der Durchschnitt zur Herrschaft und umspann alles mit den grauen Fäden der Alltäglichkeit. Der Deutsche vor dem dreissigjährigen Kriege hockte behäbig in seiner eichengetäfelten Stube, am mächtigen, wohl beschilderten Kachelofen, er vertraute gehorsam auf sein weltlich-

geistliches Regiment, auf die hohe Obrigkeit, und freute sich des Friedens. Vorwärts kam er nicht; in der grossen Welt ringsum stürmte es gewaltig; sobald der Sturm ihn anpackte, fiel er als Opfer.

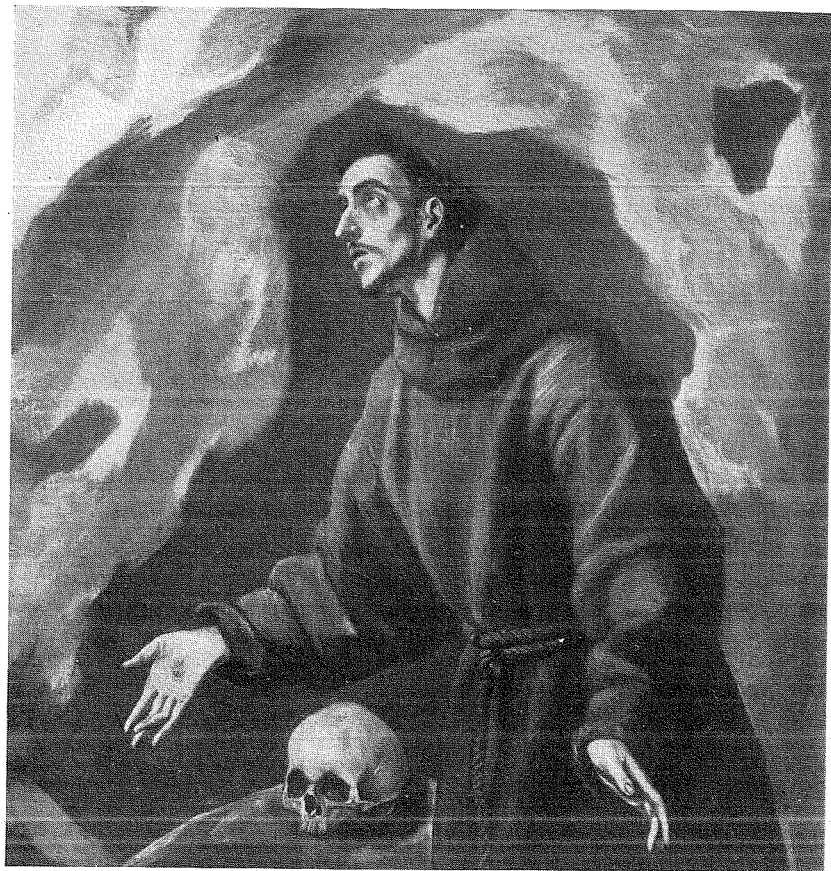
PHILIPP II.

Der Kaiser der Gegenreformation war „Don Felipe“, wie die Spanier mit leidenschaftlicher Ehrfurcht ihren Heros nennen: Philipp II., der spanischste Herrscher, den sie gehabt haben, die mit Grauen bewunderte katholische Majestät. Er hat Nationalismus, Individualität, das Lebensrecht alles Nichtspanischen verneint; Weltmacht und Weltglauben, vereinigt in ihm, haben jeden Eingriff gewagt: die Niederlande wurden in den Unabhängigkeitskampf gestossen, Englands Selbständigkeit äusserst gefährdet, Italien geknechtet, Frankreich in blutigste Verwirrung gestürzt. Der Hass dieser Völker beschattete die Figur König Philipps und verdunkelte sie zu finsterner, freiheitsfeindlicher Dämonie. In Wahrheit war er weder so gross noch so teuflisch: ein blonder, schwächlicher Habsburger, mit trübem, blauem Blick, streng und beherrscht in der Haltung, in kostbares schweres Dunkel gekleidet, sehr langsam, sehr peinlich, jeder körperlichen Betätigung abhold, gut erzogen, ein fleissiger Regent am einsamen Schreibtisch, verschlossen, wortkarg, gemessen, hoheitsvoll. Also in keinem Sinne ein Heros; das Ziel, dem er so folgerichtig nachstrebte, blieb immer grösser als er. Was er tat, regelmässig, wie der Pendel eines Uhrwerkes, war systematisch, einheitlich, manchmal höchst wirksam, im Geistigen aber immer kalt und pedantisch, ganz ungenial, ohne jedes Verständnis für die irrationellen Momente der Geschichte. Rein persönlich zeigte er manchen wärmeren Zug: er konnte reizende Briefe an seine halbwüchsigen Töchter schreiben, er war vielen Frauen zugetan, er hatte im Verkehr mit jedermann eine liebenswürdig-leise Redeweise, er pflegte grossartig die Künste. Gespräche über Bilder, Bronzen, Münzen, Bücher und Handschriften waren ihm selbstverständlich, die schönsten Tapisserien aus Flandern, die besten Kupferstiche aus Rom und sehr viele Kostbarkeiten aus Neapel wanderten nach Madrid. Hier gab es zuerst eine Gemäldegalerie und ein Archiv, gesammelt und aufgebaut nach wissenschaftlichen Gesichtspunkten. Noch heute sieht man in den Privatgemächern des Königs die Bilder der alten Niederländer, die er seit seiner Jugend schätzte. Es spricht für Philipp, dass er auch Tizians Altersbilder würdigen konnte. Dem Beispiele des Königs folgten alle Herren vom Stande — eine Kunstkammer voll Waffen, mit Gläsern aus Venedig, mit Elfenbein-



Elizabeth von England

Wahrscheinlich von Marc Gheeraedts. The National Portrait Gallery, London



St. Francis in Ecstasy von El Greco

National Gallery of Ireland, Dublin

schnitzereien und Musikinstrumenten zu besitzen, galt als würdigstes „Divertimento“.

Das grosse künstlerische Symbol von Philipps Herrschaft wurde seine gewaltige Palastanlage des Escorial. Mitten in öder, nackter Steinwüste — undurchdringlich, blass, unwirklich grau im scharfen Lichte der Hochebene — so steht er da: rostartig, dem heiligen Laurentius zu Ehren Querbauten mit Längstrakten verbindend, ein mächtiges Viereck mit regelmässigen Innenhöfen, von Türmen flankiert, durch die Fassaden abschnittsweise gegliedert, von der Kuppelkirche mit den Königsgräbern in der Mitte zentral beherrscht, betreut von den Hieronymitermönchen — also Schloss, Kirche, Kloster, Museum, Studierstube, Mausoleum zusammen, privat und metaphysisch, geballter Fürstenwille, absolutistisch-katholisch, diskret und traurig, hispanischer als alles. In diesem schweren, stillen Stück Welt lebte und starb dieser König, ein frommer Mönch unter Mönchen, mystische Schriften träumerisch durchgrübelnd, sehnsüchtig nach einer Flamme, die ihn wirklich gross gemacht hätte, aber immer zurückgeworfen in das Korrekte, das Starre, in die seelische Leere, die nun einmal sein Schicksal war. Er fand nicht über sich hinaus, er litt, trägt Blutes, tief unter seinem eigenen Selbst und verbarg solchen Kampf durch rastlose Tätigkeit, der Geschichte, dem Schicksale gehorsam.

Der Selbstherrscher Philipp liess die Cortes ruhig weiter leben, wesentlich waren sie nur noch in Aragonien. Die Granden nahmen Hofdienst, die Hidalgos gingen ins Feld; die reichen Ritterorden, die der König in der Hand hielt, erzogen, beaufsichtigten, unterwarfen allen Adel. Da war nur noch Demut möglich; auch die Städte mussten das verstehen. Die Kastilier beherrschten die Räte und walteten draussen als Vicekönige — der Herzog von Alba, eisern, hochmütig, treu, tat seine Arbeit für den König mit denkwürdiger Schroffheit. Es war Philipp nicht unlieb, wenn solche Art geschmeidigere Gegenspieler fand; desto unbestrittener thronte er über den Hofparteien, denn er neigte, eng an Begabung, klein an Geist, zur Eifersucht und liebte die Vernichtung auf eine tückische Art. Den Halbbruder, Don Juan d'Austria, musste er hassen schon um des Glanzes einer reicheren, sieghaften Persönlichkeit willen. Der Sohn Don Carlos war gewiss ein degenerierter Mensch, ohne Kraft und Ernst; es scheint aber doch, als sei das Psychopathische des Kronprinzen stark übertrieben worden, um die Würde des königlichen Vaters zu mehren, der den Sohn herzlos, grausam, eisig zu Grunde gehen liess, weil er eben den Thronfolgerehrgeiz in ihm beargwöhnte. Diese Hofvorgänge, dunkel und widerwärtig wie sie sind, wirken doch wie eine Art aufgezwungener Sonderfall, denn Philipp fühlte

sich als ordentlicher Mann, er hielt auf korrekte Justiz, auf Sachlichkeit und Sicherheit. In seiner Jugend war Philipp selbst ein guter Offizier, wenn auch sicher kein Feldherr gewesen. Soldatisch gab sich seine spanische Weltpolitik; das amerikanische Silber rüstete immer neue Truppen und Schiffe aus; aus dem Lande selbst wurde kaltblütig an Steuern herausgezogen, was irgend möglich war: militaristisch wirkte dies alles, der Soldat schon fühlte sich als ein Herr, der Offizier sah sich an als bevorzugtes Werkzeug königlichen Willens: Organisation, Benennung, Verpflegung der Truppen bekamen gegenüber den Improvisationen geschäftstüchtiger Kondottieri hier etwas Staatliches, Dynastisch-Wohlanständiges, Autoritatives; das moderne Militärwesen nahm hier seinen Ursprung. Dies alles diente dem Glauben. So wie die Inquisition das Innere Spaniens katholisch rein erhielt, so marschierte die „Infanterie“, die spanische „Soldateska“ durch Europa für den katholischen König und den römischen Papst. Philipps Fanatismus kannte nur dies Höchste, Eine; Rom hätte nie ohne Spanien wieder vorankommen können, der König bewahrte aber so lange wie möglich devoten Takt in der Beeinflussung des Papsttums, dessen Fürstenehrgeiz ihm oft genug lästig fiel.

Madrid, die erste Welthauptstadt, die es nach Rom wieder gegeben hat, ist Don Felipes Schöpfung; sie verdrängte die alten Residenzen Toledo und Valladolid; Karl V. hatte hier ein Jagdschloss besessen und die trockene hohe Luft als angenehm empfunden. Philipp, der Sinn für Mathematisches besass, freute sich an dieser Residenz als dem Reichsnabel: er begünstigte den Aufbau, der Adel schuf sich Paläste, das Leben wurde glanzvoll und teuer, die Edelmetallmassen weckten grosstädtisches Tempo, alles wechselte sehr rasch. Geschmack, Trachten, Frauen, Vergnügungen. Nach Abbruch der alten Mauer war Madrid eine offene Stadt, die erste dieser Art, alle Nationen trafen sich hier, ein Dichterwort nannte sie „das edle Gasthaus der Fremden“. Sie war ein Bazar für Luxusartikel, und selbst die schroff ablehnende Manier des Kastiliertums milderte sich hier zu gesprächiger Höflichkeit.

All dieser Glanz bedeutete aber nicht Wirtschaftskraft des ganzen Landes. Die Städte sanken abwärts, nur ihre Kathedralen bauschten sich auf zu Wundern an Kraft und Kostbarkeit, der Grossgrundbesitz von Kirchen, Klöstern und Granden drückte den Bauern, der Schafherdenbetrieb schmälerte den Ackerbau. Das eigentliche Spanierentum blieb treu dem Kreuze und dem Schwerte, es wollte abenteuerlich, bekehren, plündern, herrschen, es war „arrogant“, (im Spanischen ein Kompliment, also „hochgemut“), sein Rittersinn glühte vom Ideal der Reinheit des Bodens und des Blutes; deshalb wurden

die Juden verbrannt oder ausgetrieben, obgleich selbst der höchste Adel jüdisch vermischt war; deshalb mussten die fleissigen christlichen Maurenabkömmlinge, die braven, loyalen Moriskos leiden, brutal hineingestossen in Not und Aufruhr. Die spanische Wirtschaft erhielt durch all das einen furchtbaren Bruch: Luxus und Bettelei erdrückten das Schöpferische, die fremden Kaufleute holten sich von hier hohen Gewinn ins Ausland. Der König musste Dauerverwerte wie die Bergwerke den Bankherren in Genua, Augsburg, Antwerpen verpfänden: dreimal machte er Staatsbankrott. Allerhand despotische Massnahmen der Cortes halfen vielleicht für den Augenblick, und auch dann nur bestimmten Schichten. Spanien blutete aus, um des Weltreiches und des Weltglaubens willen. Wie hätte es auch den aufstrebenden Protestantismus bezwingen sollen, uneinheitlich, wie es schon allein in sich selber war! Selbst Philipp, der doch auch Portugal mit seiner Krone verband, konnte die katalonische und aragonesische Eigenart nicht einschmelzen; er konnte nur die kastilische Kriegerkaste über alle andern Gruppen setzen.

Während Philipp so seinen vergeblichen, im Tiefsten aussichtslosen Kampf führte, entfaltete sich das altspanische Wesen mit einer heissen Inbrunst, die dem Könige fremd blieb; der Offizier und Organisator Loyola mochte ihm verständlich, wenn auch nicht immer bequem sein — die seelische Zartheit, die religiöse Leidenschaft der heiligen Theresa, die betäubende Süsse ihres Ersterbens drangen in jenes Innerste, bei dem Don Felipe versagte; und der Greco, jener hispanisierte Kreter, füllte das verlassene Toledo mit seiner kirchlichen Kunst, neben der Madrid versank: da loderte heiligste Ergriffenheit himmelwärts, gläubig bis zu einem Grade, wo kein Widerspruch mehr gehört wird, erregt, gepeitscht, gereckt, wie von Wonne gefoltert, unerbittlich im fahlen Brande des Braunrot, des Grün und Silbergrau, verwirrend in selbstmörderischer Hingabe. Domenico, der eingewanderte Grieche, trug die Ausdruckskraft der byzantinischen Illuministen in Spaniens arabische Tradition: was entstand, war seelische Extravaganz, das fiebernde Werk eines Besessenen, eintönig, visionär, verfinstert, aber ganz Nerv, vom Intellekt bewachte und bezwungene Phantasie, gerade wegen des Skizzenhaften leibhaft und blutvoll auf eine besondere, erhabene Art.

DER FREIHEITSKAMPF DER NIEDERLANDE

Die Niederlande haben zuerst einen erfolgreichen Kampf um Unabhängigkeit des Glaubens und Lebens geführt, den grossartigen Kampf eines kleinen Volkes gegen die herrschende spanische Weltmacht. Abgesondert vom deutschen Schicksale waren diese Lande

an Rhein, Schelde und Maas schon lange Zeit; sie hatten zu Burgund gehört und schliesslich seine wahre Stärke ausgemacht. Auf Eigenleben war hier alles recht eigensinnig und sehr germanisch gestellt; jeder Staat, jeder Stand, jede Stadt war stolz auf die Privilegien, es gab Landtage, Generalstände, Bündnisse und Parteiungen gegen- und miteinander; eine grosse, frische, warme Lebensfülle, eine glückliche Verbindung von grober, bodenständiger Art, von Bildung, Arbeit, Kampf- und Schaffenstrieb kennzeichnet Art und Geschichte dieses Volkstums. Das welsche Wesen drang vor von Südwesten, französische Sprache, Sitte, Lebens- und Rechtsform wollte das Altgermanische auch des Vlamentums romanisieren, die keltische Wallonie suchte entschlossen und erfolgreich Halt an der südlichen, der römisch-fränkischen Art.

Karl V., selbst ein Sohn der stolzen Stadt Gent, hatte mit seinen Beamten, Richtern und Statthaltern die Niederlande behutsam regiert; mochte der Adel aufmucken, mochten die Bürger über die Steuern murren — es war doch schliesslich alles leidlich gegangen, Gewerbe und Handel nahmen weiteren Aufschwung, dank den Möglichkeiten des Weltreichs. Der Protestantismus war von dem Kaiser blutig bekämpft, aber doch nicht niedergedrungen worden. Nun übernahm der spanische Philipp die schwierige Erbschaft — kaum drei Millionen Einwohner mit so viel Gegensätzen der Landschaft, des Volkstums, der Arbeit!

Der Adel neigte nach wie vor zur Fronde, zum trotzigem Auftrumpfen auf das Eigenrecht des Eingesessenen, denn Hofdienst lag den derben Leuten nicht; unter den Städten trat Brügge zurück, vom Meere verlassen, Antwerpen aber kam hoch, es wurde Börse, Stapel- und Umschlagplatz für den Austausch zwischen der spanischen Kolonialwelt und den Nord- und Ostseemächten; Amsterdam stand dagegen noch etwas zurück, es blieb begrenzter an Wirkungskreis, befangen einstweilen noch in seinem holländischen Wesen. Von Ypern bis Haarlem wetteiferte der eigenwillig aufschliessende Befried der Rathäuser mit der Stattlichkeit, Wucht und Würde der Kathedralen. Giebel reihte sich an Giebel, die Zünfte pochten auf die Fülle ihrer Häuser und Trinkstuben, in Strömen und in Kanälen spiegelte sich manche feste Brücke, manch treuer Wachturm; auf den Plätzen vor den Städten tobten sich saftig Wettkampf und Kir- mes aus. Was dem deutschen Städtewesen zuletzt leider versagt blieb, das entfaltete sich hier glücklich zu voller Pracht. Wenn nun schon die eingesessenen Patrizier schweren Stand mit ihren Gilden hatten, wenn sich der Bauer wacker aufrechthielt und neben dem Edelmann sitzen und tagen wollte, wenn sich der grosse Kaufherr mit dem Rechtsgelehrten um das Regiment stritt, wenn sich Vetter

und Schwager verklüngelten, zum Wohle des Gemeinwesens, zum grösseren Wohle ihrer selbst, zum Ärger der schimpfenden kleinen Leute: wenn also all das von jeher grob, ja gewaltsam herging, wenn Zank, Verschwörung, Verrat, Handstreich, Putsch und Blutvergiessen zum Alltag des niederländischen Geschehens gehörten: was konnte da erst ein fremder Herr wie Don Felipe dort erfahren!

Der Konflikt begann mit dem Streit um Geldfragen, um die spanischen Garnisonen, um die Einteilung der Bistümer — mit Problemen also, wie es sie ähnlich überall gab, wo eine Krone sich absolutistisch durchsetzen wollte. In den Niederlanden wurde das alles sogleich bei der Art der Menschen und der Verhältnisse höchster Ernst: Margarete von Parma, Philipps Halbschwester, führte ihre Statthalterschaft mit weiblicher Empfindlichkeit, aber doch auch mit Sympathie für das niederländische Eigenrecht. Granvella, der Minister, vertrat zuerst und von Anfang an das neue Recht des gegenreformatorischen Königtums; Führer des Adels im Staatsrat waren die Grafen Egmont und Hoorn, verdiente Soldaten beide, loyale Oppositionelle, feudal gebunden und feudal vertrauensvoll, ohne Instinkt für die Ungehemmtheit neuer fürstlicher Methoden. Da war der Fürst von Oranien, Wilhelm von Nassau, ein ganz anderer Typ: weltlich und modisch durch und durch, misstrauisch, verschlossen, rein und zähe, durch die Politik Karls V. zum Staatsmanne geschult, ein grosser Ehrgeiziger, der den Idealismus der andern zum eigenen Emporkommen verwertete.

Mit allen Elementen des niederländischen Selbstständigkeitsdranges verband sich nun seit Jahr und Tag der anwachsende Calvinismus. Er war hier eine wahre Volksbewegung, bald wusste er sich kräftige Organe zu schaffen und suchte erfolgreich Verbindung mit den französischen Hugenotten. Das Religiöse und Staatliche vereinigte sich hier mit besonderem Nachdruck; der spanische König wusste darauf nur die eine Antwort: Unterdrückung. Der Sturm brach aber nun erst recht los: Massenpetitionen, Proteste, Zerstörungen von Klöstern, Kirchen, Archiven, Kunstwerken fanden statt. Ein Volk wollte seine Freiheit. Oranien sammelte insgeheim alle Kräfte des Widerstandes. Alba erschien: was Militärgewalt vermochte, tat sie. Die Scheiterhaufen brannten, Tausende wurden erbarmungslos ausgetrieben, Egmont und Hoorn öffentlich hingerichtet, die alten Verfassungsprivilegien verächtlich zerrissen, spanische Steuern auf-erlegt, Recht und Besitz umgeworfen, zertreten, ausgesaugt. Solche Diktatur wirkte schliesslich doch nur gegen die Möglichkeit ihres eigenen Erfolges. Die Niederländer waren mutig und glaubten an sich. Jeder half jedem, der Überlebende nahm die Fahne aus der

Hand des Fallenden, wenn menschliche Gewalt versagte, musste die Natur selbst helfen: die „Geusen“, wie sich diese Bettler mit Stolz selbst nannten, öffneten ihre Schleusen, riefen das Meer zum Bundesgenossen des belagerten Leiden herbei und adelten Hass und Schimpf und Not zum Ruhme für die Unsterblichkeit. Mit den Hugenotten spannen sich Fäden hin und her, der Kampf steigerte sich zu europäischer Grösse. Geist stand gegen Geist, protestantischer Fanatismus gegen katholischen, germanischer Unabhängigkeitsdrang gegen Bürokratie und Militarismus. Soviel erreichte freilich das Spaniertum, dass sich die südlichen von den nördlichen Niederlanden trennten. Die Grenze war künstlich und entsprach nur der zufälligen militärischen Lage am Schluss; erst nachdem sie gezogen war, begann diese Grenze, nur ganz allmählich, eine Scheidewand des politisch-kulturellen Lebens zu werden. Eine katholische Minderheit erhielt sich immer weiter in den nördlichen Niederlanden, die Protestanten der südlichen Niederlande wurden ausgerottet. Holland jedenfalls, unter Oraniens Führung, erkämpfte sich sein Eigenleben, als Statthalterschaft eine Zeitlang noch „im Namen des Königs“, als Ständestaat, überwiegend, nach vielen innern Kämpfen, auch als calvinistische Gemeinschaft, hart, streng, erbittert, gestählt durch soviel Leid, Bedrückung, Opfer, erfüllt mit einem freudigen Heroismus, gewappnet zu einem stolzen freien Wege. Welch ein Entschluss, Philipp II. in aller Form seiner Herrschaft zu entsetzen (1581)! Die Antwort war die Ermordung des geächteten Oranien. Versöhnung gab es hier nicht mehr.

Man fragt sich, ob der König von Spanien durch rechtzeitigen Einsatz geeigneter Kräfte und vor allem seiner Person nicht manches hätte verhindern können. Philipps Verhängnis wurde es, dass er den besten Statthalter zuletzt nach den Niederlanden schickte, Alexander Farnese von Parma, der, als grosser gebildeter Soldat und ebenso voll von italienischer diplomatischer Kunst, zuerst das Wallonentum, dann auch die Vlamen stückweise wiedergewann, zuletzt Antwerpen eroberte; seitdem gab es unwidersprochen spanisch-habsburgische, das heisst überwiegend katholische, vom Geiste der Gegenreformation erfüllte Niederlande und, im Norden, die Republik der Vereinigten Niederlande, nach der Schweizer Eidgenossenschaft die erste anerkannte Republik nördlich der Alpen, im Gegensatz zu den italienischen Stadtrepubliken alt-römischer Art, ein bündisches Gebilde, auf den Ständen der sieben Provinzen freiheitlich aufgebaut, aristokratisch, grossbürgerlich, aber stark volksverwurzelt durch die calvinistische Religiosität, zur Einigkeit gezwungen durch das populäre Militärregiment der oranischen Erbstatthalterschaft. Eine Kraft ballte sich hier zusammen, ein Wagemut, eine Freude, sich zu fühlen

und in die Welt hinaus zu greifen, eine Fähigkeit, auf sich selbst zu stehen, das Leben zu packen und durch das Bekenntnis, durch die Tat, durch das Unerschütterliche des freien Innern Erfolg und Sieg zu zwingen — um solcher Eigenschaften willen wurde „Holland“ zu einer überseeischen Macht, darum wurde es die Heimat hoher Lebenskultur und hoher Kunst. In dem dumpf bleibenden, gebundenen „Belgien“ liess der grosse, starke Rubens das Pathos seiner Szenen aufwallen, glanzvoll, lebensfroh, voll germanischer Naturgesundheit, aber doch auch, dem Geist der Gegenreformation gemäss, kokett, verzückt, gespreizt, virtuos berechnend. Holland dagegen sollte zeigen, dass auch ein schöpferisches Bündnis von Kunst und Protestantismus möglich war.

DIE HUGENOTTENKRIEGE

Die Niederlande wurden von der Gegenreformation sinnlos und gewaltsam in zwei feindliche Teile zerschnitten; Frankreich geriet in einen Bürgerkrieg, der mehrere Menschenalter dauerte. Dies Land, bevorzugt und frühreif, harmonisch und urgesund, erlebte jetzt die schwerste Staatskrise vor der grossen Revolution. Die Krone mit ihrer Zentralverwaltung, ihrem gut funktionierenden Juristenstande, ihrer energischen Finanzpolitik, ihrer loyalen gallikanischen Kirche — durfte sich stark als Trägerin eines einheitlichen politischen Willens fühlen. Da bedrohte der Protestantismus dies ganze Werk. Partikulare Gewalten gab es in Frankreich immer noch, wenn sie auch zur Bescheidenheit gezwungen waren: das Sondertum der Landschaften; der hohe Adel mit seinem Anhang, seinem mächtigen Besitze, seiner fast fürstlichen Stellung; der kleine Adel, der Dienste nahm, wo er sie fand, jedoch seine Ehre und sein Standesgefühl gewahrt sehen wollte; das Bürgertum, das gerne mit der Krone ging, aber Verdienst und Würden sich auch von lokalen Machthabern gefallen liess. Vieles hätte wohl dafür gesprochen, dass dieses reiche und blühende Frankreich einen schnellen Weg zu europäischer Grösse machen würde: der grosse Rabelais zeigte, was hier alles an gallischem Saft und gallischer Kraft steckte, wie die Sinne hier toben, die Geister sprühen, die Mäuler schmatzen und lästern konnten. Die Renaissance wandelte sich in Frankreich auf natürliche und selbständige Art weiter. Wohl litt die Kirche wie überall unter Misständen, hatte sich aber den Interessen der Krone und den Volksbedürfnissen mit gefälligem Geschicke angepasst. Trotzdem: gerade von der religiösen Seite kam das Neue und erschütterte Frankreich tief.

Der Calvinismus war eben auch in besonderem Masse französisch;

seine Energie, seine Logik, seine Organisationsweise weckten in allen Ständen ein politisch-geistiges Selbstgefühl, eine sittliche Ernsthaftigkeit, der gegenüber alles Traditionelle schwach und befangen erschien. Hof und Krone verhielten sich als solche feindlich; viele vom Adel, ja Prinzen von Geblüt schlossen sich persönlich der Lehre an. Der Protestantismus wagte es, sich in aller Öffentlichkeit als Kirche aufzubauen: Gemeindeverwaltung, Synoden, Generalsynoden, Älteste und Prediger, das Dogma — ein geschlossenes Ganzes, ein mobilisiertes Volk mit aristokratischer Spitze, der Kern eines zukünftigen Frankreich: Opposition gegen den werdenden Absolutismus, falls er nicht mitmachen wollte, selbst von Anfang an erfüllt von einem weltlichen Ehrgeiz, und sehr französisch auch darin. Das Königtum sah sich angesichts einer so kraftvollen Bewegung vor einer grossen Möglichkeit: es konnte sich an die Spitze stellen, es konnte gerade durch einen loyalen Protestantismus alle politischen Gegenkräfte überwinden, es konnte die staatlich-geistliche Einheit von dieser Seite vielleicht schnell erreichen und dann den Kampf gegen Spanien und Rom aufnehmen, unterstützt durch die Gleichgesinnten in Deutschland, den Niederlanden und England. In dem Augenblicke, da dergleichen noch möglich war, gab es aber keinen französischen König von entsprechendem Kaliber. Schon unter Heinrich II. kamen die Grossen hoch, die Montmorency und die Guise aus Lothringen; nach seinem frühen Tode regierten für den minderjährigen Franz II. die beiden Brüder Guise in schroff katholischem Sinne. Gegen das missliche Regiment dieser landfremden Usurpatoren wehrte sich alles Altfranzösisch-Ständische. Die Calvinisten verbündeten sich gerade mit diesen Kräften; sie hiessen jetzt Eidgenossen, im wegwerfenden Sinne, als eigenwillige, der Selbsthilfe zugetane Verschwörer — der Ehrenname Hugenotten entstand wahrscheinlich daraus.

Kronadmiral Gaspard de Coligny, Neffe des alten Konnetabel Montmorency und damit Erbe vornehmster französischer Überlieferung, trat mehr und mehr hervor als Führer; neben ihm standen die Condé und der König von Navarra, also die königliche Nebenlinie Bourbon, dahinter das opponierende Süd- und Westfrankreich. Reichsstände wurden verlangt. Nach dem frühen Tode Franz' II. führte Katharina, die Königin-Mutter, für den nächsten Sohn Karl IX. die Pariser Regierung — die Mediceerprinzessin, die manches vom Geist und Geschmacke von Florenz nach Frankreich getragen hat, aber die grosse Aufgabe der Zeit niemals ganz verstand: sie lebte politisch vom Tage zum Tage, half sich mit Kniffen und Schlichen, betonte weibliche Hilfsbedürftigkeit und gewann sich so immer wieder Verbündete; so wand sie sich eben gerade durch, verständlich

in ihrem mütterlichen und Herrscherinstinkte, aber eine durchaus gewöhnliche Natur, der nicht einmal die kirchliche Devotion, vermutlich ein subjektiv echtes Moment bei so viel gewandter Falschheit, irgend etwas von Adel oder Tiefe gab. Das Unglück, das dem grossen Coligny treuer war als das Glück, hat ihm diese Gegenspielerin beschert, die für seinen männlichen, sittlichen Ernst keinen Sinn besass; es war vollends aussichtslos, eine solche Frau für den mächtigen Gedanken zu gewinnen, den Coligny im Innersten trug: den Gedanken des Kampfes des internationalen Protestantismus gegen die spanisch-habsburgische Weltmacht, überall, auch zur See, in den Kolonien, in Nordamerika.

Frankreich hat es also schwer gehabt, eine geschlossene Nation im vollen staats- und kulturpolitischen Sinne zu werden. Der Protestantismus hätte vielleicht diesen Weg sowohl verkürzt wie vereinfacht, der dann *gegen* den Protestantismus von Ludwig XIV. gewählt und erst von der grossen Revolution zu Ende gegangen worden ist. Merkwürdig fügte es sich, dass das calvinistische Bekenntnis die beiden Komponenten der französischen Geschichte zu stärken verstand: sowohl die keltisch-römische Art, die im Bürgertum überwog und mit ihrer scharfen Leidenschaft das logisch-gewaltsame, bürokratisch und demokratisch starre Ideal verwirklichen wollte — wie auch die germanische Art, die im ländlichen Feudalismus und Partikularismus bodenverhaftet ruhte. Treffend ist einmal gesagt worden, dass die französische Entwicklung immer zwischen zwei Polen schwankt: der Folgerichtigkeit grausam unerbittlicher Willenskraft und dem Spiel souveränen Leichtsinnes. Immer hat es zweierlei Frankreich gegeben: die Einheitlichkeit, die so machtvoll in der Geschichte zutage tritt, ist erst erkämpft worden und musste stets von neuem erkämpft werden.

Was machten die Hugenottenkriege aus dem unglücklichen Lande? Es herrschte viele Jahre völlige Zerrissenheit, die Spaltung erfasste Adel, Städte, Provinzen; alles Korporative erhob sich mit erneutem politischen Anspruche, die grossen Städte, Paris an der Spitze, lebten als Republiken und predigten die Volkssouveränität, die Gouverneure nahmen königliche Rechte in Anspruch, die katholische Liga, in der sich Adel, Geistlichkeit, Munizipalitäten zusammenfanden, arbeitete mit spanischem und lothringischem Gelde, ihr Wirken grenzte an Landesverrat; die fremden Nachbarn griffen nach Frankreich hinein, der Herzog von Lothringen erstrebte die Champagne, der Herzog von Savoyen die Dauphiné. Mancherlei Religionsgespräche fanden statt, die Reichsstände verhandelten hin und her, es wurden Stösse von Papier beschrieben, und redliche Leute bemühten sich um Verständigung und Kompromiss. Der Geist der

Rache und Vernichtung triumphierte jedoch über dies alles. Es war der Geist Philipps II.; aber die Hugenotten blieben in nichts zurück. Sie beantworteten Verschwörung mit Verschwörung, Folter mit Folter, Mord mit Mord. Nahmen die Katholiken spanisches Geld, so nahmen die Hugenotten englisches. Nachdem sie ein erstes Mal von der französischen Krone als Sondergewalt anerkannt waren, als eine geduldete, religiös-politische Organisation mit eigener Gerichtsbarkeit und mit Sicherheitsplätzen, konnten sie sich nicht mehr bescheiden. Nur mehr, aber nicht weniger schien jetzt noch für sie möglich. Die Krone jedoch sah in solchem Frieden nur einen Waffenstillstand. Wieder und wieder brach der Kampf aus, wirtschaftlich, rechtlich, als Piraterie und Raub, als Misshandlung, Entrechtung, Vertragsbruch, Vertreibung, als Hofintrige, und immer krasser und entschlossener als Meuchelmord.

Coligny sann über seinen weltbewegenden Plänen, war aber nicht eben erfolgreich in der Kriegsführung und gegenüber der Medicikönigin nicht misstrauisch genug. Nach der Hochzeit ihrer Tochter Margarete mit König Heinrich von Navarra, dem protestantischen Bourbon, die ohne päpstlichen Dispens geschlossen und als Versöhnungsakt gemeint war, erfolgt der furchtbare Ausbruch, die Bartholomäusmordnacht, der zuerst in Paris, dann in den Provinzen, tausende von Hugenotten zum Opfer fielen, Coligny an der Spitze. Uralter Volksbrauch war hier von der Renaissancegesinnung zum Besten der Gegenreformation wieder erweckt und zu einer Orgie politischer Leidenschaft gesteigert. Der französische Calvinismus hat diesen Schlag als politisch-religiöses Bekenntnis überlebt, aber nicht als grosse Partei, die die Leitung des Ganzen noch hätte in Anspruch nehmen können; insofern war dieses widerwärtige, mit allen Kennzeichen der viehischen Blutgier und Verblendung, der persönlichen Habsucht und beschämenden Schadenfreude belastete Ereignis ein politischer Sieg für die katholische Sache. Grauensvoll lebte das Gespenst der Bartholomäusnacht weiter in der französischen Geschichte; Revolutionsterror und Guillotine stammen daher. Der Ehrgeiz und der Wetteifer der Führer trieb den Religionskrieg noch lange weiter. König war seit 1574 Heinrich III., Katharinas Lieblingssohn, ein perverser Lüstling, der immer neue Reize für seine Entnervtheit suchte, Reize sinnlosen Genusses und Reize heulender Selbstzerfleischung. Für einen so verworfenen Monarchen einzutreten, um der Idee der Monarchie willen, war immerhin eine Leistung, die sich ein starker Geist wie Johann Bodin abringen musste; aber er sah eben die einzige Rettung für Frankreich in dem ständisch kontrollierten Absolutismus.

Der Hass der Hugenotten gegen die schamlose Mordfreude der

Gegenseite entlud sich in ihren berühmten grundsätzlichen Angriffen auf die Tyrannis, auf die Fürstenmacht überhaupt. Das Recht der Selbsthilfe wurde hier verkündet: äusserste Mittel machen äusserste Mittel nötig, wer mordet, darf wieder gemordet werden. Das Volk hat auch sein Recht und muss es geltend machen durch seine Vertreter; Widerstand aus Gewissensnot ist erlaubt; wer den von Gott gebilligten Vertrag zwischen Fürst und Volk bricht, muss dafür büssen; auch der Untergebene darf sich gegen seinen Vorgesetzten, auch das niedere darf sich gegen das obere Regiment erheben und sich dabei der Hilfe auswärtiger Religionsverwandter versichern. Man sieht, wie sich der französische Protestantismus gegen das Nur-Nationale aufbäumt, nachdem ihm selbst die nationale Durchdringung misslungen ist. Es sind Lehren von weltgeschichtlicher Tragweite, die in veränderter Form immer weiter wirken sollten; sie bahnten den Weg von der Reformation zur Revolution. Für den Augenblick aber schaltete sich eine solche Gesinnung aus dem Wiederaufbau des zerrissenen Frankreich selber aus. Es entstand eine neue Richtung, die allgemeine Erschöpfung gab ihr die entscheidende Möglichkeit: die Partei der „Politiker“, die Partei der Mitte, des Staatsgedankens. Hier wurde zum ersten Male wieder erreicht, was lange nicht möglich gewesen war: Katholik und Protestant, Bürger und Baron, Parlamentsmitglied und Prälat setzten sich zusammen, lernten sich wieder kennen und beschlossen, zusammenzuarbeiten als Franzosen — für eine starke nationale Monarchie. Der Erbe und Träger dieses Gedankens war der protestantische Heinrich von Navarra. Sollte, konnte er den französischen Thron besteigen? Die katholische Mehrheit, vortrefflich in ihren Ligen organisiert, war entschlossen, keinen Protestanten heranzulassen, Herzog Heinrich von Guise führte diese Gruppe mit kühner Überlegenheit und mit grandseigneuraler Nonchalance gegenüber der Krone. Der ständische Gedanke, der die protestantische Opposition getragen hatte, stützte nun ebenso die katholische. Aber alle diese Führer bis zu Heinrich IV. selbst räumte der Mörderdolch der Fanatiker weg. Der grösste und glänzendste der vielen französischen Heinrichs, der erste Bourbon, wurde König nur durch mehrere Siege und eine Niederlage. Die Siege errang er über die Spanier und über die katholische Mehrheit im eigenen Lande; die Niederlage war sein Übertritt zum Katholizismus, der ihm persönlich leicht fiel und allein erst den letzten grössten Erfolg ermöglichte: die Einigung Frankreichs, die Beseitigung aller Ansprüche und Pläne Philipps II., die Gewinnung der eigensinnigen Hauptstadt Paris, die Versöhnung mit dem Papsttume, den Neuaufstieg zu europäischem Ansehen. Heinrich IV., der Katholik, erfüllt den Traum des Protestanten Coligny.

Er war gross geworden aus kleinen Anfängen, unter schweren Umständen; aber so reich war diese Persönlichkeit, dass jeder Franzose sich in ihr finden konnte: ein echter Volksmann, ein Soldat, voll bravour und élan, aber mehr als ein Offizier, ja mehr als ein erfolgreicher Feldherr. Menschlich gehorchte er der Stunde, ohne Ruhe und Regel, sprühend von Witz und Geist, virtuos im ironischen Spiele mit Worten, Gedanken, Menschen. Die steife spanische Würde hasste er ehrlich; mit dem gemeinen Manne Schwarzbrod zu essen, auf Messen und Märkten um Groschen zu feilschen, das machte ihm Vergnügen. Nach dem Kampfe des Tages durchschwärmte er die Nacht; Jagd, Spiel, Tanz trieb er mit der gleichen Leidenschaft, und ohne verliebt zu sein, vermochte er nicht zu leben. Dabei blieb er gewiss ohne Tiefe, aber auch ohne Überschwang, derb, gesund, fröhlich. Er war ein sehr gewinnender Mensch, harmlos, unbefangenen, bei all seiner grossen Klugheit; niemals konnte dieser Mann ein strenger Calvinist oder ein devoter Papist werden; aber als Sohn der Zeit lebte er doch in religiös-kirchlichen Vorstellungen; auch in einem bedeutenderen Sinne gehörte er immer beiden Konfessionen an; aufgeklärte Skepsis kannte er nicht, weil es das noch nicht gab, wohl aber eine mokante Überlegenheit, die ja auch seinen unvergesslichen Kopf mit dem angegrauten Vollbart (kein „Henri quatre!“) geprägt hat. Ungern verletzte er Gefühle anderer; Veröhnung, Heiterkeit, Kordialität lagen ihm mehr, die Legende vergoldete seine Erlebnisse und Aussprüche, vor allem feierte sie seine Güte. Noch heute gehört er zu den wenigen, auf die sich Franzosen jeder Schattierung zu einigen vermögen.

Die grosse Tat König Heinrichs IV. ist die Begründung des Religionsfriedens durch das Edikt von Nantes; es war, ganz im Sinne der früheren Edikte, das Zugeständnis von dauernden Privilegien an die Hugenotten. Eine protestantische Staatshälfte oder gar die Calvinisierung ganz Frankreichs blieb ihnen endgültig versagt; sie erhielten eine festgelegte Ausnahmestellung als Minderheit im neuen absolutistischen Königsstaate, dessen Staatskirche die römisch-katholische war. Der protestantische Kult wurde verboten nur in Paris und einigen anderen Orten, der Staat beteiligte sich sonst an den Kosten des Kultus, der Schulen und der Sicherheitstruppen; Aufenthaltserlaubniss bekamen die Hugenotten überall, auch Zugang zu den Ämtern, Teilnahme an den Wohltaten der Hospitäler und Universitäten. Sie hatten das Recht zu persönlichen Versammlungen und verfügten über mehrere Sicherheitsplätze. Über zwei Völker herrschte also die Krone Frankreich — Katholiken und Protestanten sollten friedlich neben- und durcheinander wohnen und beide gleichberechtigte Franzosen sein.

Der französische Katholizismus betonte nach wie vor gegenüber dem Papsttume der Gegenreformation scharf die gallikanische Überlieferung; politisch hielt sich die Krone völlig unabhängig von Rom; in der Lehre fühlte sich die französische Kirche gebunden auch an die Beschlüsse der alten vorreformatorischen Konzilien. Kein päpstlicher Bann, kein Interdikt sollte einen Franzosen vom Treueid, von der Gehorsamspflicht entbinden können. Die französischen Katholiken waren also etwas für sich, es bildeten sich eigene französische Orden mit ausgesprochen karitativem Charakter, der heilige Franz von Sales wirkte auf seine milde, stille Art; sogar die Jesuiten wurden französisiert, spanische oder italienische Jesuiten durften nicht ins Land. Auch Heinrich IV. hatte mit Intrigen, Verschwörung, Hochverrat zu kämpfen; er überwand alles siegreich. Aus den hohen Provinzbeamten, die fast Reichsfürsten geworden waren, machte er wieder Werkzeuge des königlichen Regimentes; Reichsstände berief er nicht, die Notablenversammlung blieb bedeutungslos. Den kleinen Adel stärkte er wirtschaftlich und zog ihn in die Armee. Man kann nicht sagen, dass er den Bauern gegen den Herrn, die demokratischen Elemente in den Städten gegen die patrizische Oligarchie gefördert hätte; etwas grundsätzlich Neues konnte und wollte er überhaupt nicht. Er hielt Mass und war gerecht — das war schon viel, er beruhigte, das Land erholte sich vom Bürgerkrieg und genoss wieder seinen natürlichen Reichtum. In dem calvinistischen Herzog von Sully besass der König einen genialen Rechenmeister, der aus den alten Steuern ganz neue Erträgnisse holte, sich selbst freilich nicht dabei vergass, auch durch seine rauhe Manier viele vor den Kopf stiess, von Heinrich IV. aber als sein treuester Diener gegen alle Angriffe gehalten wurde. Die Seidenindustrie von Lyon blühte auf, geschützt gegen die italienische Einfuhr, die Leinenindustrie kam aus Holland, von der Krone lebhaft gefördert, die altflandrische Teppichweberei erwachte wieder, niederländische Einwanderer erhielten dafür ein Privileg, eine Subvention und ein Haus — es sind die Gobelins, nach deren Familiennamen die überkommene Kunst sich neu benannte. Kanäle zogen sich durch das Land, Strassen verbanden die Städte, der Postverkehr entwickelte sich lebhaft, die Ulmen, die damals an den Strassen entlang gepflanzt wurden, erhielten Sully's Familiennamen „Rosny“.

Nach Indien, nach Canada schweifte sogar die staatsmännische Phantasie des Königs; Marseille kam jetzt wieder hoch als Levantehafen. Sobald Heinrich im Besitze von Paris war, hiess es, sah man nichts als Maurer; durch das eigenwillige Gewinkel der bürgerlichen Gassen legte er grosse Durchgangsstrassen, ein ganz neues Viertel entstand, le Marais, mit seinen stattlichen „Hotels“, mit den grossen

stillen Höfen: Backsteinarchitektur, mit gewissten durchlaufenden Pfeilern, mit Kaminen, Pavillons. An Schlössern hat Heinrich St. Germain mit der berühmten Terrasse und Fontainebleau neuerrichtet oder umgestaltet, am Louvre liess er die grosse Galerie erstehen; im Erdgeschoss durften hier allerhand Handwerker hausen, Goldschmiede, Uhrmacher, Bildhauer, ohne jede Zunftverpflichtung, nur zur Verfügung des Königs. Auch die Möbelschreinerfamilie Boulle, die zuerst Schildpatt in Ebenholz einlegte, gehörte dazu.

Während der Religionskriege hatte Ronsard verlangt, man solle nicht lateinisch oder griechisch, sondern französisch schreiben; aber seine Oden, Hymnen, Epen waren sklavische Nachahmungen der Antike gewesen. Der grosse Montaigne schrieb nun als erster nicht bloss französische Worte, sondern auch französischen Geist; er war das, was die Franzosen einen „Moralisten“ nennen, kein Moralprediger also, sondern ein Erforscher der menschlichen Sitten, ein praktischer Philosoph, bemüht um Erkenntnis, skeptisch gegenüber jedem System, jeder Doktrin, jeder exklusiven Formel, klar und scharf und unbestechlich in der Beobachtung der Charaktere, scheinbar für alles interessiert und von Thema zu Thema schweifend, in Wahrheit allein befasst mit dem unerschöpflichen Leben der Seele. Wie aufrichtig und doch liebenswürdig, wie anmutig und ernsthaft, wie einschmiegsam und anständig kommt das alles zum Vorschein! Und solche Denkweise schuf sich solche Sprache: Freiheit, Farbe, Finesse, neue Bilder, neue Worte — ungesucht, ungekünstelt, leicht, sicher und ironisch: das bläst, schneidet, formt, fliesst, gleitet. Eine Nation lernte daran sprechen. Die andere Seite des französischen Wesens, die kühle Korrektheit wurde geformt von Malherbe. Sein sauberes Pariserisch verachtete alles provinziiale Patois, schied aber damit auch das Kühne, Wilde, Farbige aus: ein klarer Rhythmus sollte vornehm und geschmackvoll, gewählt und gepflegt einerschreiten; wohligh konnte keinem dabei werden.

In den Memoiren Sullys ist die Rede von einem grossen Plane Heinrichs IV.: Vertreibung der Türken, Neueinteilung Europas in sechs Erbmonarchien, fünf Wahlmonarchien, vier Republiken, Regierung Europas durch einen gewählten Rat als den Wächter dauernden Friedens. Es lag in der Art Heinrichs, hohe Pläne auszudenken, wobei er sich und Frankreich gewiss nicht vergass. Ernsthaft betrieben hat er das überlieferte Projekt in dieser, lange nach seinem Tode niedergelegten Form keinesfalls. Zwei Grundanschauungen leiteten seine auswärtige Politik: Kampf gegen den spanisch-römischen Papismus, Kampf gegen das umklammernde Haus Habsburg. Heinrich verteidigte also die Individualitätsrechte der Nation und der Glaubensgenossenschaften; dafür setzte er die Kraft seines

geeinten und wieder jugendfrisch gewordenen Frankreich ein: jeder Kleinere und Schwächere wurde demgemäss in Schutz genommen: Florenz und Venedig, die protestantischen Kantone in der Schweiz, die Republik der Niederlande, die deutschen Fürsten, schliesslich die Türken als östliche Gegenspieler des Hauses Habsburg. Heinrich vermittelte zwischen Venedig und dem Papste, zwischen Holland und Spanien, er verwandte sich bei Polen für die Belehnung Kurbrandenburgs mit Preussen. Für Frankreich erstrebte er Brüssel, Savoyen, Lothringen — alle französischsprechenden Lande, wie er einmal sagte. Im Frühjahr 1610 standen drei französische Armeen an den drei französischen Grenzen. Das Haus Bourbon war zum Angriff bereit; Italien und Deutschland hätten dadurch befreit werden können vom habsburgisch-römischen Universalismus. In diesem Augenblicke erlitt Heinrich IV. das Schicksal Cäsars, aber, nach Rankes Wort, ohne die Grossheit der Formen, die in der Antike selbst das Verbrechen zeigt. Der grosse König hatte aber das geschichtliche Glück, von einem grossen Staatsmanne beerbt zu werden — von Richelieu.

KÖNIGIN ELISABETH

Englands Trennung von der römischen Kirche war, wie oben gesagt, herbeigeführt worden durch die Laune und Willkür König Heinrich VIII. Unpapistisch fühlte sich England schon lange vorher, unpapistisch wollte es bleiben: dieser Zug hielt sich als der massgebende auch in der Zukunft. Wie keine andere englische Dynastie haben die Tudors ganz persönlich das Landesgeschick bestimmt. Gentry, Bürgertum, Selbstverwaltung, Parlament behaupteten sich wohl auf ihrer Bahn, ordneten sich aber dem königlichen Willen unter. Gerade weil das Königtum sich nicht, wie auf dem Kontinente, in Bürokratie und Berufsheer absolutistische Werkzeuge schaffen konnte, beschlagnahmte es mit besonderer Freude den Klosterbesitz. Die Weltgeistlichen spendeten Beifall, die Gentry konnte billig kaufen und wurde dadurch nur loyaler — die Krone schuf sich so einen Stand von geistlichen und weltlichen Vertrauensleuten, der ihre Macht auf alle Fälle zu stützen gewillt war.

Unter Heinrich VIII. hat der letzte Kardinal, überhaupt der letzte Kirchenmann, England staatsmännisch beherrscht: Wolsey war aber eine Figur der alten Zeit, mit dem Parlament vermochte er sich nicht zu stellen. Der König war in Kirchensachen ganz ein Mann der Autorität, er verdiente sich gerne den Titel eines Verteidigers des Glaubens und stand der seit etwa 1490 wiederauflebenden Lollardenbewegung völlig ablehnend gegenüber. Luthers Lehre machte in der mittleren und unteren Schicht Englands grossen Eindruck. Hein-

rich VIII. war aber zugleich antipäpstlich und antiprottestantisch, nur wegen der Scheidungssache, bei der man seinen Wunsch nach einem männlichen Erben immerhin würdigen muss, brach er ja mit Rom. Erst unter Eduard VI., Heinrichs jugendlichem Sohne, begann sich der wirklich evangelische Gedanke in der regierenden Schicht in England auszubreiten. Damals entstanden auch die weltlichen Lateinschulen und viele Armenhäuser. Der Rückschlag folgte unter der katholischen Maria. Ihr Gemahl Philipp II. fügte England für ein paar Jahre wie einen Vasallenstaat in seine grosse gegenreformatorische Politik ein. Nun verfolgte der Henker den Protestantismus in England; die dreihundert Märtyrer aus dieser blutigen Periode blieben unvergessen, der Hass gegen den Katholizismus befeuerte sich noch lange an dieser Erinnerung. Der Ekel vor solchem Fanatismus kam auf längere Sicht doch dem Protestantismus zugute, der ja auch seine Gegner blutig verfolgte, aber solche Orgien doch nicht veranstaltet hat. Der wiederholte, von der Krone erzwungene Glaubenswechsel demoralisierte die Grossen; Glücksritter suchten bei so vielem Hin und Her ihren Vorteil, der Mittelstand litt, und auf dem Lande verbreiteten sich Unruhe und Missetat. Roh und düster muten uns diese Vorgänge im einzelnen an. Noch war England ein bescheidener Staat, ständig bedroht von dem feindlichen schottischen Nachbarn, von Frankreich und Spanien abwechselnd bevormundet, von dem aus Hass gegen alles Englische überwiegend katholisch bleibenden Irland mehr belastet als gestützt. Dass England sich frei machte und in die grosse Welt hinauswagte: es wurde das Lebenswerk der Königin Elisabeth, der jüngsten Tochter Heinrichs VIII. aus der umstrittenen Ehe mit der Hofdame Anne Boleyn.

Wie kompliziert eine Frau als Mensch und wie bedeutsam sie zugleich als Regentin sein kann, wird durch Elisabeth bewiesen; gerade die klügsten Frauen tragen ja die Weiblichkeit wie eine Last und müssen ihrem Geschlechte schliesslich doch gehorchen. Die Königin hatte vom Grossvater die geschickte, gewinnende, etwas falsche Freundlichkeit, vom Vater die brutale Selbstherrlichkeit und den Sinn für das eigentlich Englische geerbt; sie selbst hielt sich für massvoll und gerecht — Kraft jener Gabe der Selbstsuggestion, die Frauen und Fürsten eigentümlich ist. Hauptsächlich war Elisabeth sehr gescheit, sie konnte treffend sprechen, sie wählte ihre Werkzeuge passend aus, sie liess ihren angeborenen Instinkt meisterlich spielen und konnte das Heroisch-Männliche an Haltung, Gesinnung und Gleichmut so vortrefflich darstellen, dass es sogar aus nächster Nähe echt wirkte. Wahrscheinlich wusste sie selbst genau, dass an ihrem Äusseren nicht allzuviel Reiz, in ihrer Seele wenig Natürlich-

keit und Sauberkeit war: Grund genug für dies grosse Bühnentalent, so viel Tugend darzustellen, wie gerade nötig im Interesse der Wirkung schien. In aussergewöhnlichen Augenblicken brach aber der tiefangeborene Egoismus heraus: dann blitzte es hart und böse aus ihr, die üble Laune tobte und achtete kein fremdes Glück. Ihre Jugend war schlimm gewesen, in einer unreinen Luft war sie aufgewachsen, halb verstossen, verachtet, verdorben und verschüchtert, bedroht und ausspioniert: so kam sie auf den Thron.

Da war allerlei gut zu machen, sie wollte Erfolg und Erfüllung, auch ganz als Frau, sie forderte Huldigungen heraus, sie spielte gerne mit den Sinnen, lockte elegante Männer an und freute sich, sie wegen irgendeines tatsächlichen oder eingebildeten Mangels zurückstossen oder gar eifersüchtig vernichten zu können, sie betonte Abscheu, gierig und zugleich tief unwillig, besessen zu werden. So blieb denn Elisabeth als erste Herrscherin der Geschichte, nach vielen Heiratsprojekten und trotz einer rührend echten Sehnsucht nach Mutterschaft, doch unverehelicht und fand eine wahrhaft paradoxe Genugtuung darin, sich als jungfräuliche Königin gefeiert und bis zuletzt umworben zu sehen. Noch die Alternde liess sich beim derben Keifen und Fluchen durch faustdicke Schmeicheleien beschwichtigen. So hatten Gehilfen und Räte ihre Not: diese Fürstin knauserte, zögerte, war untreu dem eigenen Worte, der eigenen Meinung, wälzte Misserfolge ab und beanspruchte jeden Sieg für sich. Das Landvolk, die Bürger, die Soldaten, die Professoren von Oxford merkten das alles natürlich kaum — da wirkte Elisabeth kühn, stark, liebenswürdig, bis ins Alter wohl aussehend, frisch, imponierend, weiblich und fürstlich, voller Gnade, da schlug ihr ernstes, treffendes Wort ein, da liess sie sich feiern, auf den Umzügen, die zu ihrer politischen Technik gehörten, da war sie ganz Würde, ganz Verkörperung englischen Unabhängigkeitssinnes. Elisabeth wurzelte mehr in der Renaissancegesinnung als in dem Reformationserlebnis; das eigentlich Religiöse bedeutete ihrer kühlen Natur wenig, obwohl es ja eine wertvolle Frömmigkeit aus skeptischem Humanismus geben kann. Der Protestantismus bestimmte aber nun einmal ihr persönliches und politisches Schicksal. Elisabeth erfüllte ihn und das englische Nationalgefühl mit ihrem starken Machtwillen. So baute sie die anglikanische Kirche aus, im Kampfe gegen die Katholiken ebenso wie gegen die Puritaner. Persönlich zog sie manches an der alten römischen Kirche vor, wie etwa das Zölibat der Priester. Jedenfalls fügte sie das erregte und zerrissene Volk wieder ein in die beruhigende Ordnung einer königlich-geistlichen Organisation. Dies neu-geformte England war laizistisch und national — so stellte es sich zum Kampfe wider die Gegenreformation; ein Land von vier bis

fünf Millionen Einwohnern, ein Mittelstaat also, unfähig, sich imperialistisch mit den Grossmächten der Zeit zu messen — ein junges Land und Volk, gerade im Anfange eines unvergleichlichen Aufstieges.

Elisabeths Gegenspielerin wurde Maria Stuart — als Frau, als Mensch, als Königin; die besser geborene Fürstin, die legitime Erbin des Throns von Schottland, durch frühere Heirat Königin von Frankreich, als junge Witwe von allen Männern umworben, um der Krone, aber ebensowohl um der reizvollen Weiblichkeit willen. Elisabeth musste von Anfang an und aus dem Innersten die begnadetere Nebenbuhlerin hassen als die Verkörperung des triumphierenden Geschlechts. Maria war warm, weich, süß und wild, sie war primitiv und etwas töricht, ein Augenblicks- und Temperamentsgeschöpf, in unentwirrbare Lüge und schwere dunkle Schuld verstrickt — und dennoch sicher, Verzeihung selbst für doppelte und dreifache Missetat wenigstens von dem nächsten Manne zu erlangen. In Frankreich hatte sich diese Königin mit südlichem Lebensgeföhle durchwärmt und brachte nun, als die Verwandte der Guisen, den Geist der Gegenreformation in das düstere Schottland. Hier hatte John Knox den Calvinismus durchgeführt, mit aller Härte, als eine zugleich kirchliche und politische Lebens- und Verfassungsform, aufgebaut auf erweckter und erzogener Volkskraft, verbündet mit dem eigenwilligen Häuptlingswesen, das sich selbst genug war selbst gegenüber dem Könige. Sehr schön hat G. M. Trevelyan gesagt: Schottland erfasste die Renaissance durch die Reformation, während es in England umgekehrt war.

Heiraten und Ehebruch, Genussucht, Verrat und Gattenmord — der durch nichts gebrochene Leichtsinns Marias stiess das schottische Königtum in Verachtung und Spott hinab; die herkömmlichen Fehden vergröberten sich zu schändlichem Parteien-, Vettern- und Bürgerkrieg; Blutgier und Glaubenshass tobten sich aus. Das Fallbeil wurde damals in Edinburg erfunden und zuerst angewandt.

Moralisch und politisch verbraucht, floh Maria 1568 nach England; Elisabeth konnte sie nur als Gefangene behandeln. Durch Jahre hindurch hat die Königin von Schottland immer wieder Anhänger gefunden, die sich für ihre Rechte, auch auf den englischen Thron, einsetzten: Angehörige des katholischen Hochadels, die Earls von Nordengland, welsche Abenteurer jeder Art. Von ihren Beratern bedrängt, hat Elisabeth schliesslich unwillig die schottische Königin hinrichten lassen; es war eine Kriegsmassnahme im lebensgefährlichen Abwehrkampf gegen den Ansturm der übermächtigen Gegenreformation. Noch die alternde Maria durfte als die schwerste Ge-

fahr angesehen werden für die Selbstbehauptung Englands und des Protestantismus; aber es blieb doch eine Verwegenheit, es wirkte als tödliche Kränkung, als Herausforderung ohnegleichen, einen Souverän und eine Frau auf solche Art zu beseitigen. Der Tyrannenmord war eine bekannte Lehre, eine oft betätigte Praxis des Religionskrieges geworden; die Hinrichtung legitimer Könige als Schutzmassnahme für Freiheit des Glaubens und der Nation sollte das Erbe werden, das die Zeit der Gegenreformation der kommenden Revolutionsepoche vermachte.

Der Glaubenskampf Englands wurde ein nationaler Kampf für das Volkstum; Abwehr der katholischen Sendlinge, all dieser Verschwörer spanisch-französischer Herkunft, all dieser jesuitischen Ausländer, Abwehr der ganzen Lebensbedrohung, die von der Weltmacht Philipps II. ausging: dies bedeutete Erstarkung, Behauptung des Gesamtengländertums als einer nationalen Einheit. England war ja nun geopolitisch nicht mehr ein entlegenes Vorwerk des europäischen Kontinentes, sondern hatte die grosse neue Aussicht, ein Weltmittelpunkt zu werden. Darum gingen die englischen Freibeuter hinaus in die spanische und portugiesische Kolonialwelt und wetteiferten mit den Holländern in gewaltsamer Piraterie; Königin und Volk feierten sie als Helden, an der Spitze den verwegenen Francis Drake, der es verstand, aus Gentlemen und Matrosen eine einheitliche Mannschaft zu formen und schon deshalb den Aufstieg vom Seeräuber zum königlichen Admiral voll verdient hat. Elisabeth schickte auch ihren Günstling Leicester mit Geld und Truppen nach den Niederlanden — nicht gerade zu durchschlagendem Erfolge. Langsam holte Philipp II. zu seinem grössten Schlage aus: die grosse spanische Flotte lief aus gegen England. Alexander von Parma bereitete die Invasion vor. Eine moderne englische Kriegsflotte war schon von Heinrich VIII. begründet worden: sorgfältig ausgebaut, tummelte sie sich an den Inselküsten, bereit zu kecker, technisch überlegener Gegenwehr; diese Kampf- und Angriffslust entschied, Wind und Wetter halfen mit. Der Krieg ging weiter, auch eine zweite Armada zerbrach im Sturme. Philipp starb tief enttäuscht; Frieden hat er weder mit Holland noch mit England geschlossen. Aber er hatte eben nicht gesiegt; das Wahrscheinliche, das entwickelungsmässig Begründete wäre die Eroberung des kleinen armen England, die Vernichtung der ketzerischen Elisabeth gewesen. Das Unerwartete geschah; eine Wendung der Weltgeschichte vollzog sich.

England reifte. Elisabeth arbeitete behutsam und zähe mit dem Parlament; Gentry und Städte, auch puritanisches Sondertum strebten hier auf, gegenüber dem Bunde von Krone und anglikanischer

Hochkirche. Das zunehmende Armen- und Bettelwesen, in England wie sonstwie eine Folge des Wegfallens der alten karitativen Orden, wurde nun von Staatswegen bekämpft — Friedensrichter und Armenpfleger begannen ihre Wirksamkeit in den Kirchspielen. Eine neue Generation wurde durch die Bibel und das Prayerbook erzogen. Pfarrer und Schullehrer waren die wirksamsten Werkzeuge der protestantischen Propaganda. Die Arbeit in den Gewerben erhielt ihre Regel, ihre Ordnung, ihre Aufgabe von oben. Die Tuchproduktion gedieh. Der Handel dehnte sich mächtig. Antwerpen musste sich verdrängen lassen, die Hansen zogen sich zurück; mit dem Sultan schloss England einen Handelsvertrag, die levantinische Handelskompagnie drang bis nach Persien. 1600 trat die ostindische Kompagnie ins Leben. Die Londoner City war eine Art Stadtstaat, ihr Reichtum, ihr sozialer Einfluss bedeutete für das Haus Tudor etwas Entscheidendes; ohne den Geist von London hätte es kein elisabethanisches England gegeben. Münzwert und Bodenrente sanken, die Arbeitskraft warf sich deshalb mit Energie auf die Manufakturen und den Handel mit Übersee, die grossen Wert und Gewinn versprachen. Ein neues Engländerium kam auf, das rechnen konnte, das strenge Ordnung liebte, das, ganz calvinistisch, Sachlichkeit, Trockenheit, Anstand, Nutzen und Berufserfolg bejahte, zum Besten des gottgewollten Ganzen, in Bestätigung aber auch der eigenen sittlichen Eignung. Es entstand die königliche Börse. Aus dem Seeraube entwickelte sich Grossschiffahrt und Marine; schon wurde amerikanischer Boden kolonialpolitisch abgeschätzt. Merry old England verwandelte sich. Nach aussen hin war England ja ganz überwiegend protestantisch, im Innern, für das Gefühl von vielen, nicht protestantisch genug. Der Anglikanismus vereinigte auf eine weltkluge Art katholisches und evangelisches Wesen; sieht er sich doch bis heute als wahre Fortsetzung der altchristlichen Kirche an. Erst später sollte das ganze englische Volk von religiöser Erschütterung erfasst und durchwühlt werden. Die englische Reformation hatte sich durchgesetzt als eine organisatorisch-ökonomische Neuformung. Das alte saftige Volkstum lebte ruhig fort, und es vertrug sich, genau wie in den Niederlanden, vortrefflich mit dem Geiste der Renaissance. Stattlich und behaglich bauten sich die Stadthäuser des Tudor-Stiles auf, malerisch wirksam durch die geschickte Verbindung von Gebälk und Stein; die Herrenhäuser auf dem Lande formten sich um zu Schlössern — ohne System, ohne straffe, klare Struktur, breit, massig, stämmig, konservativ und deshalb oft noch etwas gotisch, dazu antikisierend, nicht immer mit Glück. Die Malerei leistete noch kaum Eigenes, unser jüngerer Holbein musste den Hofmaler Heinrichs VIII. machen. Schöpferisch und bedeutungs-

voll war aber die Musik, besonders im Zusammenhang mit dem anglikanischen Gottesdienst. In den Männer- und Knabenchören der Hochkirche steckt eine wundervolle künstlerische Überlieferung. Die beiden Universitäten versuchten, mit der Scholastik zu brechen, und bildeten den spezifisch englischen Humanismus aus, der sich bis heute erhalten hat. Feierlich verbrannte man den Duns Scotus auf dem grossen Platze in Oxford, zwischen den epheubewachsenen Colleges, die ja Klöster, Bursen, Akademien und Klubs zugleich sind. Francis Bacon, der Staatsmann, sogar ein sehr weltlicher und unbedenklicher Staatsmann, schrieb die Geschichte der ersten Tudors, als Forscher, Denker und Jurist; politisch hat er zuerst das historische Gebilde Grossbritannien lebhaft vor Augen gesehen, die Monarchie der drei Königreiche — es war das Programm des anhebenden Jahrhunderts. Bacon, der Philosoph, zerfetzte Tradition, Vorurteil, theologische Gebundenheit; die Natur selbst, durch Erfahrung bewährt, durch das Experiment geprüft und erforscht, sollte die Wahrheit erringen, eine trockene, helle, diesseitige Wahrheit, die sich um die Paradoxien des Jenseitigen nicht kümmert. Diesseitig im tiefsten Verstande war das Welttreiben des gar nicht versteiften, kecken englischen Hofes und der lebensfrohen Stadt London; ins gegenwärtige Seelenleben bohrte sich die eifernde Neugier, Verwicklung, Finesse, Selbstbespiegelung wurden mit Wichtigkeit und Anspruch, oft mit Wichtigmacherei gesucht und in einer bildbeschwerten, dialektisch gespannten, spielerisch spitzigen Sprache ausgedrückt. Da suchte mancher mehr als er fand, das Wort keuchte unter der Ladung, betontes Geheimnis und affektierte Kostbarkeit täuschten über den eigentlichen Wert. Diese fragwürdigen Manieren einer Epoche beginnenden psychologischen Verstehens hat William Shakespeare verspottet, selbst aber vieles daraus entwickelt und verwendet. Der kleine Schauspieler und Wanderbühnendichter bedeutet gegenüber aller Künstlichkeit, aller Halb- und Unreife die grosse Naturkraft der elisabethanischen Zeit. Elisabethanisch war er und wollte er bleiben — die Pedanterie und Heuchelei der Zeit des ersten Stuartkönigs Jakob liess den Genius Shakespeare verstummen.

Theaterspielen war ja eine altbeliebte Beschäftigung englischer Genossenschaften, eine Geselligkeitsform zu kultischen, erbaulichen und moralischen Zwecken. Die Komödianten, als Vagabunden verdächtigt, als Possenreisser jahrmärktsmässig beliebt, vom Adel als „Bediente“ beschützt und unterhalten, entwickelten, bei der wachsenden Fülle und Spannkraft englischer Wirklichkeit, in wenigen Jahren Bühnentechnik, Repertoire, Erfolg zu Glanz und Grösse. Shakespeare ist dabei der Führer von verschiedenen Älteren und

Jüngerer und der eigentliche Vollbringer: das Bühnengenie, wie es keines mehr gab, der Theatermann und Seelenzauberer, dem die Welt gerade recht war, um sie als seinen Künstlertraum auf die Bretter zu zwingen. Zuerst Komödien und Historien, dann auch Tragödien, Stoffe antiker und neuerer Herkunft, Fabel, Geschichte, Sage, Legende, Novelle: also alles, was einem Engländer dieser Tage überhaupt begegnen konnte, die sterbende Renaissance, im erlesensten, tiefsten Sinne des Begriffes zum Abschied zusammengedrängt — das ist das Werk dieses Praktikers, dessen handwerkliches Könnertum nie durch seine Laune und seinen Tiefsinn aus den Fugen kam, so göttlich beides war — zum Segen der Wirkung und der Dauer. Zwischen Chaos und Mysterium ging er gleich einem Himmelskörper seine Bahn.

Die Geschichte seines Ruhmes gehört zur Entwicklung des menschlichen Geistes als eines seiner wichtigsten Kapitel; dem Geschichtsschreiber beweist eine solche Erscheinung, dass der allmächtige Genius gelegentlich sogar die eigene Zeit erfüllt. Da war die Überlieferung der englischen Königsgeschichte, der Werdegang dieser Monarchie, gesteigert ins Menschlich-Absolute, Bekenntnis zugleich des neuen Nationalstolzes; da waren die Schicksale der schottischen, dänischen, altsächsischen Sphäre; da waren, gleichsam als der Kontrapunkt, die Ereignisse des südlichen Lebensraumes, der stilisierten und ganz unbefangenen ins Momentane hineingerissenen Antike, dann die Italiens, des Heimatlandes der Renaissance, mit seiner Heiterkeit und seiner heroischen Erregung. Naiv, wie der englische Geist der Rosenkriege, grüblerisch, wie das erwachte Subjekt der forschenden Moderne, sächsisch-derb, normannisch-edel, spöttisch-wehmütig nach Keltenart, ein fröhlicher Verächter aller Pedanterie, Systematik und papierenen Folgerichtigkeit, widerspruchsvoll, ungleichartig, wie Leben und Geschichte selbst, unkirchlich, dem eigentlich Religiösen fremd und doch ein denkender Bezwingen der Gegenreformation — ein Künstlermensch, dessen Biographie nichts gilt gegenüber dem Werke, das mächtig, wild, feinfühlig, naturbestimmt, triebhaft, traurig und heiter dasteht: so ragt Shakespeare sicher und selbstgewiss auf an der Grenze, die das alte fröhliche England der Adelscliquen scheidet von dem strengen, heldenhaften Grossbritannien Oliver Cromwells.

DATEN UND BÜCHER

Der Verfasser wünscht sich als Leser dieses Buches den Laien, und zwar den Laien, der gebildet ist, oder besser noch den Laien, der die Bildung liebt und achtet. Mehr als dreissig Jahre voll wissenschaftlicher Arbeit, Lektüre und Reisen haben den Verfasser ermutigt und in Stand gesetzt, dieses Buch zu schreiben. Es wird seinen Zweck erfüllen, wenn es den Leser anregt, noch mehr Bücher zu lesen, und zwar jetzt über die Perioden, Menschen, Völker und Ideen, die ihn besonders interessieren. Es ist schwer, vom Einzelnen zum Allgemeinen aufzusteigen. Nur wenigen Gelehrten ist dies vergönnt. Wer aber die Anschauung des grossen Allgemeinen erlebt hat, wie sie dieses Buch vermitteln möchte, der wird hoffentlich gerne den umgekehrten Weg gehen. Ihn zu weisen, ist der Zweck der folgenden Zusammenstellung. Der Text dieses Buches ist möglichst unbeschwert mit Zahlen und Daten. Es wird manchem willkommen sein, am Kopfe des nach den Kapiteln geordneten Schriftenverzeichnisses jeweils eine Orientierungstafel zu finden, die einiges Notwendige bringt.

Die Orientierungstafel vergegenwärtigt gewissermassen den guten Schulsack, ohne den es kein ordentliches Wissen und Verstehen geben kann. Das Bücherverzeichnis aber führt vom Wissen zur Wissenschaft. Genannt sind nur die allgemeineren Werke der besten Fachmänner, deren Arbeit auf dem Studium der Quellen selbst beruht; gründliche Quellenkenntnis ist dem Einzelnen ja nur in einem kleinen Teilgebiete selbst seines Spezialfaches möglich. Die Philosophen lehren uns, dass alles Denken beginnt mit den Begriffen der sogenannten mittleren Allgemeinheit. Unsere Darstellung hat von dieser Ebene her ihren Ausgang genommen. Die Zahlen und Daten sollen helfen, das trivial Stoffliche als Basis festzulegen und festzuhalten. Die empfohlenen Bücher aber zeigen, wie die Meister unserer Wissenschaft in die Tiefe des Erkennens zu führen verstanden haben. Ich bediene mich bibliographisch des abgekürzten Hinweises. Erscheinungsort und, falls entbehrlich, die Bandzahl werden weggelas-

sen, die Jahreszahl bezieht sich auf die letzte erreichbare Auflage. Die Grundgedanken dieses Buches habe ich zuerst in einer Vorlesung im Winter 1952—53 vorgetragen. Ich hoffe, dass es anregend wirken möge auf die Behandlung der Weltgeschichte an Universitäten, aber auch an höheren Schulen. Die zunehmende weltpolitische Spannung unserer Tage weckt weltgeschichtlichen Sinn.

Dieses Nachwort an Stelle eines Vorwortes schliesst mit einem kurzen Dank. Er gilt zunächst der englischen Gastfreundschaft, die ich seit Oktober 1953 genieße. Ohne die Musse, die mir dieses freie Land gewährt, hätte ich solche Studien nicht fortführen können. Der Dank gilt ferner meinen Gehilfen. Fräulein Dr. phil. Erna Mandowsky in London hat, meinen Wünschen entsprechend, das Bildermaterial zusammengestellt und besorgt. Das Warburg Institut in London ist uns dabei von grossem Nutzen gewesen.

Meine Schwester, Fräulein Klara Valentin in Frankfurt am Main, hat das Register angefertigt und die Korrekturen gelesen. Korrekturen wurden endlich auch gelesen von Fräulein Dr. phil. Dorothea Oschinsky in London. Ihnen allen fühle ich mich herzlich verpflichtet.

University College,
University of London,
Gower Street, W.C. 1.

28 August 1958

VEIT VALENTIN

WELTGESCHICHTE

Werke einzelner Autoren

- Ranke, L. v., Weltgeschichte, (unvollendet) neun Teile, 1881—86.
Delbrück, Hans, Weltgeschichte, fünf Bände, 1925—28.
Burckhardt, J., Weltgeschichtliche Betrachtungen, 1905.
Lindner, Th., Weltgeschichte seit der Völkerwanderung, neun Bände, 1901—16.
Wells, H. G., Die Weltgeschichte, drei Bände, 1928 (deutsch).
Jastrow, J., Weltgeschichte in einem Band, 1932.
Toynbee, A., A study in History, 1935ff.
Breysig, K., Die Geschichte der Menschheit, Band I, 1936.
Fisher, H. A. L., A history of Europe, 1936.

Sammelwerke

- The Cambridge Ancient History, neun Bände, 1925ff.
The Cambridge Medieval History, sieben Bände, 1911ff.
The Cambridge Modern History, vierzehn Bände, 1902ff.
Peuples et Civilisations, herausgegeben von Halphen und Sagnac, 1926ff.
Propyläen-Weltgeschichte, zehn Bände, herausgegeben von Walter Goetz, 1929—33.
Knaurs Weltgeschichte von der Urzeit bis zur Gegenwart, ein Band, 1935.
Geschichte der führenden Völker (kath.), (auf dreissig Bände berechnet), herausgegeben von Finke, Junker und Schnürer, 1931ff.

DIE AUFGABE

- Vico, G. B., Principi di una scienza nuova, etc., 1725.
Herder, J. G., Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit, 1784—91; Suphan'sche Ausgabe 1877ff.
Hegel, G. F. W., Vorlesungen über die Philosophie der Weltgeschichte, 1920—23.
Burckhardt, J., Weltgeschichtliche Betrachtungen, 1929.
Troeltsch, E., Der Historismus und seine Probleme, 1922.
Dilthey, W., Der Aufbau der geschichtlichen Welt in den Geisteswissenschaften, 1927.
Weber, Alfred, Kulturgeschichte als Kultursoziologie, 1935.
Meinecke, F., Die Entstehung des Historismus, 1936.
Breysig, K., Psychologie der Geschichte, 1935.

VORGESCHICHTE

- Hertz, F., Rasse und Kultur, 1925.
 Pittard, E., Les races et l'histoire, 1924.
 Childe, V. G., The Aryans, 1926.
 Kern, F., Die Anfänge der Weltgeschichte, 1933.
 Almgren, O., Nordische Felszeichnungen als religiöse Urkunden, 1934.
 Hoernes, M., Urgeschichte der Menschheit, 1926.
 Menghin, O., Weltgeschichte der Steinzeit, 1931.

DIE PRIMITIVEN

- Preuss, K. Th., Die geistige Kultur der Naturvölker, 1923.
 Beth, K., Religion und Magie bei den Naturvölkern, 1914.

DAS ALTE INDIEN

- c. 4000 v. Chr. . . . *Höhepunkt der alten Induskultur.*
 nach 2000 . . . *Einwanderung arischer Stämme in Indien.*
 nach 1400 . . . *Eroberung des Gangeslandes durch die Indoarier.*
 Das Heldenepos.
 600 . . . *Abschluss der Entstehungszeit der Veden.*
 550—477 . . . *Gautama Buddha.*
 seit 400 . . . Entstehung des Sanskrit.
 264—227 . . . *König Aschoka. Der Buddhismus wird herrschende Religion.*

- Smith, V. A., The Oxford History of India from the earliest times to 1911, 1923.
 Marshall, John, Mohenjo-Daro and the Indus Civilization, 1931.
 Oldenberg, H., Die Religion des Veda, 1923.
 Oldenberg, H., Buddha, 1923.
 Sir George Dunbar, Geschichte Indiens von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart, 1937.
 The Cambridge History of India, 1922—30.
 Goetz, Hermann, Epochen der indischen Kultur, 1929.

DAS ALTE CHINA

- 2205 . . . *Beginn der Dynastienreihe.*
 um 2000 . . . *Beginn schriftlicher Überlieferung.*
 1122—249 . . . *Chou-Dynastie.*

- 841 . . . *Beginn der festen Chronologie.*
 604 . . . *Nach der Überlieferung: Geburt von Lao-tse.*
 551—479 . . . *Kung-tse (Konfuzius).*
 221 . . . *Shih-Huang-ti, der erste Kaiser, gründet den Einheitsstaat.*
 214 . . . *Beginn des Baues der Grossen Mauer.*

- Krause, F. E. A., Geschichte Ostasiens, 1925.
 Franke, O., Geschichte des Chinesischen Reiches, 1930.
 Maspero, H., La Chine antique, 1927.
 Latourette, K., The Chinese, their history and Culture, 1936.
 Creel, H. G., The birth of China, 1936.

ÄGYPTEN

- 4241 . . . *Beginn des ägyptischen Kalenders.*
 um 3400 . . . *Beginn schriftlicher Überlieferung.*
 3200—2270 . . . *Das Alte Reich.*
 2770 . . . *Stufenmastaba bei Sakkara.*
 2700—2600 . . . *Bau der Pyramiden bei Gise.*
 2100—1700 . . . *Das Mittlere Reich.*
 1700—1555 . . . *Zeit der Hyksos.*
 1555—712 . . . *Das Neue Reich.*
 1375—1358 . . . *Amenophis IV. (Echnaton). Die Amarna-Zeit.*
 1358—1350 . . . *Tutanchamun.*
 712—332 . . . *Die Spätzeit.*
 525 . . . *Beginn der persischen Herrschaft.*

- Kees, H., Kulturgeschichte des alten Orients, I: Ägypten, 1933.
 Steindorff, G., Die Blütezeit des Pharaonenreiches, 1926.
 Kees, H., Totenglauben und Jenseitsvorstellungen der alten Ägypter, 1926.
 Carter, H., Tutanchamun, ein ägyptisches Königsgrab, 1924.
 Schäfer, H., Amarna in Religion und Kunst, 1931.
 Moret, A., L'Égypte pharaonique, 1932.
 Erman, A., Die Religion der Ägypter, 1934.
 Dykmans, G., Histoire économique et sociale de l'ancienne Égypte, 1936.
 Meyer, E., Geschichte des Altertums, 1909ff. (auch für die folgenden Kapitel).

STAATEN UND KULTUREN VORDERASIENS

- vor 3000 ... *Feststellbare Frühgeschichte der Sumerer.*
 um 2500 ... *Beginn schriftlicher Überlieferung bei den Sumerern.*
 c. 2500 ... *Beginn des semitischen Reiches von Akkad.*
 c. 2100 ... *Ende des Reiches von Ur.*
 2057 ... *Babylon wird Hauptstadt eines neuen Reiches.*
 1955—1912 ... *Hammurapi König von Babylonien.*
 um 1700 ... *Einführung von Pferd und Streitwagen im vorderen Orient.*
 c. 1400 ... *Höhepunkt des Hetiterreiches.*
Beginn des unabhängigen Assyrischen Reiches.
 nach 1200 ... *Ansiedlung hebräischer Stämme in Kanaan.*
 1116 ... *Beginn der assyrischen Grossmacht.*
 1146—1123 ... *Nebukadnezar I. König von Babylonien.*
 um 1100 ... *Phönikier erreichen Gibraltar. Ausbildung der Buchstabenschrift.*
 1000—925 ... *Könige David und Salomo von Israel und Juda.*
 925 ... *Teilung der Reiche Israel und Juda.*
 604—562 ... *Nebukadnezar II., Höhe des neubabylonischen Reiches.*
 722 ... *Sargon II. bewaffnet die Assyrer mit eisernen Waffen.*
 c. 800 ... *Gründung von Karthago.*
 nach 800 ... *Die Prophetie in Israel.*
 645—553 ... *Königreich Medien.*
 um 600 ... *Die Phönikier umsegeln Afrika.*
 559—529 ... *Kyros, der Begründer des persischen Grossreiches*
 vor 600 ... *Zarathustra begründet die iranische Religion.*
 538 ... *Begründung des jüdischen Hohenpriesterstaates in Palästina.*
 c. 520 ... *Zarathustras Lehre wird persische Staatsreligion.*

Meissner, B., Babylonien und Assyrien, 1920, 1925.

King, L. W., A History of Sumer und Akkad, 1925.

King, L. W., A History of Babylonia, 1925.

Smith, S., Early History of Assyria, 1928.

Olmstead, A. T., History of Assyria, 1925.

Garstang, J., The Hittite Empire, 1929.

Cavaignac, E., Le problème Hittite, 1936.

Wellhausen, J., Israelitische und jüdische Geschichte, 1921.

Kittel, R., Geschichte des Volkes Israel, 1923 ff.

Pedersen, J., Israel. Its life and culture, 1926.

Contenau, G., La civilisation phénicienne, 1926.

Benveniste, E., The Persian Religion, Paris 1929.

DAS GRIECHENTUM

- um 2500 ... *Beginn schriftlicher Überlieferung in Kreta: um 2000 Höhe der minoischen Kultur.*
 vor 2000 ... *Einwanderung der Griechen in Griechenland.*
 um 1400 ... *Höhe der mykenischen Kultur.*
 um 1200 ... *Beginn der Kolonisation in Kleinasien.*
 1600—1400 ... *Endzeit der minoischen Kultur auf Kreta.*
 1184 ... *Zerstörung Trojas.*
 um 900 ... *Übernahme des Alphabets von den Phönikiern.*
 nach 800 ... *Das homerische Zeitalter.*
 776 ... *Erste Aufzeichnung der Spiele von Olympia.*
 um 700 ... *Anfänge der Plastik, Beginn der Lyrik.*
 um 650 ... *Erste Münzprägung in Lydien - Beginn der Tyrannis.*
 um 600 ... *Hesiod und die jonischen Naturphilosophen.*
 um 600 ... *Gründung von Massilia (Marseille).*
 594 ... *Solon in Athen.*
 561—528 ... *Peisistratos Tyrann von Athen. Beginn der Dionysien.*
 508/7 ... *Grundlegung der athenischen Demokratie. Tempelbau, Erzgiesserei, Komödie.*
 521—486 ... *Dareios I., König von Persien.*
 500 ... *Der jonische Aufstand. Beginn der Perserkriege.*
 490 ... *Schlacht von Marathon.*
 486—465 ... *Xerxes.*
 480 ... *Kampf bei d. Thermopylen, Seeschlacht von Salamis.*
 478 ... *Gründung des attischen Seebundes.*
 472 ... *Die Persertrilogie des Aischylos.*
 496—406 ... *Sophokles.*
 460—430 ... *Zeitalter des Perikles.*
 um 460 ... *Empedokles und Anaxagoras.*
 460—370 ... *Demokritos von Abdera.*
 447—432 ... *Bau des Parthenon.*
 423 ... *Die „Wolken“ des Aristophanes.*
 415 ... *Die „Troerinnen“ des Euripides.*
 431—404 ... *Der Peloponnesische Krieg.*

- 401 ... *Rückzug der 10.000 Griechen aus Kleinasien.*
 399 ... *Tod des Sokrates.*
 387 ... *Platon gründet die Akademie.*
 380 ... *Aufschroung Thebens. Epaminondas.*
 370 ... *Beginn des Schaffens des Bildhauers Praxiteles.*
 384—325 ... *Demosthenes.*
 359—336 ... *Philipp II., König von Makedonien.*
 384—322 ... *Aristoteles.*
 338 ... *Schlacht von Chaironeia. Auflösung des athenischen Seebundes. Korinthischer Kongress. Krieg gegen Persien beschlossen.*
 336—323 ... *Alexander der Grosse.*
 333 ... *Schlacht bei Issus.*
 323—281 ... *Die Diadochenkämpfe.*
 324 ... *Beginn des Schaffens des Komödiendichters Menandros.*
 307 ... *Epikur eröffnet seine Tätigkeit in Athen.*
 um 300 ... *Begründung der Stoischen Schule durch Zenon in Athen.*
 235—247 ... *Ptolemaios II. Philadelphos. Museum und Bibliothek in Alexandria.*
 um 280 ... *Pergamons Aufschroung.*
 279/78 ... *Einbruch der Kelten in Makedonien, Griechenland und Kleinasien.*
 222—187 ... *Antiochos der Grosse von Syrien.*
 248—47 ... *Das Partherreich (Dynastie der Arsakiden).*

- Beloch, K. J., *Griechische Geschichte*, 1913—27.
 Berve, H., *Griechische Geschichte*, 1931—35.
 Zeller, E., *Die Philosophie der Griechen*, 1922 ff.
 v. Wilamowitz-Möllendorf, U., *Der Glaube der Hellenen*, 1931—32.
 Wilcken, U., *Alexander der Grosse*, 1931.
 Jaeger, W., *Aristoteles*, 1923.
 Jaeger, W., *Platons Stellung im Aufbau der griechischen Bildung*, 1928.
 Kaerst, J., *Geschichte des Hellenismus*, 1926—27.
 Mc Ilwain, Ch. H., *The growth of political thought in the West from the Greeks to the end of the middle ages*, 1932.
 Jaeger, W., *Paideia. Die Formung des griechischen Menschen*, 1934.
 Rostovtzeff, M., *A History of the Ancient World*, 1926—7.
 Willrich, F. A., *Perikles*, 1936.
 Cary, M., *The legacy of Alexander*, 1932.

- Wright, F. A., *Alexander the Great*, 1935.
 Cohen, R., *La Grèce et la hellénisation du monde antique*, 1934.
 Tarn, W. W., *Hellenistic Civilisation*, 1936.

ROM

- Zwischen 700 u. 600 Gründung Roms.*
 600—500 ... *Etruskische Vorherrschaft in Mittelitalien.*
 507 ... *Weihung des kapitolinischen Jupitertempels. Gründung der römischen Republik.*
 485—467 ... *Hieron, Tyrann von Syrakus, beherrscht Unteritalien, macht aus Syrakus ein geistiges Zentrum.*
 471 ... *Einsetzung des Volkstribunates.*
 451 ... *Zwölftafelgesetz der Dezemvirn.*
 384 ... *Schlacht an der Allia. Kelteneinbruch. Zerstörung Roms.*
 362 ... *Der erste plebejische Konsul.*
 343 ... *Beginn der Samniterkriege.*
 312 ... *Bau der Via Appia.*
 311 ... *Beginn der Kriege mit den Etruskern.*
 287 ... *Ausgleich zwischen Patriziern und Plebejern.*
 272 ... *Tod des Königs Pyrrhos von Epeiros.*
 265—214 ... *König Hieron II. von Sizilien.*
 264—241 ... *Erster punischer Krieg.*
 241 ... *Sizilien wird die erste römische Provinz.*
 231 ... *Sardinien und Corsika werden römische Provinzen.*
 234—149 ... *Der Zensor M. Portius Cato.*
 221 ... *Hannibal wird karthagischer Oberbefehlshaber in Spanien.*
 218—201 ... *Zweiter punischer Krieg.*
 216 ... *Schlacht bei Cannae.*
 201 ... *Rom erhält Spanien und die Mittelmeerinseln.*
 200—168 ... *Kriege gegen Makedonien, Syrien, die Kelten und Spanien.*
 149—146 ... *Dritter punischer Krieg.*
Zerstörung Karthagos und Korinths.
 133 ... *Zerstörung Numantias. — Provinz Asia.*
 132 ... *Ermordung des Tiberius Gracchus.*
 123—22 ... *Volkstribunate des Gaius Gracchus.*
 121 ... *Ermordung des Gaius Gracchus.*
 132—63 ... *Mithridates der Grosse, König von Pontus.*

- 113 ... *Erstes Auftreten der Kimbern und verwandter germanischer Stämme. Vordrängen nach Süd- und Westeuropa.*
- 104—100 ... *Konsulate des Marius. Kämpfe gegen die Kimbern.*
 89 ... *Die Italer werden römische Bürger (Oberitalien erst 45).*
 88—63 ... *Kriege mit Mithridates von Pontus. Kleinasiatische Auflehnung gegen Rom.*
- 106—42 ... *Cicero.*
 87 ... *Tod des Marius. Herrschaft der Volkspartei.*
 83—79 ... *Reaktion unter Sulla.*
 73—71 ... *Sklavenaufstand. Spartakus.*
 63 ... *Ciceros Reden gegen Catilina. Unterdrückung der Verschwörung.*
 70 ... *Konsulat des Pompejus und Crassus.*
 66—44 ... *Pompejus erobert Vorderasien, er gelangt bis zum Euphrat und Kaspischen Meer.*
 60 ... *Erstes Triumvirat: Caesar, Pompejus und Crassus.*
 58—51 ... *Caesar in Gallien.*
 48 ... *Schlacht bei Pharsalus. Tod des Pompejus. Caesar Diktator und Imperator.*
 46 ... *Kalenderreform.*
 43 ... *Zweites Triumvirat: Octavian, Antonius, Lepidus. Kriege in Pontus und Ägypten, gegen die Parther und Armenier.*
 30 ... *Tod des Antonius und der Kleopatra. Ägypten wird Provinz.*
 29 ... *Triumph des Octavian in Rom. Schliessung des Jupitertempels.*

Mommsen, Th., *Römische Geschichte*, 1907—9.

Vogt, J., *Die römische Republik*, 1932.

Holleaux, M., *Rome, la Grèce et les monarchies hellénistiques*, 1921.

Frank, T., *An Economic History of Rome*, 1927.

Rosenberg, A., *Der Staat der alten Italiker*, 1913.

Rosenberg, A., *Geschichte der Römischen Republik*, 1922.

Altheim, F., *Römische Religionsgeschichte*, 1931—32.

Nogara, B., *Gli Etruschi e la loro civiltà*, 1935.

RÖMISCHE REICHSENTWICKELUNG,
 CHRISTENTUM, GERMANENTUM

- 70—19 ... *Vergil.*
 65—8 ... *Horaz.*
 um 40 ... *Die Geschichtswerke des Sallust.*
 27 ... *Beginn des Prinzipats des Augustus; Errichtung des Pantheon.*
 17 ... *Die grosse Säkularfeier in Rom. Carmen saeculare des Horaz.*
- 12—10 ... } *Feldzüge des Drusus und des Tiberius gegen die*
 8—7 v. Chr. ... } *Germanen.*
 4—6 n. Chr. ... }
- 6 ... *Monumentum Ancyranum.*
 9 ... *Die Varusschlacht im Teutoburger Walde.*
 14—37 ... *Kaiser Tiberius.*
 14—16 ... *Germanicus führt Krieg in Germanien.*
 28 ... *Auftreten Johannes des Täufers.*
 30 ... *Kreuzigung Jesu.*
 54—68 ... *Kaiser Nero.*
 um 40 ... *Der jüdische Philosoph Philo.*
 um 50 ... *Schriften des Seneca.*
 Bekehrung und Missionsreisen des Paulus.
 64 ... *Brand von Rom. Erste Christenverfolgung.*
 70—100 ... *Entstehung der ersten drei Evangelien und der Apostelgeschichte.*
 69 ... *Vespasian wird Kaiser.*
 Grenzbefestigungen in Germanien. Limes.
 70 ... *Titus erobert Jerusalem. Zerstörung des Tempels, Ende des Hohenpriesterstaates.*
 85 ... *Festlegung der Reichsgrenze in Britannien.*
 98—117 ... *Kaiser Trajan.*
 98 ... Germania des Tacitus († 120).
 100—120 ... *Plutarch, der jüngere Plinius, Juvenalis.*
 117—138 ... *Kaiser Hadrian.*
 um 130 ... Suetons Kaiserbiographien.
 132—135 ... *Judenaufstand des Bar Kochba.*
 138—161 ... *Antoninus Pius.*
 161—180 ... *Marcus Aurelius.*

- ab 200 . . . *Die grossen Juristen Papinianus, Ulpianus, Julius Paulus. Die grossen christlichen Kirchenlehrer Tertullian, Cyprian, Clemens und Origines.*
- 193—211 . . . *Kaiser Septimius Severus.*
- 212 . . . *Verleihung des Römischen Bürgerrechtes an alle Freien durch Kaiser Caracalla.*
- 224 . . . *Antihellenistische Bewegung im Orient. Iranismus. Gründung des Neupersischen Reiches. Dynastie der Sassaniden.*
- ab 210 . . . *Bünde der Westgermanen. Vordringen der Ostgermanen gegen das römische Reich.*
- 216 . . . *Prophet Mani in Persien (gekreuzigt 277).*
- 247 . . . *Die Goten dringen über die Donau südwärts.*
- 260 . . . *Der zweite Sassanide Sapor I. erobert Antiochien und nimmt Kaiser Valerian gefangen.*
- 204—270 . . . *Der Neuplatoniker Plotinos.*
- 284—305 . . . *Kaiser Diokletian. Christenverfolgung.*
- 286 . . . *Selbständiges britannisches Reich. Die Franken überschreiten die Rheingrenze.*
- um 285 . . . *Anfänge des Mönchtums. Der heilige Antonius.*
- 306—337 . . . *Kaiser Konstantin der Grosse.*
- 311 . . . *Toleranzedikt. Abschluss der Christenverfolgungen.*
- 309—379 . . . *Grosskönig Sapor II. von Persien. Ausbreitung der iranischen Kultur.*
- 325 . . . *Erste allgemeine Kirchenversammlung in Nikaia.*

Seeck, O., Geschichte des Unterganges der antiken Welt, 1910—20.

Stein, E., Geschichte des spätrömischen Reiches, 1928 f.

Mommsen, Th., Abriss des Römischen Staatsrechtes, 1907.

Rostovtzeff, M., Gesellschaft und Wirtschaft im römischen Kaiserreich. Übersetzt von L. Wickert, 1931.

Friedländer, L. u. Wissowa, G., Darstellungen aus der Sittengeschichte Roms, 1922—23.

Gelzer, M., Caesar, der Politiker und Staatsmann, 1921.

Meister der Politik, I (Weber, W., Trajan und Hadrian; Schwartz, E., Kaiser Konstantin), 1922.

v. Harnack, A., Lehrbuch der Dogmengeschichte, 1931 ff.

Achelis, H., Das Christentum in den ersten drei Jahrhunderten, 1925.

Reitzenstein, R., Die hellenistischen Mysterienreligionen, 1927.

Cumont, F., Die orientalischen Religionen im Römischen Reich, 1931.

Ferrero, Guglielmo, Grandezza e decadenza di Roma, 1908—10.

- Weber, W., Rom. Herrschertum und Reich im zweiten Jahrhundert, 1937.
- Weber, W., Princeps. Studien zur Geschichte des Augustus. Band I, 1936.
- Goerlitz, W., Marc Aurel, 1936.
- Collingwood, R. G., Roman Britain and the English Settlements, 1936.
- Geffcken, J., Der Ausgang des griechisch-römischen Heidentums, 1929.
- Caspar, E., Geschichte des Papsttums, 1930 ff.

GERMANISCHE HERRSCHAFTSGRÜNDUNGEN. BYZANZ

- 361—363 . . . *Kaiser Julian Apostata versucht den Mithraskult gegen das Christentum durchzusetzen.*
- 364—375 . . . *Kaiser Valentinian I.*
- 375 . . . *Das Ostgotenreich erliegt dem Ansturm der Hunnen.*
- 378 . . . *Sieg der Westgoten über Kaiser Valens bei Adrianopel.*
- 383 . . . *Tod des Bischofs Wulfila.*
- 380 . . . *Annahme der christlichen Religion befohlen durch kaiserliches Edikt.*
- 388 . . . *Verbot der Ehen zwischen Christen und Juden.*
- 379—95 . . . *Theodosius I., zuletzt Herrscher über das Gesamtreich.*
- 393 . . . *Schliessung der Olympischen Spiele.*
- um 400 . . . *Lateinische Bibelübersetzung durch Hieronymus.*
- 401—410 . . . *Einfälle Alarichs in Italien. Plünderung Roms.*
- 407 . . . *Abzug der römischen Truppen aus Britannien.*
- 445—453 . . . *Attila Herrscher der Hunnen.*
- 409 . . . *Die Vandalen und andere germanische Stämme erobern Spanien.*
- 419 . . . *Westgotenreich in Südgalien (Toulouse).*
- 429 . . . *Die Vandalen unter Geiserich ziehen nach Afrika.*
- 428 . . . *Der „Gottesstaat“ des Augustin.*
- 413—36 . . . *Burgunderreich in Worms.*
- um 430 . . . *Patrick missioniert Irland.*
- um 440 . . . *Die Angeln und Sachsen gehen nach Britannien.*
- 443 . . . *Ansiedlung der Burgunder in Savoyen.*
- 455 . . . *Die Vandalen plündern Rom.*
- 476 . . . *Ende des weströmischen Reiches. Odovaker König von Italien.*
- 493—555 . . . *Ostgotenreich in Italien.*
- 533—34 . . . *Vernichtung des Wandalenreiches durch Byzanz.*
- 481—511 . . . *Chlodowech begründet das fränkische Merowingerreich.*

- 529 . . . *Benedictus von Nursia gründet das Kloster Monte Cassino.*
- 523 . . . *Consolatio Philosophiae von Boethius.*
- 527—565 . . . *Kaiser Justinian I. Wiederherstellung des Gesamtreiches. Abfassung des Corpus juris civilis.*
- 568 . . . *Zug der Langobarden nach Italien.*
- 568—711 . . . *Westgotenreich von Toledo.*
- 536 . . . *Gründung der monophysitischen Koptenkirche in Ägypten und Abessinien.*

- Bury, J. B., *Invasion of Europe by the Barbarians*, 1928.
- Lot, F., *Les invasions Germaniques*, 1933.
- Moss, H., *The birth of the middle ages 395—814*, 1935.
- Hodgkin, R. H., *A History of the Anglo-Saxons*, 1935.
- Germanen und Indogermanen*, Festschrift für Hermann Hirt, 1936.
- Vries, Jan de, *Die Welt der Germanen*, 1934.
- Höfler, O., *Kultische Geheimbünde der Germanen*, 1934.
- Brion, M., *Theoderich, König der Ostgoten*, 1936.
- Schwerin, Klaudius, Freiherr v., *Germanische Rechtsgeschichte*, 1936.
- Thompson, J. W., and Johnson, E. N., *An introduction to medieval Europe*, 1938.
- Schmidt, L., *Geschichte der germanischen Frühzeit*, 1925.
- Hartmann, L. M., *Geschichte Italiens im Mittelalter, 1897—1915*, erster Band neu aufgelegt 1923.
- Dopsch, A., *Wirtschaftliche und soziale Grundlagen der europäischen Kulturentwicklung von Caesar bis auf Karl den Grossen*, 1923—24.
- Koepf, F., *Die Römer in Deutschland*, 1926.
- A. A. Vasilev, *History of the Byzantine Empire, 1928—29*; französische Ausgabe, 1932.
- Stein, E., *Vom römischen zum byzantinischen Staate*, 1928 f.
- J. B. Bury, *History of the later Roman Empire*, 1923.
- J. B. Bury, *A History of the Eastern Roman Empire*, 1912.
- N. H. Baynes, *The Byzantine Empire*, 1925.
- Diehl, Ch., *Manuel de l'art byzantin*, 1929.
- Jorga, N., *Histoire de la vie byzantine*, 1936.

INDIEN UND CHINA. DER ISLAM

- 220—65 . . . *Periode der drei Reiche in China.*
- 284 . . . *Angebliche Gesandtschaft Diokletians nach China.*
- 318 . . . *Einbruch nordasiatischer Nomaden in China.*

- 350 . . . *Entstehung des Brahmanismus. Blüte der Sanskritliteratur.*
- 420—479 . . . *Sung-Dynastie in Südchina.*
- 618—907 . . . *Tang-Dynastie. Chinesische Grossmachtstellung.*
- 635 . . . *Nestorianische Missionare in China.*
- um 550 . . . *Beginn der türkischen Völkerverwanderung.*
- 531—579 . . . *Grosskönig Chosroes I. Anurscharvan von Persien. Blüte des Sassanidenreiches.*
- 614—625 . . . *Kämpfe zwischen Persien und Byzanz.*
- 622 . . . *Übersiedelung Mohammeds von Mekka nach Medina („Hedschira“).*
- 632 . . . *Tod Mohammeds.*
- 632—644 . . . *Kalif Omar.*
- 635, 637, 639 . *Eroberung von Damaskus, Ktesiphon, Jerusalem.*
- 638—49 . . . *Eroberung von Mesopotamien, Ägypten, Persien, Tripolis und Zypern.*
- 711—13 . . . *Eroberung Spaniens.*
- 750—1258 . . . *Reich der Abbassiden in Bagdad.*
- 755—1031 . . . *Kalifat von Cordoba.*
- 910 . . . *Das schiitische Kalifat der Fatimiden in Nordafrika, seit 969 auch in Ägypten.*

Über Indien und China vgl. Kapitel 3 u. 4.

- Goldziher, J., *Vorlesungen über den Islam*, 1925.
- Buhl, F., *Das Leben Mohammeds*, 1930.
- Andrae, Tor, *Mohammed, sein Leben und sein Glaube*, 1932.
- Hitti, Ph. K., *A History of the Arabs*, 1937.
- Becker, C. H., *Islamstudien*, 1924, 1932.
- Gaudefroy-Demombynes, M. et Platonov, St. F., *Le monde musulman et byzantin jusqu'aux croisades*, 1931.
- Diehl, Ch., *Le monde oriental de 595 à 1081*, 1936.
- Browne, E. G., *A literary History of Persia*, 1928.
- Christensen, A., *L'Iran sous les Sassanides*, 1936.
- Bartold, V. V., *Turkestan down to the Mongol Period*, 1928.

KARL DER GROSSE

- 531—534 . . . *Vernichtung des Thüringerreiches und des Burgunderreiches durch die Franken.*
- 567 . . . *Dreiteilung des Frankenreiches in Austrasien, Neustrien und Burgund.*

- 590—604 ... *Papst Gregor I., der Grosse.*
 596 ... *Beginn der Mission unter den Angelsachsen. Erzbistum Canterbury.*
 636 ... *Die südirische Kirche unterwirft sich dem Papsttume.*
 697 ... *Die nordirische Kirche unterwirft sich dem Papsttume.*
 687 ... *Pippin der Mittlere wird Hausmeier des ganzen Frankenreiches.*
 719—755 ... *Missionstätigkeit des Bonifacius in Germanien.*
 726 ... *Beginn des Bilderstreites in Byzanz.*
 732 ... *Sieg Karl Martells bei Poitiers über die Araber.*
 751 ... *Pippin der Jüngere wird König nach Absetzung des letzten Merowingers.*
 754 ... *Pippin wird vom Papst gesalbt und zum römischen Patrizius gemacht. Seine Schenkung an Papst Stephan II.*
 768—814 ... *Karl der Grosse.*
 773 ... *Eroberung des Langobardenreiches.*
 781 ... *Begründung des Kirchenstaates.*
 785 ... *Taufe des Sachsenherzogs Widukind.*
 800 ... *Kaiserkrönung in Rom durch Papst Leo III.*
 786—809 ... *Kalif Harun-Al-Raschid.*
 801 ... *Karl erobert Barcelona.*
 797—802 ... *Kaiserin Irene von Byzanz.*
 802 ... *Egbert wird König von Wessex, 828 von England.*

Meister der Politik (Erich Caspar, Gregor der Grosse, Karl Hampe, Karl der Grosse), 1923.

Brunner, H., *Deutsche Rechtsgeschichte*, 1906—25.

Dopsch, A., *Die Wirtschaftsentwicklung der Karolingerzeit*, 1921—22.

Pirenne, H., *Mahomet et Charlemagne*, 1937.

Steinhausen, G., *Geschichte der deutschen Kultur*, 1929.

v. Eicken, H., *Geschichte und System der mittelalterlichen Weltanschauung*, 1923.

Kötzschke, R., *Allgemeine Wirtschaftsgeschichte des Mittelalters*, 1924.

Dehio, G., *Geschichte der deutschen Kunst*, 1930—31.

Hauck, A., *Kirchengeschichte Deutschlands*, 1904—20.

Dozy, R., *Histoire des Muselmans d'Espagne 711—1110*, 1932.

DIE ENTSTEHUNG EUROPÄISCHER SONDERHERRSCHAFTEN UND DIE DEUTSCHE VORMACHTSSTELLUNG

- 814—840 ... *Ludwig der Fromme.*
 842 ... *Strassburger Eide.*
 843 ... *Vertrag von Verdun.*
 843—876 ... *Ludwig der Deutsche.*
 845—863 ... *Zerstörung von Hamburg, Canterbury und Xanten durch die Normannen.*
 c. 850 ... *Der Normanne Rurik wird Herrscher von Norogrod und Kiew.*
 852—884 ... *Boris, der erste christliche König von Bulgarien.*
 860 ... *Die Slavenapostel Methodios und Kyrillos.*
 863 ... *Bruch zwischen der griechischen und römischen Kirche.*
 870 ... *Vertrag von Mersen.*
 871—901 ... *König Alfred der Grosse von England.*
 um 850 ... *Herstellung der pseudoisidorischen Dekretalen.*
 885 ... *Die Normannen belagern Paris.*
 869—83 ... *Negersklavenaufstand in Babylonien.*
 888—924 ... *Berengar von Friaul, König von Italien, seit 915 Kaiser.*
 um 900 ... *Skandinavische Staatengründungen: Dänemark, Norwegen, Schweden.*
 911 ... *Niederlassung der Normannen in der Normandie.*
 906—18 ... *Einfälle der Ungarn in Mitteleuropa.*
 911—18 ... *Konrad I.*
 919—36 ... *Heinrich I.*
 924—42 ... *Abt Odo von Cluny.*
 928—35 ... *Wenzel I., der Heilige, von Böhmen.*
 933 ... *Niederlage der Ungarn an der Unstrut.*
 um 930 ... *Gründung des Freistaates Island.*
 936—73 ... *Otto I., der Grosse.*
 942 ... *Beginn der Christianisierung der Ungarn.*
 948 ... *Gründung der Bistümer Havelberg und Brandenburg.*
 953—965 ... *Erzbischof Brun von Köln, seit 953 auch Herzog von Lothringen.*
 955 ... *Siege über die Ungarn und über die Slaven.*

- 962 ... Kaiserkrönung Ottos I.
Privileg für die römische Kirche.
- 960 ... Harald Blauzahn von Dänemark lässt sich taufen.
- 962—992 ... Der normannische Piast Miesko I. wird der erste Herzog von Polen.
- 955 ... Taufe der Grossfürstin Olga in Byzanz.
- 980—1014 ... Wladimir der Heilige, Grossfürst von Kiew.
- 973—1024 ... Die späteren Sachsenkaiser.
- 976—1246 ... Österreich unter den Babenbergern.
- 987 ... Hugo Capet wird König von Frankreich.
- 993—1022 ... Bischof Bernward von Hildesheim, der Begründer der Kunstschule Hildesheims.
- 992—1025 ... Boleslaw Chrobry erster König von Polen.
- 997—1025 ... Stefan I., der Heilige, von Ungarn.
- c. 1000 ... Entdeckung Amerikas durch die Isländer.
- 1000 ... Wallfahrt Ottos III. nach Gnesen und Aachen.
Gründung des Erzbistums Gnesen.
- 1014—35 ... Knut der Grosse, König von England und Dänemark.
- 1031 ... Knut gewinnt Schottland.
- 1042 ... Eduard der Bekenner stellt Englands Unabhängigkeit wieder her.
- 1024—39 ... Konrad II., der erste Salier.
- 1043—76 ... Erzbischof Adalbert von Bremen.
- 1028 ... Beginn der Normannenherrschaft in Unteritalien.
- 1032—34 ... Angliederung Burgunds an das Reich.
- 1035—87 ... Wilhelm der Eroberer, Herzog der Normandie, geht 1066 nach England.
- 1039—56 ... Kaiser Heinrich III.
- 1046 ... Synode von Sutri.
- 1050—84 ... Michael, Fürst von Serbien, er erhält von Papst Gregor VII. den Königstitel.
- 1056—1106 ... Kaiser Heinrich IV.
- 1073—1085 ... Papst Gregor VII.
- 1077 ... Heinrich IV. in Canossa.
- 1084 ... Robert Guiscard plündert Rom.
- 1085 ... Gottesfrieden für das ganze Reich.
- 1086 ... Das Domesday-Book in England.
- 1098 ... Gründung des Klosters Citeaux: Zisterzienser.
Gründung des Johanniterordens.

- um 1100 ... Aufzeichnung der Lieder-Edda auf Island (1230 Prosa-Edda).
- 1105 ... Beginn der Siedelungsunternehmungen in Ostdeutschland.
- 1106—1125 ... Kaiser Heinrich V.
- 1122 ... Wormser Konkordat. Abschluss d. Investiturstreites.
- Hampe, Karl, Deutsche Kaisergeschichte im Zeitalter der Salier und Staufer, 1929.
- Schulte, A., Der Deutsche Staat 919—1914, 1934.
- Huch, Ricarda, Römisches Reich Deutscher Nation, 1934.
- Schramm, P. E., Die Geschichte des Englischen Königtums im Lichte der Krönung, 1937.
- Smith, Lucy Margaret, Cluny in the Eleventh and Twelfth Centuries, 1930.
- Koetzschke, R., Geschichte der ostdeutschen Kolonisation, 1937.
- Hampe, Karl, Herrschergestalten des deutschen Mittelalters, 1934.
- Chalandon, F., Histoire de la domination normande en Italie et en Sicile, 1907.
- Haskins, Ch. H., Norman Institutions, 1918.
- Olrik, Axel, Viking Civilisation, 1930.
- G. M. Trevelyan, History of England, 1935.
- Seignobos, Ch., Histoire sincère de la nation française, 1935.
- Haskins, Ch. H., The Renaissance of the twelfth Century, 1927.
- Haller, J., Das Papsttum. Idee und Wirklichkeit, 1934 ff.

DAS ZEITALTER DER KREUZZÜGE

- 1096—1099 ... Der erste Kreuzzug.
- 1115—1153 ... Abtzeit Bernhards von Clairveaux.
- 1118 ... Gründung des Ordens der Tempelherrn.
- 1110—1118 ... König Balduin I. von Jerusalem.
- 1120 ... Gründung des Klosters Premontre, Anfang der Prämonstratenser.
- 1134—1150 ... Bau des Westportals der Kathedrale von Chartres.
- 1137 ... Vollendung des Mainzer Domes.
- 1135 ... Alfons VII. von Kastilien nimmt den Kaisertitel an.
- 1138—52 ... Konrad III., der erste Hohenstaufe.
- 1139 ... Tod des Welfenherzogs Heinrich des Stolzen.
- 1140 ... Entstehung des Königreichs Portugal.
- 1155 ... Hinrichtung Arnolds von Brescia.
- 1147—49 ... Zweiter Kreuzzug.

- 1154 ... Die Seldschuken erobern Damaskus.
 1152—1190 ... Friedrich Barbarossa.
 1155 ... Kaiserkrönung Friedrich I.
 1156 ... Gründung des Karmeliterordens und des Ritterordens von Alcantara, 1158 des Ritterordens von Calatrava.
 1149—67 ... Reinald von Dassel, Erzbischof von Köln.
 1156 ... Wilhelm I. von Sizilien wird päpstlicher Lehnsmann.
 1162—1170 ... Erzbischof Thomas Becket von Canterbury.
 1167 ... Albigenserkonzil in Toulouse.
 1162 ... Zerstörung Mailands.
 1167 ... Gründung der Universität Oxford.
 1163—1235 ... Bau der Kathedrale von Notre Dame in Paris.
 1169—93 ... Sultan Saladin von Damaskus.
 1176 ... Heinrich der Löwe verweigert die Heeresfolge nach Italien. Prozess und Achterklärung folgen.
 1177 ... Petrus Waldus von Lyon begründet die Sekte der Waldenser.
 1181 ... Kreuzzug gegen die Albigenser.
 1182 ... Franz von Assisi geb.
 1186 ... Bulgarenreich von Tirnovo.
 1180—1223 ... Philipp II. Augustus von Frankreich.
 1189—1199 ... Richard Löwenherz von England.
 1187 ... Sultan Saladin erobert Jerusalem.
 1189—1193 ... Dritter Kreuzzug.
 1190—97 ... Kaiser Heinrich VI.
 1190 ... Gründung der deutschen Spitalbrüderschaft, später Deutschritterorden.
 1201 ... Gründung von Riga; von Reval 1219.
 1198—1216 ... Papst Innozenz III.
 Zwischen 1191 und 1204 Entstehung des Nibelungenliedes.
 1198 ... Krönung Friedrich II. zum König von Sizilien.
 1202—1204 ... Vierter Kreuzzug. Lateinisches Kaisertum.
 1212 ... Kinderkreuzzug.
 1209 ... Erste Regel des heiligen Franz von Assisi.
 1209—29 ... Die Albigenserkriege. Vernichtung der provenzalischen Kultur.
 um 1205—10 ... Reinmar der Alte, Wolfram von Eschenbach, Gottfried von Strassburg, Hartmann von Aue.
 1212 ... Baubeginn an der Kathedrale von Reims.

- 1218 ... Beginn des Baues der Kathedrale von Amiens.
 1222 ... Baubeginn der Kathedrale von Burgos.
 1215 ... Die englischen Stände erlangen die Magna Charta.
 1215—1250 ... Kaiser Friedrich II.
 1216 ... Stiftung des Dominikanerordens.
 1215 ... Viertes Laterankonzil (Transsubstantiationslehre, Inquisition).
 1222 ... Gründung der Universität Padua.
 1220—1250 ... Bau der Kathedrale von Salisbury.
 c. 1230 ... Eike von Repgow verfasst den Sachsenspiegel.
 1224 ... Gründung der Universität Neapel, der ersten Staatsuniversität.
 1226 ... Der Deutschorden wird mit der Besitznahme von Preussen beauftragt.
 1228—29 ... Fünfter Kreuzzug. Kaiser Friedrich krönt sich selbst in Jerusalem.
 1228—54 ... Bau der Kirche San Francesco in Assisi.
 um 1230 ... Tod Walters von der Vogelweide.
 1231 ... Konstitutionen von Melfi für Sizilien.
 1232 ... Bestätigung des deutschen Territorialfürstentums. Ketzerverfolgung.
 1235 ... Heiligsprechung der Landgräfin Elisabeth von Thüringen. Grundsteinlegung der Elisabethkirche in Marburg. Mainzer Landfrieden (erstes Reichsgesetz in deutscher Sprache).
 1237 ff. ... Vordringen der Mongolen. Eroberung Russlands, Polens, Ungarns.
 1241 ... Mongolenschlacht bei Liegnitz.
 1234 ... Kreuzzug gegen die Stedinger Bauern.
 um 1240 ... Entstehung des Gudrunliedes.
 1248 ... Grundsteinlegung des Kölner Domes.
 1248—54 ... Ludwig IX. von Frankreich unternimmt einen Kreuzzug nach Ägypten.
 1250 ... Beginn des Baues der Strassburger Münsters. Die Skulpturen am Dome von Naumburg.
 1261 ... Die Griechen vertreiben die Lateiner aus Konstantinopel.
 1265 ... Belehnung Karls von Anjou, Grafen von der Provence, mit Neapel und Sizilien.

1252—1282 . . . *Alfons X., der Weise von Kastilien, 1257 zum römischen König gewählt; Gegenkandidat Richard von Cornwallis.*

Stevenson, W. B., *The Crusaders in the East during the 12th and 13th century*, 1907.

Hampe, K., *Der Zug nach dem Osten. Die kolonialisatorische Grosstat des deutschen Volkes im Mittelalter*, 1921.

Momigliano, E., *Federigo Barbarossa*, 1937.

Cartellieri, A., *Philipp II. Augustus von Frankreich, 1899—1922.*

Burdach, K., *Walter von der Vogelweide*, 1900.

Kantorowicz, E., *Kaiser Friedrich II., 1927—31.*

Hampe, Karl, *Kaiser Friedrich II. in der Auffassung der Nachwelt*, 1925.

Thode, H., *Franz von Assisi und die Anfänge der Kunst der Renaissance in Italien*, 1904.

Sabatier, P., *Vie de St. François d'Assise*, 1893.

Hefele, H., *Die Bettelorden und das religiöse Volksleben Ober- und Mittelitaliens im 13. Jahrhundert*, 1910.

DIE KULTUR DER EUROPÄISCHEN FEUDALZEIT

1200 . . . *Baubeginn der Tuchhallen von Ypern.*

1215 . . . *Päpstliche Statuten für die Universität Paris.*

um 1225 . . . *Errichtung des Fondaco dei Tedeschi in Venedig.*

1226 . . . *Geburt des Thomas von Aquino.*

vor 1231 . . . *Einrichtung der Universität Cambridge.*

1250 . . . *Errichtung des deutschen Handelskontors in Novgorod.*

1252 . . . *Privilegierung deutscher Kaufleute in Brügge. Erste Prägung des Florins (Florentiner Goldmünze, Gulden).*

1257 . . . *Gründung der Sorbonne in Paris.*

1280 . . . *Zusammenschluss der deutschen Kaufleute in England zu einer allgemeinen Hanse.*

1282 . . . *Bündnis von Lübeck, Riga und Wisby.*

1264 . . . *Einrichtung des Fronleihnammfestes.*

Vgl. auch voriges Kapitel.

Strieder, J., *Studien zur Geschichte kapitalistischer Organisationsformen. Monopole, Kartelle und Aktiengesellschaften im Mittelalter und zu Beginn der Neuzeit*, 1925.

Bechtel, H., *Der Wirtschaftsstil des deutschen Spätmittelalters*, 1930.

Nina, L., *Finanze pontifiche nel medio evo, 1929/30.*

Weber, Max, *Die Stadt*, 1925.

Pirenne, H., *Les Villes du moyen-âge*, 1927.

Pirenne, H., *La civilisation occidentale du moyen-âge*, 1935.

Mitteis, H., *Lehnsrecht und Staatsgewalt, Untersuchungen zur mittelalterlichen Verfassungsgeschichte*, 1935.

Huizinga, J., *Wege der Kulturgeschichte*, 1930.

Hamm, E., *Die deutsche Stadt im Mittelalter*, 1935.

Borkenau, F., *Der Übergang vom feudalen zum bürgerlichen Weltbild*, 1934.

Grundmann, H., *Religiöse Bewegungen im Mittelalter*, 1935.

Collins, R. W., *A History of medieval civilisation in Europe*, 1936.

Calmette, J., *Le monde féodal*, 1936.

Coulton, G. G., *The Medieval Scene*, 1930.

DER BEGINN DER ITALIENISCHEN RENAISSANCE

1265—1321 . . . *Dante Alighieri.*

1278—83 . . . *Bau des Campo Santo in Pisa.*

1278—1350 . . . *Bau von Santa Maria Novella in Florenz.*

1288—1309 . . . *Bau des Palazzo Communale in Siena.*

1294 . . . *Beginn des Baues von Santa Croce in Florenz.*

1296 . . . *Beginn des Domes von Florenz.*

1304 . . . *Geburt Petrarcas.*

1309 . . . *Übersiedelung des Papsttums nach Avignon (—1367).*

1310—1340 . . . *Bau des Dogenpalastes in Venedig.*

1348—53 . . . *Giovanni Boccaccio schreibt den Decamerone.*

1336 . . . *Tod des Malers Giotto.*

nach 1350 . . . *Fresken im Campo Santo in Pisa.*

1354 . . . *Tod des Cola di Rienzo.*

1396 . . . *Gründung der Certosa von Pavia.*

1420—34 . . . *Brunelleschi baut die Kuppel des Domes von Florenz.*

1440 . . . *Platonische Akademie zu Florenz.*

1356—64 . . . *Errichtung des Papstpalastes in Avignon.*

1407 . . . *Gründung der St. Georgs Bank in Genua.*

1447—53 . . . *Donatello schafft das Denkmal des Gattamelata zu Padua.*

1460 . . . *Palazzo Pitti in Florenz begonnen.*

1452 . . . *Lionardo da Vinci geb.*

- 1469 ... *Machiavelli geb.*
 1481 ... *Verrocchio schafft das Denkmal des Colleoni in Venedig.*
 1489 ... *Beginn des Baues des Palazzo Strozzi in Florenz.*
 1468—1492 ... *Lorenzo de' Medici, il Magnifico, Herr von Florenz.*

- Burckhardt, J., *Die Kultur der Renaissance in Italien*, 1922.
 Brandi, K., *Die Renaissance in Florenz und Rom*, 1927.
 Gregorovius, E., *Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter*, 1908.
 Pastor, L., *Geschichte der Päpste*, 1886 ff.
 Mollat, G., *Les papes d'Avignon*, 1921.
 Monnier, P., *Le Quattrocento*, 1908.
 Kretschmayr, H., *Geschichte von Venedig*, 1905 f.
 Davidsohn, R., *Geschichte von Florenz*, 1896—1927.
 Schevill, F., *History of Florence from the founding of the city through the Renaissance*, 1936.
 Vossler, K., *Die göttliche Komödie*, 1925.
 Eppelsheimer, H. W., *Petrarca*, 1926.

WEST- UND MITTELEUROPA VOR DER REFORMATION

- 1253—78 ... *Ottokar II. von Böhmen.*
 1265 ... *Einberufung eines Parlamentes in England durch Simon de Montfort.*
 1273—91 ... *Rudolf von Habsburg.*
 1283—85 ... *Auftreten des falschen Friedrichs.*
 1280 ... *Tod des Albertus Magnus.*
 1291 ... *Ewiger Bund der drei Urkantone Uri, Schwyz und Unterwalden.*
 1283 ... *Die Sizilianische Vesper. Sizilien kommt an Aragon.*
 1297 ... *Eduard I. gesteht dem Parlament das Steuerbewilligungsrecht zu.*
 1285—1314 ... *Philipp IV. der Schöne, von Frankreich.*
 1302 ... *Bulle „Unam Sanctam“, Zweischwerterlehre Papst Bonifaz VIII.*
 1308—13 ... *Heinrich VII., Graf von Luxemburg, wird deutscher König.*
 1314 ... *Verbrennung des Grossmeisters des Templerordens in Paris.*

- 1302 ... *Sporenschlacht bei Kortrijk. Sieg der flandrischen Städte über die französischen Ritter.*
 1306—1329 ... *Robert Bruce, König von Schottland.*
 1309 ... *Der Hochmeister des Deutschordens verlegt seinen Sitz nach Marienburg. Neubau des Schlosses als Residenz.*
 1313 ... *Erfindung des Schwarzpulvers.*
 1314 ... *Doppelwahl: Ludwig der Bayer und Friedrich der Schöne von Österreich.*
 1312—29 ... *Cangrande della Scala in Verona und Vicenza Reichsvikar.*
 1324 ... *Marsilius von Padua vollendet den Defensor Pacis.*
 1338 ... *Kurverein von Rense.*
 1333—1377 ... *König Kasimir III., der Grosse, von Polen.*
 1333 ... *Beginn der Höhe der arabisch-spanischen Kultur. Bau der Alhambra.*
 1339 ... *Beginn des Hundertjährigen Krieges zwischen England und Frankreich.*
 1340—75 ... *Waldemar IV. Atterdag. Zerstörung Wisbys auf Gotland.*
 1344 ... *Beginn des Baues des Veitsdomes in Prag.*
 1347—51 ... *Der „schwarze Tod“ in Europa. Judenverfolgungen.*
 1347—78 ... *Kaiser Karl IV.*
 1348 ... *Gründung der Universität Prag.*
 1356 ... *Erlass der Goldenen Bulle.*
 um 1350 ... *Trennung von Lords und Commons in England.*
 1356 ... *Joyeuse entrée. Anerkennung der Rechte der brabantischen Stände.*
 1355 ... *Verschwörung des Dogen Marino Falieri in Venedig.*
 1358 ... *Bauernaufstand in Frankreich (Jacquerie), Unruhen in Paris.*
 1371 ... *Westfälischer Landfriede. Anerkennung der Femgerichte.*
 1376 ... *Bildung des Schwäbischen Städtebundes.*
 1381 ... *Gründung des Rheinischen Städtebundes.*
 1378—1417 ... *Das grosse Schisma der römischen Kirche.*
 1381 ... *Englischer Bauernaufstand unter Wat Tyler.*
 1382 ... *Entfernung Johann Wiclifs von der Universität Oxford. Er übersetzt das neue Testament ins Englische.*

- 1397 ... *Union von Kalmar: Vereinigung d. drei nordischen Reiche.*
- um 1400 ... *Die Theologia Deutsch eines Frankfurter Deutschherrn. — Chaucers Canterbury Tales.*
- 1400 ... *Absetzung König Wenzels durch die rheinischen Kurfürsten.*
- 1410 ... *Die Polen und Litauer besiegen das Deutschordensheer bei Tannenberg.*
- 1414—18 ... *Konstanzer Konzil. Johann Hus als Ketzer verbrannt.*
- um 1415 ... *Thomas von Kempen schreibt die Imitatio Christi.*
- 1419—36 ... *Hussitenkriege.*
- 1431 ... *Erster Bauernaufstand bei Worms. — Verbrennung der Jungfrau von Orleans in Rouen.*
- 1432 ... *Vollendung des Genter Altares, des gemeinsamen Werkes der niederländischen Meister Hubert und Jan van Eyck.*
- 1439 ... *Anfänge des stehenden Heeres in Frankreich.*
- um 1436 ... *„Reformation“ Kaiser Siegmunds, politisch-soziales Reformprogramm.*
- 1436 ... *Majestätsbrief Kaiser Siegmunds für Böhmen.*
- 1439 ... *Reformbeschlüsse des Baseler Konzils.*
- 1440 ... *Gründung des Kings College zu Eton.*
- um 1450 ... *Entstehung der Gemeinschaft der böhmisch-mährischen Brüder.*
- 1453—56 ... *Druck der 42zeiligen Bibel durch Johannes Gutenberg.*
- 1458—71 ... *Georg Podiebrad, König von Böhmen.*
- 1458—1490 ... *Matthias Hunyady, genannt Corvinus, König von Ungarn.*
- 1459—85 ... *Kampf der Häuser Lancaster und York, rote und weisse Rose, in England.*
- 1460 ... *Christian I. von Dänemark wird Herzog von Schleswig und Holstein. Zusicherung der ewigen Unteilbarkeit.*
- 1464 ... *Tod des Kardinals Nikolaus von Cues.*
- 1467—77 ... *Karl der Kühne von Burgund.*
- 1471—1516 ... *Wladislaw König von Polen und Böhmen, seit 1490 auch von Ungarn.*

- 1484—1505 ... *Berthold von Henneberg Kurfürst von Mainz.*
- 1485—1509 ... *Heinrich VII. Tudor, König von England.*
- 1487 ... *Errichtung der Sternkammer, des englischen Staatsgerichtshofes.*
- 1492 ... *Eroberung Granadas. Ende der maurischen Herrschaft in Spanien.*
- 1493—1519 ... *Kaiser Maximilian I.*
- 1498 ... *Verbrennung Savonarolas.*
- 1491 ... *Tod des Malers Martin Schongauer.*
- 1493 ... *Adam Kraft schafft das Sakramentshäuschen in der Lorenzer Kirche in Nürnberg.*
- 1492—1503 ... *Papst Alexander VI. Borgia.*
- 1494 ... *Einfall Karls VIII. in Italien.*
- 1495 ... *Der Ewige Landfriede im Reich. Versuche zur Reichsreform.*
- 1499 ... *Anerkennung der Unabhängigkeit der Schweizer Eidgenossen vom Reiche.*
- 1498—1515 ... *Ludwig XII. von Frankreich.*
- 1471—1528 ... *Albrecht Dürer.*
- 1497—1543 ... *Hans Holbein d. J.*
- Holtzmann, R., *Französische Verfassungsgeschichte*, 1910.
- Hatschek, J., *Englische Verfassungsgeschichte*, 1913.
- Bertrand, L., and Petrie, Ch., *The History of Spain*, 1934.
- Pirenne, H., *Histoire de Belgique*, 1922—29.
- Hantsch, H., *Geschichte Österreichs*, Band I, 1937.
- Andreas, W., *Deutschland vor der Reformation*, 1932.
- Caspar, E., *Hermann von Salza und die Gründung des Deutschordensstaates in Preussen*, 1924.
- Fehr, H., *Die Entstehung der Schweizer Eidgenossenschaft*, 1929.
- Gagliardi, E., *Geschichte der Schweiz*, 1934 ff.
- Huizinga, J., *Der Herbst des Mittelalters*, 1928.
- Billard, A., *Jeanne d'Arc et ses juges*, 1935.
- Paulsen, F., *Geschichte des gelehrten Unterrichts etc.*, 1919—1921.
- Campbell, G. A., *The knights Templars and their fall*, 1937.
- Strunz, F., *Johannes Hus*, 1927.
- Workman, H. B., *John Wyclif*, 1928.
- Loserth, J., *Hus und Wiclif. Zur Genesis der hussitischen Lehre*, 1925.
- Rörig, F., *Hansische Beiträge zur deutschen Wirtschaftsgeschichte*, 1928.
- Vogel, W., *Kurze Geschichte der deutschen Hanse*, 1915.
- Poète, M., *Paris de sa naissance à nos jours*, 1924—31.

Weinbaum, M., London unter Eduard I. und II., 1952.
 Cartellieri, O., Am Hofe der Herzöge von Burgund, 1926.

ASIATISCHE EXPANSION. ALT-AMERIKA.
 EUROPÄISCHE ENTDECKUNGEN

- 960—1367 ... *Die Sung-Dynastie und die Mongolen in China.*
 998—1030 ... *Sultan Mahmud von Afghanistan, Förderer des persischen Dichters Firdusi.*
 1206—1227 ... *Tschingis-Khan, der Grosskhan der Mongolen.*
 1208 ... *Gründung des Kaiserreichs Nikaia.*
 1219 ... *Die Mongolen erobern Samarkand und Buchara.*
 1237—40 ... *Eroberung Russlands, Polens und Ungarns durch die Mongolen. Errichtung des Reiches der goldenen Horde.*
 1250 ... *Mamelukkenherrschaft in Ägypten (— 1517).*
 1258 ... *Eroberung Bagdads durch die Mongolen.*
 1260—94 ... *Kublai-Khan, Begründer der Mongolenherrschaft in China.*
 1288—1326 ... *Osman I. begründet das türkische Reich.*
 1291 ... *Eroberung von Akkon. Vertreibung der Kreuzfahrer.*
 1316—41 ... *Grossfürst Gedimin begründet das grosslitauische Reich.*
 1331—55 ... *Stefan VI. Duschan, begründet das grosserbische Reich.*
 1361 ... *Die Türken erobern Adrianopel.*
 1389 ... *Die Türken besiegen die Serben auf dem Amselfelde.*
 1389 ... *Tod des persischen Dichters Hafis.*
 1367—1644 ... *Die Ming-Dynastie in China.*
 1369—1405 ... *Mongolenreich Timurs.*
 1302 ... *Timur erobert Bagdad und Delhi (1398).*
 1424 ... *Die Türken erobern Smyrna und Saloniki (1430).*
 1453 ... *Eroberung Konstantinopels durch die Türken.*
 1455 ... *Kreuzzugsbulle gegen die Türken.*
 1456 ... *Eroberung Athens durch die Türken.*
 1459 ... *Unterwerfung Serbiens durch die Türken.*
 1473 ... *Mehmed II. nimmt den Titel Sultan an.*
 1468 ... *Tod des albanischen Nationalhelden Skanderbeg.*
 1480 ... *Grossfürst Iwan III. beendet die Mongolenherrschaft und nimmt den Titel Zar an.*

- um 1415 ... *Unter Heinrich dem Seefahrer Erschliessung der afrikanischen Westküste.*
 1431 ... *Die Portugiesen entdecken die Azoren.*
 1445 ... *Die Portugiesen erreichen Kap Verde.*
 1487/88 ... *Umsegelung des Kaps der guten Hoffnung.*
 1492 ... *Erste Reise des Kolumbus.*
 1495—1501 ... *Manuel der Grosse, König von Portugal.*
 1497 ... *John Cabot erreicht Labrador und die Küste des amerikanischen Festlandes.*
 1498 ... *Vasco da Gama erreicht Indien.*
 1500 ... *Cabral entdeckt Brasilien.*
 1512—19 ... *Kaiser Montezuma II. von Mexiko.*
 1542—1605 ... *Akbar (der Grosse) Grossmogul von Indien.*
 1517 ... *Die Portugiesen in Kanton.*
 1582 ... *Sibirien wird russische Provinz.*

* * *

- um 400 ... *Die chinesische Schrift kommt nach Japan.*
 645 ... *Beginn der Reformperiode Tairoka. Überwindung des Partiarzialismus.*
 858 ... *Übernahme der Herrschaft durch die führende Adelsfamilie Fujiwara.*
 1163 ... *Einrichtung des Shogunats, des Kronfeldherrnamtes.*
 1338—1565 ... *Shogunat der Familie Ashikaga.*
 1598 ... *Tod des Grossreichskanzlers Hideyoshi.*
 1603—1867 ... *Shogunat der Familie Tokugawa.*
 Eck, A., *Le moyen-âge russe*, 1936.
 Milioukoff, P., Seignobos, Ch., Eisenmann, L., *Histoire de Russie*, 1932 ff.
 Graham, St., *Ivan the Terrible*, 1932.
 Platonow, S. F., *Geschichte Russlands*, deutsch von Fr. Braun, 1927.
 Stählin, K., *Geschichte Russlands*, 1923 ff.
 Kulischer, J., *Russische Wirtschaftsgeschichte*, 1925 f.
 Howorth, H. H., *History of the Mongols from the 9th to the 19th century*, 1876—1927.
 Hudson, G. F., *Europe and China*, 1936.
 Allen, W. E. D., *A History of the Georgian People from the beginning down to the Russian conquest in the 19th century*, 1932.
 Temperley, H. W. V., *History of Servia*, 1917.
 Lamouche, L., *Histoire de la Turquie depuis les origines jusqu'à nos jours*, 1936.

- Bartol'd, W. W., Zwölf Vorlesungen über die Geschichte der Türken Mittelasiens, 1935.
- Wood, W. A., A History of Siam, 1933.
- Reischauer, A. K., Early Japanese History, 1937.
- Nachod, O., Geschichte von Japan, 1906—29.
- Murdoch, James, A History of Japan, 1925—26.
- Longford, J. H., The story of Korea, 1911.
- Vgl. Kapitel 3 und 4.
- Plishke, H., Entdeckungsgeschichte vom Altertum bis zur Neuzeit, 1933.
- Günther, S., Das Zeitalter der Entdeckungen, 1919.
- Valentin, V., Kolonialgeschichte der Neuzeit, 1916.
- Danzel, Th. W., Handbuch der präkolumbischen Kulturen in Lateinamerika, 1927.
- Willard, Th. A., The lost Empires of the Itzaes and Mayas, 1933.
- Gann, Th., Mexiko. From the earliest times to the conquest, 1936.
- Kirkpatrick, F. A., The Spanish Conquistadores, 1934.
- Newton, A. P., The European Nations in the Westindies 1493—1688, 1933.

DIE ZEIT KARLS V. HOCHRENAISSANCE UND REFORMATION

- 1483—1546 . . . *Martin Luther.*
- 1484—1531 . . . *Ulrich Zwingli.*
- 1509—1564 . . . *Johann Calvin.*
- 1509—47 . . . *Heinrich VIII., König von England.*
- 1513—21 . . . *Papst Leo X., Medici.*
- 1514 . . . *Erhebung der ungarischen Bauern.*
- 1515—47 . . . *König Franz I. von Frankreich.*
- 1520—56 . . . *Karl V.*
- 1520—66 . . . *Sultan Suleiman der Prächtige.*
- 1521 . . . *Reichstag zu Worms.*
- 1519—22 . . . *Erste Weltumsegelung des Portugiesen Magellans.*
- 1519—21 . . . *Eroberung von Mexiko durch Cortez.*
- 1516 . . . *Thomas Morus veröffentlicht die „Utopia“.*
- 1517 . . . *Hans Sachs schreibt sein erstes Fastnachtsspiel.*
- 1519 . . . *Tod des Lionardo.*
- 1520 . . . *Tod des Raffael.*
- 1520 . . . *Stockholmer Blutbad. Vertreibung der Dänen aus Schweden.*
- 1522—34 . . . *Luthers Bibelübersetzung.*
- 1523—1560 . . . *Gustav Wasa. Einführung der Reformation in Schweden.*

- 1523 . . . *Tod Ulrichs von Hutten.*
- 1525 . . . *Anfänge der Bauernaufstände in Süddeutschland.*
- 1525 . . . *Schlacht von Pavia. — Hinrichtung Thomas Münzers.*
- 1526 . . . *Schlacht bei Mohatsch. Niederlage und Tod König Ludwigs von Ungarn. Vordringen der Türken.*
- 1527 . . . *Sacco di Roma. Erstürmung und Plünderung Roms durch die deutschen Landsknechte.*
- 1528 . . . *Gründung der Universität Marburg durch Philipp von Hessen.*
- 1529 . . . *Die Türken vor Wien. Luthers grosser und kleiner Katechismus.*
- 1530 . . . *Schmalkaldischer Bund.*
- 1532 . . . *Die Carolina, das erste deutsche Strafgesetzbuch, tritt in Kraft.*
- 1531 . . . *Die englische Kirche trennt sich von Rom und wird Staatskirche.*
- 1532—34 . . . *Pizarro erobert Peru.*
- 1533 . . . *Tod des Ariost.*
- 1534—35 . . . *Täuferherrschaft in Münster.*
- 1535 . . . *Frankreich schliesst die ersten Kapitulationen ab mit der Türkei.*
- 1536 . . . *Tod des Erasmus in Basel.*
- 1534 . . . *Ignatius Loyola gründet den Jesuitenorden.*
- 1541 . . . *Tod des Theophrastus Paracelsus.*
- 1543 . . . *Kopernikus veröffentlicht sein Buch über das Sonnensystem.*
- 1546—47 . . . *Schmalkaldischer Krieg. Schlacht bei Mühlberg.*
- 1546 . . . *Höchster Stand des Vermögens der Fugger: rund fünf Millionen Goldgulden.*
- 1547—84 . . . *Iwan IV. der Schreckliche, Zar von Russland.*
- 1552 . . . *Vertrag von Chambord: Bündnis zwischen Heinrich II. von Frankreich und den protestantischen Reichsständen.*
- 1553 . . . *Der Arzt Michael Servet in Genf verbrannt.*
- 1553 . . . *Englische Schiffe erreichen durch die nördliche Durchfahrt Archangel in Nordrussland.*
- 1555 . . . *Augsburger Religionsfrieden.*
- 1558 . . . *Tod Karls V.*
- 1564 . . . *Tod des Michelangelo.*

1576 . . . *Tod des Tizian.*

- Fueter, E., Geschichte des europäischen Staatensystems, 1919.
 Ranke, L. v., Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation, 1925—26.
 Ausgabe von P. Joachimsen.
 Brandi, K., Deutsche Reformation, 1927.
 Brandi, K., Karl V., 1937.
 Rassow, P., Die Kaiseridee Karls V., 1932.
 Häbler, K., Geschichte Spaniens unter den Habsburgern, 1907 f.
 Scheel, O., Martin Luther, 1921—50.
 Köhler, W., Zwingli und Luther, 1924 f.
 Huizinga, J., Erasmus, 1928.
 Holborn, H., Ulrich von Hutten, 1929.
 Troeltsch, E., Die Bedeutung des Protestantismus für die Welt, 1924.
 Ehrenberg, R., Das Zeitalter der Fugger, 1922.
 Gundolf, F., Paracelsus, 1927.
 Doumergue, E., Jean Calvin, 1899—1927.
 Alkinson, G., Les nouveaux horizons de la Renaissance française, 1935.
 Taylor, G. R. S., A modern History of England 1485—1932, 1932.
 Arneke, H., Kirchengeschichte und Rechtsgeschichte in England von der Reformation bis zum frühen achtzehnten Jahrhundert, 1937.
 Hackett, F., Henry the Eighth, 1934.
 Pollard, A. F., Wolsey, 1929.
 Wilding, P., Thomas Cromwell, 1933.
 Hunt, R. N., Calvin, 1935.
 Bohatec, J., Calvins Lehre von Staat und Kirche, 1937.
 Mowat, R. B., A History of European Diplomacy, 1936.
 Weber, Max, Die protestantische Ethik und der Geist des Kapitalismus (Ges. Aufsätze zur Religionsgeschichte I, 1920).
 Thode, H., Michelangelo, 1902 f.
 Brandes, G., Michelangelo, 1924.
 Mackowsky, H., Michelangelo, 1931.
 Fester, R., Machiavelli, 1900.

DIE GEGENREFORMATION

- 1545 . . . *Beginn des Trientiner Konzils.*
 1552 . . . *Begründung des Collegium Germanicum in Rom.*
 1556 . . . *Tod Loyolas.*
 1555—59 . . . *Papst Paul IV. Caraffa.*
 1556—98 . . . *Philipp II. von Spanien.*
 1551 . . . *Palestrina wird Kapellmeister in St. Peter in Rom.*
 1552 . . . *Tod des Pietro Aretino.*

- 1553—58 . . . *Maria die Katholische von England.*
 1558—1603 . . . *Elisabeth von England.*
 1559—67 . . . *Margarete von Parma Statthalterin in den Niederlanden.*
 1560—74 . . . *Karl IX. von Frankreich. Regentschaft seiner Mutter Katharina von Medici.*
 1559 . . . *Uniformitätsakte in England. Verfolgung der Nonconformisten.*
 1561 . . . *Heidelberger Katechismus.*
 1562 . . . *Beginn der französischen Religionskriege.*
 1566 . . . *Aufstand und Verfolgung der Morisken in Spanien.*
 1567 . . . *Alba geht nach den Niederlanden.*
 1568 . . . *Bürgerkrieg in Schottland. Maria Stuart verzichtet auf den Thron zu Gunsten ihres Sohnes und wird in England gefangen gesetzt.*
 1566 . . . *Zweite helvetische Konfession.*
 1570 . . . *Gründung der Londoner Börse.*
 1568 . . . *Hinrichtung der Grafen Egmont und Hoorne durch Alba.*
 1569 . . . *Cosimo Medici, der erste Grossherzog von Toskana.*
 1572 . . . *Tod des schottischen Reformators John Knox. — Die Bartholomäusnacht in Paris.*
 1576—1612 . . . *Kaiser Rudolf II.*
 1577 . . . *Konkordienformel, die Grundlage der lutherischen Orthodoxie.*
 1576 . . . *Jean Bodins Staatslehre erscheint.*
 1580—1640 . . . *Portugal als spanische Provinz.*
 1581 . . . *Lossagung der nördlichen Niederländischen Provinzen von Spanien unter Wilhelm von Oranien.*
 1584 . . . *Ermordung Wilhelms von Oranien.*
 1584 . . . *Tod des Kardinals Carl Borromeo.*
 1584 . . . *Gründung der englischen Kolonie Virginien.*
 1581 . . . *Tassos befreites Jerusalem erscheint.*
 1587 . . . *Enthauptung der Maria Stuart. Siegismund von Schweden besteigt den polnischen Thron.*
 1588 . . . *Untergang der gegen England entsandten spanischen Flotte (Armada).*
 1589—1610 . . . *Heinrich IV. von Frankreich (seit 1593 katholisch).*
 1593 . . . *Tod Christopher Marlowes.*

- 1597 ... Francis Bacon lässt seine ersten Essais erscheinen.
 1598 ... Schliessung des hansischen Stahlhofes in London.
 1598 ... Edikt von Nantes: Garantie der Rechte der Hugenotten.
 1564—1616 ... William Shakespeare.
 1596 ... Galilei (1564—1642) erfindet das Thermometer und das Fernrohr (1609).
 1600 ... Giordano Bruno in Rom verbrannt.
 1600 ... Gründung der englisch-ostindischen Kompagnie.
 1602 ... Gründung d. niederländisch-ostindischen Kompagnie.
 1604 ... Gründung der französisch-ostindischen Gesellschaft.
 1508—1605 ... Zar Boris Godunow von Russland.
 1603—5 ... Der falsche Demetrius.
 1613 ... Das Haus Romanow beginnt seine Herrschaft in Russland.
- Platzhoff, W., Geschichte des europäischen Staatensystems 1559—1660, 1928.
 Gothein, E., Staat und Gesellschaft im Zeitalter der Gegenreformation, 1908.
 Weisbach, W., Der Barock als Kunst der Gegenreformation, 1921.
 Boehmer, H., Die Jesuiten, 1921.
 Dudon, P., Saint Ignace de Loyola, 1936.
 v. Ranke, L., Die römischen Päpste in den letzten vier Jahrhunderten, 1900.
 Kehrer, H., Spanische Kunst von Greco bis Goya, 1926.
 Watson, F., The Life and Times of Catherine de' Medici, 1934.
 Grant, A. J., The Huguenots, 1936.
 Marcks, E., Gaspard von Coligny und das Frankreich seiner Zeit, 1892.
 Patry, R., Philippe du Plessis-Mornay (1549—1623), 1935.
 Marcks, E., Königin Elisabeth von England, 1926.
 Neale, J. E., Queen Elisabeth, 1934.
 Bowen, M., Mary Queen of Scots, 1936.
 Gooch, G. P., Political Thought in England from Bacon to Halifax, 1914.
 Palmer, R. L., English social history in the making. The Tudor Revolution, 1934.
 Wolff, M. J., Shakespeare, 1921.
 Rachfahl, F., Wilhelm von Oranien und der niederländische Aufstand, 1906—1924.
 Geyl, P., The Revolt of the Netherlands, 1932.
 Geyl, P., Geschiedenis van de Nederlandsche Stam, 1934 f.
 Brandi, K., Gegenreformation und Religionskriege, 1930.

NAMENSREGISTER

- Abälard, Pierre, franz. Kleriker. 299
 Achelis, H., deutscher Kirchenhistoriker. 500
 Adalbert, Erzbischof von Bremen. 242, 506
 Adelheid, Prinzessin von Burgund, Kaiserin, Gemahlin Otto I. 238
 Adolf, Graf von Nassau, deutscher König (1292-1298). 352.
 Aëtius, röm. Reichsfeldherr. 188
 Agamemnon, König v. Mykene. 89
 Aischylos, griech. Dramatiker. 99, 495
 Akbar (der Grosse), Mogulkaiser. 387, 517
 Alarich, König d. Westgoten. 186, 187, 501
 Alba, Ferdinand Alvarez v. Toledo, Herzog v. 465, 469, 521
 Alberti, Leone Battista, italienischer Künstler u. Gelehrter. 328, 330
 Albertus Magnus, (Albert v. Bollstädt), deutscher Theologe. 301, 512
 Albrecht I., deutsch. König. 352, 353
 Albrecht II., deutscher König (Albrecht V. v. Österreich) 363, 364
 Albrecht der Bär, Markgraf von Brandenburg. 271
 Albrecht v. Brandenburg, Kurerzbischof von Mainz. 425
 Albrecht v. Brandenburg, Hochmeister des Deutschordens, Herzog v. Preussen. 446
 d'Albuquerque, Alfonso, portugiesischer Feldherr u. Vizekönig. 401
 Alexander der Grosse, König von Makedonien. 67, 84, 92, 106, 107, 109, 110, 111, 112, 125, 127, 128, 139, 144, 172, 193, 197, 207, 397, 400, 496, 497
 Alexander Severus, röm. Kaiser. 174
 Alexander III., Papst. 268, 269
 Alexander VI. (Roderigo Borgia), Papst. 403, 416, 417, 515
 Alexis I., oströmischer Kaiser. 261, 262, 263
 Alfons X., der Weise, König v. Kastilien, deutscher König. 340, 510
 Alfonso V. v. Aragonien, König v. Neapel. 410
 Alfons VII., König v. Kastilien. 507
 Alfred der Grosse, König von England. 228, 229, 505
 Alkibiades, athenischer Feldherr u. Politiker. 94
 Alkinson, G., französ. Historiker. 520
 Alkwin, Abt in Tours. 222
 Allen, W. E. D., englischer Schriftsteller. 517
 Almagro, spanischer Entdecker. 403

- d'Almeida, Francisco, portug. Vicekönig. 401
- Almgren, O., skandinav. Altertumsforscher. 492
- Altdorfer, Albrecht, deutscher Maler. 376
- Altheim, F., deutscher Althistoriker. 498
- Amasis (Amosis II.), König von Ägypten (570-525). 67
- Amenophis III., König v. Ägypten. 62, 63
- Amenophis IV. (Echnaton), König v. Ägypten. 63, 64, 65, 493
- Amosis I., König v. Ägypten. 62
- Amos, jüdischer Prophet. 79
- Anakreon, griech. Dichter. 98
- Anaxagoras, griechisch. Philosoph. 100, 495
- Anaximander, jonischer Philosoph. 96
- Andrae, Tor, skandinav. Forscher. 503
- Andreas, W., deutscher Historiker. 515
- Fra Angeliko da Fiesole, ital. Maler. 521
- Anthistenes, griechisch. Philosoph. 104
- Antiochos III. d. Grosse, König von Syrien. 496
- Antonius, christlicher Heiliger. 500
- Antonius, Marcus, römisch. Staatsmann. 145, 146, 498
- Antoninus Pius, römischer Kaiser. 174, 457, 499
- Archilochos von Paros, griech. Dichter. 98
- Archimedes, griech. Mathematiker. 113
- Aretino, Pietro, italienischer Publizist. 436, 521
- Arneke, H., deutsch. Historiker. 520
- Ariost, ital. Dichter. 328, 413, 519
- Aristarch, griech. Naturforscher. 113
- Aristippos, griechischer Philosoph. 104
- Aristophanes, griechisch. Komödiendichter. 99, 495
- Aristoteles, griechischer Philosoph. 106, 110, 221, 299, 300, 322, 334, 414, 496
- Arius, christlicher Theologe. 178
- Arkadius, oströmischer Kaiser. 186
- Arnold v. Brescia, italienischer Politiker. 264, 267, 321, 507
- Arnulf von Kärnten, röm. Kaiser. 233, 236
- van Artvelde, Jakob, fläm. Volksführer. 342
- Aschoka, indisch. Kaiser. 46, 492
- Aspasia, Lebensgefährtin des Perikles. 98
- Assurnasirpal II., König d. Assyrer. 75
- Athanasius, christl. Theologe. 178
- Attila, König d. Hunnen. 185, 188, 193, 501
- Atreus, König v. Mykene. 89
- Augustus (Oktavian), röm. Kaiser. 133, 143, 145, 146, 147, 151, 161, 171, 172, 180, 498, 499, 501
- Augustinus, christl. Kirchenvater. 184, 324, 437, 454, 501
- Aurelian, röm. Kaiser. 175
- Ausonius, spätröm. Dichter. 222
- Bacon, Francis, engl. Staatsmann und Philosoph. 485, 522
- Balboa, Vasco Nuñez, spanischer Entdecker. 403
- Baldung Grien, Hans, deutscher Maler. 376
- Balduin I., Graf v. Flandern, latein. Kaiser. 277
- Balduin I., König v. Jerusalem. 507
- Ball, John, englischer Politiker. 342
- Bar Kochba, jüd. Volksführer. 499
- Barthol'd, Wladimir Wassiljewitsch, russ. Gelehrter. 503, 518
- Basilius II., Kaiser v. Byzanz. 252, 253

- Batu, mongolischer Herrscher. 380, 384
- Baynes, N. H., englischer Byzantinist. 502
- Bechtel, H. deutscher Wirtschaftshistoriker. 511
- Becker, C. H., deutscher Orientalist. 503
- Beda Venerabilis, angelsächsischer Kirchenmann. 222
- Belisar, oström. Feldherr. 192
- Bellini, Gian, venezianischer Maler. 415
- Beloch, K. J., deutscher Althistoriker. 496
- Bembo, Pietro, Kardinal, ital. Humanist. 411
- Benediktus von Nursia, Begründer des Benediktinerordens. 221, 502
- Benveniste, E., französ. Orientalist. 495
- Berengar v. Friaul, König v. Italien, röm. Kaiser. 505
- von Berlichingen, Götz, deutscher Ritter. 432
- Bernhard von Clairvaux, französ. Kirchenmann. 264, 265, 266, 274, 507
- Bernini, Lorenzo italien. Architekt. 457
- Bernward, Bischof v. Hildesheim. 506
- Bertrand, L., franz. Schriftsteller. 515
- Beth, K., deutscher Religionspsychologe. 492
- Berve, H., deutscher Althistoriker. 496
- Bibulus, römischer Konsul. 145
- Billard A., französ. Historiker. 515
- Boccaccio, Giovanni, ital. Dichter. 318, 328, 511
- Bodin, Johann, französ. Staatsdenker. 474, 521
- Boehmer, H., deutscher Historiker. 522
- Boethius, spätrömischer Philosoph. 222, 502
- Bohatec, J., deutscher Theologe. 520
- Bojardo, Graf, italien. Dichter. 328, 413
- Boleslaw, I. (Chrobry), König von Polen. 258, 506
- Boleyn, Anna, Gemahlin Heinrichs VIII. von England. 480
- Bonifaz VIII., Papst. 320, 512
- Bonifazius, Apostel der Deutschen. 215, 214 504
- v. Bora, Katharina, Ehefrau Luthers. 438
- Borgia, Cesare, päpstlicher Politiker. 417, 435
- Braun, Fr., russischer Historiker. 517
- Borgia, Lucrezia, Herzogin v. Ferrara. 417
- Boris, erster König von Bulgarien. 505
- Borkenau, F., deutscher Soziologe. 511
- Borromeo, Carlo, italien. Kardinal. 521
- Botticelli, Sandro, Florentiner Maler. 313, 331, 332
- v. Bouillon, Gottfried, Kreuzfahrer. 456
- Bouts, Dirk, fläm. Maler. 348
- Bowen, M., englischer Historiker. 522
- Brahe, Tycho, dänischer Astronom. 459
- Bramante (Donato Lazzari), ital. Baumeister. 422 457
- Brandes, G., dänischer Kulturhistoriker. 520
- Brandt, K., deutscher Historiker. 512, 520, 522
- Brant, Sebastian, deutscher Dichter. 374
- Breysig, K., deutscher Historiker. 491
- Brion, M. französ. Schriftsteller. 502

- Browne, E. G., *englischer Orientalist*. 503
 Brunellesco, Filippo, *italienischer Architekt*. 517, 530, 511
 Brunner, H., *deutscher Rechtshistoriker*. 504
 Brun, *Erzbischof v. Köln, Herzog v. Lothringen*. 505
 Bruno, Giordano, *italienischer Philosoph*. 522
 Brutus, M. Junius, *römischer Staatsmann*. 145
 Buddha, Gautama, *indischer Religionsstifter*. 44, 45, 46, 197, 206, 492
 Buhl, F., *deutscher Gelehrter*. 505
 Burdach, K., *deutscher Literaturhistoriker*. 510
 Burckhardt, Jakob, *Schweizer Kulturhistoriker*. 15, 491, 512
 Bury, J. B., *englischer Historiker*. 502
 Cabot, John, *englischer Seefahrer*. 517
 Cabral, Pedralvares, *portugies. Entdecker*. 517
 Calmette, J., *franz. Historiker*. 511
 Calvin, Johann, *französ.-schweiz. Reformator*. 441, 442, 443, 444, 518, 520
 Camoens, *portugies. Dichter*. 401
 Campbell, G. A., *englischer Historiker*. 515
 Can grande della Scala, *italienisch. Signore*. 515
 Caracalla, *röm. Kaiser*. 174, 500
 Don Carlos, *spanisch. Infant*. 465
 Carpaccio, Vittorio, *venezianischer Maler*. 531
 Cartellieri, A., *deutscher Historiker*. 510, 516
 Carter, H., *englischer Maler und Archäologe*. 495
 Cary, M., *englischer Historiker*. 496
 Cäsar, Gajus Julius, *röm. Staatsmann*. 141, 142, 143, 144, 145, 146, 147, 151, 152, 156, 172, 239, 342, 412, 479, 498, 500, 502
 Caesarion, *Sohn Cäsars*. 145
 Las Casas, *spanischer Dominikanerpater*. 404
 Caspar, Erich, *deutscher Historiker*. 501, 504, 515
 Cassiodor, *spätromisch. Geschichtsschreiber*. 222
 Cassius, C. Longinus, *röm. Staatsmann*. 145
 del Castagno, Andrea, *Maler*. 521
 Castiglione, Balthazar, Graf, *italienischer Hofmann und Schriftsteller*. 411, 412
 Catilina, L. Sergius, *röm. Politiker*. 141, 143, 498
 Cato, M. Portius, d. Ä., *röm. Politiker*. 128, 497
 Cato, M. Portius, der J., *röm. Politiker*. 142
 Catull, *röm. Dichter*. 152
 Cavaignac, E., *französischer Orientalist*. 494
 Celtis, Konrad, *deutscher Humanist*. 572
 Chalandon, F., *französ. Historiker*. 507
 Chaucer, Geoffrey, *englisch. Dichter*. 346, 514
 Childe, V. G., *englischer Prähistoriker*. 492
 Christian I., *König v. Dänemark, (Herzog v. Schleswig)*. 514
 Cheops, *ägyptischer König*. 59
 Chephrens, *ägyptischer König*. 59
 Chosroes I., *Grosskönig v. Persien*. 505
 Christensen, A., *skandinav. Gelehrter*. 503
 Christian von Troyes, *franz. Dichter*. 295
 Cicero, M. Tullius, *röm. Staatsmann und Schriftsteller*. 141, 145, 152, 156, 522, 524, 498
 Cid, Campeador (Ruy Diaz), *spanischer Heerführer*. 254

- Cimabue, Giovanni, *florent. Maler*. 523
 Cinna, L. Cornelius, *röm. Politiker*. 137, 138, 141
 Claudius, Appius, *röm. Staatsmann*. 151, 152
 Clemens III., *Papst*. 246
 Clemens von Alexandria, *christl. Kirchenlehrer*. 500
 Chlodowech, *König der Franken*. 190, 501
 Coelestin III., *Papst*. 520
 Cohen, R., *franz. Altertumswissenschaftler*. 497
 de Coligny, Gaspard, *franz. Staatsmann*. 472, 473, 474, 475, 522
 Colleoni, Bartolomeo, *venezianisch. Condottiere*. 512
 Collingwood, R. G., *englischer Historiker*. 501
 Collins, R. W., *nordamerikan. Historiker*. 511
 Colonna, Vittoria, *ital. Dichterin*. 455
 Columban d. Jüngere, *englischer Missionar*. 215
 Commodus, *römisch. Kaiser*. 174
 Comte, Auguste, *franz. Philosoph*. 16
 Contenau, G., *französ. Altertumsforscher*. 495
 Correggio, Antonio Allegrida, *ital. Maler*. 456
 Cortez, Ferdinand, *spanischer Entdecker*. 403, 518
 Costa, Lorenzo, *italien. Maler*. 518
 Coulton, G. G., *englischer Historiker*. 511
 Cranach, Lukas, *deutscher Maler*. 376, 465
 Crassus, M. Licinius, *röm. Staatsmann*. 139, 140, 141, 142, 143, 498
 Creel, H. G., *englischer Sinologe*. 495
 Cromwell, Oliver, *englisch. Staatsmann*. 486
 Cromwell, Thomas, *englischer Politiker*. 520
 von Cues, Nikolaus, *Kardinal, deutscher Philosoph*. 572, 573, 514
 Cumont, F., *deutscher Religionshistoriker*. 500
 Cyprian, *christlich. Kirchenlehrer*. 500
 Dante Alighieri, *ital. Dichter*. 280, 321, 326, 327, 528, 553, 422, 511
 Daniel, *jüdischer Prophet*. 82
 Danzel, Th. W., *deutscher Völkerkundler*. 518
 Dareios I., (Hystaspes), *König v. Persien*. 83, 84, 92, 495.
 Dareios III., der Grosse, *Kodomanos, Sohn der Hystaspes, König v. Persien*. 109, 110
 David, *König v. Israel*. 79, 80, 161, 494
 Davidsohn, R., *deutscher Historiker*. 512
 Decius, *röm. Kaiser*. 175
 Dehio, G., *deutscher Kunstgelehrter*. 504
 Delbrück, Hans, *deutscher Historiker*. 4
 Demetrius, *russ. Kronpräsident*. 386, 522
 Demokritos, *griechischer Naturphilosoph*. 102, 495
 Demosthenes, *athenischer Staatsmann*. 108, 109, 496
 Desiderius, *König d. Langobarden*. 216
 Diehl, Ch., *französischer Gelehrter*. 502, 503
 Dilthey, W., *deutscher Kulturphilosoph*. 491
 Diokletian, *röm. Kaiser*. 175, 176, 177, 178, 179, 500, 502
 Dionysos, d. Jüngere, *Tyrann von Syrakus*. 105
 Djoser, *ägyptischer König*. 59
 Domenico Zampieri, vgl. El Greco

- Dominikus, *Gründer des Dominikanerordens*. 291
 Domitian, *röm. Kaiser*. 171
 Donatello, *florent. Bildhauer*. 530, 511
 Dopsch, A., *österreich. Historiker*. 502, 504
 Doumergue, E., *französ. Theologe*. 520
 Dozy, R., *französ. Historiker*. 504
 Drake, Francis, *engl. Admiral*. 485
 Drusus, Livius, *röm. Volkstribun*. 136, 137, 499
 Drusus, Claudius, *röm. Feldherr*. 499
 Dubois, Pierre, *französ. Publizist*. 348
 Dudon, P., *französ. Historiker*. 522
 Dunbar, George, *engl. Gelehrter*. 492
 Dürer, Albrecht, *deutscher Maler*. 375, 419, 462, 515
 Duschán, Stephan, *serbischer Fürst*. 381
 Dykmans, G., *belgischer Ägyptologe*. 495
 Eberhard II., *der Greiner, Graf v. Württemberg*. 359
 Echnaton, *König v. Ägypten s. Amenophis IV.*
 Eck, A., *belgischer Gelehrter*. 517
 Eckhardt, Meister, *deutscher Mystiker*. 360
 Eduard I., *König v. England*. 512, 516
 Eduard II., *König v. England*. 516
 Eduard IV., *König v. England*. 345
 Eduard VI., *König v. England*. 480
 Eduard der Bekenner, *angelsächsischer König*. 506
 Egbert, *angelsächs. König*. 504
 Eginhard, *fränkischer Schriftsteller u. Baumeister*. 225
 Egmont, Lamoral, *Graf v., niederländischer Grosser*. 469, 521
 Ehrenberg, R., *deutscher Wirtschaftshistoriker*. 520
 Eike von Reggow, *Verfasser des Sachsenspiegels*. 502, 509
 v. Eicken, H., *deutscher Geisteshistoriker*. 504
 Eisenmann, L., *französ. Historiker*. 517
 Elagabal, *röm. Kaiser*. 174
 Elias, *jüdischer Prophet*. 79
 Elisabeth, *die Heilige, Landgräfin v. Thüringen*. 291, 509
 Elisabeth, *Königin v. England*. 480, 481, 482, 485, 521, 522
 Empedokles, *griechisch. Philosoph*. 100, 495
 Engelbert, *Erzbischof v. Köln*. 282
 Enzio, *König v. Sardinien*. 285
 Epaminondas, *thebanisch. Staatsmann*. 106, 496
 Epikur, *griechisch. Philosoph*. 112, 496
 Eppelsheimer, H. W., *deutscher Romanist*. 512
 Erasmus von Rotterdam, *niederländischer Humanist*. 375, 450, 519, 520
 Eratosthenes, *griechisch. Naturphilosoph*. 113
 Erman, A., *deutscher Ägyptologe*. 495
 Ernst, *Herzog v. Schwaben*. 241
 Este, Alfonso, *Herzog von Ferrara*. 417
 Eugen IV., *Papst*. 321
 Eugen, *Prinz von Savoyen*. 417
 Euklides, *griech. Philosoph*. 113
 Euripides, *griech. Dramatiker*. 99, 105, 495
 van Eyck, Hubert, *niederländischer Maler*. 348, 514
 van Eyck, Jan, *niederländ. Maler*. 348, 514
 Ezechiel, *jüdischer Prophet*. 79
 Ezzelino da Romano, *staufischer Generalkvilar*. 283

- Fabius, Quintus, Maximus, *röm. Feldherr*. 128, 523, 416
 Farnese, Alexander, *Prinz v. Parma, Statthalter der Niederlande*. 470, 485
 Faust, Joh., *deutscher Doktor*. 374, 419
 Fehr, H., *Schweizer Gelehrter*. 515
 Ferdinand I., *deutsch-römisch. König u. Kaiser, König v. Ungarn*. 453, 459, 446, 457, 458
 Ferdinand II., *deutsch-röm. Kaiser*. 459, 460
 Ferdinand II., *der Katholische, König v. Aragon*. 340
 Ferrero, Guglielmo, *ital. Gelehrter*. 500
 Fester, R., *deutscher Historiker*. 520
 Ficino, Marsilio, *ital. Humanist*. 334
 Finke, H., *deutscher Historiker*. 491
 Firdusi, *persischer Epiker*. 206, 516
 Fischart, Johann, *deutsch. Schriftsteller*. 462
 Fisher, H. A. L., *engl. Historiker*. 491
 Flémalle, Meister v., *niederl. Maler*. 348
 della Francesca, Piero, *ital. Maler*. 321
 Frank, T., *englischer Latinist*. 498
 Franke, O., *deutscher Sinologe*. 493
 Franz von Assisi, *Ordensstifter*. 291, 292, 519, 508, 510
 Franz I., *König v. Frankreich*. 417, 419, 425, 424, 428, 454, 439, 442, 444, 518
 Franz II., *König v. Frankreich*. 472
 Franz von Sales, *der Heilige, französischer Kirchenmann*. 477
 Friedländer, L., *deutscher Kulturhistoriker*. 500
 Friedrich I., *Barbarossa, deutsch-röm. König und Kaiser*. 266, 267, 268, 269, 270, 271, 272, 275, 278, 294, 364, 508, 510
 Friedrich II., *deutsch-röm. König u. Kaiser*. 266, 274, 275, 278, 279, 280, 281, 282, 283, 284, 285, 295, 295, 299, 300, 303, 330, 351, 364, 508, 509, 510
 Friedrich der Schöne, *deutscher König*. 353, 513
 Friedrich III., *deutsch-röm. König und Kaiser*. 363, 364
 Friedrich, *der Weise, Kurfürst von Sachsen*. 428
 Frobenius, Leo, *deutscher Forschungsreisender*. 16
 Fueter, E., *schweiz. Historiker*. 520
 Fugger, Jakob, *deutscher Kaufherr*. 370
 Gagliardi, E., *Schweizer Historiker*. 515
 Galilei, *italien. Naturforscher*. 522
 Gann, Th., *engl. Gelehrter*. 518
 Garstang, J., *englischer Archäologe*. 494
 Gattamelata, *ital. Condottiere*. 511
 Gaudefroy-Demombynes, M., *franz. Gelehrter*. 503
 Gedimin, *litauischer Grossfürst*. 516
 Geffcken, J., *deutscher klass. Philologe*. 501
 Geiler von Kaisersberg, Johann, *deutscher Humanist*. 374
 Geiserich, *König d. Vandalen*. 187, 188, 501
 Gelzer, M., *deutscher Althistoriker*. 500
 Georg Podiebrad, *König von Böhmen*. 364, 514
 Germanicus, *röm. Feldherr*. 499
 Gerbert von Rheims, *Erzbischof, später Papst Sylvester II.* 241
 Gero, *Markgraf von Brandenburg*. 235
 Geyer, Florian, v. Geyersberg, *deutscher Ritter und Heerführer*. 452
 Geyl, P., *niederländischer Historiker*. 522
 Ghiberti, Lorenzo, *florentinischer Bildhauer*. 317, 330
 Ghirlandajo, Domenico, *florent. Maler (1449-1494)*. 331, 332

- Giorgione (Giorgio Barbarelli), *venezian. Maler.* 415
 Giotto, *italien. Maler.* 519, 530, 511
 Gobineau, Graf, *franz. Schriftsteller.* 15
 Godunow, Boris, *russ. Zar.* 586, 522
 Goerlitz, W., *deutscher Althistoriker.* 501
 van der Goes, Hugo, *niederländischer Maler.* 348
 Goetz, Hermann, *deutscher Indologe.* 492
 Goetz, Walter, *deutscher Historiker.* 491
 Goldziher, J., *deutscher Islamforscher.* 505
 Gonzaga, Elisabeth, *Herzogin von Urbino.* 411, 412
 Gonzaga, Isabella, *Herzogin von Urbino.* 412
 Gooch, G. P., *englischer Historiker.* 522
 Gothein, E., *deutscher Kulturhistoriker und Nationalökonom.* 522
 Gottfried von Strassburg, *deutsch. Epiker.* 296, 508
 Goya, Francisco, *spanischer Maler.* 522
 Gozzoli, Benozzo, *italien. Maler.* 531
 Gracchus, Gajus, *röm. Volkstribun.* 154, 135, 141, 497
 Gracchus, Tiberius Sempronius, *röm. Volkstribun.* 135, 134, 141, 497
 Graham, St., *engl. Gelehrter.* 517
 Grant, A. J., *engl. Gelehrter.* 522
 Granvella, Anton, *Kardinal, niederländischer Staatsmann.* 469
 Greco, El (vgl. Domenico), *span. Maler.* 467, 522
 Gregor von Tours, *fränkischer Kirchenmann.* 222
 Gregor I., d. Grosse, *Papst.* 214, 504
 Gregor VII. (Mönch Hildebrand), *Papst.* 243, 244, 245, 246, 247, 253, 264, 506
 Gregor IX., *Papst.* 281, 282
 Gregorovius, E., *deutscher Gelehrter.* 512
 Grundmann, H., *deutscher Religionshistoriker.* 511
 Grünwald, Matthias, *deutscher Maler.* 575
 Guiccardini, Francesco, *italien. Geschichtsschreiber.* 532, 435
 Guiscard, Robert, *Herzog von Apulien.* 244, 246, 506
 v. Guise, Franz, *Herzog.* 472
 v. Guise, Karl, *Kardinal.* 472
 v. Guise, Heinrich, *Herzog.* 475
 Gutenberg, Johann, *deutscher Erfinder.* 574, 514
 Gundolf, F., *deutscher Literaturhistoriker.* 520
 Günther, Graf von Schwarzburg, *deutscher König.* 557
 Günther, S., *deutscher Historiker.* 518
 Häbler, K., *deutscher Historiker.* 520
 Hackett, F., *engl. Historiker.* 520
 Hadrian, *röm. Kaiser.* 164, 173, 499, 500
 Hadrian IV., *Papst.* 259, 265, 267
 Hafis, *persischer Dichter.* 206
 Halifax, G. S., *englischer Staatsmann.* 522
 Haller, J., *deutscher Historiker.* 507
 Halphen, L., *franz. Historiker.* 491
 Hamilkar Barkas, *karthag. Feldherr.* 126, 127
 Hamm, E., *deutscher Gelehrter.* 511
 Hammurapi, *König von Babylonien.* 73, 74, 76, 494
 Hampe, Karl, *deutscher Historiker.* 504, 507, 510
 Hannibal, *karthagisch. Feldherr u. Staatsmann.* 126, 127, 128, 129, 158, 497
 Hantsch, H., *österreichischer Historiker.* 515

- Harald Blauzahn, *König v. Dänemark.* 506
 Haremhab, *ägypt. Feldherr.* 65
 v. Harnack, Adolf, *deutscher Kirchenhistoriker.* 500
 Hartmann v. d. Aue, *deutscher Dichter.* 507
 Hartmann, L. M., *österreichischer Historiker.* 502
 Harun al Raschid, *Kalif von Bagdad.* 218, 504
 Hasdrubal, *karthag. Feldherr.* 127
 Haskins, Ch. H., *engl. Historiker.* 507
 Hatschek, J., *deutsch. Staatsrechtslehrer.* 515
 Hatschesput, *ägyptische Königin.* 61, 62, 64
 Hauck, A., *deutscher Kirchenhistoriker.* 504
 Hefele, H., *deutscher Kirchenhistoriker.* 510
 Hegel, Georg Friedrich Wilhelm, *deutscher Philosoph.* 12, 14, 491
 Heinrich I., *deutscher König.* 255, 254, 505
 Heinrich II., *deutsch-röm. König u. Kaiser.* 239
 Heinrich III., *deutsch-röm. König u. Kaiser.* 242, 243, 251, 506
 Heinrich IV., *deutsch-röm. König und Kaiser.* 245, 246, 247, 506
 Heinrich V., *deutsch-röm. König u. Kaiser.* 247, 507
 Heinrich VI., *deutsch-röm. König und Kaiser.* 271, 272, 273, 274, 278, 508
 Heinrich VII. (Graf v. Luxemburg), *deutsch-röm. König und Kaiser.* 553, 512
 Heinrich, *deutscher König, Sohn Friedrichs II.* 280, 281, 282
 Heinrich, *Herzog v. Bayern.* 254
 Heinrich der Stolze, *Herzog von Bayern und von Sachsen.* 264, 270, 507
 Heinrich der Löwe, *Herzog v. Sach-*
sen u. Bayern. 265, 266, 269, 270, 271, 272, 508
 Heinrich Raspe, *Landgraf von Thüringen.* 285
 Heinrich II., *König v. Frankreich.* 459, 445, 472, 519
 Heinrich III., *König v. Frankreich.* 474
 Heinrich IV., *König v. Frankreich und König v. Navarra.* 472, 474, 475, 476, 477, 478, 479, 521
 Heinrich II., *König v. England.* 259
 Heinrich VII., *König v. England.* 546, 515
 Heinrich VIII., *König v. England.* 457, 479, 480, 483, 484, 518, 520
 Heinrich der Seefahrer, *Infant von Portugal.* 401, 517
 v. Helfenstein, Graf, *deutscher Dynast.* 435
 v. Henneberg, Berthold, *Kurfürst v. Mainz.* 364, 515
 Heraklit, *griech. Philosoph.* 96
 Herder, Joh. Gottfried, *General-superintendent.* 16, 491
 Hermann d. Cherusker (Arminius), *germ. Häuptling.* 170, 365, 428
 Hermann v. Salza, *Grossmeister d. Deutschordens.* 515
 Hermann von Wied, *Erzbischof, Kurfürst v. Köln.* 445, 459
 Herodes der Grosse, *König v. Judäa.* 161, 165
 Herodot, *griech. Geschichtsschreiber.* 83, 100
 Hertz, F., *österreichischer Soziologe.* 492
 Hesiod, *griech. Dichter.* 98, 156, 495
 Hetphers, *ägyptische Königin.* 59
 Hideyoshi, *japanisch. General und Reichsmarschall.* 394, 517
 Hieron I., *Tyrann v. Syrakus.* 497
 Hieron II., *König v. Sizilien.* 497
 Hieronymus, *christl. Kirchenvater.* 501
 Hieronymus von Prag, *tschechischer Kirchenreformer.* 361, 362

Hipparchos, *griech. Mathematiker*. 115
 Hippokrates, *griech. Arzt*. 100
 Hirt, Hermann, *deutscher Philologe*. 502
 Hitti, Ph. K., *nordamerikan. Orientalist*. 505
 Hodgkin, R. H., *engl. Historiker*. 502
 Hoernes, M., *deutscher Prähistoriker*. 492
 Höfler, O., *deutscher Forscher*. 502
 Holbein, Hans, d. J., *deutscher Maler*. 576, 463, 484, 515
 Holborn, H., *deutscher Historiker*. 520
 Holleaux, M., *franz. Althistoriker*. 498
 Holtzmann, R., *deutscher Historiker*. 515
 Homer, *griechisch. Dichter*. 156, 325
 Honorius, *weströmisch. Kaiser*. 186
 Hood, Robin, *altengl. Volkskämpfer*. 542
 Hoorn, Graf, *niederländ. Grosser*. 469, 521
 Horaz, Horatius, Q., Flaccus, *römischer Dichter*. 152, 156, 322, 499
 Hosea, *jüdischer Prophet*. 79
 Howorth, H. H., *engl. Gelehrter*. 517
 Huch, Ricarda, *deutsche Schriftstellerin*. 507
 Hudson, G. F., *engl. Schriftsteller*. 517
 Hugo Capet, *König v. Frankreich*. 506
 Huizinga, J., *niederländischer Kulturhistoriker*. 511, 515, 520
 Hunt, R. N., *engl. Schriftsteller*. 520
 Hus, Johann, *tschechischer Reformator*. 359, 361, 362, 514, 515
 v. Hutten, Ulrich, *deutscher Publizist*. 365, 428, 429, 519, 520
 Innozenz III., *Papst*. 275, 276, 277, 278, 280, 508
 Innozenz IV., *Papst*. 285

Innozenz VIII., *Papst*. 416
 Irene, *Kaiserin v. Byzanz*. 504
 Isabella, *Königin v. Kastilien*. 540
 Iwan III., *Zar v. Russland*. 516
 Iwan IV., *der Gestrenge, Zar von Russland*. 385, 386, 517, 519
 Jaeger, W., *deutscher Gräzist*. 496
 Jakob I., *König v. England (Jakob VI. v. Schottland)*. 485, 521
 Jastrow, J., *deutscher Nationalökonom und Historiker*. 491
 Julian, *Apostata, röm. Kaiser*. 184, 501
 Jeremia, *jüdischer Prophet*. 79
 Jesaja (I), *Prophet*. 79
 Jesaja (II), *Prophet*. 79
 Jesus Christus. 11, 160, 161, 162, 164, 177, 178, 191, 205, 207, 220, 255, 264, 275, 291, 319, 522, 551, 554, 542, 573, 575, 420, 428, 499, 514
 Joachimsen, P., *deutscher Historiker*. 520
 Johann, *Parricida, Herzog von Schwaben*. 552
 Johann, *Graf v. Luxemburg*. 555
 Johann, *König v. Böhmen*. 555
 Johann, *Herzog v. Görlitz, Sohn Karls IV.* 558
 Johann ohne Land, *König v. England*. 276
 Johann XII., *Papst*. 256
 Johann XXI., *Papst*. 555, 554
 Johannes d. Täufer, *jüdischer Prophet*. 499
 Johann von Nepomuk, *tschechischer Kirchenmann*. 559
 Johann von Leyden, *Wiedertäufer*. 441
 Jeanne d'Arc, *die Jungfrau von Orleans*. 545, 544, 514, 515
 Johanna, *Erbtochter von Spanien*. 564
 Johnson, E. N., *nordamerik. Historiker*. 502
 Jorga, N., *rumänischer Gelehrter*. 502

Joseph, *jüdischer Patriarch*. 78
 Jugurtha, *König v. Numidien*. 155
 Don Juan d'Austria, *span. Feldherr und Staatsmann*. 465
 Julius II., *Papst*. 415, 421, 422, 425, 435
 Junker, Hermann, *österr. Ägyptologe*. 491
 Justinian I., *oström. Kaiser*. 191, 192, 502
 Juvenalis, D. Junius, *röm. Dichter*. 152, 522, 499
 Kaerst, J., *deutsch. Althistoriker*. 496
 Kambyses, *Grosskönig v. Persien*. 67, 85
 Kantorowicz, E., *deutscher Historiker*. 510
 Karl Martell, *fränk. Hausmeier*. 211, 504
 Karl der Grosse, *fränkischer König, röm. Kaiser*. 188, 211, 212, 215, 216, 217, 218, 219, 220, 221, 222, 223, 227, 229, 234, 239, 241, 251, 254, 295, 328, 555, 418, 502, 505, 504
 Karl der Kahle, *westfränkischer König*. 227
 Karlman, *fränkischer König*. 215
 Karl der Einfältige, *westfränkisch. König*. 250
 Karl IV., *deutsch-röm. König und Kaiser*. 521, 555, 556, 557, 558, 559, 515
 Karl V., *deutsch-röm. König und Kaiser*. 409, 410, 417, 418, 424, 428, 429, 435, 434, 435, 439, 444, 445, 446, 447, 460, 466, 468, 469, 518, 519, 520
 Karl v. Anjou, *König von Sizilien*. 285, 509
 Karl der Kühne, *Herzog von Burgund*. 547, 552, 564, 514
 Karl VIII., *König von Frankreich*. 417, 418, 419, 420, 515
 Karl IX., *König von Frankreich*. 472, 521

Katharina de' Medici, *Königin von Frankreich*. 472, 475, 474, 521, 522
 Katharina von Siena, *christl. Heilige*. 560
 Kasimir III., *der Grosse, König v. Polen*. 549, 515
 Kees, H., *deutsch. Ägyptologe*. 495
 Kehrer, H., *deutscher Kunsthistoriker*. 522
 Kepler, Johann, *deutscher Astronom*. 459
 Kern, F., *deutscher Historiker*. 492
 King, L. W., *englischer orient. Archäologe*. 494
 Kirkpatrick, F. A., *engl. Historiker*. 518
 Kittel, R., *deutscher Theologe*. 495
 Klemens VI., *Papst*. 242
 Klemens VII., *Papst*. 454
 Kimon, *athen. Feldherr*. 94
 Kilian, *irischer Missionar*. 215
 Klaudius, *römisch. Kaiser*. 158
 Kleopatra, *ägyptische Königin*. 145, 145, 146, 498
 Kliton, *makedonischer Offizier*. 111
 Knox, John, *schottischer Reformator*. 482, 521
 Knut d. Grosse, *König von Dänemark u. England*. 250, 506
 Köhler, W., *deutscher Kirchenhistoriker*. 520
 Kolumbus, Christoph, *span. Entdecker*. 597, 402, 517
 Konrad I., *Herzog der Franken, deutscher König*. 255, 505
 Konrad II., *deutsch-röm. König u. Kaiser*. 241, 245, 246, 251, 506
 Konrad III., *deutsch-röm. König u. Kaiser*. 263, 269, 507
 Konrad IV., *deutscher König*. 285, 285
 Konrad, *Gegenkönig, Sohn Heinrichs IV.* 247
 Konrad von Marburg, *Ketzerrichter*. 291
 Konrad, *Herzog v. Masowien*. 293
 Konradin, *Herzog v. Schwaben*. 285

- Konstanze, Erbprinzessin von Sizilien, deutsch-röm. Königin und Kaiserin, Gemahlin Heinrichs VI. 271, 274, 275
- Konstantia, Prinzessin v. Aragon, 1. Gemahlin Friedrichs II. 276
- Konstantin d. Grosse, röm. Kaiser. 178, 179, 180, 183, 184, 191, 215, 239, 500
- Konstantin II., röm. Kaiser. 184
- Konstantinos XI., byzantin. Kaiser. 382
- Konstantius Chlorus, röm. Unterkaiser. 178
- Kopernikus, Nikolaus, deutsch-polnischer Astronom. 113, 373, 419, 519
- Koepf, F., deutscher Archäologe. 502
- Köttschke, R., deutsch. Historiker. 504, 507
- Krafft, Adam, deutscher Bildhauer. 376, 515
- Krause, F. E. A., deutscher Sinologe. 493
- Kretschmayr, H., deutscher Historiker. 512
- Kroisos, König d. Lyder. 85
- Kublai-Khan, Herrscher der Mongolen. 516
- Kulischer, J., russischer Forscher. 517
- Kung-tse (Konfuzius) (Kongfutse), chinesischer Staatsmann. 51, 200, 206, 388, 392, 493
- Kunigunde, Kaiserin, Gemahlin Heinrichs II. 239
- Kyrillos, Konstantin, griech. Apostel der Slaven. 231, 505
- Kyros, Grosskönig der Perser. 83, 494
- Lamouche, L., französ. Historiker. 517
- Lao-tse, chinesischer Religionsstifter. 51, 52, 206, 493
- Ladislau Posthumus, König von Ungarn und Böhmen. 364
- Latourette, K., nordamerik. Sinologe. 495
- Leicester, Dudley, Robert, Graf. v., engl. Staatsmann. 485
- Leo III., Papst. 218, 219, 504
- Leo IX., (Bruno v. Toul), Papst. 243
- Leo X., (Giovanni Medici), Papst. 411, 415, 423, 424, 518
- Leonidas, König von Sparta. 93
- Lepidus, Aemilius, römischer Konsul. 139, 145, 146, 498
- Lindner, Th., deutscher Historiker. 491
- Lippi, Filippo, Fra, italienischer Maler. 335
- Livius, Titus, römischer Historiker. 152
- Longford, J. H., engl. Gelehrter. 518
- Losserth, J., österreichischer Historiker. 515
- Lot, F., französ. Gelehrter. 502
- Lothar II., röm. Kaiser. 227
- Lothar von Supplinburg, deutsch-röm. König und Kaiser. 263, 264, 269, 270, 271
- Lucullus, L. Licinius, röm. Feldherr und Staatsmann. 140
- Ludwig d. Deutsche, ostfränkisch. König. 227, 505
- Ludwig der Fromme, fränkischer König, röm. Kaiser. 219, 223, 227, 505
- Ludwig der Bayer, deutsch-röm. König und Kaiser. 353, 354, 355, 515
- Ludwig IX., d. Heilige, König von Frankreich. 283, 284, 285, 509
- Ludwig XI., König v. Frankreich. 344
- Ludwig XII., König v. Frankreich. 421, 515
- Ludwig XIV., König v. Frankreich. 417, 473
- Ludwig II., König v. Ungarn. 519
- Lukrez, römisch. Dichter. 152

- Luther, Martin, deutscher Reformator. 423, 424, 425, 426, 427, 428, 429, 430, 431, 432, 433, 434, 437, 438, 439, 440, 441, 443, 444, 459, 479, 518, 519, 520
- Lysippos, griechisch. Bildhauer. 114
- Machiavelli, Niccolò, italienischer Staatsdenker. 321, 332, 435, 436, 443, 512, 520
- Mc Ilwain, Ch. H., nordamerikan. Historiker. 496
- Mackowsky, H., deutscher Kunsthistoriker. 520
- Maderna, Carlo, römischer Baumeister. 457
- Magelhaens, Fernão, portugiesisch. Weltumsegler. 401, 518
- Mago, karthag. Staatsmann. 130
- Mahmud, Sultan v. Afghanistan. 516
- Malatesta, Sigismondo, Fürst von Rimini. 314, 315
- Manfred, König v. Sizilien. 285
- Mani, persischer Religionsstifter. 177, 500
- Mantegna, Andrea, italien. Maler. 332, 412
- Manuel der Grosse, König v. Portugal. 517
- Marcks, E., deutscher Historiker. 522
- Marcus Aurelius, römisch. Kaiser. 174, 499, 501
- Margarete v. Parma, Statthalterin der Niederlande. 469, 521
- Margarete v. Valois, Königin v. Navarra, Königin v. Frankreich. 474
- Maria die Katholische, Königin v. England. 480, 521
- Maria Stuart, Königin von Schottland. 482, 521, 522
- Maria, Erbtochter v. Burgund. 364
- Marius, Gajus, röm. Feldherr. 136, 137, 138, 139, 141, 142, 198
- Marino Falieri, Doge v. Venedig. 513
- Marlow, Christopher, englischer Dramatiker. 522
- Marshall, John, englisch. Archäologe. 492
- Marsilius von Padua, ital. Staatsdenker. 342, 354, 513
- Maspero, H., französischer Sinologe. 493
- Malherbe, F. de, französ. Dichter. 478
- Martin V., Papst. 362
- Masaccio, italien. Maler. 331
- Mathilde, Markgräfin v. Toscanen. 268, 269
- Matthias, deutsch-röm. Kaiser. 460
- Matthias Corvinus, König von Ungarn. 364, 514
- Maximilian I., deutsch-röm. König und Kaiser. 364, 365, 366, 370, 375, 409, 463, 515
- Maximilian II., deutsch-röm. König und Kaiser. 458, 459
- Maximilian I., Herzog von Bayern. 459, 460
- Maximus, röm. Kaiser. 175
- Mechtild, englische Königstochter, Gemahlin Heinrichs des Löwen. 271
- Medici, Cosimo de', florentinischer Bankherr und Staatsmann. 332, 521
- Medici, Cosimo I., Grossherzog v. Toskana. 521
- de' Medici, Guiliano, florentinisch. Staatsmann. 335, 411
- Medici, Lorenzo de' (il Magnifico), Herr von Florenz. 332, 333, 334, 410, 411, 512
- Mehmed II., der Eroberer, Sultan der Osmanen. 381, 382, 516
- Meinecke, F., deutscher Historiker. 491
- Meissner, B., deutscher Orientalist. 494
- Melanchthon, Philipp, deutscher Reformator. 428, 439

- Memling, Hans, *niederländischer Maler*. 348
 Menandros, *griechisch. Komödiendichter*. 496
 Menes, *ägyptischer König*. 58
 Menghin, Oswald, *österreichischer Prähistoriker*. 23, 492
 Metella, Cecilia, *röm. Patrizierin*. 456
 Methodios, *griech. Apostel d. Slawen*. 505
 Metternich, Clemens, *Fürst, Staatskanzler*. 417
 Metzler, Georg, *Führer im deutschen Bauernkrieg*. 432
 Michael, *König v. Serbien*. 506
 Meyer, E., *deutscher Althistoriker*. 493
 Michelangelo Buonarroti, *italien. Künstler*. 333, 422, 423, 454, 455, 457, 519, 520
 Miesko I., *Herzog v. Polen*. 506
 Milioukow, P., *russ. Gelehrter*. 517
 Minos, *König v. Kreta*. 88
 v. Mirandola, Pico, *Graf, italien. Humanist*. 333, 334
 Mithridates d. Grosse, *König von Pontus*. 137, 140, 497, 498
 Mitteis, H., *deutscher Gelehrter*. 511
 Mohammed, *arab. Religionsstifter*. 201, 202, 203, 204, 206, 503
 Mollat, G., *französ. Gelehrter*. 512
 Momigliano, E., *ital. Gelehrter*. 510
 Mommsen, Th., *deutscher Geschichtsschreiber*. 498, 500
 Monnier, *französ. Gelehrter*. 512
 Montaigne, Ph., *französ. Philosoph*. 478
 v. Montefeltre, Federigo, *Herzog v. Urbino*. 315, 411
 Montezuma II., *Kaiser von Mexiko*. 517
 Moret, A., *französ. Ägyptologe*. 493
 Moritz, *Kurfürst von Sachsen*. 445, 446
 Moro, Ludovico, *Herzog von Mailand*. 419
 Morus, Thomas, *englischer Staatsdenker*. 518
 Moses, *jüdischer Volksführer*. 78, 79, 80
 Moss, H., *engl. Historiker*. 502
 Mowat, R. B., *engl. Historiker*. 520
 Müller, Hans, von Bulgenbach, *deutscher Bauernführer*. 452
 v. Münchhausen, Hilmar Freiherr, *deutscher Feldhauptmann*. 461
 Münzer, Thomas, *religiöser Schwärmer*. 433, 434, 519
 Murad, *türkischer Sultan*. 380
 Murdoch, James, *engl. Schriftsteller*. 518
 Murner, Thomas, *deutsch. Schriftsteller*. 374
 Myron, *griech. Bildhauer*. 97
 Nachod, O., *deutscher Ostasienforscher*. 518
 Napoleon I., *Kaiser der Franzosen*. 278, 409, 417
 Narses, *oström. Feldherr*. 192
 Neale, J. E., *englischer Historiker*. 522
 Nebukadnezar I., *König v. Babylonien*. 494
 Nebukadnezar II., *König v. Babylonien*. 76, 492
 Nekht, *ägyptischer Grosser*. 64
 Nero, *röm. Kaiser*. 163, 171, 174, 314, 499
 Nerva, *röm. Kaiser*. 172
 von Nettesheim, Agrippa, *deutsch. Naturphilosoph*. 374
 Newton, A. P., *englischer Kolonialhistoriker*. 518
 Nicuesa, *spanisch. Entdecker*. 403
 Nikolaus V., *Papst*. 416, 422
 Nina, L., *italien. Historiker*. 511
 Nofrotete, *Königin v. Ägypten*. 64
 Nogara, Bartolomeo, *ital. Archäologe*. 498
 Notker der Deutsche, *Mönch von St. Gallen*. 237

- Occam, Wilhelm von, *englischer Staatsdenker*. 342
 Odo, *Abt von Cluny*. 505
 Odowakar, *germanisch. Heerkönig*. 189, 501
 Oldenberg, H., *deutscher Indologe*. 492
 Olga, *Grossfürstin v. Byzanz*. 506
 Olmstead, A. T., *nordamerikanisch. Orientalist*. 494
 Olrik, Axel, *skandinav. Gelehrter*. 507
 Omar der Grosse, *Kalif*. 203, 503
 Orcagna, Andrea, *ital. Maler*. 318
 Origines, *christl. Kirchenlehrer*. 500
 Osman I., *türkischer Sultan*. 380, 516
 Otto I., der Grosse, *deutsch-röm. König und Kaiser*. 234, 235, 236, 237, 238, 243, 244, 251, 505, 506
 Otto II., *deutsch-röm. König und Kaiser*. 237, 238
 Otto III., *deutsch-röm. König und Kaiser*. 238, 239, 241, 244, 506
 Otto IV., *deutsch-röm. König und Kaiser*. 274, 276
 Ottokar II., *König v. Böhmen*. 351, 356, 512
 Ovid, *römisch. Dichter*. 152, 322
 Palestrina, *päpstl. Kapellmeister*. 455, 520
 Palladio, Andrea, *italien. Baumeister*. 456
 Palma, Jacopo, d. A., *venezianischer Maler*. 415
 Palma, Jacopo, d. J., *venez. Maler*. 415
 Palmer, R. L., *englischer Historiker*. 522
 Papinianus, Aemilius, *römischer Jurist*. 500
 Parmenides, *griechisch. Philosoph*. 96
 Paracelsus, Theophrastus, *deutsch. Naturphilosoph*. 373, 519, 520
 Parmenion, *makedonischer Feldherr*. 109, 110
 Patrick, *Missionar der Iren*. 501
 Patry, R., *französ. Historiker*. 522
 Pastor, L. v., *österreichischer Historiker*. 512
 Paul III., (Farnese) *Papst*. 404, 444, 445, 452, 455
 Paul IV., (Caraffa) *Papst*. 453, 520
 Paulsen, F., *deutscher Pädagoge*. 515
 Paulus, *Apostel*. 162, 213, 423, 426, 437, 457, 499
 Paulus, Julius, *römischer Jurist*. 500
 Pedersen, J., *dänisch. Orientalist*. 495
 Pedro, *König v. Aragon*. 276
 Perikles, *athenischer Staatsmann*. 94, 98, 102, 495, 496
 Petrarca, Francesco, *ital. Humanist*. 315, 317, 323, 324, 325, 326, 328, 356, 511, 512
 Petrie, Ch., *engl. Historiker*. 515
 Petrus, *Apostel*. 213, 214, 243, 246, 275, 276, 292, 293, 342, 354, 421, 457
 Perugino, Pietro, *umbrisch. Maler*. 331
 Ptahkotp, *ägyptischer Grosser*. 60
 Phidias, *griechisch. Bildhauer*. 97
 Philipp v. Schwaben, *deutsch. König*. 274, 276
 Philipp der Grossmütige, *Landgraf v. Hessen*. 437, 438, 440, 519
 Philipp I., *König v. Frankreich*. 262, 265
 Philipp II., Augustus, *König von Frankreich*. 268, 276, 284, 344, 508, 510
 Philipp IV., der Schöne, *König von Frankreich*. 341, 344, 348, 512
 Philipp, *Erzherzog von Österreich*. 364
 Philipp II., *König v. Makedonien*. 108, 109, 112, 496
 Philipp II., *König v. Spanien*. 457,

- 464, 465, 466, 467, 468, 469, 470, 474, 475, 480, 483, 520
 Philo, jüd. Philosoph. 499
 Pilatus, Pontius, römisch. Prokurator. 161
 Pindar, griechisch. Dichter. 98
 Pinturicchio, italien. Maler. 331
 Pippin d. Mittlere, Hausmeier des Frankenreiches. 504
 Pippin d. Jüngere, König des Frankenreiches. 212, 214, 215, 217, 504
 Pirenne, H., belgischer Historiker. 504, 511, 515
 Pisano, Niccolò, Bildhauer. 350
 Pisistratus, Tyrann von Athen. 91, 495
 Pittard, E., französ. Gelehrter. 492
 Pius II., (Aeneas Silvius Piccolomini) Papst. 416
 Pizarro, Francisco, spanischer Entdecker. 403, 519
 Platon, griechisch. Philosoph. 104, 105, 106, 158, 322, 323, 334, 335, 423, 496
 Plautus, T. Maccius, römisch. Komödiendichter. 151
 Platonow, S. F., russischer Historiker. 503, 517
 Platzhoff, W., deutsch. Historiker. 522
 du Plessis-Mornay, Philippe, franz. Publizist. 522
 Plinius, der Jüngere, römischer Naturforscher. 499
 Plischke, H., deutscher Historiker. 518
 Plutarch, röm. Geschichtsschreiber. 499
 Plotinos, spätantiker Philosoph. 177, 334, 500
 Poète, M., französ. Gelehrter. 515
 Poliziano, Angelo, italien. Humanist. 333, 422
 Pollard, A. F., englischer Historiker. 520
 Polo, Marco, italien. Forschungsreisender. 389, 400
 Polyklet, griech. Bildhauer. 97
 Polykrates, Herrscher von Samos. 67
 Pompejus, Gn., röm. Feldherr und Staatsmann. 159, 140, 141, 142, 143, 146, 498
 Pompejus, Sextus, röm. Politiker. 146
 Ponce de Leon, Juan, span. Statthalter. 403
 Poseidonios, griechischer Gelehrter. 156
 Praxedis, Kaiserin, Gemahlin Heinrichs IV. 247
 Praxiteles, griechischer Bildhauer. 97, 496
 Preuss, K. Th., deutscher Völkerkundler u. Religionswissenschaftler. 492
 Protagoras, griechisch. Philosoph. 100
 Properz, römischer Dichter. 152
 Psammetich, König v. Ägypten. 67
 Ptolemäus, antiker Geograph. 400
 Ptolemaios II., Philadelphos, König v. Ägypten. 496
 Pulci, Luigi, florent. Dichter. 334
 Pyrrhos, König v. Epirus. 126, 497
 Pythagoras, griech. Philosoph. 96, 106
 Rabelais, F., französischer Dichter. 462, 471
 Rachfahl, F., deutscher Historiker. 522
 Raffael Santi, italien. Maler. 106, 412, 422, 423, 518
 Raimund, Graf v. Toulouse. 262
 Raimund VI., Graf v. Toulouse. 291
 Ramses II., der Grosse, König von Ägypten. 65, 66
 Ramses III., König v. Ägypten. 65, 66
 Ramses IX., König v. Ägypten. 66
 Ranke v., Leopold, deutscher Geschichtsschreiber. 479, 491, 520, 522

- Rassow, P., deutscher Historiker. 520
 Reitzenstein, R., deutscher klass. Philologe. 500
 Reinald, Graf zu Dassel, Kanzler, Erzbischof v. Köln. 269, 508
 Reinmar der Alte, deutscher Dichter. 508
 Reischauer, A. K., nordamerik. Gelehrter. 518
 Reuchlin, Johannes, Humanist. 372
 Richard, Graf v. Cornwallis. deutscher König. 350, 510
 Richard I., Löwenherz, König von England. 255, 273, 508
 Richard II., König v. England. 361
 Richard III., König v. England. 345
 Richelieu, Jean Armand du Plessis, Kardinal, franz. Staatsmann. 417, 479
 Riemenschneider, Tilmann, deutsch. Bildhauer. 376
 Rienzi, Cola, röm. Tribun. 321, 511
 Robbia, Luca, della, italien. Bildhauer. 350
 Robert Bruce, König v. Schottland. 259, 513
 Roger II., König v. Sizilien. 265, 278
 Roland, (Hruotland) Markgraf v. Bretagne. 295, 328, 413
 Rollo (Robert), Herzog v. d. Normandie. 229
 Romanow, Michael, russ. Zar. 386, 387
 Romano, Giulio, röm. Maler. 422, 456
 Ronsard, Pierre de, französ. Dichter. 478
 Rörig, F., deutscher Historiker. 515
 Rosenberg, A., deutsch. Historiker. 498
 Rostovtzeff, M., russ. Historiker. 496, 500
 Roxane, persische Prinzessin, Gemahlin Alexanders d. Gr. 111
 Rubens, Peter Paul, deutsch-niederländischer Maler. 471
 Rudolf I. v. Habsburg, deutsch-röm. König und Kaiser. 330, 351, 352, 356, 365, 512
 Rudolf II., deutsch-römisch. König und Kaiser. 459, 460, 463, 521
 Ruprecht III., v. d. Pfalz, deutsch König. 359
 Ruysbroeck, Johann, niederländischer Mystiker. 361
 Rurik, Herr von Novgorod. 231, 505
 Sabatier, P., französ. Theologe. 510
 Sachs, Hans, deutscher Dichter. 374, 430, 462, 518
 Sagnac, Philippe, französ. Historiker. 491
 Saladin, Sultan von Damaskus. 273, 508
 Salmanassar I., König der Assyrer. 75
 Salmanassar II., König d. Assyrer. 75
 Salmanassar III., König d. Assyrer. 75
 Salmanassar V., König d. Assyrer. 75
 Sallust, röm. Historiker. 152, 499
 Salomo, König v. Israel u. Juda. 79, 218, 414, 494
 Samuramat, Königin-Mutter v. Assyrien. 75
 Sanherib, König der Assyrer. 75
 Sansovino, Andrea, ital. Bildhauer. 465
 Santi, Giovanni, italien. Maler. 412
 Sapor I., König v. Persien. 500
 Sapor II., König v. Persien. 500
 Sappho, griech. Dichterin. 98
 Sargon, König der Sumerer. 73
 Sargon II., König der Assyrer. 75, 494
 del Sarto, Andrea, ital. Maler. 333
 Sartorius, Quintus, röm. Offizier. 139
 Saturninus, röm. Volkstribun. 136

- Savonarola, *Florentiner Reformator*. 335, 419, 420, 421, 422, 435, 515
- Scaliger, J. C., *niederländ. Philologe*. 462
- Schäfer, H., *deutscher Ägyptologe*. 495
- Scheel, O., *deutscher Theologe und Historiker*. 520
- Schevill, F., *nordamerikanischer Historiker*. 512
- Schmidt, L., *deutscher Historiker*. 502
- Schnürer, Gustav, *deutscher Historiker*. 491
- Schongauer, Martin, *deutscher Maler*. 515
- Schramm, P. E., *deutscher Historiker*. 507
- Schulte, A., *deutscher Historiker*. 507
- Schwartz, E., *deutscher klass. Philologe*. 500
- Schwerin, Klaudius, *Freiherr v., deutscher Jurist*. 502
- Scipio, der Ältere, *röm. Feldherr*. 135
- Scipio, der Jüngere, *röm. Feldherr*. 128, 323
- Seeck, O., *deutscher Althistoriker*. 500
- Seignobos, Ch., *französ. Historiker*. 507, 517
- Seneca, Annaeus, *römischer Philosoph*. 322, 499
- Sennemut, *ägyptischer Architekt*. 61, 62
- Septimus Severus, *römisch. Kaiser*. 174, 500
- Servet, Michael, *spanischer Arzt*. 442, 519
- Sesostris der Grosse, *König von Ägypten*. 61
- Sethos I., *König v. Ägypten*. 65
- Sforza, Gian Galeazzo, *Thronfolger v. Mailand*. 419
- Sforza, Galeazzo Maria, *italienisch. Signore*. 514
- Shakespeare, William, *engl. Dichter*. 485, 486, 522
- Shih-huang-ti, *chinesischer Kaiser*. 53, 495
- v. Sickingen, Franz, *deutscher Ritter*. 429, 431
- Siegmund von Ungarn, *deutsch-röm. König und Kaiser*. 358, 359, 361, 362, 363, 514
- Siegismund von Schweden, *König von Polen*. 521
- Signorelli, Luca, *ital. Maler*. 532
- Simon de Montfort, *Baron, englischer Grosser*. 512
- Sixtus IV., *Papst*. 416
- Sixtus V., *Papst*. 457
- Skanderbeg, Georg Cartriota, *albanischer Nationalheld u. Fürst*. 381, 516
- Skopas, *griech. Bildhauer*. 97
- Smith, Lucy Margaret, *engl. Historikerin*. 507
- Smith, S., *englischer Assyriologe*. 494
- Smith, V. A., *englischer Historiker*. 492
- Sokrates, *griechischer Philosoph*. 103, 104, 496
- Solon, *Gesetzgeber von Athen*. 91, 495
- Sophokles, *griechisch. Dramatiker*. 99, 495
- Spartakus, *thrakischer Gladiator*. 139, 498
- Spengler, O., *deutscher Gelehrter*. 15
- Stählin, K., *deutscher Historiker*. 517
- Stein, E., *deutscher Althistoriker*. 500, 502
- Steindorff, G., *deutscher Ägyptologe*. 493
- Steinhausen, G., *deutscher Kulturhistoriker*. 504
- Stephan II., *Papst*. 504
- Stephan der Heilige, *König von Ungarn*. 228, 506

- Stevenson, W. B., *engl. Historiker*. 510
- Stilicho, *spät-römisch. Staatsmann*. 186, 187
- Stoss, Veit, *deutscher Bildhauer*. 576, 463
- Strieder, J., *deutscher Wirtschaftshistoriker*. 510
- Strunz, F., *deutscher Historiker der Naturwissenschaften*. 515
- Sturm, Jakob, *Strassburger Politiker*. 442
- Sueton, *römischer Historiker*. 153, 499
- Sulejman der Grosse, *türkischer Sultan*. 383, 444, 518
- Suleiman, *türk. Sultan*. 380
- Sulla, L. Cornelius, *römisch. Diktator*. 137, 138, 139, 141, 143, 145, 498
- v. Sully, Maximilian v. Bethune, *Herzog v. Rosny, franz. Staatsmann*. 477, 478
- Suphan, B., *deutscher Literaturhistoriker*. 491
- Suso, (Seuse) Heinrich, *deutscher Mystiker*. 361
- Tacitus, *röm. Geschichtsschreiber*. 152, 499
- Tarn, W. W., *engl. Althistoriker*. 497
- Tassilo, *Herzog von Bayern*. 216, 217.
- Tasso, Torquato, *ital. Dichter*. 328, 456, 521
- Tauler, Johannes, *deutscher Mystiker*. 361
- Taylor, G. R. S., *englischer Historiker*. 520
- Tchingis-Khan, (Temujin), *der grosse Khan der Mongolen*. 379, 380, 384, 387, 389, 516
- Teje, *Königin v. Ägypten*. 64
- Temperley, Harold, *englischer Historiker*. 517
- Terenz, *römisch. Dichter*. 151
- Teresa, *spanische Heilige*. 467
- Tertullian, *christ. Kirchenlehrer*. 500
- Tetzel, Johann, *Kirchenmann*. 426
- Thales, *griechischer Philosoph*. 96
- Thankmar, *Herzog von Sachsen, Bruder Ottos I.* 234
- Theoderich, *König d. Ostgoten*. 189, 190, 218, 502
- Themistokles, *athen. Staatsmann*. 93
- Theodora, *oström. Kaiserin, Gemahlin Justinians*. 191
- Theodorich III., *letzter Merowingerkönig*. 504
- Theodosius I., *röm. Kaiser*. 184, 185, 186, 501
- Theophano, *byzantinische Prinzessin, Kaiserin, Gemahlin Ottos II.* 237, 238
- Thode, H., *deutscher Kunsthistoriker*. 510, 520
- Thomas von Aquino, *Kirchenlehrer*. 301, 454, 510
- Thomas Becket, *Erzbischof von Canterbury*. 507
- Thomas von Kempen, *religiöser Schriftsteller*. 514
- Thompson, J. W., *nordamerik. Historiker*. 502
- Thukydides, *griech. Geschichtsschreiber*. 101, 105
- Thutmosis I., *ägyptischer König*. 62
- Thutmosis II., *ägyptischer König*. 62
- Thutmosis III., *ägyptischer König*. 62
- Ti, *ägyptischer Hofbeamter*. 60, 61
- Tiberius, *römischer Kaiser*. 153, 499
- Tibull, *römischer Dichter*. 152
- Tiglatpileser I., *König der Assyrer*. 74
- Tigranes III., *König v. Armenien*. 140

- Tile Kolup, *der falsche Friedrich*, 512
 Timur Leng (Tamerlan), *mongolischer Herrscher*. 381, 387, 516
 Tintoretto, Jacopo Robusti, *venez. Maler*. 415
 Titus, *röm. Kaiser*. 171, 499
 Tizian, *venez. Maler*. 415, 464, 520
 Toynbee, A., *englischer Historiker*. 15, 491
 Trajan, Marcus Vulpius, *röm. Kaiser*. 164, 172, 173, 409, 457, 499, 500
 Trevelyan, G. M., *engl. Geschichtsschreiber*. 482, 507
 Troeltsch, E., *deutscher Theologe und Philosoph*. 491, 520
 Tutanchaton (Tutanchamun) *König v. Ägypten*. 64, 65, 495
 Tyler, Wat, *englisch. Volksführer*. 342
 Tyrtaios, *griech. Dichter*. 98
 Ulrich V., *Herzog von Württemberg*. 366
 Ulpianus, Domitius, *römischer Jurist*. 500
 Urban II., *Papst*. 261, 262, 265
 Urban VIII., *Papst*. 456
 Valens, *röm. Kaiser*. 185, 186, 501
 Valentin, V., *deutscher Historiker*. 518
 Valentinian I., *röm. Kaiser*. 501
 Valerian, *röm. Kaiser*. 500
 Valla, Lorenzo, *Humanist*. 517
 Varus, *röm. Feldherr*. 170, 499
 Vasari, Giorgio, *florent. Maler und Kunstgeschichtsschreiber*. 350
 Vasco da Gama, *portug. Seefahrer*. 401, 402, 517
 Vasilev, A. A., *russ. Historiker*. 502
 Veneziano, Bonifazio, *venez. Maler*. 415
 Vergil, P. Maro, *römisch. Dichter*. 152, 322, 324, 327, 412, 499
 Verocchio, Andrea, *ital. Bildhauer*. 353, 512
 Veronese, Paolo, *venez. Maler*. 415
 Vespasian, *röm. Kaiser*. 171, 499
 Vespucci, Amerigo, *ital. Geograph*. 403
 Vico, G. B., *italien. Geschichtsphilosoph*. 15, 491
 Vignola, Giacomo Barozzi da, *Baumeister*. 456
 Viktor IV., *Papst*. 268, 269
 da Vinci, Lionardo, *ital. Künstler*. 312, 419, 511, 518
 Vischer, Peter, *deutscher Erzbildner*. 376, 463
 Vercingetorix, *gallischer Feldherr*. 145
 Vogel, W., *deutsch. Historiker*. 515
 Vogt, J., *deutscher Althistoriker*. 498
 Vossler, K., *deutscher Philologe*. 512
 Vries, Jan de, *niederländischer Historiker*. 502
 Waldemar IV., *König v. Dänemark*. 515
 Waldus, Petrus, *französ. Kirchenreformer*. 291, 508
 Walter von der Vogelweide, *deutscher Dichter*. 295, 509, 510
 Wasa, Gustav, *König v. Schweden*. 518
 Watson, F., *englischer Schriftsteller*. 522
 Weber, Alfred, *deutsch. Nationalökonom*. 491
 Weber, Max, *deutscher Soziologe*. 511, 520
 Weber, W., *deutscher Althistoriker*. 500, 501
 Weinbaum, M., *deutscher Historiker*. 516
 Weisbach, W., *deutscher Kunsthistoriker*. 522
 Wellhausen, J., *deutscher Religionshistoriker*. 494
 Wells, H. G., *englischer Schriftsteller*. 491

- Wenzel I., *der Heilige, König von Böhmen*. 505
 Wenzel der Faule, *deutsch. König*. 358, 359, 361, 362, 514
 van der Weyden, Rogier, *niederl. Maler*. 348
 Wiclif, Johann, *engl. Reformator*. 342, 343, 346, 361, 513, 515
 Wickert, L., *deutscher Gelehrter*. 500
 Widukind, *westfälischer Edeling*. 216, 504
 v. Wilamowitz-Möllendorf, U., *deutscher Altertumswissenschaftler*. 496
 Wilcken, U., *deutscher Althistoriker*. 496
 Wilding, P., *engl. Schriftsteller*. 520
 Wilhelm, Graf von Holland, *deutscher Gegenkönig*. 285
 Wilhelm II., *der Eroberer, Herzog d. Normandie, Wilhelm I., König v. England*. 244, 247, 255, 256, 262, 506
 Wilhelm I. von Nassau, *Fürst von Oranien*. 469, 470, 520, 522
 Wilhelm I., *König v. Sizilien*. 508
 Willard, Th. A., *nordamerikan. Gelehrter*. 518
 Willibrod, *britisch. Missionar*. 215
 Willrich, F. A., *deutscher Altertumswissenschaftler*. 496
 Wissowa, G., *deutscher klass. Philologe*. 500
 Wladimir, *der Heilige, Grossfürst v. Kiew*. 506
 Wladislaw, *König v. Polen, Ungarn u. Böhmen*. 514
 Wolff, M. J., *deutscher Literaturhistoriker*. 522
 Wolfram von Eschenbach, *deutsch. Epiker*. 296, 508
 Wolsey, Th., *Kardinal, engl. Staatsmann*. 479, 520
 Workman, H. B., *engl. Kirchenhistoriker*. 515
 Wood, W. A., *englischer Generalkonsul*. 518
 Wright, F. A., *englischer klass. Philologe*. 497
 Wulfila, *gotischer Bischof*. 186, 501
 Wullenweber, Jürgen, *Lüb. Bürgermeister*. 444
 Xerxes, *Grosskönig von Persien*. 95, 495
 Xenophanes, *griech. Philosoph*. 96
 Zarathustra, *pers. Religionsstifter*. 82, 83, 84, 160, 177, 206, 207, 494
 Zeller, E., *deutscher Philosoph*. 496
 Zenon, *griechisch. Philosoph*. 112, 496
 Zwingli, Ulrich, *Schweiz. Reformator*. 438, 439, 441, 518, 520